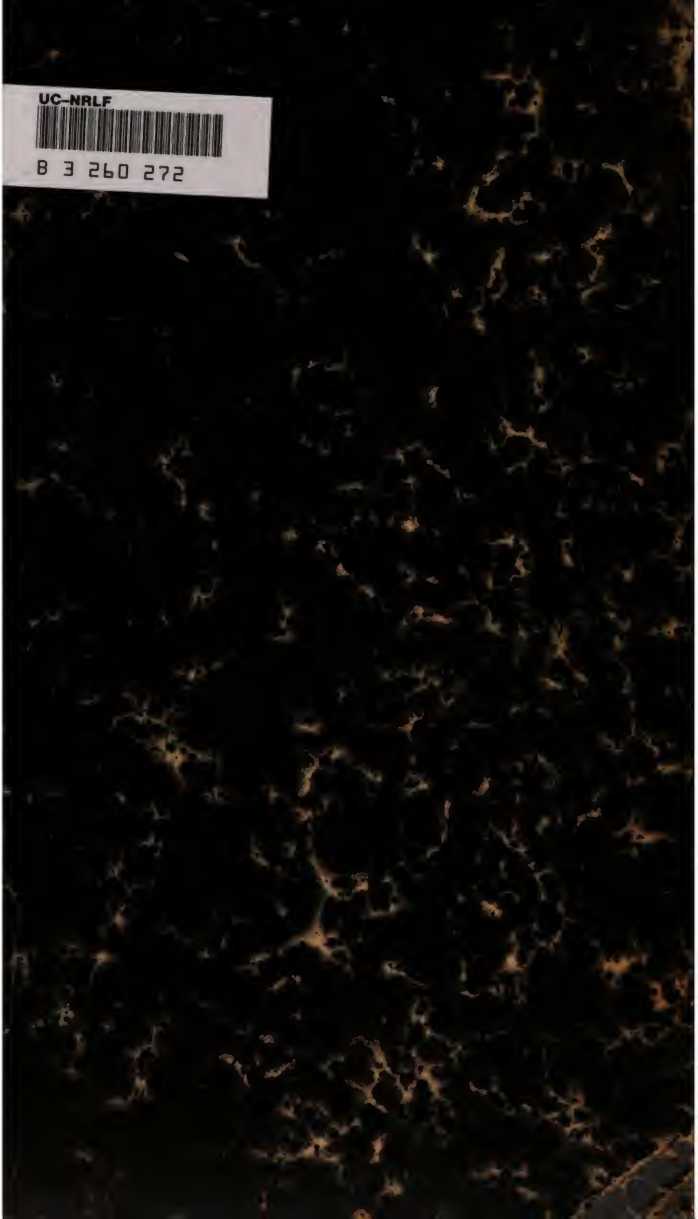
UC-NRLF
B 3 260 272

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Received Oct 1886
Accessions No. 32169 Shelf No.

Deutſche Rundſchau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XXIX.

(October — November — December 1881.)

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amſterdam, Seyffardt'ſche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Baſel, Chr. Meyri. — Brüſſel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapeſt, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobſen & Co. — Bukareſt, Sotſchek & Co. — Capetown, J. H. Roſe. — Chriſtiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp K. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. C. J. Karow's Univerſitäts-Buchhandlung. — Konſtantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoeſt & Sohn. Wilhelm Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — Liverpool, Charles Scholl. — London, R. Buchwald. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleſchal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobſen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Gutkhoff'ſche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Guſtav E. Stechert. E. Steiger. — Odeſſa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, G. Fiſchbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Auguſt Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Korabi. — Piſa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loeſcher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barthaus. — Stockholm, Samſon & Wallin. — Tanunda (Süd-Auſtralien), F. Baſedow. — Tiflis, C. Baerenſtamm. — Valparaiſo, E. Niemeyer & Inghirami. — Warſchau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

AP30
I45
v.29

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß

zum

neunundzwanzigsten Bande (October — December 1881).

		Seite
I.	Getheiltes Herz. Novelle. Von **Paul Heyse**	1
II.	Gambetta. 1870—1880. Von **Colmar Freiherrn von der Goltz**	35
III.	Besuche im Jenseits. Von **Ferdinand Hiller.** I.	66
IV.	Kaiser Nikolaus von Rußland und die Julirevolution. (Nach neuen Actenstücken.) Von * * *	86
V.	Die Herren Banditen. Von **Gustav Kloerke**	108
VI.	Aus der Zeit des Consulats. In Briefen und Tagebuchblättern Karl Benedict Hase's. Mitgetheilt von **O. Heine,** Director des Magdalenen-Gymnasiums in Breslau. I. . . .	124
VII.	Graf Moltke's und Adolf Menzel's Büsten von Begas. Von **Hermann Grimm**	136
VIII.	Kunst und Kunstgeschichte: Künstler und Kunstforscher. Von **Robert Vischer**	141
	Ausstellung von Schülerarbeiten königlicher Kunstschulen. Von **H. A. L.**	149
IX.	Die bevorstehenden deutschen Reichstagswahlen. Von * * *	151
X.	Schiller's Briefwechsel mit dem Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Neue Briefe des Herzogs. Von **L. Max Müller**	155
XI.	C. Ferd. Meyer's „Hutten". Von **Adolf Frey**	159
XII.	Entgegnung von **Ernst Haeckel**	163
XIII.	Literarische Notizen	164
XIV.	Literarische Neuigkeiten	166
XV.	Das Brigittchen von Trogen. Von **Conrad Ferdinand Meyer**	169
XVI.	Besuche im Jenseits. Von **Ferdinand Hiller.** II. . . .	189
XVII.	Die Söhne in der Laokoon-Gruppe. Von **H. Brunn** .	204
XVIII.	Der Boden und sein Zusammenhang mit der Gesundheit des Menschen. Von **Max von Pettenkofer**	217

(Fortsetzung umstehend.

		Seite
XIX.	Antonio Panizzi. Von **Karl Hillebrand**	235
XX.	Die Idee von Kant's „Kritik der reinen Vernunft". Zum hundertjährigen Jubiläum der letzteren von Prof. Dr. **Benno Erdmann** in Kiel	253
XXI.	Friedrich Arnold Brockhaus. Von **Friedrich Kapp**. I.	274
XXII.	Die Poesie des Unbewußten. Novelletchen in Correspondenzkarten von **Marie von Ebner-Eschenbach**	287
XXIII.	James Abram Garfield. Von **Friedrich Kapp**	296
XXIV.	Culturfriede. Von * * *	299
XXV.	Die diesjährige Kunstausstellung in Berlin. Von **H. K. L.**	308
XXVI.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	316
XXVII.	Erzählende Literatur. Von **Adolf Frey**	324
XXVIII.	Literarische Notizen	326
XXIX.	Literarische Neuigkeiten	328
XXX.	Die Neraide. Novelle von **Hans Hoffmann**	331
XXXI.	Der Bericht eines russischen Gouverneurs vom Jahre 1867. Von † † †	353
XXXII.	Friedrich Arnold Brockhaus. Von **Friedrich Kapp**. II.	371
XXXIII.	Die Eisenbahnprojecte der Franzosen in der Sahara und im Sudan. Von **Oskar Lenz**	392
XXXIV.	Eugen Rambert und die Literatur der französischen Schweiz. Von Prof. **H. Breitinger** in Zürich	405
XXXV.	Aus der Zeit des Consulats. In Briefen und Tagebuchblättern Karl Benedict Hase's. Mitgetheilt von **O. Heine**, Director des Magdalenen-Gymnasiums in Breslau. II.	424
XXXVI.	Col du Lion. Von Dr. **Paul Güßfeldt**	438
XXXVII.	Vor seiner Geburt. Von **Salvatore Farina**. Aus dem Italienischen von **Ernst Dohm**	454
XXXVIII.	„Neue Romane." Von **Otto Brahm** und **Adolf Frey**	475
XXXIX.	Freifrau von Bunsen	478
XL.	Weihnachtliche Rundschau	481
XLI.	Literarische Neuigkeiten	489

Getheiltes Herz.

Novelle

von

Paul Heyse.

Es war noch nicht spät, als ich die Gesellschaft verließ, eine von denen, die erst nach Mitternacht so recht belebt zu werden pflegen. Aber ein dumpfes Unbehagen, das ich mitgebracht hatte, wollte den guten Weinen und dem nicht schlechteren Humor, der das Bacchanal würzte, nicht weichen, und so ersah ich einen günstigen Augenblick, mich auf Französisch zu empfehlen.

Als ich aus dem Hause trat und die ersten Züge der reinen Nachtluft einsog, hörte ich, daß Jemand die Treppe herunter mir nachkam und meinen Namen rief.

Es war L., der Aelteste und Ernsthafteste unseres Kreises, dessen Stimme ich den ganzen Abend kaum ein paarmal aus dem Geschwirre der übrigen herausgehört hatte. Ich schätzte ihn sehr und freute mich immer, ihm zu begegnen. Nur gerade jetzt war mir's um keines Menschen Gesellschaft zu thun.

„Es hat Sie auch fortgetrieben," sagte er, indem er zu mir trat und aufathmend einen Blick gegen den sternenfunkelnden Frühlingshimmel warf. „Wir waren Beide nicht recht am Platz unter diesen verhärteten Junggesellen. Als ich Sie fortschleichen sah, überfiel mich ein melancholischer Neid, den Sie mir wol verzeihen werden. Nun geht er nach Hause, dacht' ich, zu seiner lieben Frau, die schon lange schläft, und tritt auf den Fußspitzen an ihr Bett, und sie schlägt wol noch einmal die Augen aus dem Traume auf und fragt: Bist du schon da? Hast du dich gut unterhalten? Du mußt mir morgen erzählen! — Oder sie hat sich über einem Buche festgelesen und öffnet selbst die Thür, wenn sie Ihren Schritt auf der Treppe hört. — So empfangen werden, das heißt noch, irgendwo auf dieser Welt zu Hause sein. In meiner Wittwerklause erwartet mich Niemand mehr. Nun, ich habe es zwölf ganze Jahre besessen, ich bin immer noch besser daran, als unsere jungen Freunde droben, die von dem Besten, was die Erde bietet, keine Ahnung haben und über die Frauen reden wie die Blinden von der Farbe. Oder sind Sie nicht auch der Meinung, daß man sie nur halb kennen lernt, wenn man immer nur von Hörensagen und mit der üblichen Ironie von einer „besseren Hälfte" spricht?"

Damit legte er seinen Arm in den meinigen, und wir gingen langsam die menschenleere Straße hinab.

„Sie wissen, lieber Freund," sagte ich, „daß ich ein Ehe-Fanatiker bin und guten Grund dazu habe. Wenn ich es heute Abend unterließ, den Heiden das Evangelium zu predigen, geschah es nur aus Unlust, überhaupt den Mund zu öffnen, da mir nicht ganz wohl war. Darum fürchtete ich auch, meine in diesem Gebiet erprobte Beredsamkeit möchte mich heute im Stich lassen. Denn wahrhaftig, es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß ich allein es mit einer ganzen Rotte hartgesottener Hagestolzen aufgenommen hätte."

„Ich bewundere Ihren Muth," versetzte er. „Ich für mein Theil werde stets durch ein unvernünftiges Herzklopfen verhindert, den Spöttern Stand zu halten; es kommt mir wie eine Entweihung vor, aus der Schule zu schwatzen, in der man das tiefste und schönste Geheimniß des Menschenlebens hat ergründen lernen."

„Sie haben wol Recht," sagte ich, „und ich selbst habe mir dann und wann Vorwürfe darüber gemacht, daß ich mich verleiten ließ, was man allenfalls in Versen beichten darf, in Prosa gleichsam als ein wissenschaftliches Problem abzuhandeln. Und doch reizen mich gewisse einfältige Reden immer wieder zum Protestiren. Wenn ich hören muß, daß die Ehe der Tod der Liebe sei, daß die Verpflichtung zur Treue die Leidenschaft erstücke und, weil Niemand Herr seines Herzens sei, gerade der redlichste Mensch sich am Meisten bedenken müsse, einen Bund für's ganze Leben zu schließen, geht mir der Aerger über das thörichte Geschwätz mit der Vernunft durch, und ich fange an von Dingen zu reden, die man doch an eigener Haut erlebt haben muß, um sie nicht für überschwängliche Hirngespinnste zu halten."

Er erwiderte Nichts hierauf, und so gingen wir eine Weile stumm neben einander her. Ich merkte, daß er in Erinnerungen versunken war, die ich nicht stören wollte. Ich wußte Nichts von seiner Ehe, als daß er schon seit vielen Jahren seine Frau betrauerte, wie wenn er sie gestern erst verloren hätte. Eine alte Dame, die sie gekannt, hatte mir von ihr gesagt, sie sei ein unwiderstehlicher Mensch gewesen, mit Augen, die Niemand, der hineingeblickt, je wieder habe vergessen können. Ihrer Tochter, die seit Kurzem verheirathet war, war ich einmal in einer Gesellschaft begegnet: eine ganz liebliche junge Person, aus der ich aber nicht viel herausbringen konnte.

L. war in jüngeren Jahren Militär gewesen, hatte sich nach einer schweren Verwundung im schleswig-holstein'schen Kriege auf ein Landgut zurückgezogen und dort mit Frau und Kind seine schönsten Jahre verlebt. Seit er Wittwer geworden war, trieb ein Geist der Unstäte ihn durch die Welt, und nur von Zeit zu Zeit tauchte er bei seinen alten Freunden wieder auf, um bald wieder zu verschwinden.

Noch jetzt war er ein schöner, stattlicher Mann, das Haar, obwol von grauen Streifen durchschossen, stand dicht und kraus um die hohe, dunkelfarbige Stirn, und in den Augen leuchtete eine stille Flamme, die von unvergänglicher Jugend sprach.

An der nächsten Querstraße stand er still. „Mein Weg führt eigentlich

dort hinunter," sagte er. „Aber wenn Sie nichts dagegen haben, begleite ich Sie noch eine Strecke. Mein Schlaf ist seit einiger Zeit nicht viel werth, und „was im Schlaf für Träume kommen mögen", taugt auch nur selten etwas. Ueberdies reise ich in wenigen Tagen wieder ab. Wer weiß, wann wir einmal wieder miteinander plaudern können."

Wir setzten unsern, oder vielmehr meinen Weg fort, aber das Plaudern wollte eine ganze Weile nicht recht in Fluß kommen. Der laue Nachtwind hatte etwas Einlullendes wie das Summen eines Wiegenliedes, die Sterne blinzelten wie Augen, die sich mit Mühe offen halten. Ein feiner Dunst zog langsam über den Himmel herauf und wob einen Schleier über das blitzende Firmament. „Geben Sie Acht," sagte ich, „wir werden aus dem ersten Schlaf geweckt werden durch ein Frühlingsgewitter."

Er antwortete nicht, blickte auch nicht gegen den Himmel, sondern unverwandt auf den Boden. Plötzlich fing er an: „Wissen Sie, was ich immer beklagt habe? Daß Spinoza nie verheirathet war. Wie wäre das seiner Ethik zu Gute gekommen! Denn von gewissen Problemen hat auch er keine Ahnung gehabt, und ich muß immer denken, wie er sich zu ihnen gestellt haben würde, wenn sie ihm nahe getreten wären."

„Welche meinen Sie?" fragte ich.

„Sie wissen, daß er zuerst die Macht der Vernunft über unsere Leidenschaften geleugnet und den tiefsinnigen Satz aufgestellt hat, ein Affect könne nur durch einen stärkeren verdrängt werden. Was aber geschieht, wenn zwei gleich starke Affecte sich neben einander desselben Gemüthes bemächtigen?"

„Gibt es denn aber zwei ganz gleiche Leidenschaften?" fragte ich. „Ich habe dergleichen nie an mir erfahren und bin geneigt, es auch in der Theorie so lange zu bezweifeln, bis es mir ad hominem demonstrirt wird."

„Man hat freilich keine Wage für Affecte," erwiderte er. „Wer es aber erlebt hat, wird über die unheimliche Thatsache nicht in Zweifel sein. Nur daß man es einem Dritten schwer begreiflich machen kann, weil die psychologische Constellation, unter der allein dieser Fall sich ereignet, sehr selten zu Stande kommt und fast nie, wie andere Experimente, mit ruhigem Blick beobachtet wird. Sie selbst als Novellist würden mit einem solchen Ereigniß kaum etwas anfangen können. Sie müssen es ja ohnehin oft genug hören, daß Ihre psychologischen Probleme gesucht seien und der Wahrscheinlichkeit entbehrten. Die wunderlichen Leute! Sie wollen etwas Neues erfahren, und wenn man ihnen erzählt, was nicht auf allen Gassen gefunden wird, rümpfen sie die Nasen. Wenn ein Botaniker eine neue Pflanze entdeckt und beschreibt, die etwa zufällig die Blüthe an der Wurzel hat, statt oben am Stengel, fällt es Niemand ein, seine Wahrhaftigkeit in Zweifel zu ziehen. Aber ein neues Gewächs aus der Menschenflora, das dem gedankenlosen Spaziergänger bisher noch nicht vorgekommen, erlaubt er sich ohne Weiteres als eine abenteuerliche Erfindung zu bezeichnen."

„Sie vergessen," warf ich ein, „daß man Dichtungen mit dem Herzen genießen will, nicht bloß „zur Kenntniß nehmen", und daß das Herz Alles ablehnt, was ihm nicht blutsverwandt ist. Ich denke daher sehr milde über den

lesenden Durchschnittsmenschen. Er interessirt sich ja auch im Leben nur für gewisse Dinge, die er versteht, schätzt und begehrenswerth findet: Geld und Gut, bürgerliche Ehre, Familienglück und dergleichen mehr. Darum liebt er auch in Büchern nur Geschichten, in denen es sich um Reich und Arm, um Spitzbuben und honette Menschen, wenn's hoch kommt, um das bischen sogenannte Liebe handelt, das zur Schließung einer angenehmen Ehe nöthig ist. Was darüber ist, ist vom Uebel. Heimlich zwar lebt in jeder Menschenbrust eine stille Ahnung, daß es etwas Herrliches sei um das Nicht-Alltägliche, um ein Gefühl z. B., von dem die Seele bis zum Ueberfließen, ja bis zum Sprengen aller irdischen Bande ausgefüllt ist. Aber mein armer weiser Leopardi hat sehr Recht: die Welt verlacht die Dinge, die sie sonst bewundern müßte, und tadelt, wie der Fuchs in der Fabel, was sie eigentlich beneidet. Eine große Liebesleidenschaft z. B. mit ihren großen Wonnen und Schmerzen wird allgemein beneidet und darum möglichst lebhaft getadelt. So ungefähr sagt er, und ich habe es überall bestätigt gefunden, im Urtheil der Menschen über Leben und Dichtung. Störe mir meine Cirkel nicht! ruft der friedliche Bürger der Leidenschaft zu, die wie ein gewappneter Mann in sein Haus einbricht. Und wenn er selbst sich hinlänglich gedeckt fühlt im Panzer seines Schlafrockes, der hieb- und stichfester ist als Stahl und Eisen, fürchtet er für Kinder und Enkel und die zartere Brust seines Weibes. Obwol im Grunde die Gefahr nicht so groß wäre. Nur was man als wahr erkannt, hat Gewalt über die Seele, und wie selten in unserer kühlen Welt ein starker Affect oder ein Herzenstrieb, der nicht im Katechismus steht, auch nur als wahrscheinlich empfunden wird, haben Sie ja selbst eben zugestanden."

„Gewiß," sagte er, „und darum habe ich auch noch nirgend von jenem seltsamen Fall, dessen ich gedachte, eine Spur gefunden, weder bei Psychologen, noch in Romanen. Einmal dachte ich, bei Einem, den ich doch für einen Dichter halte, etwas Aehnliches zu finden, als ich in A. de Musset's Novellen auf den Titel stieß: Les deux maîtresses. Es war aber eine Attrape. Der Held liebt die Eine und kokettirt mit der Andern. Das ist tausendmal dagewesen. Was ich aber meine —"

Er brach ab und es schien ihn fast zu gereuen, sich so weit herausgewagt zu haben. Ich hütete mich wol, nur das leiseste Wort zu äußern, das ihm meinen gespannten Antheil hätte verrathen können. Ich wollte ihm kein Vertrauen ablocken, das er mir nicht ganz frei gewähren mochte. Auch wußte ich, daß es eine Geisterstunde gibt für lang begrabene Geschichten, in welcher sie die Riegel der verschlossensten Brust sprengen und heraufsteigen, um noch einmal im Zwielicht des Sternenhimmels umzugehen. Man muß dann seine Zunge hüten, da ein unbedachtes Wort die scheuen Gespenster wieder in ihre Gruft zurückschrecken kann.

So schwieg ich und wartete. Wir kamen an einem Eschenwäldchen vorbei, unter dessen Wipfeln, die stark im Winde rauschten, ein paar Heimathlose friedlich auf den Bänken lagen und schliefen. Im dunkelsten Winkel des schattigen Bezirkes stand eine leere Bank. „Ist es Ihnen recht," sagte L., „so setzen wir uns dort einen Augenblick. Am liebsten machte ich es wie die Strolche dort und übernachtete hier sub divo. Der Föhn liegt mir in den Gliedern."

Dann, als wir eine Weile stumm neben einander gesessen hatten: „Wovon sprachen wir doch?“ fing er wieder an. „War's nicht von der Unfähigkeit der Menschen, sich mit der Phantasie in Zustände zu versetzen, die sie nicht selbst erlebt haben? Wie kann man es ihnen aber auch zumuthen, da sogar der Einzelne nicht immer zu fassen vermag, was er an sich selbst nur allzu unleugbar erlebt?

Und wenn ich jetzt an jene Zeit zurückdenke, da ich doch aus der Entfernung Alles mit ruhigerem Blick betrachten könnte, scheint nicht auch mir selbst zuweilen mein eigenes Herz ein Räthsel?

Ihnen freilich wird gerade das, was den Meisten unverständlich bliebe, nur natürlich scheinen, daß nämlich die Leidenschaft, die ich für meine Frau fühlte, durch die Jahre des ungetrübtesten Glückes nicht geschwächt, sondern nur noch gesteigert wurde. Man könnte sagen, daß jede erste und tiefe Herzensneigung etwas Künstlerisches hat. Wie der Bildner und Poet den Stoff, der in ihm gezündet, mit unermüdlichem Eifer in sich trägt und hegt, ihn immer inniger seinem Ideal nahe zu bringen strebt, so hat auch die Liebe, falls sie sich nicht etwa in ihrem Gegenstand vergriffen hat, eine unendliche Aufgabe. Aber ich merke, auch dieses Gleichniß hinkt ein wenig. Lassen wir es fallen. Sie sollen nur wissen, daß ich einer der Glücklichen war, die den Besitz eines geliebten Wesens jeden Tag als ein neues Geschenk der gnädigen Götter hinnehmen und noch eine Art Bräutigamsstimmung in sich fühlen, wenn das jüngere Ebenbild der theuren Frau schon aus den Kinderschuhen herauswächst.

Ich weiß nicht einmal, ob Sie das noch besser begriffen haben würden, wenn Sie diese Frau gekannt hätten. Es sind Manche an ihr vorbeigegangen, ohne zu ahnen, welch ein seltenes Wesen aus diesen stillen, Alles verstehenden Augen in die Welt sah. Ich selbst freilich hatte in der ersten Stunde, die mich mit ihr zusammenführte, mich unauflöslich an sie gebunden gefühlt. Aber ich will sie Ihnen nicht zu schildern versuchen. In diesem Augenblick, wie es mir mit den theuersten Menschen zu gehen pflegt, sehe ich selbst ihr Bild nur in schwankenden Umrissen, da ich doch die gleichgültigsten Gesichter bis auf jedes Fältchen zu zeichnen wüßte. So geschah es mir auch, als ich sie noch besaß. Ich trug immer nur das Gefühl von ihrer Person *im Ganzen* mit mir herum, und wenn sie dann wieder vor mich hintrat, war's wie eine neue Erscheinung. Sie galt Vielen nicht für eine Schönheit, auch hatte sie nicht die leiseste Neigung, zu gefallen. Anderen schien sie eines der reizendsten Geschöpfe, die man nur sehen könne, mit keiner anderen der blos hübschen jungen Frauen auch nur von ferne zu vergleichen. Ich habe oft darüber nachgedacht, was dieser geheime Zauber an ihr gewesen sein mag. Ich kam zu keiner anderen Erklärung, als daß bei den meisten liebenswürdigen Menschen ihre einzelnen guten Eigenschaften zu verschiedenen Zeiten wirken, bei ihr aber in jedem Moment das ganze Naturell in die Erscheinung trat. Güte, Klugheit, Ernst und Heiterkeit, Grazie und unerschütterliche Kraft, sie hatte immer ihren ganzen Schatz beisammen. Aber ich sehe, ich gerathe doch in's Schildern und Preisen. Ich will nur sagen, daß das erste Begegnen mit diesem einzigen Wesen über mein Schicksal entschied.

Auch merkte ich sofort, daß es nicht eine der plötzlich aufflammenden, kurz-

lebigen Passionen war, wie ich sie in meinem leichtsinnigen Officiersleben schon mehrfach durchgekostet hatte. Bisher hatte ich nie, selbst in der stärksten Fiebergluth, an eine Verbindung für's Leben denken können, ohne ein stilles Grauen über den Verlust meiner Freiheit zu empfinden. Hier zum ersten Mal und in der ersten Stunde wußte ich, daß es sich um mein Seelenheil handelte, daß ich mich nie wieder Herr meiner selbst fühlen würde, auch wenn ich ihr ewig fern bleiben müßte.

Auch konnte ich die Ungewißheit, wie sie von mir denke, nicht lange ertragen. Ich war ziemlich verwöhnt durch leicht errungene Gunst, wo es mir darum zu thun gewesen war. Dennoch überraschte und kränkte es mich kaum, als sie mir gestand, mein Umgang sei ihr ganz angenehm und es werde sie freuen, mich oft zu sehen. Aber ein leidenschaftliches Gefühl, wie ich es ihr entgegenbrächte, könne sie mir nicht zurückgeben, und sie denke von einer Verbindung auf Tod und Leben zu hoch, um nur so mit halbem Herzen darein zu willigen, wie in Etwas, das man so gut thun wie lassen könne.

Sie wurde mir nur noch theurer durch diese Weigerung. Aus jeder anderen Hand hätte ein Korb meine Eitelkeit verwundet. Ihr gegenüber traten alle niederen und kleinen Regungen zurück, und das Beste im Menschen wurde aufgeregt, als allein ihr ebenbürtig.

Ich dachte auch nicht daran, mich nun grollend oder schmachtend zurückzuziehen, um mich vermissen zu lassen. Nachdem der erste Schmerz verwunden war, kam es mir als eine tollkühne Anmaßung vor, daß ich mich ihr angetragen hatte. Ich glaubte diese lächerliche Uebereilung nicht besser wieder gut machen zu können, als indem ich ohne alle Ansprüche in ihrer Nähe blieb. Ihre Eltern machten ein lebhaftes geselliges Haus, in dem ich nach wie vor gern gesehen wurde, da ich mich bemühte, heiter zu sein und sogar jede Regung von Eifersucht auf diesen und jenen Leidensgefährten zu unterdrücken. Meine Nächte waren freilich von schlimmen Anfällen heimgesucht, und mehr als einmal brütete ich über den schwärzesten Entschlüssen.

Nun stellen Sie sich vor, wie mir ward, als ich eines Morgens eine Zeile von ihrer Hand erhielt, ich möchte sie im Laufe des Tages besuchen, sie habe mir etwas Wichtiges zu sagen.

Als ich bei ihr eintrat, traf ich sie allein. Sie kam mir in einer Bewegung entgegen, wie ich sie noch nie an ihr wahrgenommen hatte, streckte beide Hände nach mir aus und rief: „Sie leben! Gott sei Dank!“ — Dann erzählte sie mir, daß sie gegen Morgen einen furchtbaren Traum gehabt, wo sie mich todt, mit einer tiefen Wunde an der Stirn vor sich habe liegen sehen. Da sei plötzlich ein namenloser Jammer über sie gekommen, etwas wie eine verschüttete heiße Quelle sei in ihrem Innersten aufgebrochen und habe unversiegliche Fluthen durch ihre Augen ergossen. In diesem Augenblicke habe sie gefühlt, daß sie mich über Alles liebe und mir nachsterben müsse, wenn ich nie wieder zum Leben erwachte. Wie sie dann aus dem Traume aufgefahren sei und sich besonnen habe, sei das Glück, daß sie mich nicht verloren, ihr fast verhängnißvoll geworden; denn ihr Herz habe so heftig geklopft, als ob es ihre Brust sprengen wolle, und kaum habe sie das Billet an mich zu schreiben vermocht.

Seit diesem Morgen ist jener heiße Quell nie versiegt, bis sie starb. Wenn ich jetzt zurückdenke — nein, ich darf es nicht; ich würde Ihnen als ein sonderbarer Schwärmer erscheinen, oder im besten Fall Sie mit Bekenntnissen langweilen, die Ihnen nichts Neues bieten können. Ich bin kein Poet; und selbst Dante hat das Paradies mit allem Aufwand von Farben und Tönen nicht vor der Eintönigkeit retten können.

Wir freilich erlebten darin täglich etwas Neues, zumal seit unser Kind auf der Welt war. Es war ein liebenswürdiges Kind. Und doch dauerte es lange, bis ich es um seiner selbst willen lieben lernte. In den ersten Jahren war es mir nur gleichsam darum an's Herz gewachsen, weil es das Kind dieser Mutter war, und gefiel mir nur insoweit, als es ihr ähnlich sah. Es war so zu sagen nur ein Reiz mehr an dieser geliebten Frau, daß sie einem solchen Kinde das Leben geschenkt hatte. Dies Alles sag' ich Ihnen nur, damit Sie wissen, wie schrankenlos die eine Leidenschaft mich ausfüllte, wie sie mit den Jahren nicht kühler und vernünftiger wurde.

Ja es war ihr sogar gelungen, eine andere Passion, der ich von früh an all' meine freie Zeit gewidmet hatte, nach und nach zu verdrängen, daß sie sich kaum noch hie und da vorwagte. Ich war schon auf der Cadettenschule ein eifriger Geiger gewesen, glaubte ohne Musik nicht leben zu können, und als ich dahinter kam, daß meiner Frau das intimste Wesen der Musik fremd war, hatte es mich einen Augenblick geschmerzt. Was aber hätte ich nicht bald als überflüssig oder gar störend von mir abgethan, wenn sie keinen Antheil daran nehmen konnte! Ja, ich überredete mich ohne Mühe, daß das Fehlen dieses Sinnes sie nur noch vollkommener machte. Ihre helle, sichere Natur, die immer mit sich selbst in's Reine kam, scheute vor den mystischen Abgründen, dem seelischen Zwielicht zurück, in welche die Töne uns hineinlocken. Es ward ihr unheimlich, daß sie das Wort dieser bestrickenden Räthsel nicht finden konnte, wie wenn sie dadurch in eine sittliche Collision hineingerissen würde, die keine reine Lösung zulasse. So war es nicht Unempfindlichkeit gegen diese Welt, sondern vielmehr Ueberempfindlichkeit, was ihr gerade zum Allergewaltigsten den Zugang versperrte. Ein Volkslied, eine Tanzmelodie wußte sie durchaus zu würdigen. Eine Beethoven'sche Symphonie that ihr weh, ja konnte sie der Verzweiflung nahe bringen.

Dagegen hatte sich ihr ganzer Kunstsinn in ihren Augen gesammelt. Sie genoß alles Sichtbare mit dem feinsten Tact, und die Linien eines Gesichtes, einer Landschaft, eines Gebäudes konnte sie stundenlang betrachten. Auch war ihre Hand früh geübt worden, ohne daß sie auf ihre Zeichnungen und Aquarelle Werth legte. Denn der Virtuosität ihres Schauens kam ihr Talent des Nachbildens nicht nach. Ueberdies hatte sie auf unserm Landgut in der Mark, unter ganz nüchternen Umgebungen und reizloser Staffage, wenig Gelegenheit, sich weiter auszubilden.

So ruhten — aus sehr verschiedenen Gründen — unser Beider Talente. Nur sehr selten geschah es, daß es mich förmlich wie ein physisches Bedürfniß ergriff, wieder einmal meine Geige aus dem Kasten zu holen und eins der alten Lieblingsstücke durchzuspielen. Ich that das ganz im Geheimen an irgend einer

entlegenen Stelle des Waldes. Wenn die Luft gebüßt war und ich fast wie ein rückfälliger Sünder wieder nach Hause kam, mußten wir Beide lachen, wenn sie mir mit der Geige unterm Arm begegnete. Sie redete mir häufig zu, mich nicht an ihre Schwäche zu kehren; vielleicht könne ich sie noch davon heilen. Mir war aber mehr an der ungetrübten Heiterkeit ihres Blickes gelegen, als an allen Sonaten der Welt.

Etwa acht Jahre hatten wir so gelebt, fast immer für uns und nur selten durch kleinere Ausflüge und Besuche in der Hauptstadt daran erinnert, daß es noch eine Welt jenseits unseres Fichtenwäldchens gab. Da erkrankte unser Kind an den Masern und behielt davon allerlei böse Nachwehen, besonders eine Reizbarkeit des Halses, die unser Arzt gleich im Beginn durch den Aufenthalt in weicherer Luft zu beseitigen rieth.

So entschlossen wir uns kurz, obwol die Ernte noch im Gange war, aufzubrechen und mit unserm Liebling an den Genfersee zu flüchten, an den meine Frau von der Zeit her, die sie dort in einer französischen Pension verbracht, eine sehnsüchtige Erinnerung bewahrt hatte.

Wir fanden in Verner, wo damals noch nicht die Riesenhôtels das schöne Ufer unsicher machten, ein allerliebstes Haus ganz nach unsern Wünschen, nur eben für ein Dutzend Gäste eingerichtet, mitten in einem immergrünen Garten gelegen, mit der herrlichsten Aussicht über den See und die Berge des südlichen Ufers. Im ersten Stock richteten wir uns ein, in zwei geräumigen Zimmern. In dem kleineren schlief meine Frau mit dem Kinde, das größere daneben mit einem geräumigen Balkon diente als Wohnzimmer, und Nachts wurde auf dem breiten Divan mein Lager aufgeschlagen. Dieselbe Wohnung im Erdgeschosse unter uns war von einem englischen Paar in Beschlag genommen, das uns die ersten Tage durch erbarmungsloses Spielen auf einem ganz wohlklingenden Pianino beunruhigte, dann aber abreiste und eine Stille zurückließ, daß wir uns wie die ersten Menschen in diesem Paradiese vorgekommen wären, wenn nicht die gemeinsamen Mahlzeiten in einem eleganten Speisesälchen uns täglich zweimal daran erinnert hätten, daß wir noch Halbgötter neben uns hatten.

Gleich am ersten Abend war ich durch eine zärtliche Hinterlist meiner lieben Frau überrascht worden. Als ich ihren und des Kindes großen Koffer auspackte, den sie zu Hause selbst gefüllt hatte, stieß ich ganz unten auf etwas Hartes, das sich alsbald als mein Geigenkasten entpuppte. Ich fiel ihr um den Hals, da ich ihr glückseliges Lächeln sah, daß sie dies so klug und verstohlen angestellt hatte. „Wenn ich meinen Farbenkasten mitgebracht habe," sagte sie, „durfte dein Instrument doch nicht zu Hause bleiben. Ich weiß hundert Punkte hier unten am See und auf dem Wege nach Montreux, wo ich stundenlang meine Pfuschereien treiben kann, während du hier unten deine unheimlichen Geister beschwörst."

Doch kam es anders, als ich selbst in der ersten Rührung über ihre liebevolle Absicht gedacht hatte. Der Kasten blieb ungeöffnet, wol eine Woche verging, ohne daß mich ein musikalischer Gedanke anwandelte. Ich konnte stundenlang auf dem Balcon sitzen, ein Buch in der Hand, in das ich nicht hineinblickte, nur versunken in das erhaben-liebliche Bild, das vor mir ausgebreitet

lag. Oder ich begleitete Weib und Kind auf ihren Spaziergängen, und wenn meine Frau in den Schluchten zwischen Montreux und Veytaux sich niederließ, eine der prachtvollen Kastanien zu zeichnen, oder die weißen Häuser mit Feigen und Weinlaub umrankt, die über den Abhängen vorschimmern, streckte ich mich im Schatten neben sie hin, plauderte mit dem Kinde, das sichtlich wieder aufblühte, und war so wunschlos in meinem Gott vergnügt, daß jener Sultan, der durch die weite Welt vergebens nach dem Hemd des Glücklichen suchen ließ, bei mir endlich an den rechten Mann gekommen wäre.

Nun hatte ich sie Beide eines Morgens allein hinauswandern lassen, um ein paar drängende Briefschulden abzutragen. Es war der schönste, stillste Tag, kein Lüftchen furchte den Spiegel des See's, ich hatte den Tisch vor die offene Balconthüre gerückt und freute mich der tiefen Ruhe im Hause, als ich plötzlich in dem Zimmer unter mir das verhängnißvolle Clavier, das ich so oft verwünscht, wieder erklingen höre, und noch dazu so laut, daß auch die untere Balconthüre offen stehen mußte. Im ersten Aerger wollte ich wenigstens die meine schließen; aber ich hatte noch nicht zwei Minuten zugehört, so ließ ich den Thürgriff wieder fahren und trat sogar über die Schwelle hinaus, um keinen Ton zu verlieren.

Diese zehn Finger, die unten das Bach'sche Präludium aus dem wohltemperirten Clavier spielten, gehörten keiner Engländerin. Gestern Abend noch ganz spät waren neue Gäste unten eingezogen, so hatte das Zimmermädchen berichtet; ein französischer Herr und eine Dame, Bruder und Schwester. Wer von Beiden jetzt musicirte, wußte ich natürlich nicht. Aber aus dem Anschlag, obwol er fest und energisch war, wo es erfordert wurde, rieth ich auf die Schwester. Ich habe selten ein so vollkommen schönes, klares und gleichsam ausgereiftes Spiel gehört; und doch war kein Hauch sogenannter classischer Objectivität darin, sondern ein sehr persönlicher Reiz; als ob die Stimme der Spielerin mit ertönte, als ob ein warmer Athem zu mir heraufwehte. Auch hätte ich meinen Kopf darauf verwetten wollen, daß die Spielerin brünett sei und doch jene grauen Augen habe, die die Spanier „grüne Augen" nennen. Ich weiß, daß dies Unsinn ist; aber es ist nicht der einzige, dessen Sie mich schuldig finden werden, und der darum nicht minder Macht über mich hatte, weil sich der gesunde Menschenverstand dagegen sträubte.

Sie wissen, daß Gounod zu diesem Präludium eine Geigenstimme hinzucomponirt hat. Die Puristen und Bach-Pedanten wollen davon nichts wissen. Sie ist aber von so einschmeichelndem Klang, daß jeder Geiger sie auswendig weiß. Es dauerte daher nicht lange, so hatte ich mein Instrument aus dem Kasten geholt, es nothdürftig gestimmt und den Bogen angesetzt. Und nun begann das wunderliche Duett in zwei Stockwerken, mit einer Ruhe und Correctheit, als wäre es auf's Schönste eingeübt. Wir kamen nicht in das leiseste Schwanken; niemals war meine Violine besser bei Stimme gewesen, und das Pianino klang so voll und weich, als wäre es über Nacht in den mächtigsten Concertflügel verwandelt worden.

Als wir zu Ende waren, trat eine Pause ein, in welcher ich mit einigem Herzklopfen darauf wartete, ob eine andere Annäherung als durch Töne beliebt

werden würde. Ich trat auf den Balcon, in der Hoffnung, die Spielerin werde auch ihrerseits sich auf der Terrasse blicken lassen. Aber ein neues Stück, das sie begann, zog mich alsbald in's Zimmer zurück. Diesmal war es ein Chopin'sches Impromptu, das ich genau kannte. Denn gerade, seit ich selbst nicht mehr so viel spielen mochte, hatte ich unendlich viel Musik gelesen, und mein Gedächtniß war sehr geübt worden. Ich griff also wieder zu dem Bogen und erfand mir eine discrete Begleitung zu jener etwas barocken, aber tief leidenschaftlichen musikalischen Confession. Dann kam etwas von Schumann an die Reihe, und dann so fort, mit Grazie in infinitum. Ich glaube, wir haben in Einem Strich drei volle Stunden gespielt. Als meine Frau endlich nach Hause kam — es war die Stunde des zweiten Frühstücks — fand sie mich über und über erhitzt und in Schweiß gebadet.

Sie hörte gerade noch die letzten Tacte einer Beethoven'schen Sonate, zu der ich einfach die Oberstimme mitgegeigt hatte. „Was hast du dir denn für ein Duett eingerichtet?" fragte sie lächelnd und lachte vollends, als sie hörte, daß ich meinen Partner so wenig kannte, wie sie. „Um so besser!" sagte sie. „Nun hab' ich den Geigenkasten doch nicht umsonst eingepackt, und wenn ich stundenlang Kastanienstudien mache, weiß ich dich versorgt und aufgehoben."

Ich machte einen Versuch, etwas Scherzhaftes zu erwidern. Es fiel aber unglücklich aus. Die Musik hatte mich ganz wunderlich aufgeregt, und obwol ich nie an Ahnungen geglaubt hatte, konnte ich doch ein Vorgefühl von etwas Ungewöhnlichem, Unheilvollem nicht loswerden.

Am liebsten wäre ich vom Dejeuner weggeblieben, aber ich schämte mich doch dieser knabenhaften Regung. Und allerdings war meine Scheu, die Bekanntschaft der Spielerin zu machen, überflüssig. Sie erschien nicht bei Tische, nur der Bruder, ein schlanker, ernsthafter, junger Franzose, dessen Haar und Gesichtsfarbe auf den ersten Blick die südliche Abstammung erkennen ließen. In der That erfuhren wir später, daß Arles seine Heimath war. Doch war sein Vater ein Elsässer gewesen aus einer alten deutschen Familie, ein Kaufmann, den Handelsverbindungen in jene Stadt der schönen Frauen geführt hatte, um dort an eins der schönsten Mädchen sein Herz zu verlieren. Er hatte sich in der Folge dort angesiedelt und ein großes Bankhaus gegründet, so daß sich dem Sohn, der Neigung zur diplomatischen Carrière hatte, die Wege dazu ohne Mühe öffneten. Beide Eltern waren erst vor Kurzem gestorben, der Sohn trug noch Trauer um sie, schien aber auch sonst über seine Jahre verschlossen oder durch einen heimlichen Kummer bedrückt, so daß wir über ein paar höfliche Worte der Begrüßung nicht mit ihm hinauskamen. Seine Schwester, nach der meine Frau sich sofort erkundigte, sei noch von der Reise angegriffen, auch wol von der Musik — setzte er mit einem Seitenblick auf mich hinzu. Der Arzt habe sie ihr ganz verboten, aber sie könne nicht davon lassen.

In's Fremdenbuch, das ihm nach Tische vorgelegt wurde, schrieb er einen einfachen bürgerlichen Namen ein, darunter aber den seiner Schwester, Madame la Comtesse So und so.

Also war sie verheirathet, und vielleicht sollten wir auch ihren Mann

kennen lernen. Ich weiß nicht, warum mir das unerfreulich vorkam, da ich doch die Dame selbst noch nicht einmal gesehen hatte.

In seltsamer Spannung erwartete ich den Abend. Als wir in den Speisesaal eintraten, sahen wir das Geschwisterpaar bereits auf den Plätzen uns gerade gegenüber. Ich war aber keinen Augenblick überrascht. Genau so, wie ich sie mir gedacht, erschien mir die junge Frau, schöne dunkle Haare, leicht geringelt und ganz einfach hinten in einen dicken Knoten gebunden, das Gesicht nicht regelmäßig gebildet, aber reizend durch die dunkle Elfenbeinfarbe und die schönen Zähne, und richtig: graue Augen, die Iris von einem dunklen Ringe eingefaßt und mit leichten Goldlichtern durchschossen, unter feinen, völlig schwarzen Brauen, ganz wie ich es mir schon aus ihrem Spiel zurechtgeträumt hatte.

Auch sie war einsilbig, und wenn sie sprach, richtete sie das Wort fast nur an meine Frau. Es war mir nichts Neues, zu sehen, daß diese sich selbst die verschlossensten und sprödesten Herzen im Nu öffnete. Als wir nach dem Essen in das Gärtchen hinaustraten, über dem die Sterne funkelten, dauerte es nicht lange, so sah ich die beiden Frauen in ein eifriges Gespräch vertieft, neben einander sitzen. Man konnte nichts Liebenswürdigeres sehen, als dies so ungleiche Paar, das aber an Reiz und Adel der Gestalt und des Betragens einander durchaus ebenbürtig erschien. Auch im Wuchs waren sie einander gleich, nur daß meine Frau ein wenig voller und stattlicher erschien, die Fremde neben ihr fast mädchenhaft schlank, aber Hals und Arme, da ich sie später im leichteren Kleide sah, von vollendeter Schönheit, sehr ähnlich den Bildern von Araberinnen, die ich in der Studienmappe eines Freundes gesehen. Der Bruder hatte sich zurückgezogen, ich ging einsam, meine Cigarre rauchend, auf und ab an der niederen Brüstung der Terrasse, blickte gedankenlos über die schimmernde Seefläche, und dann und wann flog ein abgerissener Ton aus dem Gespräch der Frauen zu mir herüber. Das Kind schlief indessen oben seinen ruhigen Schlaf. Es wurde jeden Abend zu Bett gebracht, ehe wir zu Tische gingen.

„Sie ist ein höchst reizendes Geschöpf," sagte mir meine Frau, als wir hernach in unserem Zimmer allein waren, „aber noch unglücklicher, als schön und liebenswürdig. Sie lebt schon zwei Jahre von ihrem Manne getrennt, der ein mauvais sujet, ein Spieler und Verschwender ist und ihre ganze Mitgift durchgebracht hat. Als sie einsah, daß sie sich an einen Unwürdigen weggegeben hatte, bestand sie darauf, zu ihren Eltern zurückzukehren. Nun kannst du denken, daß der Tod der Mutter, die ihren sehr geliebten Mann nicht lange zu überleben vermochte, sie viel härter getroffen hat, als manche noch so gute Tochter, die aber an ihrem Mann einen Trost hat. Sie lebt jetzt mit dem Bruder; der aber, obwol er sie vergöttert, kann sie doch nicht ewig bei sich behalten. Dann ist sie ganz einsam und auf sich angewiesen, und da sie als Katholikin sich nicht von der unseligen Kette, die sie bindet, los machen kann, sieht sie in eine hoffnungslose Zukunft. Das Alles hat sie mir, da ich ihr eine lebhafte Theilnahme wegen der Trauerkleidung zeigte, ohne alle Sentimentalität erzählt, mit der Gelassenheit einer starken Seele. Nur als sie davon sprach, daß der Graf sich zuweilen bei ihr blicken lasse, um Geld von ihr zu erpressen, obwol er keinerlei Ansprüche mehr an ihr Vermögen zu machen habe, zitterte ihre Stimme,

einen so heftigen Abscheu erregt ihr schon der bloße Gedanke an diesen Elenden. Ihre Gesundheit habe unter all diesen Emotionen gelitten. Ich habe ihr versprochen, daß ich sie pflegen und hätscheln wolle, wie eine leibliche Schwester, und du hättest hören sollen, wie hübsch das klang, als ich ihr zum ersten Mal ein kleines Lachen ablockte. Das arme junge Weib! Es freut mich jetzt erst recht, daß deine Geige mitgereist ist, dein Spiel sei ihr gleich beim ersten Strich so sympathisch gewesen."

Sie konnte nicht müde werden, von der neuen Freundin zu reden. Ich neckte sie damit, daß sie sich ganz gegen ihre Art so rasch habe erobern lassen. „Nimm du dich nur selbst in Acht," entgegnete sie lachend. „Ich verstehe zwar die Sprache der Töne nicht, aber ich weiß, daß man sich mit ihnen noch weit intimere Geheimnisse beichten kann, als wir sie uns heut mit Worten vertraut haben."

So lange ein solider Fußboden dazwischen ist, hat es keine Gefahr, warf ich scherzend hin. Ich wußte aber sehr gut schon an jenem ersten Abend, daß mit diesen gefährlichen grauen Augen nicht zu scherzen war.

Auch konnte ich lange nicht einschlafen. Das Thema aus dem Präludium klang mir beständig im Ohr. Um Mitternacht stand ich einmal auf, schlich in das Zimmer nebenan und betrachtete bei dem Schein des kleinen Nachtlichtes die geliebten Gesichter meiner Frau und unseres Kindes. Das wirkte, und ich hatte eine ganz ruhige, traumlose Nacht. Aber mein erster Gedanke beim Aufwachen war gleich wieder — die Gefahr!

„Sie werden verstehen, warum ich die Sache so schwer nahm, wenn ich Ihnen sage, daß ich einer von Denen bin, bei denen sich alle innern Entscheidungen im Moment vollziehen, ganz ohne Zaudern und Schwanken, mit der stillen Gewaltsamkeit eines Naturgesetzes. Es ist in mancher Hinsicht vortheilhaft, immer gleich zu wissen, woran man mit sich selber ist, mit seinem Geist oder Herzen nicht erst lange parlamentiren zu müssen. Wie wenn ein Festungs-Commandant gar nicht in die Lage kommt, Kriegsrath halten zu müssen, weil die Uebermacht der Belagerer allzu unzweifelhaft ist. Und doch ist manchmal, wenn nur Zeit gewonnen wird, Alles gewonnen, und der Entsatz schon unterwegs, der dann zu spät kommt, wenn man sich zu rasch auf Gnade und Ungnade ergeben hat.

So wäre mir vielleicht an jenem Morgen wohler gewesen und ich hätte klüger daran gethan, wenn ich die Sache nicht als ein unentrinnbares Schicksal angesehen hätte. Die Symptome waren freilich genau dieselben, wie damals, als ich mich in meine Frau so plötzlich auf Tod und Leben verliebt hatte. Aber die Lage war doch eine sehr andere. Mit Frau und Kind und um acht Jahre älter — gestehn Sie nur, daß Sie es doch unverantwortlich finden, sich einem leidenschaftlichen Gefühl wehrlos zu überliefern, statt sich mit Händen und Füßen dagegen zu wehren und alle guten Geister des Hauses und eigenen Herdes zu Hilfe zu rufen.

Aber das Seltsame war eben, daß ich dem, was ich bisher ausschließlich und über Alles geliebt, nicht einen Augenblick durch die neue Leidenschaft untreu wurde, nicht um einen Hauch kühler an mein Weib dachte, sie etwa gar fern

wünschte, um jenes andere Gesicht allein vor Augen zu haben. Es war, wie wenn eine meiner Herzkammern bisher leer gestanden hätte und nun wäre sie besetzt worden; aber zwischen ihr und der benachbarten stand die Thür offen und die beiden Bewohnerinnen vertrugen sich auf's Beste und überschritten sogar dann und wann die Schwelle, sich Besuche zu machen.

Das mag Ihnen wie eine tändelnde Phantasterei vorkommen. Es ist nur ein armseliger Versuch, Ihnen den allerwundersamsten Zustand zu erklären, in welchem ich mich befand; nicht gleich so völlig klar darüber, wie heute, da es anfangs mir selbst wie ein Verrath an meinem treuen Weibe erschien und ich mir bittere Gewissensbisse machte. Bald aber kam ich dahinter, daß ich ihr nicht das Geringste entzog durch die seltsame Getheiltheit meines Innern, ja daß meine reine und starke Leidenschaft für sie eher neue Nahrung erhielt durch die Steigerung meines innern Lebens.

Dies Alles sage ich nur Ihnen. Tausende würden es einen Selbstbetrug oder eine krankhafte Ueberspanntheit nennen. Die Wissenschaft vom menschlichen Herzen liegt ja noch in den Windeln, so alt die Welt auch ist, und die Meisten kommen ihr Lebenlang über das ABC nicht hinaus, so erfahren sie sich auch dünken mögen.

Mir selbst, wie gesagt, war dieser Zustand neu, und ich brauchte einige Zeit, um ihn zu verstehen und ihn mir selbst zu verzeihen. An jenem Morgen blieb ich wieder zu Hause — ich hatte ja gestern von all meinen Briefen keinen einzigen zu Stande gebracht. „Ich will das Duett nicht stören!" sagte meine Frau lächelnd, als sie mit der Kleinen fortging. Aber ich rührte die Geige nicht wieder an, obwol das Pianino unter mir mich dazu aufzufordern schien. Freilich blieb auch die Feder uneingetunkt. Ich lag regungslos in meinem Amerikaner auf dem Balcon und lauschte hinunter. Es klang mir noch zauberhafter als gestern. Freilich hatte ich nun auch das Gesicht der Spielerin in deutlichen Umrissen vor mir, die schöne bleiche Farbe der Wangen, die sich durch keinen Wandel der Affecte veränderte, den Mund mit den vollen Lippen, die ohne zu lächeln, immer ein wenig geöffnet waren, die schmalen blassen Hände. Manchmal war mir's dann, als träte meine Frau hinter die Spielerin und sähe ihr über die Schulter auf das Blatt. Da verglich ich sie im Stillen; ich wußte nicht, welche reizender war; sie vertrugen sich Beide so gut neben einander, wie in meiner eigenen Empfindung.

Als meine Frau dann nach Hause kam — sie brachte eine höchst geistreiche Studie mit und das Kind die Hand voll Herbstblumen, — wunderte sie sich sehr zu hören, daß ich die Geige hatte ruhen lassen. Sie schlug mir vor, ein regelmäßiges Zusammenspielen mit der Gräfin zu arrangiren; ich wandte dagegen ein, daß das Pianino in dem Zimmer stand, wo sie zugleich wohne und schlafe, und daß ich mich nicht entschließen könne, sie zu begleiten, wenn sie auf dem elenden Clavier in dem gemeinsamen Salon spielen wollte. Bei Tische war noch ein wenig davon die Rede. Sie ging aber selbst nicht darauf ein, und so wurde das Capitel nicht wieder berührt, zumal auch ihr Bruder, der die Musik für ihre Gesundheit schädlich glaubte, kein Interesse daran hatte.

Ueberhaupt schien es, als ob wir uns nicht näher kommen sollten, ich und

die schöne Gefahr. Wenn ich irgend ein Gespräch mit ihr anknüpfte, kam es gleich wieder in's Stocken, und sie selbst redete mich fast nie ohne dringenden Anlaß an. Auf gemeinsamen Spaziergängen nahm sie den Arm meiner Frau und ging mit ihr voran, ich folgte mit dem Bruder, das Kind sprang von einem Paar zum andern und hing sich bald vertraulich an die stille fremde Dame, die sich ihr sehr freundlich bezeigte. Manchmal gab es ein Geplauder zu Vieren, in welchem meine Frau mit ihrer lieblichen Heiterkeit hervorglänzte. Sie hatte der Gräfin zugeredet, es mit ihrem gebrochenen Deutsch zu wagen, das sie von einer alten elsässischen Amme gelernt hatte. Das gab zu den lustigsten Scherzen und Neckereien Anlaß, die auch den ernsthaften Bruder ein wenig aufmunterten. Er arbeitete scharf an einer statistischen Schrift, durch die er in das Ministerium des Innern zu dringen hoffte. Uebrigens war er der angenehmste Gesellschafter, machte meiner Frau in aller Ehrfurcht den Hof, schenkte dem Kinde Früchte und Naschwerk und sang mit einer kleinen, wohlklingenden Stimme Volkslieder aus der Provence, die einzige Art musikalischen Genusses, für die er Sinn und Talent hatte.

So hörten wir denn eines Tages mit großem Bedauern, daß eine Depesche seines Chefs ihn ganz unerwartet abgerufen habe. Noch denselben Tag mußte er abreisen, doch wollte er nichts davon hören, daß die Schwester ihn begleite. Er bat uns, ihr gleichfalls zuzureden, daß sie noch ein paar Wochen dies stille Leben in der herrlichen Luft und Umgebung fortführen möchte, da ihr schon diese ersten acht Tage so sichtlich wohlgethan, ihr bessern Schlaf verschafft und die heftige Migräne, an der sie zuweilen litt, gemildert hätten.

Meine Frau umarmte sie lebhaft und erklärte, sie lasse sie auf keinen Fall schon jetzt aus ihrer Pflege. Sie habe mit ihr gewettet, es sei doch nicht unmöglich, eine leichte Röthe auf ihre sammtenen Wangen zu locken, und wenigstens vier Wochen lang wolle sie all ihre Künste aufbieten, die Wette zu gewinnen. Auch die Kleine hing sich an ihren Hals und behauptete, sie würde ihr schönes Französisch wieder verlernen, wenn Tante Lucile fortginge. Ich sagte kein Wort und wagte auch nicht sie anzusehen. Als ich aber ein kurzes: Eh bien! Je reste! von ihr hörte, war mir, wie wenn eine Hand, die mir die Kehle zusammengeschnürt, mich plötzlich wieder losließe. Ich versprach dem Bruder, gewissenhaft seine Stelle zu vertreten, und sah ihn, so sehr ich ihn liebgewonnen, doch mit einem gewissen Gefühl der Erleichterung abreisen, als ob er zwischen mir und seiner Schwester gestanden und das Feld mir nun freigegeben hätte.

Und doch änderte seine Abreise nicht das Geringste. Allerdings wurde sein Zimmer frei, in das sie nun ihr Bett hineintragen ließ, um in dem anderen, wo das Instrument stand, sich wohnlicher einzurichten. Wir besuchten sie dort ab und zu, und sie kam zu uns hinauf; aber von Duetten war keine Rede. Ja sie selbst schien die rechte Lust und Ausdauer zum Spielen verloren zu haben. Ich hörte sie noch zuweilen das Pianino öffnen und dieses und jenes mir wohlbekannte Stück anfangen. Mitten darin brach sie ab, oft mit einer bösen Dissonanz, wie in einer ärgerlichen Laune, von der sie doch sonst völlig frei war. Man hätte denken können, sie fange nur an, um meine Geige zum Mitspielen aufzufordern, und wenn ihr dies nicht glückte, sei ihr selbst die Sache plötzlich

verleidet. Ein paarmal ließ ich mich wirklich verführen. Ich gerieth aber durch das Spiel in eine so fieberhafte Aufregung, daß ich nun meinerseits mitten in einer Passage abbrach und nachher mit einer unbeholfenen Ausrede mich deshalb entschuldigte, eine Störung vorschützend, an die sie nicht recht zu glauben schien.

In Wahrheit verhielt es sich allerdings so, wie meine kluge Frau gesagt hatte: ich wußte, wie viel man in Tönen beichten kann, und scheute mich vor der Sünde, dieser Fremden zu verrathen, daß ich mein halbes Herz an sie verloren hatte.

Meine Blicke und Worte wußte ich besser zu hüten. Auch waren wir kaum jemals länger als ein paar Augenblicke allein, da sie sich viel auf ihrem Zimmer oder der Terrasse davor aufhielt, bei unsern Gängen aber in der Abendkühle meiner Frau nie von der Seite ging, so daß ich, das Kind an der Hand führend, oft eine weite Strecke hinter den beiden Frauen blieb und mein seltsames Schicksal in mir hin und her wälzte, ohne auf dem ganzen Wege ein einziges Wort an sie zu richten.

Die Abende wurden schon länger. In dem gemeinsamen Conversationszimmer war uns nie behaglich gewesen. So fanden wir uns nach dem Diner abwechselnd in ihrer oder unserer Wohnung zusammen, die Frauen mit einer Handarbeit, plaudernd oder lesend, während ich auf dem Balcon meine Cigarre rauchte, manchmal auch aus einem Buche vorlas, da sie mich gern deutsche Verse lesen hörte. Meine Frau zeichnete sie in den verschiedensten Stellungen. Ein verlorenes Profil, den Kopf auf die eine Schulter geneigt, gerieth besonders gut, und ich konnte es nicht genug betrachten. Ich weiß noch, wie ich bei einer dieser Sitzungen zum ersten Mal ihr Haar berührte, da ich bisher nicht einmal die Spitze ihres Fingers in meiner Hand gefühlt hatte. Es ging mir wie ein elektrischer Strom durch alle Nerven. Es war ein eigener Duft um sie, von einem feinen Pariser Parfüm, das sie gebrauchte. Ich wußte noch lange nachher, ob sie sich in einem Raum aufgehalten, etwa in meinem Amerikaner gesessen, oder an dem Bücherschrank im Salon gestanden hatte.

Da eines Abends, als wir uns eben rüsteten, vor dem Schlafengehen sie noch auf eine Plauderstunde zu besuchen, öffnet sich plötzlich unsre Thür, und wie ein Bild des Entsetzens stürzt sie in unser Zimmer, schiebt den Riegel vor und sinkt in den nächsten Sessel, in einen Strom von Thränen ausbrechend, so daß sie eine ganze Weile nicht zu Worten kommen konnte. Wir waren erschrocken um sie bemüht, und meiner Frau gelang es endlich, sie so weit zu beruhigen, daß sie uns in leidlicher Fassung mittheilen konnte, was vorgefallen war.

Es war Jemand, ohne anzuklopfen, bei ihr eingetreten, und als sie sich umsah, hatte er schon mitten im Zimmer gestanden, — ihr eigener Mann. Er habe sie höflich begrüßt und nach ihrem Befinden gefragt und, als ihr kein Wort aus der Kehle kam, sich auf den Divan gesetzt und gethan, als ob er hier zu Hause wäre. Trotz seiner gedämpften Stimme und bescheidenen Haltung habe sie doch gemerkt, daß eine verhaltene Aufregung in ihm vibrire, sie sei nur vor eigener Bestürzung nicht klar darüber geworden, ob der Wein oder eine andere Ursache seinen Blick unsicher und seine Stimme mühsam und rauh

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

mache. Dann habe er in gleichgültigem Tone angefangen: er wolle sie nur gleich in den Anlaß seines Besuches einweihen; in einem Genfer Spielhause sei er kahl ausgeplündert worden und sans le sou. Das Dampfschiff bis hierher habe ein guter Freund für ihn bezahlt. Er verlange nun nichts weiter, als die Mittel, sich wieder aus seinem quignon herauszureißen, und Gastfreundschaft für diese Nacht. Er werde mit diesem Sopha vorlieb nehmen.

Daraufhin habe sie ihm gegeben, was sie im Augenblick entbehren konnte, eine nicht unbeträchtliche Summe, ihn aber aufgefordert, sie sofort zu verlassen. — Ob sie noch Jemand erwarte? Er werde den Umständen Rechnung tragen und sie nicht geniren. Dabei habe er ihre Hand zu fassen gesucht und sie mit einem Lächeln betrachtet, daß ihr das Blut vor Grauen fast geronnen sei. Und da er fest entschlossen geschienen, nicht zu weichen, habe sie sich zum Schein darein gefunden und sei hinausgegangen, um angeblich einige Anordnungen für die Nacht zu treffen. Nun beschwöre sie uns, ihr beizustehen, sie vor diesem Nichtswürdigen zu beschützen.

Ich wechselte einen Blick mit meiner Frau, die das arme schöne Geschöpf, das wieder in Thränen ausbrach, wie ein krankes Kind auf ihren Schooß genommen und beide Arme um ihren zitternden Leib geschlungen hatte. So verließ ich sie und stürmte die Treppe hinunter.

Ich fand den Grafen eben im Begriff, in der weichen Sophaecke sich einem sanften Schlummer hinzugeben, so daß er mein Eintreten überhörte. Ich hatte alle Muße, mir das fatale Gesicht zu betrachten, das jene widerliche Schlaffheit zeigte, wie sie nach langer Aufregung gerade bei Spielern einzutreten pflegt. Die Lippen waren fahl, Augenlider und Nasenflügel geröthet. Uebrigens der Typus eines bel homme, der sich frühzeitig ruinirt hat, und eine tadellose Toilette.

Als er sich endlich besann, wo er war und daß ein Fremder ihm gegenüberstand, erhob er sich mit der größten Unbefangenheit und fragte, was ich wünsche.

Ich hätte ihm nur den Wunsch seiner Frau mitzutheilen: daß er ohne Verzug und ohne weiteres Aufsehen zu machen, ihr Zimmer und dies Haus verlassen möge.

Und wenn er nicht wolle?

So werde die Gräfin ihr Hausrecht brauchen.

Er sah mich mit einer kaltblütigen Insolenz an, die mir selbst in diesem peinlichen Augenblicke ergötzlich schien.

Ob ich der Hausknecht dieses Hôtels sei? fragte er, indem er ein Lorgnon vor das rechte Auge klemmte.

Wie die Frau Gräfin dazu komme, gerade mich um diesen Ritterdienst zu bitten, gehe ihn Nichts an, erwiderte ich. Ich wohnte auf Nummer so und so und stünde ihm morgen zu jeder Aufklärung, die er etwa wünschen möchte, zu Dienst. Für heute würde ich mich einfach an meinen Auftrag halten und hoffte in seinem Interesse, daß er alle unnöthigen Weitläufigkeiten vermeiden würde.

Er besann sich eine Weile, sah bald mich mit seinem unverschämten gläsernen Lächeln an, bald schien er sich in der Wohnung orientiren zu wollen. Endlich

nahm er seinen Hut, murmelte ein paar unverständliche Worte, indem er zugleich eine Cigarre hervorzog und sie an dem Armleuchter auf dem Tisch anzündete; dann verneigte er sich ganz verbindlich gegen mich und mit einem: „Auf morgen also!" verließ er das Zimmer.

Ich schloß sogleich die offene Balconthüre und das niedere Fenster, indem ich die Läden sorgfältig befestigte. Dann ging ich wieder hinauf, den raschen Erfolg meiner Sendung zu melden, natürlich ohne des Abschiedswortes zu erwähnen. Die beiden Frauen saßen neben einander auf dem Sopha, die Gräfin starr und stumm mit einem nervösen Nachzucken ihrer Erschütterung, das erst wich, als meine Frau, die ein wenig homöopathisirte, ihr ein paar ihrer Wundertropfen aufgedrungen hatte. Ich nahm ein Buch, in dem wir gestern gelesen hatten, und setzte die Lectüre fort. Keins von uns Dreien verstand nur ein Wort von dem, was ich las.

So wurde es Zehn, die Gräfin stand auf, umarmte meine Frau und ließ sich von mir die Treppe hinunterführen; denn die Angst quälte sie, er möchte dennoch Mittel und Wege gefunden haben, sich wieder einzuschleichen.

„Sie sehen, das Feld ist rein!" sagte ich lächelnd, nachdem ich in beiden Zimmern Umschau gehalten. „Sie können ruhig schlafen."

„Ruhig!" sagte sie, indem es ihren schlanken Körper wieder durchschauerte, „ruhig! Und um welchen Preis!" — Und dann, dicht an mich hintretend: „Sie haben ihn gefordet! O gewiß, er wäre nicht so rasch gegangen! Und jetzt — um mich Unselige —"

Ich suchte sie zu beruhigen, so gut ich konnte, ich versprach ihr, nichts ohne ihr Wissen zu thun — sie aber mit immer wachsender Angst: „Denken Sie an Ihre Frau! an Ihre Tochter! O Gott, wenn ich die Ursache wäre —"

Ich faßte ihre Hand, sie sank mir in leidenschaftlicher Erschütterung an die Brust, ich hielt sie so umfaßt wie im Traum und fühlte ihre schlanke Gestalt in meinen Armen beben, aber ich berührte nicht einmal ihr Haar mit meinen Lippen; in diesem Augenblicke wich alles sehnsüchtige Verlangen dem tiefen Mitleid mit dem bedrohten jungen Leben.

Und so machte ich mich von ihr los, rief ihr noch eine heitere gute Nacht! zu und ging zu den Meinigen.

Auch meine Frau hatte ich zu beruhigen. Auch sie fürchtete, der Auftritt werde Folgen haben. Ich selbst glaubte nicht daran. Ich wußte, daß in Spielern von Profession alle anderen Triebe, selbst das standesmäßige Ehrgefühl, völlig abgestumpft werden. Und ich behielt Recht.

Ich blieb den ganzen folgenden Tag zu Hause. Weder er selbst ließ sich blicken, noch schickte er irgend eine Botschaft. Die Gräfin hatte sich zu uns hinaufgeflüchtet, da sie unten in beständiger Angst vor einem Ueberfall war. Nun saßen die beiden Frauen auf dem Balcon mit ihren Stickereien, scheinbar in ganz gleichgültiger Conversation, doch nur um mich im Auge zu behalten. Es wurde aber mit keinem Wort von dem gesprochen, was uns Alle beschäftigte. Als der Tag ohne jedes Blutvergießen vorüber war, begleitete meine Frau unsere Freundin in ihre Wohnung; sie blieb diese Nacht bei ihr. Am folgenden

Tage hörten wir, der Graf sei schon wieder in Genf, von wo er bald darauf in irgend ein rheinisches Hazardbad verschwand.

Sie werden begreifen, daß dies Intermezzo uns noch enger an einander schloß. Wir waren fast den ganzen Tag zusammen, und ich wunderte mich zuweilen, wie arglos meine Frau, die doch sonst um all meine Gedanken zu wissen pflegte, selbst ehe sie mir ganz klar geworden, dies unheilvolle Spielen mit dem Feuer geschehen ließ, ja förmlich begünstigte. Sie trug auch kein Bedenken, uns unter vier Augen zu lassen, und freilich geschah mir selbst kein Gefallen damit. Ich verschanzte mich dann meist hinter einem hartnäckigen Schweigen, das jedem Dritten als die äußerste Unart erschienen wäre; ja, ich versagte mir selbst das Glück, sie anzusehen, und spielte den Verdrossenen, Zerstreuten, Vielbeschäftigten, was sie Alles hinnahm, ohne es auffallend zu finden.

Auch ihre Laune, die Anfangs gleichmäßig gewesen war, eine sanfte, hochherzige Schwermuth, wurde ungleich und änderte sich oft im Handumdrehen. Sie ließ das aber nur meine Frau empfinden, die sie dann freundschaftlich schalt oder einen Anfall von wilder Empörung gegen ihr Schicksal mit schwesterlicher Güte und Geduld zu besänftigen suchte.

Unter uns sprachen wir nicht mehr von ihr. Doch begegnete ich manchmal einem seltsam fragenden Blicke meines Weibes, wenn ich zufällig vom Lesen aufsah, wie ein Arzt einen Schwerkranken beobachtet, neben dessen Lager er wacht.

Ich war freilich krank, noch nicht so sehr, daß ich nicht nach Heilmitteln gesucht hätte, doch mit immer geringerer Hoffnung, eins zu finden.

Die Musik, zu der ich griff, um mich ein wenig auszutoben, goß nur Oel in's Feuer. Wenn ich eine Stunde so für mich allein phantasirt hatte, fing unten das Clavier seine Gegenrede an, so daß es kein Gespräch oder Duett wurde, aber ein Verhandeln mit einander in langen Monologen. Nur an zwei Vormittagen überließ ich mich diesem gefährlichen Labsal, das in einen Rausch endigte. Dann versuchte ich's mit einer langen Entfernung und machte eine Kletterpartie in die Berge, die mich eine Nacht fern hielt. Da erlebte ich so recht in mir, was ich Ihnen gleich zu Anfang gesagt: die neue Leidenschaft war nicht stärker als die alte, nur ihr ebenbürtig. Ich vermißte beide geliebte Wesen mit gleicher Sehnsucht, ja ich konnte sie in meinen Gedanken nicht mehr von einander trennen, und als ich sie wiedersah, hatte ich zweimal dasselbe Herzklopfen.

Ich war aber noch nicht so weit in meiner Philosophie, daß ich dies hingenommen hätte, wie Etwas, das ganz in der Ordnung wäre, das vernünftig sei, weil es sei, unrecht, weil es gegen unsere Landessitten verstieß, aber nichts weniger als unsittlich, da es Niemand weh that und mich mit mir selbst nicht entzweite, vielmehr mein Inneres erst ganz ausfüllte. Nein, damals fand ich doch, es sei ein großes Unglück und könne eine Schuld werden, wenn es das Glück und die Ruhe meiner geliebten Frau untergrabe. Und so grübelte ich unabläßig, wie ich mich dieser Macht wieder entziehen könnte, wär es auch um den Preis, die Hälfte meines getheilten Herzens abzutödten und für immer zu ersticken.

Wir hatten so etwa noch vierzehn Tage seit dem Fortgehen des Bruders neben einander hin gelebt, jeder Tag brachte etwas Neues, einen Ausflug zu Schiff, eine Wanderung zu den nächsten Oertern, immer die Frauen voran und ich mit dem Kinde hinterdrein; da kamen wir eines Nachmittags an dem Landungsplatz unten im Garten zusammen, weil wir eine Fahrt im Kahn nach Chillon vorhatten. Ich war der Erste, da ich das Boot weiter unten in Verney gemiethet hatte, von einem Schiffer, der mir seinen ältesten Sohn, einen derben vierzehnjährigen Burschen, zum Rudern mitgab. Gleich darauf kam die Gräfin, in einem schwarzen Barège-Kleide, durch dessen feines Gewebe ihre schönen Schultern und Arme vorschimmerten, eine Granatblüthe im Haar, den Strohhut an den Arm gehängt. Ich hatte sie nie so schön gesehn und nie so blaß. „Sie sind krank," sagt' ich. „Sie leiden von der Schwüle." — „Was thut das?" erwiderte sie. „Ich leide noch weit schlimmer, — am Leben! Wo ist Ihre Frau?"

Indem kam mein Weib, da ich der Freundin eben in den Kahn geholfen hatte, kam aber ohne das Kind. Es sei nicht ganz frisch, klage über Kopfweh, sie wolle doch lieber mit ihm zu Hause bleiben, auch das Wetter sei unsicher. Sofort erhoben wir uns, um gleichfalls wieder auszusteigen. Davon wollte aber meine Frau Nichts wissen. Es sei nicht ein Schatten von Gefahr und Sorge; ich wisse ja, wie es bei unserem Liebling komme und gehe, sie werde sich zu ihr setzen, ihr etwas vorzulesen, und wünsche uns eine glückliche Fahrt.

Damit entfernte sie sich schon wieder, nachdem sie dem Kahn einen kleinen Stoß mit dem Fuß gegeben, und obwol uns Beiden, die wir nun in die Wellen hinausglitten, nicht sehr leicht und vergnüglich zu Muth war bei diesem nothgedrungenen Tête-à-tête, hatte doch Keines den raschen Muth, es einzugestehen und sofort wieder an's Land zurückzulenken.

Ich hatte das zweite Paar Ruder ergriffen und holte so kräftig aus, als gälte es eine Wettfahrt, — blos um des Sprechens überhoben zu sein. Sie saß mir nahe gegenüber, ich sah aber nur ihre kleinen Füße und ein Stück ihres Kleides, da ich die Augen eigensinnig gesenkt hielt. Da fing sie plötzlich an von meiner Frau zu reden, mir eine lange leidenschaftliche Liebeserklärung für sie zu machen. Sie sprach erst von ihrer Güte und Herzenswärme, ihrem feinen Verstande, ihrem raschen und festen Willen, jedes Wort traf das Rechte; eine förmliche Photographie ihres inneren Wesens. Dann schilderte sie ihr Aeußeres, Zug für Zug, mit der idealisirenden Gründlichkeit eines Verliebten, und nachdem ich lange nur hatte zuhören dürfen, fragte sie, wie ich sie kennen gelernt, wie sie sich damals betragen habe. Ich erzählte nun von jener ersten Zeit, und während ich mir Alles zurückrief, fühlte ich, mit tiefem Glück und Dank, daß sich Nichts geändert hatte, daß mein guter Stern noch mehr gehalten, als er damals versprach, daß selbst die Frau, der ich jetzt gegenübersaß, daran nichts ändern könne. Wir sprachen französisch. Fast wäre mir das Wort entschlüpft: Rien n'est changé; il n'y a qu'un amour de plus.

Aber ich hielt an mich, ich erhob mich nur ein wenig von meinem Sitz, reichte ihr die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie sie so kennen und lieben."

Ihre Hand lag in meiner wie eine Todtenhand.

Wir hatten uns nicht weit in den See hinaus gewagt, der schon ein wenig zu gähren anfing. Sie wissen, wie rasch er aus der tiefsten Ruhe in den wildesten Aufruhr übergeht, und über den Savoyer Bergen stand ein dunkles Wolkenungethüm, auf das unser Schifferbursch von Zeit zu Zeit sachkundige Blicke warf. Als wir daher an dem Felsen, auf welchem Schloß Chillon steht, anfuhren und die ersten Stoßwellen mit schmalen silbernen Kämmen gegen das Ufer branden sahen, schlug ich vor, den Rückweg zu Fuß zu machen. Sie sah mich mit einem Blick an, der sie mir plötzlich zu einem unheimlichen fremden Wesen machte, aber eine noch größere Macht über mich hatte, als ihr gewöhnlicher sanfter und ergebener Ausdruck.

„Fürchten Sie den Sturm?"

„Nicht für mich," sagte ich. „Auch kann ich schwimmen wie ein Fisch. Ich habe aber die Pflicht, Sie wohlbehalten wieder an's Land zu bringen."

„Ich entbinde Sie von jeder Sorge um mich. Wer leiden soll, stirbt nicht. Kommen Sie! Wenden Sie den Kahn!"

„Nun denn," sagt' ich, „vogue la galère!" und hin fuhren wir mitten durch die langen heftigen Wellen, während die Luft über uns sich immer mehr verfinsterte und nur die Häuser von Montreux im grellen Sonnenschein zu uns herabsahen. Es donnerte leise über den Felsgipfeln drüben, doch fiel kein Tropfen. So wie wir ruderten, war unser Ziel in einer starken halben Stunde zu erreichen. Keins sprach ein Wort. Sie hatte ihren Schleier über das halbe Gesicht gezogen, so daß ich nur den blassen Mund sehen konnte, der ein wenig geöffnet war und dann und wann zuckte, mehr verächtlich als schmerzlich. Plötzlich erhob sie sich, stieg über das Bänkchen hinweg und ging auf den Burschen zu, der am Steuerruder saß. „Was haben Sie vor?" rief ich. — „Nichts Böses. Ich will den Steuermann nur ein wenig ablösen. Ich verstehe mich ganz gut darauf." — Eh ich dazwischen treten konnte, hatte sie dem jungen Menschen das Steuer aus den Händen genommen und saß auf seinem Platz. Mir war nicht ganz wohl dabei; ihre Stimme klang so seltsam. Aber ich ließ sie gewähren, um keine Zeit zu verlieren, und verdoppelte meine Anstrengung. Da sah ich nach einer kurzen Zeit, daß sie dem Kahn eine Wendung gegeben hatte, die ihn mitten in den hochgehenden See hineintrieb. Die zarten Arme aber hatten so viel Kraft, daß ich nicht sogleich dagegen an konnte, was ich am liebsten stillschweigend gethan hätte. Und zugleich erkannte ich hieraus, daß es ihre volle Absicht war. „Sie steuern falsch!" rief ich ihr zu. „Ich bitte Sie um Alles in der Welt, geben Sie das Steuer wieder ab. Wir kommen mitten in den Sturm."

„Meinen Sie?" erwiderte sie leise. „Ich denke, Sie fürchten ihn nicht! Sehen Sie nur die schönen Wellen! Sie thun auch nichts Böses, sie nehmen einen viel weicher in den Arm als die Menschen. Sehen Sie nur, sehen Sie! Kann es etwas Lustigeres geben?"

Eine hohe Woge schlug über uns herein, wir waren im Augenblick bis auf die Haut durchnäßt. Zugleich fuhr ein erster schwerer Blitz an der schwarzen Bergwand nieder.

Ich mochte die Ruder nicht loslassen, ich befahl dem Jungen, sich wieder

an's Steuer zu setzen, er zuckte die Achseln und wies nach der Gräfin, die unbekümmert um Alles, was um sie her vorging, in's Weite starrte. Wir waren dabei schon so weit vom Ufer abgekommen, daß wir die Häuser in dem grauen Gewitterzwielicht kaum noch unterscheiden konnten.

Ich mußte ein Ende machen. Ich stand auf, winkte dem Schifferburschen, meine Ruder zu fassen, und schritt schwankend und taumelnd nach dem anderen Ende des Bootes. Ihre Augen trafen mich durch den Schleier mit einem festen drohenden Blick.

„Seien Sie vernünftig!" sagte ich auf Deutsch zu ihr. „Ich werde dies nicht länger dulden. Geben Sie mir das Steuer, wollen Sie? Nun denn —"

Und mit einem raschen Griff warf ich meine Hände um ihre schlanken Handgelenke und drückte sie so stark, daß das Steuerruder zurückfuhr. Ich hielt sie so einen Augenblick fest umklammert, obwol ich ihr wehthun mußte. Sie gab keinen Laut des Schmerzes von sich, sie sah mich nur unverwandt an, mit einem Blick des Hasses oder der tiefsten Empörung, etwa eine Minute lang. Dann verwandelte sich ihr Ausdruck, der Mund zitterte, die Augen schlossen sich mit einem unsäglichen Zug des Jammers und der Verzweiflung; als ich ihre Hände freigab, stürzte sie mir plötzlich zu Füßen, und ich hörte nichts als ein dumpfes Stöhnen und die Worte: „Pardonnez-moi! Je suis une folle!"

Ich mußte nach dem Steuer greifen und konnte ihr nur in meiner Angst und Bestürzung zuflüstern, sie solle sich zusammennehmen und wieder aufrichten. Sie that es auch, und nach wenig Augenblicken saß sie wieder auf dem Bänkchen, jetzt aber mir abgewandt, das Gesicht auf die Brust gesenkt. Ich richtete kein Wort mehr an sie, ich hatte alle Kraft aufzubieten, den Kahn wieder in den rechten Curs zu bringen und nun dem Lande zuzusteuern. Nur hatte die kurze Scene so heftig auf mich gewirkt, daß ich beständig den Einen Gedanken in mir wälzte, — welche Seligkeit es gewesen wäre, in diesem Aufruhr der Elemente sie zu umschlingen und mit ihr zu Grunde zu gehen!

Der Sturm half uns, wir kamen früher an's Land, als ich gedacht hatte. Ich sprang zuerst hinaus und wollte sie hinausheben, sie machte aber eine abwehrende Bewegung und sprang vom Bord ohne jede Hilfe in den Sand. Doch sah ich, wie sie in ihrem nassen Kleide über und über zitterte. Ich fragte, ob ihr unwohl sei; sie schüttelte den Kopf. Doch nahm sie meinen Arm, als ich sie nach dem Hause zurückbegleitete.

Meine Frau stand auf dem Balcon und rief uns ein helles Willkommen zu; sie habe große Angst ausgestanden. Sie werde hinunterkommen, der Freundin beim Umkleiden zu helfen. „O nein! nein!" rief die Gräfin und zog ihren Arm aus dem meinen. „Ich brauche Nichts — ich danke — gute Nacht!"

Damit eilte sie von mir hinweg, ohne nur einen Blick hinaufzuwerfen oder einen Gruß mit der winkenden Hand. Ich folgte ihr langsamer in das Haus; ich fühlte mich sehr erschöpft und stieg, noch immer schwankend von der Bewegung des Kahns, die Treppe hinauf. Das Wetter war fast völlig vorüber, ein grelles Abendroth füllte unser Zimmer. Meine Frau hatte mir schon trockne Kleider zurechtgelegt, sie empfing mich mit ihrer stillen liebevollen Art und ließ mich dann allein, da ich mich von Kopf bis Fuß umzukleiden hatte. Es fiel

mir nicht gleich auf, daß sie einsilbig war und von dem Abenteuer unserer Fahrt nicht ausführlichen Bericht verlangte. Mein eignes Gemüth war noch ganz von dem Erlebten eingenommen, und nur mechanisch wie im Traum wechselte ich die Kleider.

Nun erst fiel mir ein, nachzusehen, wie sich unser Kind befinde. Als ich in das andere Zimmer trat, fand ich die Kleine in einem Lehnstuhl am offenen Fenster eingeschlafen. Meine Frau flüsterte mir zu, sie habe ihr ein paar beruhigende Tropfen eingegeben, und unter dem Vorlesen sei sie eingenickt. Ich möchte nun allein zu Tische gehen, sie selbst habe keinen Appetit und werde sich mit einer Tasse Thee begnügen.

Also ging ich wieder, obwol auch ich lieber von der Tafel weggeblieben wäre, da ich ihr nun allein gegenübersitzen sollte. Das aber wurde mir erspart. Auch sie blieb auf ihrem Zimmer. Ich sprach, so lange das sehr ausführliche Diner dauerte, keine zwei Worte.

Nach Tische war ich gewohnt, im Garten meine Cigarre zu rauchen. Ich trennte mich darum nicht von den Frauen, da die Gräfin unten am offenen Fenster oder auf ihrer Terrasse zu erscheinen pflegte, meine Frau aber auf dem Balcon, in der letzten Zeit immer Beide zusammen, so daß ich zu ihnen hinaufplaudern konnte. Heute blieben Balcon und Terrasse leer, und ich zog mich bald in die tieferen Partien des Gartens zurück.

Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich über meinen Zustand energisch nachgedacht hätte. Ich stand ihn aus, das war Alles. Ich hatte wol ein deutliches Gefühl, es könne nicht so bleiben; irgend etwas müsse geschehen, beschlossen, ausgesprochen werden, um nicht in dieser Schwüle zu ersticken. Wie das aber anzufangen sei, blieb mir völlig dunkel.

Die Cigarre war längst ausgeraucht, ich stand aber noch an der Brustwehr des kleinen Pavillons hart am See und sah über die schwärzliche Fläche hinaus, die sich jetzt wie ein ungeheurer metallener Spiegel im Rahmen der schwarzen Berge ausnahm. Erst als ein paar Sterne daraus hervorschimmerten, konnte ich mich entschließen, in's Haus zu gehen. Zum ersten Mal kostete mich's eine leise Ueberwindung, meiner Frau in's Gesicht zu sehen.

Es war mir darum eine förmliche Wohlthat, als ich sacht an ihre Thür klopfte und statt des Herein! ihre geflüsterte Bitte hörte, jetzt nicht zu kommen, sie habe die Kleine eben zu Bett gebracht, wir wollten sie heut nicht mehr stören. Sie rief mir selbst eine Gute Nacht! zu. So war ich für heut mit meinem verstörten Gemüth allein.

Ich zündete Licht an und versuchte zu lesen. Die Buchstaben tanzten mir vor den Augen. Ich nahm die Mappe meiner Frau und betrachtete all ihre Zeichnungen Blatt für Blatt, doch als ich an die Porträtskizzen kam, schlug ich die Mappe hastig zu, als ertappte ich mich auf verbotenen Wegen. Dann saß ich lange, den Kopf in die Hand gestützt, ganz unthätig vor meinem Schreibtisch und versank immer tiefer in einen Abgrund von hoffnungslosen Wünschen, Schmerzen und Selbstanklagen.

Auf einmal öffnet sich leise die Thür und meine Frau tritt herein. Sie

hatte schon ihr Nachthäubchen auf, war aber noch völlig angekleidet. Offenbar hatte sie sich, schon im Begriff zu Bett zu gehen, noch einmal anders besonnen.

Ihr Gesicht war etwas blasser als sonst, ihre schönen Augen glänzten ganz eigenthümlich, wie wenn ein kleiner Thränenschauer darüber hingegangen wäre. Dazu eine leise Befangenheit, die sie um zehn Jahre jünger, fast mädchenhaft erscheinen ließ. Ich hatte nie deutlicher gefühlt, welch einen Schatz ich an ihr besaß.

„Ich will dich nicht lange stören," sagte sie, „aber ich möchte noch mit dir sprechen, vielleicht schlafen wir dann Beide besser." — Sie setzte sich auf einen Stuhl mit dem Rücken gegen die offene Balconthüre. — „Soll ich nicht die Fenster schließen?" fragt' ich. — „Wozu? Es sind keine Geheimnisse, ich könnte eben so gut unter sechs Augen davon reden. Du selbst wirst dir ja alles längst gestanden und klar gemacht haben."

Was? fragt' ich und sah an ihr vorbei in die Nacht hinaus.

„Nun, daß du sie liebst. Dergleichen merkt man ja bald genug. Und auch sie ist kein unerfahrenes Kind mehr. Ich möchte nun auch wissen, ob du es ihr gesagt hast und wie sie es aufgenommen."

Ich saß wie in einer geistigen Ohnmacht ihr gegenüber, oder wie man zuweilen davon träumt, sich in einer feierlichen Gesellschaft zu befinden und plötzlich zu entdecken, daß man keine Kleider trägt, nur ein Hemd, und vor peinlicher Beschämung vergehen möchte.

„Wie kannst du denken" — stammelte ich.

„Es ist mir auch nicht ganz leicht geworden," fuhr sie fort, mit einem wehmüthigen Lächeln. „Aber es wird darum Nichts anders, weil man es anders wünschte. Ich hab' es kommen sehen und hätte Zeit gehabt, mich daran zu gewöhnen, wenn man sich an gewisse Erfahrungen überhaupt gewöhnen könnte. Das Beste ist immer noch, die Augen nicht zuzudrücken und die Lippen nicht zu verschließen unter Menschen, die sich wahrhaft lieben. Und du liebst mich ja noch, ich weiß es, trotz alledem."

„Ich danke dir für dieses Wort!" rief ich und wollte zu ihr hinstürzen, sie in meine Arme zu ziehen. Aber sie wehrte mir mit sanfter Entschiedenheit ab.

„Nein, bleib!" sagte sie. „Wir wollen uns ruhig aussprechen. Ich bin auch keine Heldin, und dies Gespräch wird mir schwer. Aber sage mir —"

Ich versicherte ihr bei meiner Mannesehre, daß kein Wort über meine Lippen gekommen sei, womit ich den Zustand meines Herzens verrathen hätte. Und nun erzählte ich ihr, was heut auf dem See sich zugetragen, bis in's Kleinste, auch Alles, was ich dabei empfunden hatte.

„Mir ahnte so etwas," erwiderte sie ruhig. „Sie vermied meinen Blick, und du — du hattest nicht einmal einen Gedanken übrig, zu fragen, was unser Kind mache. Es ist eine Leidenschaft, das können wir uns nicht verbergen. Du wirst mich nicht für so kleinlich halten, daß ich mich einer armseligen Eifersucht überließe, dich mit Vorwürfen überhäufte oder gar eine Scene machte, die unserer Freundin zeigte, wie weh sie mir gethan. Kann ich es dir verdenken, daß du sie liebst, die so liebenswürdig ist, die ich selbst — noch jetzt — so liebe wie eine eigene Schwester? Es überrascht mich auch nicht, ich wußte es bei dem

ersten Blick in dies reizende Gesicht. Wenn ich trotzdem nichts that, sie von uns zu entfernen, ja sie nur noch intimer an uns heranzog, war es nur, weil ich das alte Wort immer für grundfalsch gehalten habe: die Abwesenden hätten Unrecht. Nein, sie haben ein Vorrecht vor allen Gegenwärtigen, unser Herz idealisirt sie, Liebe und Sehnsucht wachsen nur noch mit der Entfernung. Ich hoffte, der erste Zauber werde sich verwischen und verblassen bei häufigerem Verkehr. Nun ist es freilich ganz anders gekommen, und wie es weiter werden soll — in dieser Stunde ist es mir noch völlig dunkel."

„Laß uns fort!" sagte ich. „Wir können heut Abend noch einpacken und morgen mit dem ersten Dampfschiff nach Lausanne. Ich verspreche dir, diese Krankheit wird aus meinem Blut schwinden, sobald ich nur die Luft gewechselt habe."

Sie schüttelte leise den Kopf.

„Die Abwesenden behalten Recht," sagte sie. „Ja, wenn es eine bloße Laune wäre, du überhaupt ein leichtsinniger, leichtblütiger Mann wärst und sie eine hübsche Theaterprinzessin! Aber bedenke, daß Alles bei ihr mitwirkt, ihr Unglück, ihre Verlassenheit, der Adel ihres ganzen Wesens, auch ihre Musik. Du würdest beim ersten Geigenstrich Alles wieder aufleben fühlen. Nein, liebster Freund, wir dürfen nicht fliehen, auch ich darf in deinen Augen nicht feige erscheinen. Ich bin es auch nicht. Ich weiß, daß wir zu fest verbunden sind, um durch irgend eine Macht getrennt zu werden. Aber freilich, so hochherzig bin ich nicht, daß ich auf den Alleinbesitz verzichten könnte. Lieber hört' ich auf zu leben."

Wir saßen uns stumm und traurig gegenüber. Ich fühlte, daß jedes Wort, jede Versicherung meines guten Willens eine Trivialität gewesen wäre, eine Entweihung unseres Verhältnisses, das sie so hoch und rein anschaute. Da stand sie endlich auf.

„Mir ist nun viel besser," sagte sie und lächelte mit einem unsäglich schönen und tapferen Ausdruck. „Mach auch du dir keine Gedanken weiter. Guter Rath kommt über Nacht. Versprich mir nur, das Vertrauen zu mir festzuhalten, nie zu glauben, daß du mir etwas verbergen müssest, weil es mich kränken könnte. Nur das Verbergen würde mich kränken. Sind wir nicht Menschen, das heißt, arme Geschöpfe, die nicht Herren ihres Herzens sind? Niemand kann gutstehen für seine Empfindungen, nur für sein Handeln. Und du, das weiß ich, wirst nie etwas thun, was dich wahrhaft mit mir entzweite. Gute Nacht!"

Sie reichte mir die Hand; ich wollte das herrliche Wesen in meine Arme schließen, aber sie trat mit stillem Kopfschütteln zurück, grüßte mich noch einmal mit den Augen und verschwand in ihrem Zimmer.

Sie können denken, daß ich spät zum Schlafen kam. Doch war es diesmal nicht das Fieber einer rathlosen, heillosen Leidenschaft, was mich so manche Nacht halbwach hatte verträumen lassen. Auf diese brennende Wunde hatten die stillen, klaren Worte, die ich eben gehört, einen wunderkräftigen Balsam geträufelt. Ich fühlte mich bereits in einer Art Genesung, deren Reiz aber so groß war, daß ich darüber nicht einzuschlafen vermochte. Ich hatte Momente,

wo ich es kaum noch begriff, wie jemals ein anderes Weib, als dies mein eigenes, Gewalt über mich hatte gewinnen können. Mehr als einmal fühlte ich das heftigste Verlangen, mich in ihr Zimmer zu schleichen, an ihrem Bette niederzuknieen, und wenn sie halb aufwachte, ihr eine Liebeserklärung zu machen. Aber ich mußte daran denken, wie sie mich ruhig zurückgewiesen hatte, und daß ich vielleicht keinen Glauben finden würde mit meinen wärmsten Betheuerungen. Darüber schlief ich endlich ein.

Ich erwachte noch vor Sonnenaufgang. Sie wissen, daß es an jenem Ufer schon eine gute Weile Tag ist, bevor die Sonne über die Dent du Midi heraufkommt. Unten im Haus war auch schon Leben und Bewegung. Nur im Zimmer nebenan rührte sich nichts. Ich dachte, sie habe gleich mir erst spät die Augen schließen können, und gönnte ihr den Morgenschlaf. Mich aber trieb es hinaus.

Ich kleidete mich leise an und schlich die Treppe hinab. Ich sehnte mich nach einem Bad im See, da mir alle Adern brannten. Wie ich hinunterkomme und an der verhängnißvollen Thüre vorbei will, seh ich diese halb offen stehen und drinnen, mitten im Zimmer auf einem Stuhl, von Koffern umringt, die schon geschlossen waren, saß sie selbst, auf dem Tisch vor ihr lag die Rechnung, deren Betrag sie eben in Gold aufgezählt hatte.

Unwillkürlich blieb ich stehen. In demselben Augenblick sah sie auf und erkannte mich. Ich trat in großer Bewegung über ihre Schwelle.

„Sie sind im Begriff abzureisen, Gräfin?" rief ich. „Wie ist es zu diesem plötzlichen Entschluß —"

„Mein Bruder hat mir noch gestern Abend telegraphirt," sagte sie rasch, ohne mich dabei anzusehen. „Er ist in Sorge wegen des Auftrittes mit dem Grafen, den ich ihm nicht verschwiegen habe, er wünscht, daß ich unverzüglich nach Paris komme — er hat auch wol Recht — es ist in jeder Hinsicht das Beste —"

Sie schwieg und bückte sich auf ein kleines Reisetäschchen, das sie auf dem Schooß hielt. Ich war an das Pianino getreten und blätterte in den Noten, die darauf lagen, nur um ein Geräusch zu machen. Wenn es so still blieb zwischen uns, schien mir's, als müßte sie das Klopfen meines Herzens hören. Und doch konnte ich kein Wort hervorbringen.

„Grüßen Sie Ihre Frau!" hörte ich sie weiter sagen. „Es ist noch so früh — sie schläft gewiß noch — ich will Sie nicht stören, um Abschied zu nehmen — von Paris aus schreibe ich ihr — sagen Sie ihr indessen —"

Sie stockte von Neuem. Ihre Stimme klang so schüchtern und demüthig — wie sie da saß und nicht aufzublicken wagte, war sie so ganz das Bild der rührendsten Zerknirschung und Hilflosigkeit — ich konnte es nicht über's Herz bringen, sie Alles allein tragen zu lassen.

Ich wandte mich rasch nach ihr um.

„Wollen wir uns in der letzten Stunde zu täuschen suchen?" sagt' ich. „Es ist großmüthig von Ihnen, aber es beschämt mich zu sehr. Ich weiß, warum Sie so plötzlich uns verlassen wollen, Ihr Bruder hat damit nichts zu thun — nein, es soll keine Unwahrheit zwischen uns sein. Ich allein bin es,

der sie forttreibt. Sie wissen, daß ich Sie leidenschaftlich liebe — hören Sie mich geduldig an — ich will Ihnen ja nichts sagen, was unser Beider nicht würdig wäre. Wir alle drei wissen Alles von einander, darum können wir nicht zusammen bleiben. Es ist so gekommen, ohne daß irgend Einer sich Etwas vorzuwerfen hätte. Sie aber haben meine Frau zu lieb, und auch mich — ich weiß ja, daß Sie mir freundlich zugethan sind — nun wollen Sie keine Verstörung in unser Leben bringen. Es ist nichts anders geworden zwischen mir und meiner Frau, wir leben noch Eins im Andern wie je, aber Sie haben Recht, man soll nicht zu sehr auf ein solches Glück pochen, und auf die Länge — selbst bei dem reinsten Willen —"

Ich weiß nicht, was ich noch Alles sagte. Ich sehe noch heute ihren Kopf vor mir, auf den ich beständig niederblickte, den schmalen weißen Strich zwischen dem leicht gewellten tiefschwarzen Haar, den dicken einfachen Knoten mit der silbernen Nadel tief im Nacken. Auch ihre mühsam athmende Brust sah ich und die beiden kleinen Hände, die über dem Lederetäschchen lagen und leise zitterten. Vom Gesicht sah ich Nichts.

Da wendete sie es mir plötzlich zu, die Augen mit einem vollen Blick des Dankes zu mir aufgeschlagen, aber von Thränen überströmt. „Lucile!" rief ich und stürzte vor ihr nieder und zog mit meinen Händen ihren Kopf zu mir herab. — „Laß uns scheiden!" stammelte ich. Sie erwiderte keine Silbe. Ich drückte meine Lippen auf ihre beiden Augen, dann riß ich mich empor und floh aus dem Zimmer.

Ich rannte aus dem Haus, die nächste Straße hinunter, dann den steilen Weg nach Montreux hinauf. Auf halber Höhe stand eine Bank an der Mauer, die dort einen kleinen Rebgarten einschließt. Da machte ich Halt und blieb eine Weile mit geschlossenen Augen sitzen, in jenem dumpfen Zustande zwischen Schmerz und Genugthuung, wie er einzutreten pflegt, wenn man auf Kosten eines tiefen Herzensbedürfnisses seine Schuldigkeit gethan, wenn man einer verbotenen Frucht entsagt hat.

Der Morgen war sonnenlos geblieben, ein starker Föhn hatte die Savoyer Berge in Duft eingesponnen, nun fing es leise an zu regnen. Als ich aufsah, erblickte ich das Dampfschiff, das in Vernex angelegt hatte, schon weiter in voller Fahrt nach Vevey zu. Ich strengte mich vergebens an, unter den in Regenmäntel eingehüllten Gestalten auf dem Verdeck die Eine herauszufinden, die sich mir nun für immer entzog. Dann stand ich auf und ging langsam wieder herunter, meiner Frau zu sagen, was geschehen war.

Nur einen Augenblick mußte ich noch unten in den kleinen Salon eintreten, dessen Thür offen geblieben war. Die Spuren eines eiligen Aufbruchs waren noch nicht getilgt, zerrissene Rechnungen, zerstreute welke Blumen, auf dem Clavierstuhl ein einzelnes Blatt mit Noten, das mitten durchgerissen war. Ich nahm es in die Hand, es war das erste Blatt aus dem wohltemperirten Clavier, jenes Präludium, durch das wir uns kennen gelernt. Galeotto fu il libro —! Es war wol eine traurige Stunde, wo sie an dem unschuldigen Blatt ihren Schmerz und Trotz ausgelassen hatte. Ich nahm es zu mir und steckte es sorgfältig ein.

Dann ging ich hinauf. Noch immer kein Laut im Schlafzimmer meiner Frau. Ich klopfte endlich leise an, und da Niemand antwortete, trat ich ein. Weder Mutter noch Kind zu sehen, die Fenster offen, Hüte und Mäntel verschwunden.

Ich weiß nicht, warum es mir so unheimlich war. Nichts natürlicher, als daß sie ihren Morgenspaziergang gemacht hatten, da sie mich nicht mehr fanden. Ich rief das Zimmermädchen, sie hatte meine Frau mit dem Kinde fortgehen sehen in der Richtung nach Chillon; einen Auftrag an mich hatte sie nicht erhalten. Aber sie würde unzweifelhaft bald wiederkommen, da sich's inzwischen zu einem starken Landregen angelassen hatte.

Ich beschloß also zu warten. Aber keine halbe Stunde hielt ich es aus. Mit großen Schritten ging ich die Straße hinunter, die dem Ufer folgend zwischen Landhäusern und Weinbergsmauern nach Chillon führt. Bei jeder Windung des Wegs glaubte ich die beiden geliebten Gestalten zu erblicken. Immer eine neue Täuschung. Ich kam endlich bei dem Chillon-Inselchen an, ich fragte den Wächter auf der Brücke, ob eine Dame mit einem Kinde vielleicht in's Schloß gegangen sei. Den ganzen Morgen hatte sich außer ein paar Engländern kein Besucher blicken lassen.

Wie mir zu Muthe war bei diesem Bescheide, will ich Ihnen nicht zu schildern versuchen. Ich kehrte sofort wieder um und legte den Weg in der Hälfte der gewöhnlichen Zeit zurück. Durchnäßt, erschöpft und fieberhaft aufgeregt kam ich zu Hause wieder an. Die Zeit des Dejeuners war verstrichen, auch zu diesem hatten sie sich nicht wieder eingefunden.

Ich war im Augenblick unfähig, von Neuem aufzubrechen und in's Blaue hinein den Flüchtigen nachzuforschen. Ihr Zimmer und das meine, ihren Schreibtisch, jedes ihrer Kästchen und Körbchen, durchstöberte ich, in der Hoffnung — vielmehr in der Furcht, einen Zettel zu finden, der mir irgend einen Wink über dies räthselhafte Verschwinden geben sollte. Nichts fand ich. Das warf meinen Muth vollends nieder. Ich streckte mich auf das Sopha und lag wol eine Stunde in der bittersten Noth meiner armen Seele, von den unglaublichsten Schreckgespenstern bestürmt, — ein Fegefeuer, in welchem ich reichlich für meine Sünde büßte.

Endlich rüttelte ich mich gewaltsam in die Höhe. Es war etwa zwei Uhr geworden, und der Regen begann sich zu verziehen. Obwol ich an allen Gliedern wie zerschlagen war, beschloß ich doch mich wieder aufzumachen, zunächst nach Montreux hinauf, wo sie öfters gezeichnet hatte. Vielleicht hatte sie dort das Wetter überrascht, und sie hatte, des Kindes wegen, es unter einem gastfreundlichen Dach abwarten wollen. Eben war ich wieder gerüstet, da öffnet sich die Thür, und ein Mann tritt ein, in der Blouse eines Kutschers, fragt nach meinem Namen und übergibt mir ein Billet.

Sie schrieb mir von Vevey aus, woher der Mann eben mit seinem Wägelchen gekommen war. Sie habe am Morgen plötzlich sich entschlossen, ihren alten Plan auszuführen und die Vorsteherin jener Pension, in der sie als Mädchen gelebt, zu besuchen, die sie ja so dringend eingeladen. Sie bitte mich zu verzeihen, daß sie mich nicht früher benachrichtigt habe; wie das gekommen, wolle sie mir mündlich mittheilen. Diese Nacht denke sie dort zu bleiben, das

Zimmer, das sie damals bewohnt, stehe gerade leer, sie wolle gern einmal wieder in dem Bette schlafen, wo sie ihre Mädchenträume geträumt, und dem Kinde all' die Stellen zeigen, die in ihrer Jugendzeit ihr lieb geworden. Morgen werde sie zu mir zurückkehren.

Während ich las, erzählte mir der Bote in seinem Patois ein Langes und Breites von einem Fräulein aus der Pension, das er nach Vex zu fahren habe, und wie sich's so gut getroffen, daß die fremde Dame gerade gekommen sei, als er eingespannt, so daß sie ihm den Brief habe mitgeben können; und jetzt müsse er wieder fort. Ich hörte nur mit halbem Ohr, gab ihm seinen Botenlohn und blieb nun wieder allein.

Daß es ganz zufällig so gekommen sei, konnte ich nicht glauben. Ich erkannte eine kleine List meiner Liebsten, mich empfinden zu lassen, was es heiße, wenn sie mir fehle. Die Abwesenden haben Recht! war ja ihre Maxime. Sie bewährte sich nur allzu grausam.

Aber ich wollte meine Buße nicht ohne Noth verlängern. Zwar erst in zwei Stunden ging wieder ein Dampfschiff. Von der Eisenbahn wurde damals erst gesprochen. Immerhin war nicht viel Zeit gewonnen, wenn ich einen Wagen genommen hätte, und die langsame Bewegung hätte mich außer mir gebracht.

Ich will es kurz machen. Gegen sieben Uhr kam ich in Vevey an und ließ mich sofort nach jener Pension führen. Man wies mich in den Garten. Es war der schönste, klarste Abend geworden, und obwol die Sonne längst hinunter war, zitterte die Luft doch von so starker Helle, daß man im Freien noch hätte lesen können. Ich sah schon von Weitem meine Verlorenen, das liebe Kind lief mir mit einem Freudenschrei entgegen und fiel mir so ungestüm um den Hals, als ob es ahnte, wie viel mir zu Leide gethan worden sei durch diese Trennung. Langsamer, da sie neben der alten Directrice ging, kam mir mein Weib entgegen, aber mit dem liebevollsten Gesicht und einem leichten Erröthen, als schäme sie sich, auf einer Hinterlist ertappt zu sein. Sie stellte mich ihrer würdigen Freundin vor, einem trefflichen kleinen Fräulein mit schlohweißem Haar, höchst munteren schwarzen Augen und einem ansehnlichen Schnurrbärtchen, das allein noch nicht weiß werden wollte. Ich mußte die Runde durch den Garten und das Haus machen, alle „historischen" Localitäten sehen, zuletzt auch das schmale, sehr saubere Stübchen, wo jetzt auf dem Sopha noch ein Bett für das Kind aufgeschlagen war. Es waren gerade Ferien und die meisten Pensionärinnen zu Besuch bei ihren Eltern. So blieben wir, da ich zum Essen geladen wurde, fast unter uns und plauderten sehr lustig von hundert Dingen; das, was am Morgen sich ereignet hatte, wurde mit keinem Wort erwähnt. Als ich gegen neun Uhr Abschied nahm, um in einem Hôtel zu übernachten, drückte mir meine Frau herzlich die Hand, mit einem Blick jedoch, der jede weitere Zärtlichkeit abwies, — ich blieb im Ungewissen, ob aus Rücksicht auf die halb klösterliche Hausfitte, oder aus einem anderen Grunde.

Auch grübelte ich nicht lange darüber nach. Ich war so tief ermüdet durch den schweren Tag, daß ich in meinem öden Gasthofszimmer sofort einschlief und erst von der Sonne geweckt wurde.

Wir nahmen am andern Tag ein Wägelchen, um nach Verner zurückzufahren. Unsere kleine Tochter saß uns gegenüber, an ein Aussprechen unserer innersten Empfindungen war unterwegs nicht zu denken. Zu Hause angelangt, sprang das Kind sogleich in den Garten mit einer Spielkameradin. Wir Zwei stiegen die Treppe hinauf an der Wohnung der Freundin vorbei, die noch leer stand.

„Ich habe dir Grüße zu bestellen," sagt' ich. „Sie ist gestern früh fortgereist. Von Paris aus will sie dir schreiben."

Meine Frau sah mich mit einem reizenden, halb schüchternen, halb schalkhaften Lächeln an.

„Auch ich soll dich grüßen," sagte sie, „wenigstens war der letzte Händedruck, nachdem wir uns schon dreimal umarmt hatten, gewiß für dich bestimmt. Der Brief aus Paris wird aber ausbleiben. Wir haben über eine Correspondenz Nichts ausgemacht." „Ja," fuhr sie fort, da ich sie verwundert ansah, „ich habe meine feinen Ohren nicht umsonst. Ich hörte ganz gut, wie mein Herr Gemahl seinen Morgenbesuch unten machte, und merkte an dem ungewöhnlichen Regen und Bewegen, daß die Abreise beschlossen war. Da hab' ich ihr doch noch eine Strecke das Geleit geben wollen. Warum sollten wir so stumm und heimlich auseinander kommen? Hatten wir denn feindselige Gedanken gegen einander? Ich wenigstens war ihr nicht gram, daß sie dich liebenswürdig gefunden hatte, diese Schwäche theilt sie ja mit mir, und daß ich dir früher begegnet war, als sie, was konnte sie dafür? Ich war sogar einen Augenblick drauf und dran, ihr zum Bleiben zuzureden. Aber das wäre doch ein frevelhaftes Herausfordern der himmlischen Mächte gewesen. Nun blieb ich wenigstens bis Vevey an ihrer Seite, und wir sprachen uns aus, — so viel wir konnten, ohne die Dinge beim Namen zu nennen. Bist du mit mir zufrieden?"

Sie hielt mir ihre Hand hin. Ich faßte sie zögernd. „Wenn du nur mit mir zufrieden bist! Ich fand sie so niedergeschlagen, wie wenn sie etwas gethan, was sie sich nie vergeben könnte. Es schien mir unritterlich, sie bei dem Glauben zu lassen, als hätte ich ihrer Verirrung kühl gegenübergestanden. Da hab' ich mich auch ausgesprochen, — und freilich die Dinge beim Namen genannt. Ja, im letzten Augenblick habe ich sie auf beide Augen geküßt, und sie hat es gelitten. Dies ist nun Alles, was ich auf dem Herzen hatte."

„Es ist wenig — und doch gerade genug," erwiderte sie sanft. „Wir wollen nun für's Erste nicht mehr davon sprechen."

Das geschah denn auch. Ja, nicht nur das Sprechen von ihr unterließ ich, auch das Denken an sie verlernte ich unerwartet schnell. Es kam mir Allerlei dabei zu Hilfe, vor Allem, daß ich durch einen Brief meines Inspectors eilig nach Hause berufen wurde, da meine Anwesenheit auf dem Gut unentbehrlich geworden war. Wir reisten schon am dritten Tage nach jenem Intermezzo ab. Dann kam ein früher Winter, der viel Arbeit brachte, da es sich um den Ankauf eines benachbarten kleineren Gutes handelte. In all diesen Haus- und Feldsorgen stand meine Frau mir mit ihrem klugen Blick und ihrer heiteren Klarheit treu zur Seite, und wer uns so miteinander sah,

hätte nicht geahnt, daß irgend etwas in unserm musterhaften Füreinanderleben sich geändert hätte. Und doch war es nicht ganz wie sonst.

Ein Schwert lag zwischen uns, unsichtbar, aber nicht unfühlbar.

Anfangs hatte ich es still hingenommen, wenn sie sich einer zärtlichen Annäherung mit sanfter Festigkeit entzog. Sie betrug sich im Uebrigen nicht kalt und fremd gegen mich, ja ihre liebevolle Sorgfalt und ihr beständiges Aufmerken auf meine Wünsche, noch ehe ich sie aussprach, steigerte sich noch. Aber eine gewisse spröde Zurückhaltung hielt mich von ihr fern. Als ich sie endlich geradezu befragte, ob meine Nähe ihr unlieb geworden sei, ob sie mich etwa gar bestrafen wolle durch das Versagen der unschuldigsten Liebkosung, schüttelte sie sehr ernst den Kopf und wurde roth wie ein junges Mädchen.

„Ich weiß nicht, ob du mich verstehen wirst," sagte sie. „Es ist mir aber, als wären wir nicht mehr allein, als blickte noch Jemand in unsere Intimität hinein, und du selbst, — mir ist, als sähest du zugleich mich und eine Andere an. Laß uns noch ein wenig Zeit. Wir bringen es wol wieder dahin, unter vier Augen zu sein."

Darüber verging der Winter und ein Theil des Sommers. Der Brief aus Paris war richtig ausgeblieben. Zu meinen eignen Aufgaben kam noch die Politik, ich hatte den Kopf voll Wahlreden und Parteiprogrammen. Wenn ich dann und wann Zeit hatte, einen Blick in mein Inneres zu thun, fand ich von meinen beiden Herzkammern nur die eine bewohnt und ausgefüllt durch die lebendigste Liebe. Die andere war leer und dumpf wie ein Gemach, das lange nicht mehr gelüftet und der Sonne geöffnet worden ist. An der Wand hing ein Bild, dessen Rahmen verstaubt, dessen Farben verblichen waren.

Ich war kaum erstaunt, daß dies so rasch geschehen konnte. In dem seltsamen zweiten Brautstand, in welchem ich mit meiner Frau lebte, war meine leidenschaftliche Natur ganz in Anspruch genommen von dem Kummer, daß ich sie mir entfremdet hatte. Aber ich wußte, daß „mit Bitten und mit Grämen und mit selbsteigner Pein" ihr nichts abzugewinnen war. Vielleicht kommt dir wieder ein Traum zu Hilfe, wie damals! dacht' ich. Die Wandlung geschah aber im Wachen.

Wir saßen eines Morgens einander beim Frühstück allein gegenüber, das Kind hatte schon seine Schulstunde beim Pfarrer. Unter den Zeitungen, die wir durchblätterten, war auch eine französische, die einer unserer Gutsnachbarn hielt und uns regelmäßig mittheilte.

Ich überflog die Spalten mechanisch. Plötzlich blieb mein Auge an einem Namen haften.

„Sieh," sagte ich, „da haben wir endlich die Erklärung, warum der Pariser Brief nicht geschrieben worden ist. Hast du es auch gelesen?"

Sie sah mich forschend an, ohne etwas zu erwidern.

„„Man spricht in Hofkreisen viel von der Verlobung des Herzogs von C. mit der schönen Gräfin Lucile von ***, die bekanntlich zu den Intimen des kaiserlichen Hofes gehört und deren Gatte vor drei Monaten in Monaco, nach einem bedeutenden Verlust im Spiel, ein so trauriges Ende nahm. Wie es heißt, habe die Kaiserin der Braut einen prachtvollen Schmuck —"" und so weiter.

„Ich gestehe," setzte ich hinzu, „daß mir seit langer Zeit keine Neuigkeit größere Freude gemacht hat. Arme Lucile! Sie hat wol verdient, daß sie für ihre traurige Jugend kaiserlich entschädigt wurde."

Immer noch schwieg meine Frau. Dann stand sie auf, ging zu mir hin, schlang die Arme um mich und küßte mich auf beide Augen. — „Ich wußte es schon seit gestern," sagte sie. „Wirst du glauben, daß ich schwach genug war, mich davor zu fürchten, wie du es aufnehmen würdest?"

„O Kind," sagte ich, „du hast immer Gespenster gesehen. Wirst du nun endlich glauben, daß wir nur unter vier Augen sind?" — —

Seit jenem Tage war nicht ein Hauch mehr zwischen uns, — ein Glück, das wie jedes echte Glück sich nie erschöpfte. Sie konnte zu ihrer Devise das schöne Wort machen:

je mehr ich habe,
Je mehr auch geb' ich. Beides ist unendlich.

Und als es zu Ende ging — nach drei kurzen Jahren — wirkte es noch unabsehlich fort, wie alles wahrhaft Vollendete. Aber davon wollen wir schweigen."

Er stand auf. Es schlug eben Eins.

„Ich habe Sie so lange aufgehalten," sagte er. „Nun will ich Sie auf dem kürzesten Wege bis an Ihr Haus bringen. Sie werden sonst zum Dank für die Geduld, mit der Sie meine lange wunderliche Geschichte mit angehört haben, noch gründlich naß."

In der That fingen die Wolken an, sich in einen leichten warmen Regen aufzulösen.

„Und haben Sie nie mehr erfahren, wie es der Gräfin ergangen ist? Ich gestehe, daß ihr so rasches Eingehen einer neuen Verbindung mich doch seltsam berührt. Vielleicht war es nur der Wunsch, mit allerlei hoffnungslosen Wünschen abzuschließen."

„O," sagte er, „Sie thun ihr Unrecht. Es ging noch seltsam damit zu. Ich habe Aehnliches gedacht, aber es ihr feierlich abbitten müssen. Sie wissen, daß ich, wie ich ein einsamer Mensch geworden war, an keinem Ort Ruhe hatte. Meine Güter hatte ich verpachtet, unsere Tochter nach Vevey zu jener trefflichen Dame gebracht, die ihrer Mutter eine so treue Freundin gewesen war. Man wollte mich oft damit trösten, daß ich in dem Kinde ein leibhaftes Ebenbild der Verlorenen besäße. Es ging mir aber seltsam. Ich konnte nicht ohne Schmerz mit ansehen, daß sie körperlich ihrer Mutter immer ähnlicher wurde, während ihr geistiges Wesen kaum einen Zug von ihr hatte. Sie war völlig mir selber nachgeartet, auch die Musik hatte sie von mir. Aber es machte mich nicht glücklich, ja es schärfte meinen Schmerz, und ich habe mich erst spät überwinden können, das mancherlei Gute und Liebenswürdige, was sie besaß, anzuerkennen und zu genießen.

Nur in steter Bewegung, von Ort zu Ort reisend, konnte ich die Unruhe in mir beschwichtigen. Ich hatte mich so schon ein paar Jahre hingehalten, ein heimath- und freudloser Mensch, dachte immer von Zeit zu Zeit daran, daß es

meine Pflicht wäre, mir irgend eine Wirksamkeit zu schaffen, und war endlich an die Grenze der Dreißiger vorgerückt. Daß ich allen Bemühungen guter Freunde und besonders weiser Freundinnen, mich zu einer zweiten Ehe zu bewegen, immer nur ein Achselzucken entgegensetzte, brauche ich kaum zu sagen.

So kam es an einem Herbsttage, daß ich sehr widerwillig meinen Aufenthalt in der Schweiz abbrechen mußte, um einmal auf meinen Gütern nach dem Rechten zu sehen, da ein neuer Pächter eintreten sollte. Ich war ein paar Wochen droben in Engelberg gewesen und fuhr nun am schönsten, sonnigsten Tage die herrliche Straße hinunter nach Stansstad, um über den See nach Luzern zu schiffen.

Auf halbem Wege liegt ein freundlicher Ort unter prachtvollen Nußbäumen, wo die Wagen, die vom Thal herauf kommen, eine Viertelstunde zu rasten pflegen, damit die Pferde verschnaufen. Als ich die ersten Häuser erreichte, sah ich einen Zweispänner eben an dem Wirthshause anhalten und zwei Damen heraussteigen. Die eine Gestalt, ganz in Schwarz, fiel mir auf durch die Leichtigkeit ihrer Bewegungen. Sie war schon in der Thür des Hauses verschwunden, als es mir hell in der Erinnerung aufging, wer sich so zu bewegen pflegte. Eine leise Beklommenheit überfiel mich. Ich war aber sofort entschlossen, vorbeizufahren und keine weitere Bestätigung meiner Ahnung herbeizuführen.

Wie aber mein leichter offner Wagen an dem Wirthshaus vorüberrollte, sah aus einem der oberen Fenster ein Gesicht, — nur allzu wohlbekannt!

Auch sie hatte mich erkannt, ich sah es an der schreckhaften Bewegung, mit der sie zurückfuhr, wie wenn plötzlich ein Schatten aus einer lang begrabenen Zeit vor ihr auftauchte. Im nächsten Augenblick hatte sie sich so weit gefaßt, daß sie mit einem leisen Neigen des Kopfes zu mir hinunter grüßen konnte. Da war nichts zu machen; ich mußte halten lassen und zu ihr hinauf eilen.

Sie trat mir ganz unverändert entgegen, ihre Schönheit war nur noch erhöht durch etwas mehr Fülle, ihre Wangen, die die Farbe des Elfenbeins hatten, mit einer leichten Röthe übergossen durch die Aufregung dieses Wiedersehens.

Sie nahm meine Hand in ihre beiden und drückte sie zutraulich wie einem alten Freunde. „Ich weiß von Ihnen Alles," sagte sie. „Ich habe mit Ihnen getrauert, und wie tief — auch wenn Sie Nichts davon erfuhren. Ich versuchte ein paar Mal zu schreiben — die Worte versagten mir immer."

Ich konnte ihr anfangs Nichts erwidern, ich fühlte mit zu großer Bestürzung, daß ihre Gewalt über mich so stark war, wie am ersten Tage. Der Ton ihrer Stimme, der dunkle, zuweilen leidenschaftlich aufflammende Blick, die schönen Lippen, die das Lächeln verlernt zu haben schienen — der ganze Zauber von damals war wieder lebendig geworden. Wir gingen in dem langen, leeren Gastzimmer auf und ab, ihre Begleiterin ließ sich nicht blicken. Ich hatte Mühe, eine leidlich unbefangene Haltung zu bewahren.

Statt aller persönlichen Dinge fragte ich nach ihrer Reise und erfuhr, daß sie in Engelberg ein paar Wochen zubringen wolle, ihre Nerven seien angegriffen, sie leide an Schlaflosigkeit. Dann werde ihr Bruder sie abholen,

da sie beschlossen habe, ihn nach Madrid auf seinen Gesandtschaftsposten zu begleiten.

„Und Ihr Herr Gemahl?“ fuhr mir in der Zerstreutheit heraus.

Sie sah mich befremdet, fast vorwurfsvoll an.

„Er ist seit Jahren nicht mehr unter den Lebenden,“ sagte sie tonlos. „Ich dachte, Sie wüßten es. Stand es nicht in allen Zeitungen mit den traurigen Umständen, unter denen er damals in Monaco selbst den Tod suchte?“

„Gewiß,“ erwiderte ich. „Aber ich las auch von einer neuen Verbindung —“

„Es war ein thörichtes Gerücht,“ sagte sie und starrte düster zu Boden. „Ich würde nie meinen Bruder verlassen haben, um unter den Komödianten des zweiten Kaiserreichs eine Rolle zu spielen. Haben Sie das im Ernst mir zutrauen können?“

Ich blieb ihr die Antwort schuldig. In mir tobte ein Aufruhr, der all meine Gedanken verschlang. Sie war frei — und ich — war ich denn noch gebunden? Wie kam es nur, daß ihre Macht über mich in demselben Augenblicke erlosch, wo ich mich ihr unbedenklich hätte überlassen dürfen? Ich sah das schöne, so heiß begehrte Wesen neben mir, und es schien, als dürfte ich nur die Arme ausstrecken, um es mir zuzueignen, und die Arme hingen mir bleischwer am Leibe. Waren wir wirklich nicht unter vier Augen? Lag jetzt ein Schwert zwischen uns, wie damals zwischen mir und meiner geliebten Frau?

Während wir so schweigend neben einander am Fenster standen und in die herrliche Thalschlucht hinaussahen, wurde es immer ruhiger und klarer in mir. Ich empfand ganz scharf und nicht ohne Schmerz, daß ich jetzt erst unsittlich handeln würde, wenn ich die Hälfte meines Herzens ihr wieder einräumte. Denken Sie nur, wie wunderlich: immer klang mir das Wort im Ohr „sie schlief, damit wir uns freuten“ — und während ich das warme Leben mit allem Zauber neben mir athmen fühlte, überlief mich ein kalter Schauer, als ob eine Todte neben mir stünde, eine Vergangenheit, die mächtiger sei, als die warmblütigste Gegenwart.

Die Abwesende sollte Recht behalten.

Sie mußte empfinden, wie mir zu Muthe war. Auch sie wurde einsilbig und ich sah nur, wie ihre Brust heftig arbeitete. Sie fragte nach meiner Tochter, aber was ich antwortete, schien sie nicht mehr zu hören. Ein heißes Mitleiden überkam mich, als ich sie so von der Seite betrachtete, das schöne, edle, unglückliche Geschöpf, das noch ein so langes Leben vor sich hatte und so wenig Hoffnung auf Lebensfreuden. War es eine thörichte Gespensterfurcht, die mich abhielt, sie jetzt in meine Arme zu schließen? Glauben Sie, daß es mir doch noch geglückt wäre, mit ihr glücklich zu werden? Wer kann wissen, was die Jahre aus ihm machen würden! Damals aber wäre es eine Lüge gewesen und ein Verbrechen.

Die Gesellschafterin kam mit einem Glase Milch, Lucile trank nur einen Tropfen und gab das Glas zurück mit der Miene des Widerwillens. „Ich habe keinen Durst mehr,“ sagte sie. „Ist der Wagen bereit?“

Ich bot ihr den Arm, sie hinunterzuführen. Auf der Treppe blieb sie einen Augenblick stehen.

„Musiciren Sie noch viel?“ fragte sie.

„Ich habe die Geige nicht wieder angerührt, seit ich ein einsamer Mensch geworden bin,“ erwiderte ich. „Musik ist nur ein Glück, wenn man heiter ist und gesellig. In der Einsamkeit regt sie alle begrabenen Schmerzen wieder auf.“

„Ja wol,“ sagte sie, „das thut sie, aber man ist ihr dankbar dafür. Es gibt Menschen, die so arm sind, daß ihr einziger Besitz in alten Schmerzen besteht, ohne die sie nicht mehr leben möchten. Sie erinnern daran, daß es eine Zeit gab, wo man noch ein lebendiges Herz hatte; denn nur ein lebendiges Herz kann Qualen empfinden. Sie haben doch noch Viel vor mir voraus, daß Sie diese Wahrheit nicht an sich selbst erlebt haben.“

Ich fühlte ihre Hand auf meinem Arme zittern. „Lucile!“ rief ich leise und drückte ihren Arm an mich. Wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn sie nicht mit einem plötzlich auflodernden Stolz sich mir entzogen hätte und die letzten Stufen allein hinuntergeeilt wäre. Ehe ich ihr helfen konnte, saß sie schon im Wagen.

„Leben Sie wohl und grüßen Sie mir Ihre Tochter! Und — nein! Ich wollte sagen Au revoir! Wir werden uns schwerlich je wieder begegnen.“

Sie reichte mir die Hand zum Wagen hinaus, mit einem Blick, der mir weh that, da er zu fragen schien, ob auch ich weder Hoffnung noch Wunsch hegte, sie jemals wiederzusehen. Ich blieb stumm. Ich neigte mich auf die schmale weiße Hand herab und küßte sie. Dann zogen die Pferde an, und ich stand allein auf der sonnigen Straße, bis ihr Schleier, der im frischen Bergwind flatterte, meinen Blicken entschwunden war.

Gambetta.

1870—1880.

Von

Colmar Freiherrn von der Goltz.

I.

Unmittelbar nach dem französischen Kriege erschienen Alphonse Daudet's „Lettres à un absent". Treffliche Skizzen finden sich darunter, von denen eine heut besonderes Interesse gewinnt: „Les dictateurs".

Daudet führt uns zu Ende der fünfziger Jahre in den Speisesaal des „Hôtel du Senat", Paris, Rue de Tournon 7. Ein Dutzend Studenten aus dem Süden sitzt dort — „mais du vilain midi"! Sie haben struppige, allzuschwarze, glänzende Bärte, einen schreienden Accent, ungeregelte Geberden und große herabfallende Nasen, die ihnen allesammt das Aussehen von Pferdeköpfen geben. —

„Mon Dieu! que ces jeunes Gascons étaient donc insupportables! Quelle agitation dans le vide, quelle niaiserie, quel aplomb, quelle turbulence!"

Einer besonders fällt auf, der größte Schreier der Bande, der auch am meisten gesticulirt. Man erinnert sich seiner deutlich. Man sieht ihn immer noch in den Saal treten, den Rücken krumm, die Schultern schlotternd, einäugig, das Gesicht „tout enflammé".

Die anderen Pferdeköpfe erheben sich, wenden sich gegen ihn um und empfangen ihn mit einem formidabeln Gewieher:

„Ah, ah, ah — voilà Gambetta."

Sie sagen: „Ghâmbetthâh" und haben den Mund förmlich voll davon — die Ungeheuer!

Nun setzt er sich geräuschvoll nieder, breitet sich auf dem Tische aus, wirft sich über einen Stuhl, perorirt, schlägt mit der Faust auf die Tafel, lacht, um die Fensterscheiben zu sprengen, zerrt das Tischtuch zu sich hin, spuckt weit umher und wird betrunken ohne zu trinken. Er reißt den Andern die Teller aus der Hand und die Worte aus dem Munde, und nachdem er die ganze Zeit gesprochen hat, geht er von dannen, ohne etwas gesagt zu haben; Gaudissart und

Gazonal in einer Person, d. h. Alles, was man sich unter provinzial, laut und langweilig nur irgend denken kann.

„Wer hätte damals in jener Blüthe von Tarn et Garonne den künftigen Deputirten, Minister, Dictator geahnt, wer geglaubt, daß dieses ungeordnete Gehirn, dieser wilde und trübe Wortschwall eines Tages ein mächtiges Wort hervorsprudeln würde, welches gar Manchem wie der Odem des Vaterlandes selbst erscheinen sollte. Wie hat das geschehen können?"

Daudet spottet, daß erst das Glasauge Licht in das Cyklopenantlitz gebracht, daß es ihm den Ausdruck der Intelligenz, das Herrische, das Fascinirende und zumal das Böse gegeben; „car il est malin, le Gascon!" Nur seinen schrecklichen südländischen Accent, seine epileptischen Gesten hat es ihm nicht nehmen können. Wer ihn kannte, war im Stande, ohne Paris zu verlassen, ihn Schritt für Schritt auf seinen Heldenfahrten durch die Provinz zu begleiten. Man stellt ihn sich leicht vor, wie er mit der Faust auf den Präfectur-Balcon schlägt und dem erstaunten Echo des weiten Platzes ein mächtiges, schnarrendes „Citoyens!" zuwirft. Man denkt ihn sich auch sehr wohl, wie er ein Lager der Mobilen inspicirt, oder gar einen patriotischen Trauerzug führt, das Haupt gebeugt, den Rücken rund, den Schritt verloren, ein buntes, verkehrt geknotetes Tuch um den Hals, den rechten Arm nachlässig auf die Schultern eines seiner Mameluken Spuller, Pipe-en-Bois oder ... Chose ... geworfen ...

Auch diese Mameluken nimmt Daudet hart mit und er schlägt den Lachlustigen ein Vaudeville vor: „Les Mameluks de Gambetta". Der große Romancier war damals allen Errungenschaften der jungen Republik in tiefer Seele gram: „Was seit dem 4. September um mich her vorgegangen," schreibt er dem cher absent, „erfüllt mein Herz mit Bitterkeit und macht mich skeptischer denn je. Alles was ich an Dummköpfen, Nachzüglern, Faulpelzen und Unfähigen kannte, hat sich seitdem in den Vordergrund gedrängt und seinen Platz gefunden."

Diese Antipathie hat manches an der Carricatur Gambetta's verschuldet. Aber unmerklich ist doch etwas davon in die Anschauungen der Fernerstehenden übergegangen. In Deutschland beurtheilt man den französischen Kammerpräsidenten noch immer nach seiner Vergangenheit. Vergleichen wir indessen mit der Kritik von ehedem ein Urtheil aus der Gegenwart: „Gambetta hat im Kriege Großes geleistet, aber der Kampf, den er jetzt durchzukämpfen hat, ist wichtiger. Frankreich verdankt ihm heute mehr als damals." Das ist ein anderer Gambetta, als jene an die Helden Iwan Turgenjew's erinnernde Figur. Und der Ausspruch rührt von keinem „Mameluken", sondern von einem hochgestellten Militär her, der dem Kammerpräsidenten lange Zeit nahe gestanden, und der den Werth seiner Persönlichkeit genau zu messen wohl berufen war.

Dem turbulenten Agitator, dem Manne des „guerre à outrance", dem „orateur de Balcon". dem Gascogner, der am 9. October 1870 „einen Pact mit dem Tode schließen wollte, wenn er keinen Pact mit dem Siege schließen könne", steht der zwar kühne aber doch ruhige und besonnene Gambetta gegenüber, der mit Geduld und Beharrlichkeit große Ziele von großen Gesichtspunkten aus verfolgt. —

Eine Abrechnung zwischen Gambetta und Frankreich oder, wenn man will, zwischen Gambetta und seinen Gegnern erscheint gerade jetzt nothwendig.

Ueber des Ex-Dictators kriegerische Rolle sind die Acten geschlossen. Nur ein Punkt aus jenem Zeitraum bedarf neuer Beleuchtung — sein Rücktritt von der Gewalt am 6. Februar 1871. Man mußte darin einen Mangel an äußerster Energie erblicken [1]). Heute kann man übersehen, daß zu jener Stunde das Friedensbedürfniß in Frankreich viel tiefer ging und allgemeiner war, als man damals glaubte. Seine Fügsamkeit war also Klugheit und richtige Beurtheilung der wahren Lage.

Ein anderes vergessenes und niemals hinreichend gewürdigtes Verdienst Gambetta's führt uns noch einmal in die stürmischen Tage von Tours zurück. Die Delegation der Pariser September-Regierung hatte sich in der alten Stadt Karl's des Großen niedergelassen, und deren Straßen füllten sich mit einer unruhig bewegten Menge. Frankreich war zu den Waffen gerufen, aber die Geister ließen sich nun auch nicht mehr bannen. Aus allen Provinzen kamen Deputirte, um Absetzungen, Verfolgungen, Neuanstellungen, kriegerische und politische Befugnisse aller Art stürmisch zu verlangen. Jedermann wollte das Vaterland nach seiner Façon retten und zweifelte nicht an seinem Recht dazu. Die zahlreichen wie Pilze aus dem Boden schießenden Comité's schickten ihre Vertreter. Freischaren-Führer, welche illusorische Heere commandirten, alte Soldaten, die wieder Dienste suchten, Flüchtlinge von Sedan, die verwendet sein wollten, Abenteurer und ehrliche Patrioten, fanden sich ein. Inmitten dieses kochenden Meeres, das immer neue Blasen aufwarf, standen Crémieux, Glais-Bizoin und Fourichon da, ohne es beschwichtigen zu können. Mit der Einschließung von Paris hatte der Mittelpunkt aufgehört, seine politische Anziehungskraft zu üben und in den Provinzen begannen die centrifugalen Tendenzen aller Orten zu wirken. Die Ungeduld der Clubs und Vertheidigungs-Comité's hatte die Bildung der Ligueu in's Leben gerufen. Eine Anzahl von Departements that sich freiwillig zusammen, um ihre militärischen Anstrengungen zu vereinigen. Die Ligue du Midi zählte bereits fünfzehn Departements und machte Anstalten, sich nach eigenem Belieben zu regieren. Sie schuf sich ein besonderes Budget, besondere Verwaltung, besondere Commandanten. In der Ligue de Sud-Ouest, du Centre, de l'Ouest, du Sud-Est u. s. w. sah es ähnlich aus. In Lyon triumphirte die Commune. Marseille, Toulouse, Saint-Etienne, Nimes erkannten die Autorität der Regierung nicht mehr an.

Wer die Vorgänge, die sich zu Ende October 1870 in Saint-Etienne, in Lyon und in Marseille abspielten, mit den Pariser Ereignissen vom März 1871 vergleicht, der kann sich nicht verhehlen, daß bei einem weiteren Fortschreiten die Anarchie die größte Aussicht auf ihre zerstörende Herrschaft hatte. „Frankreich stand auf dem Punkte, in Bruchstücke zu zerfallen" [2]). Zu alle dem dachte die Delegation daran, die Wahlen zu einer National-Versammlung auszuschreiben

[1]) Vergl. Léon Gambetta und seine Armeen. S. 228. Berlin, 1877. F. Schneider u. Co.
[2]) Graf Daru am 27. September 1872.

— eine Art Banquerott-Erklärung, welcher die Liquidation auf dem Fuße folgen sollte.

Da erschien Gambetta und seine mächtige Hand stellte die Ruhe schnell wieder her. Er untersagte die Wahlen, entfernte die radicalen Elemente kurz und bündig vom Ruder und sicherte die Einheit Frankreichs. Die Losung „la république une et indivisible" richtete sich in erster Linie nach Innen, nicht gegen die Invasion. „In weniger als vierzehn Tagen waren alle Liguen des Südens und Westens, alle Associationen aufgelöst und zerstreut[1])."

Was Gambetta damals als Minister des Innern geleistet hat, steht ebenso hoch, als seine gleichzeitige kriegsministerielle Wirksamkeit. Seine Haltung zog ihm von einem Theile seiner früheren Bewunderer den heftigen Vorwurf zu, daß er trotz seiner Jugend und seiner politischen Erziehung niemals ein wahrer Revolutionär, sondern ein „conservateur" gewesen sei. Die Untersuchungs-Commission des Parlaments aber erkannte sein Auftreten amtlich als einen „acte de saine politique" an[2]).

„Ich trat in die Delegation von Tours mit dem bestimmten Entschluß, die auf vielen Punkten des Territoriums compromittirte Ordnung wieder herzustellen. Ich war glücklich genug, dies in einem kurzen Zeitraum überall durchzuführen. Ich ließ alle dem alten Régime angehörige Personen, welche man eingekerkert hatte, in Freiheit setzen. Ihre Verhaftung war leicht aus der Erregung des Volkes zu erklären, die von solchen Krisen unzertrennlich ist, aber eine längere Haft war ein Ding der Unmöglichkeit unter einer rechtmäßigen Regierung."

Diese Schlußworte im Munde des Dictators klingen unserem Ohr befremdlich. Aber es ist nicht zu bestreiten, daß Gambetta stets auf das sorgfältigste bemüht gewesen ist, die Gesetzmäßigkeit seiner Handlungen hervorzuheben. Selbst seinen Kampf gegen das Kaiserreich hat er immer für einen legalen Kampf des Rechts gegen die Gewalt erklärt. Den Vorwurf, ein Störer der Ordnung zu sein, wies er bei jeder Gelegenheit zurück. „Die Demagogen sind von zweierlei Art," heißt es in einer seiner ersten Wahlreden, „sie nennen sich Cäsar oder Marat; beide wollen durch die Gewalt herrschen. Wir aber verlangen nur die Entwickelung des Rechts." In einer Ansprache, deren Stichwort: „Der Friede nach Außen, die Politik nach Innen" war, wendete er sich am 19. April 1870 an die Jugend von Paris mit den bedeutungsvollen Worten: „So lange das Feld der Discussion, der Controverse, dem Proselytismus, der Propaganda, offen bleibt, so lange der Mensch den Menschen, der Bürger den Bürger zu erreichen vermag, so lange die Seelen und die Geister sich verständigen, einander durchdringen können, so lange sich noch nicht die Hand der Polizei auf den Mund der freien Bürger legt, so lange muß man mit lauter Stimme proclamiren, daß man die Anwendung der Gewalt in den eigenen Händen eben so sehr verachtet, wie in den Händen eines Usurpators." Wenige

[1]) Aussage E. Spuller's am 4. März 1872; Spuller hatte den Feldzug gegen die Secessionisten in Gambetta's unmittelbarer Nähe mitgemacht.

[2]) Rapport de M. de Sugny. Enquête parlamentaire. Rapport V.

Tage danach sprach Gambetta zu seinen Wählern in Belleville, von denen er das Jahr zuvor ein Mandat „unversöhnlicher Opposition" gegen das Kaiserreich verlangt hatte. Dabei beeilte er sich, dem Worte „unversöhnlich" seine eigene Auslegung zu geben. „Der Unversöhnliche," heißt es, „ist derjenige, welcher weder zur Gewaltthätigkeit, noch zur Emeute, noch zu Complotten seine Zuflucht nimmt. Das Princip, auf welches er sich stützt, ist ein anderes, als das Princip derjenigen, die ihren Triumph von der rohen Kraft erwarten[1])."

In der stürmischen Sitzung des Corps législatif am 15. Juli 1870 verlangte Gambetta, daß Europa, und vor allen Dingen Frankreich, durch Veröffentlichung der diplomatischen Grundlagen von der der Ehre der Nation widerfahrenen Kränkung thatsächlich überzeugt werde. „Sie fordern Frankreich auf, Ihnen Menschen und Geld zur Verfügung zu stellen; Sie stürzen es in einen Krieg, welcher das Ende des neunzehnten Jahrhunderts vielleicht der Entscheidung über die Präponderanz der germanischen oder der französischen Race geweiht sein lassen wird," rief er dem Ministerium Ollivier zu, „und Sie wollen nicht, daß der Ausgangspunkt dieser ungeheuren Unternehmung authentisch und formell sei, sowie, daß Frankreich, zugleich mit Europa wisse, auf welcher Seite die ungerechte Beleidigung, auf welcher der legitime Widerstand ist? Wolan, Sie werden, sobald Sie den Degen gezogen haben, nicht anders auf die nothwendige Sympathie — die Zustimmung Europa's und Frankreichs — rechnen können, als unter der einen Bedingung, daß aus ihren Auseinandersetzungen klar hervorgehe, daß sie wirklich und tief verletzt worden sind."

Auch in dieser Rede, welche inmitten des ungeheuren Aufruhrs durchaus den Eindruck der Ruhe, Besonnenheit, Klarheit und Schärfe macht, findet sich das Bekenntniß vor: „Ich glaube, daß die moralische Kraft in der Welt Alles ist."

Als dann nach dem Sturze des Kaiserreichs in der Nacht vom 3. auf den 4. September Volk und Nationalgarden die Tribüne des Sitzungssaals füllten und mit dem stürmischen Rufe: „Es lebe die Republik!" jede Beschlußfassung unmöglich machten, bemühte sich Gambetta die Ruhe herzustellen. „Ihr könnt ein großes Beispiel geben, das eines Volkes, welches die Ordnung mit der Freiheit vereinigt." So wendete er sich an die Menge und dankte ihr, als der Lärm sich gelegt, dafür, daß sie begriffen, „wie die Ordnung die gewaltigste aller Kräfte sei".

Bald genug kehrte Gambetta gegen das Volk den Herrn heraus. Kurz vor seiner Abreise nach Tours trat er an Trochu's Seite den Officieren der Nationalgarde entgegen, die, von Flourens geführt, von ihren Bataillonen gefolgt, hundertundsechzig an der Zahl, im Stadthause erschienen, um dort zu revoltiren. Trochu selbst gesteht, Gambetta habe bei dieser Gelegenheit eine so außerordentliche Energie bewiesen, daß er höchst überrascht gewesen sei. „Ich

[1]) Die Rede fehlt in der gegenwärtig erscheinenden Sammlung „Discours et Plaidoyers Politiques de M. Gambetta, publiés par M. Joseph Reinach. Paris, 1881." Sie findet sich auszugsweise in „Gambetta 1869—1879".

hatte ihn durch seine Vergangenheit viel mehr verpflichtet geglaubt, die Massen zu schonen."

Das Meisterstück einer dictatorischen Strafpredigt an das souveräne Volk aber war die Anrede vom 1. Januar 1871 im Hofe der Präfectur von Bordeaux: „Die Rede soll frei sein, wie der Gedanke und selbst in ihren Abschweifungen bis zu der verhängnißvollen Grenze respectirt, wo sie zur Revolution wird und Handlungen erzeugt. Wenn man diese Grenze überschritte, und ich drücke hier die Meinung aller Mitglieder der Regierung aus, so dürfen Sie auf eine energische Repression rechnen." Das ist nicht die Sprache des Mannes, der für die Gesellschaft eine Gefahr ist, nicht die des Volkstribuns, dem seine Popularität über Alles geht. Es ist die kräftige Aeußerung des Vaterlandsfreundes, des besonnenen und unabhängigen Staatsmannes, der, während er mit dem rechten Arme dem Feinde wehrt, den linken braucht, um Ruhe und Ordnung im eigenen Hause aufrecht zu erhalten.

Diese Seite im Charakter des merkwürdigen Mannes ist kein Pfropfreis auf einem wilden Stamme. Léon Gambetta trat nicht unvorbereitet in's politische Leben ein und verdankte nicht blos einem glücklichen Zufallserfolge seine Laufbahn.

Zu Cahors am 30. October 1838 geboren, wurde er zuerst in einer kirchlichen Anstalt zu Montauban erzogen. Doch ist es nicht sicher, ob er für den geistlichen Stand bestimmt war. Sein Vater, ein wohlhabender Petitbourgeois, wollte den Sohn nur etwas „Höheres" werden lassen.

Man hat später zu Unrecht die Legende erfunden, daß Gambetta sich selbst eines Auges beraubt, um sich dem Priesterstande zu entziehen. „Gambetta besaß niemals noch wird er je diese Energie des Wilden besitzen [1])." Ein Unfall zog ihm im Alter von acht Jahren die Verletzung zu. Er beobachtete einen Arbeiter, welcher einen Messerstiel mit einem Zwickbohrer durchbohrte; ein altes Fleuretstück, dessen derselbe sich nebst einer Darmseite bediente, um den Bohrer zu bewegen, sprang, ein Splitter traf des Knaben rechtes Auge und zerriß die Hornhaut. Schlechte Pflege verschlimmerte das Uebel, und 1867 mußte sich Gambetta, um die Erkrankung des linken Auges zu verhüten, einer Operation und — wie wir von Daudet wissen, — dem Einsetzen eines Glasauges unterziehen.

Im Collegium von Cahors hatte Gambetta indessen sehr bald bedeutende Fähigkeiten an den Tag gelegt und der Einfluß, den er auf seine Mitschüler gewann, bekundete früh seine später in so ungewöhnlichem Maße hervortretende Gabe, Herrschaft über die Gemüther zu gewinnen. Im Alter von 18 Jahren siedelte er nach Paris über, um die Rechte zu studiren. Im Hôtel du Var, Rue de Tournon, nahm er seine Wohnung, umgeben von einer Anzahl anderer Studenten aus dem Süden, in deren Mitte wir ihn kennen gelernt haben. Schon dort begann er, nicht allein durch die Kühnheit seiner Entwürfe, durch die „discussions vibrantes" der Wirthstafel, sondern auch durch das stattliche Aussehen seines Budgets eine Rolle zu spielen, denn er bezog von Hause 300 Francs monatliche Rente. Im Jahre 1859, 21 Jahre alt, wurde er im Barreau von

[1]) Gambetta 1869—1879.

Paris eingetragen und trat als Clerc in das Arbeitscabinet seines späteren Regierungs-Collegen Crémieux[1]), der ihm nachrühmt, daß er auch als Dictator die Autorität seines ehemaligen Lehrers in Rechtssachen niemals angetastet habe.

Gambetta bezog eine kleine Wohnung in einem vierten Stock der Rue Bonaparte, richtete sich selbst ein und lebte von 1861 ab mit Fräulein Jenny Massabie zusammen, deren Namen in einer Biographie des Volkstribuns nicht fehlen darf[2]). Sie ist eine Gascognerin, wie er und seine Tante, als „la Tatan" im Freundeskreise bekannt. In der bescheidenen, aus einem kleinen Speisezimmer, der Küche und den beiden Schlafzimmern bestehenden Häuslichkeit bereitete Jenny Massabie sich zur Directrice der „maison civile et militaire" des künftigen Dictators vor. Sie soll nicht ohne Einfluß auf ihren „cher Léon" gewesen sein. Gambetta hatte sich schon von dem wüsten und lauten Studenten zu einem „homme rangé" entwickelt, der die Gewohnheiten des Familienlebens liebte und in den Kreisen der jungen Advocaten die Führung zu übernehmen begann. Sein Interesse galt dabei nicht den Civilsachen, sondern von früh an den politischen Dingen und den Angelegenheiten der Presse. Er übernahm nach und nach eine Reihe von Vertheidigungen von Journalisten oder politisch Angeklagten. Der Proceß Buette's, — die Affaire der 54 — machte ihm bereits einen Ruf, da er mit großer Kühnheit dem Kaiserreiche in's Angesicht hinein das „Tu non es amicus Caesaris" paraphrasirte. Die Gerichtszeitungen durften seine Rede nicht bringen, aber er gewann dennoch Boden unter der Arbeiterbevölkerung, welche ihn bald als den „einäugigen Advocaten" recht wohl kannte. Zugleich trat Gambetta als Journalist auf, arbeitete an der in Frankfurt erscheinenden „Europe", an der „Cour d'assises illustrée" und an der „Revue politique" mit, in welcher er Artikel über das Budget des Krieges veröffentlichte. Auch war er ein fleißiger Gast des gesetzgebenden Körpers und soll mehrfach durch Aeußerungen die Drohung des Duc de Morny hervorgerufen haben, daß er die Tribünen werde räumen lassen. Im Jahre 1863 betheiligte Gambetta sich im Kreise Emanuel Durand's hervorragend an der Agitation für die oppositionellen Wahlen in Paris.

„Das waren die schönen Zeiten des „Café Procope"", fügt der Biograph Gambetta's hinzu. „In diesem alterthümlichen schlichten Café, dem Ahn und Doyen aller Café's ringsumher, mit seinem Rococotisch, einer Galerie von Bildern großer Männer und einem „parfum d'encyclopédie", hier, wo einst Diderot und Voltaire verkehrten, sammelte sich jeden Freitag Abend eine Gesellschaft von Gesinnungsgenossen bei Pfeife und Bock, um die öffentlichen Vorgänge zu besprechen." Gambetta soll dort reden gelernt haben. Er bestand auf diesem Felde seine ersten rhetorischen Kämpfe. Dabei setzte er eifrig seine Studien fort, besuchte die Sorbonne und das Collège de France. Der greise Hellenist Hase[3])

[1]) Nach Daudet hat er auch bei Lachaud gearbeitet.

[2]) Wir folgen hier der Schrift: „Gambetta 1869—1879. Paris, Sandoz & Fischbacher. 1879."

[3]) Karl Benedict Hase; derselbe, dessen Tagebücher und Briefe die „Deutsche Rundschau" vor einem Jahre gebracht hat (Band XXV, 1880, S. 144 ff. und S. 287 ff.).

Eine weitere Collection von Briefen dieses merkwürdigen Mannes, dessen viele von

nahm sich seiner besonders an. Gambetta ist ein hervorragender Verehrer des griechischen Alterthums. Oft ging er damals in seinem Zimmer auf und ab, die olynthischen Reden des Demosthenes in griechischer Sprache vortragend. Daneben entwickelte sich sein lebhaftes Interesse für die moderne Kunst, für Literatur und Kritik. Trotz Studien, schriftstellerischen und wissenschaftlichen Arbeiten fand er aber noch Zeit, zwischen Mitternacht und 3 Uhr früh nahezu Alles zu lesen, was der Tag hervorbrachte. Sein ausgezeichnetes Gedächtniß kam ihm dabei vortrefflich zu Statten. Auch eine eigene Bibliothek mit mehreren seltenen Exemplaren der lateinischen und griechischen Classiker entstand. Seine Lieblinge waren Lafontaine, Diderot, Voltaire und auch Molière; denn als guter Franzose liebt Gambetta zu lachen.

Im vierten Stock der Rue Bonaparte überraschte ihn auch die Affaire Baudin, mit der seine politische Rolle begann. Ein Buch Eugène Tenot's hatte das Andenken an die Vorgänge des 2. December wieder aufgefrischt. Die Folge davon waren Demonstrationen am Grabe Alphonse Baudin's, der, gegen den Staatsstreich protestirend, Arzt und Deputirter des Ain, am 4. December 1851 auf einer Barrikade der Rue Sainte-Marguerite gefallen war. Die Polizei schritt gegen die Trauerfeier ungeschickter Weise ein. Es fanden Verhaftungen statt; die Sache erregte in Paris und in ganz Frankreich ein ungeheures Aufsehen; die schon sehr erstarkte Opposition bemächtigte sich ihrer. Delescluze eröffnete im „Réveil" eine Subscription für ein Denkmal Baudin's. Prevost-Paradol und Berryer erschienen unter den ersten Zeichnern. Delescluze ward in Anklagestand versetzt. Als sein Anwalt erschien am 17. November 1868 unerwartet Léon Michel Gambetta vor den Schranken. Doch statt zu vertheidigen, ging der junge Advocat sogleich zum Angriff auf das Kaiserreich, ja selbst auf den im ganzen Lande populären Cultus Napoleon's I. über. Er hielt eine Rede, durch welche er mit einem Schlage zum Helden der Unversöhnlichen wurde.

„Seit siebzehn Jahren seid Ihr die absoluten, die discretionären Herrscher Frankreichs — es ist Euer eigenes Wort. — Wir spüren der Anwendung nicht nach, welche Ihr von seinen Schätzen, seinem Blute, seiner Ehre und seinem Ruhme gemacht habt. Jedermann kennt die finanziellen Katastrophen, welche selbst in diesem Augenblicke wie die Minen unter unseren Schritten springen. Aber was Euch am besten kennzeichnet, ist, daß Ihr niemals zu sagen gewagt habt: „Wir wollen den 2. December feiern und ihm eine Stelle als nationalen Gedenktag unter den Festen Frankreichs geben." Und dennoch haben alle Régimes, die einander in diesem Lande gefolgt sind, den Tag geehrt, welcher sie entstehen sah. Es gibt nur zwei Jahrestage, den 18. Brumaire und den 2. December, welche niemals in die Reihe der Gründungsfeste eingefügt worden sind, weil Ihr wohl wißt, daß wenn Ihr sie dahin setzen wolltet, das öffentliche Gewissen sie zurückweisen würde. Wolan, diesen Jahrestag, den Ihr nicht wollt, wir fordern ihn, wir nehmen ihn für uns in Anspruch. Wir werden ihn immer,

---

unseren Zeitgenossen sich noch gern erinnern, werden die Leser in dem vorliegenden Hefte finden.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

unaufhörlich, in jedem Jahre feiern; es wird der Gedenktag unserer Todten sein bis zu dem Tage, wo das Land, wieder Herr geworden, Euch im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit die große nationale Buße auferlegen wird." So schleuderte er sein Wort trotzig den bonapartistischen Gewalthabern entgegen, die freilich in der Zeit voller Kraft und Blüthe des zweiten Kaiserreichs eine derartige Sprache nicht hingenommen hätten.

Die Folge dieser Keckheit war Gambetta's Wahl in das Corps législatif im Frühjahr 1869. Sie erfolgte in Paris und Marseille gleichzeitig. Für Marseille, wo er an des verstorbenen Berryer Stelle gegen Thiers und Barthélemy St. Hilaire, den jetzigen Minister des Auswärtigen, gewählt wurde, nahm er das Mandat an. Freilich soll die seit 1867 dort aufgetauchte Internationale, welche Gambetta für den Ihren hielt, nicht geringen Antheil an seinem Erfolge gehabt haben.

Das inzwischen liberal gewordene Empire begann in seinen Fugen zu krachen. Die Namen der Oppositionsmänner, und unter ihnen der Gambetta's, waren in Aller Munde.

Während des Kampfes mit den eindringenden deutschen Heeren setzte Gambetta seine Angriffe gegen das Kaiserreich fort. Das Ministerium Palikao begrüßte er mit der allerdings ziemlich dunklen Phrase „Il nous faut une guerre républicaine!" Im Vereine mit Jules Favre, Simon, Ernest Picard und Ferry trug er im Monat August Thiers die höchste Gewalt an, welche dieser klug genug war, auszuschlagen. Am Vorabende von Sedan betheiligte er sich in Gesellschaft von Thiers, Jules Favre, Magnin und Ferry an der Agitation für eine aus dem Corps législatif hervorgehende provisorische Regierung. Trochu, Schneider und Palikao wurden dafür in Aussicht genommen, mit Rücksicht auf die Majorität aber noch kein Republikaner. Der 4. September kam. Es ist nicht zu leugnen, daß die Regierung der Nationalvertheidigung halb willenlos in den Besitz der Macht gelangte. Die Ereignisse entwickelten sich eben anders, als Gambetta und seine Freunde vorausgesehen, und er besaß im entscheidenden Augenblicke den Muth, die zu Boden sinkende Gewalt aufzuheben.

Seine bekannteste Lebensperiode — die seiner Dictatur — beginnt damit. Sie währt bis zum 6. Februar 1871. Am 7. Februar kehrte er in's Privatleben zurück, damals vielfach von der Meinung begleitet, er sei überhaupt nur ein Meteor gewesen, das für immer verschwinden werde.

Wenn man auch nur bis hierher Gambetta's Entwickelung verfolgt, kann man doch schon zwei bestimmte Schlüsse ziehen.

Zunächst ist von ihm in demjenigen Augenblicke, da man sich mit einiger Spannung fragt „was wird er thun?" niemals ein Staatsstreich, ein Gewaltact im gewöhnlichen Sinne zu erwarten. Gambetta hat sich selbst Schranken gesetzt, die er ungestraft nicht mehr überspringen darf. So lange er sich selber treu bleibt, wird er mit größter Rücksichtslosigkeit und angebornem Herrscher-Instinct die augenblicklich „erlaubten" Mittel anwenden; aber klug nachgeben, ja sich scheinbar ohne jeden Groll fügen, wo er empfindet, daß das Durchdringen nicht möglich ist. Es spricht daraus das Gefühl von der Macht seiner Beredsamkeit, seiner Ueberzeugungsgabe und der Unwiderstehlichkeit seiner politischen

Taktik. Der erste ungesetzliche Gewaltact würde zugleich ein sicheres Anzeichen des erschütterten Selbstvertrauens sein. Fügsam mit den Verhältnissen rechnend, hat Gambetta am 6. Februar 1871 gehandelt, und ebenso verfuhr er unlängst, als er am 4. August d. J. in Tours dem Scheitern seiner jüngsten Pläne nur ein Bedauern widmete. Es liegt Wahrheit in dem Urtheile eines englischen Blattes, das in Gambetta die Energie des Jacobiners mit der Mäßigung eines englischen Ministers vereinigt fand.

Das zweite ist Gambetta's Stellung zum Revanchegedanken. Es sei jedoch vorausgeschickt, daß diese Frage nicht die Wichtigkeit besitzt, welche ihr oft beigemessen wird. Die Ereignisse sind mächtiger als die Menschen. Gambetta sprach am Wärmsten, Entschiedensten, Besonnensten *gegen* die Kriegserklärung von 1870. Aber dennoch war er zu derselben Stunde ein blindes Werkzeug der auf die Katastrophe hindrängenden Kräfte. Seine unversöhnliche Feindschaft trug am Meisten dazu bei, das Empire libéral derartig in die Enge zu treiben, daß es sich nicht anders als mit einem nationalen Krieg glaubte helfen zu können. Die großen historischen Krisen kommen und gehen ohne den Willen des Einzelnen. Wenn die Menge der inneren Ursachen, welche der Stimmung der Völker eine bestimmte Richtung geben, groß genug geworden ist, eine Eruption hervorzubringen, vermag auch ein bedeutender Staatsmann nicht, diese zu verhindern. Gambetta's Neigung kann also weder eine absolute Friedensgarantie sein, noch die *alleinige* Ursache für einen Revanchekrieg. Aber immerhin ist es von Interesse, sich in diesem Punkte Klarheit zu verschaffen. Da gelangt man nun zu der Ueberzeugung, daß er *nicht* der Mann der Revanche *um jeden Preis* ist. Er wird gewiß nicht, wenn einmal die nationale Richtung zur Waffenentscheidung drängt, den Elihu Burritt Frankreich's spielen. Aber er wird auch die Politik der Abenteuer nicht treiben, welche von der Revancheidee im gemeinen Sinne des Wortes unzertrennlich ist. Zu oft hat er gerade diese Politik an den Caesaren getadelt, die Verachtung der Gewalt als Tugend gepriesen, der Thätigkeit der Regierung den Weg nach Innen empfohlen, die Befestigung der Republik, die Vollendung ihrer Institutionen als Aufgabe der nächsten Zukunft bezeichnet. Zu genau kennt er die friedlichen Neigungen eines großen Theils seiner Mitbürger, um das Land in einen Krieg zu stürzen, so lange nicht eine übermächtige nationale Strömung dazu drängt. Auch ist nicht zu verkennen, daß er selbst mit der erfolgreichen Bekämpfung des Napoléoncultus ein gutes Theil des alten Chauvinismus zerstört hat. Seine, meist dunklen, Hinweise auf die Revanche können sehr wohl so gedeutet werden, daß damit nur nach der inneren Erstarkung eine lebhaftere Wirkung des Einflusses nach Außen überhaupt gemeint sei.

II.

Nach dem Rücktritt von der Dictatur bezog Gambetta mit seinen Freunden Ranc und Spuller sogleich ein bescheidenes Haus in Bordeaux, um dort in aller Stille zu leben. Zwar wohnte er bis zum 1. März, dem Tage der Anerkennung des Präliminarfriedens, noch den Sitzungen der Nationalversammlung bei, in welche ihn neun Departements gewählt hatten. Dann aber verließ er

den französischen Boden, auf dem er in letzter Zeit so viel Enttäuschung erfahren.

Die Einsamkeit von San Sebastian an der spanischen Küste entrückte ihn der Mitwirkung im Kampfe gegen die Commune, deren Auftreten er später als eine „convulsion" bezeichnete. Sein Glück oder seine Klugheit hielten ihn fern. Erst Mitte Juni 1871 kehrte er nach Frankreich zurück und wendete sich zunächst noch einmal nach Bordeaux. In einer sehr langen Rede entwickelte er daselbst seine Zukunftspläne. Er betonte die Nothwendigkeit, die französische Revolution zu vollenden. Zumal sollte das Landvolk gehoben, selbständig gemacht und republikanisirt werden. „Sind wir überflügelt worden," sagte er, „haben wir das Frankreich Kléber's und Hoche's seiner beiden patriotischen Provinzen, welche zugleich den meisten militärischen, commerciellen, industriellen und demokratischen Geist enthielten, verlieren sehen, so lag dies allein in unserer physischen und moralischen Inferiorität." Nach diesem offenen Geständniß bezeichnete er allgemeine, bürgerliche und militärische Erziehung, der sich ein Jeder bei Verlust seiner Rechte und Ehren unterwerfen müsse, als dringende Nothwendigkeit. Nationale Erziehung und nationale Bewaffnung forderte er als die Hauptgrundlagen für die Republik, daneben das Ausgleichen der Classenunterschiede, Beseitigung des Antagonismus zwischen den Städten und dem platten Lande, Unterdrückung des Parasitenthums und, durch allgemeine Verbreitung der Wissenschaften, die Wiedererweckung der moralischen und politischen Kraft. Sich selbst betreffend fügte er die merkwürdigen Worte hinzu: „Ich kenne eine glühendere Leidenschaft als die, die Macht auszuüben, nämlich, mit Billigkeit, mit Festigkeit, mit gesundem Sinne eine loyale Herrschaft zu überwachen." Von der republikanischen Partei verlangte er Disciplin, Festigkeit und Strenge der Grundsätze, Arbeitsamkeit, Wachsamkeit, damit sie Frankreich von seiner Fähigkeit, sich selbst zu regieren, überzeuge. „Die Macht dem Weisesten und Würdigsten" sei ihr Stichwort.

Mit diesem Programm kehrte Gambetta nach Paris zurück. Sein erstes Werk war es dort, mit Unterstützung seines Freundes Laurier die „République française" zu gründen, die fortan sein Organ blieb und für seine Ideen kämpfte. Die elsassische Liga stellte die Hauptkräfte für die Redaction. Gambetta selbst arbeitete fleißig mit. Oft erst spät Abends von den Sitzungen in Versailles heimkehrend, blieb er noch bis tief in die Nacht hinein bei der Arbeit. Sein Domicil hatte er in einer mäßigen ersten Etage der Rue Montaigne Nr. 12 aufgeschlagen. „La Tatan" theilte dasselbe wieder mit ihm; desgleichen sein Secretär Sandrique. Alte Freunde fanden sich oftmals auch unter den neuen Verhältnissen ein.

In der Nationalversammlung trat der Ex-Dictator zuvörderst versöhnlich auf, rechnete mit seinen Gegnern und war sichtlich bemüht, Vertrauen zu erwecken. Zugleich hörte er nicht auf, die Untersuchung über seine Regierungsperiode zu verlangen, welche ihm auch bewilligt ward. Sie hat über die zweite Hälfte des Krieges viel interessantes Licht verbreitet, natürlich aber zu keiner Verfolgung geführt. Noch im Herbste warf eine hartnäckige Krankheit den sonst so kräftigen Mann für zwei Monate darnieder. Als er genesen war, begann

er, während der parlamentarischen Ferien, die Periode seiner ersten Rundreisen. Legitimisten, Orléanisten und Bonapartisten bildeten in der am 8. Februar 1871 unter dem Druck des Friedensbedürfnisses gewählten Nationalversammlung die Mehrheit. Die Prinzen des Hauses Orléans und für kurze Zeit selbst Graf Chambord — Heinrich V. — kehrten nach Frankreich zurück. Die Restauration in irgend einer Form schien vor der Thür zu stehen. Diese Umstände riefen ihn in die Arena. St. Quentin war der erste von ihm gewählte Ort, wo er nach dem Abmarsche der deutschen Truppen zur Erinnerung an einen unbedeutenden Straßenkampf am 8. October 1870 sprach. Die „Revanche" spielte hier noch eine große Rolle. Gambetta stellte sie als „gesichert" dar, „wenngleich nie ein unbesonnenes Wort darüber fallen, ja man nie von dem Feinde sprechen dürfe, während man doch immer an ihn dächte." Aber auch das Programm von Bordeaux fand seine Rechnung. „Seien Sie überzeugt, daß Frankreich erst an dem Tage in Europa geachtet sein wird, an welchem es im Innern stark ist." Dieser und verwandte Gedanken zogen sich durch die nachfolgenden Reden. Schulzwang und Laienunterricht spielten überall eine vornehme Rolle darin. Gambetta suchte nachzuweisen, daß der Clerus aufgehört habe, eine religiöse Körperschaft zu bilden und zu einer politischen Partei geworden sei, welche, in Abhängigkeit von Rom gerathen, verlernt habe, sich als französisches Bürgerthum zu betrachten. Doch versicherte er zugleich: „Ich bin kein Feind der Religion; gerade deshalb verlange ich die Trennung der Kirche und der Schule." Er mahnte zu Fleiß und Arbeitsamkeit. „Die Arbeit ist das Gesetz der Demokratie ... Die republikanische Partei allein bietet daher die Garantie für Ordnung und Freiheit."

Die Ansprache in Angers vor den Republikanern von Maine und Loire am 7., vor den politischen Freunden in Havre am 18. April, in Paris vor einer elsässischen Deputation am 9. Mai 1872 trugen einen sehr ähnlichen Charakter. Die Republik erschien darin als die Schützerin der Ordnung, der Freiheit, aller wahren Interessen Frankreich's. „Wir sind keine Partei des Umsturzes, der Emeute — es ist nicht wahr ... Jede andere politische Combination als die Republik würde Bürgerkrieg und fremde Occupation bedeuten." Den Elsässern predigte Gambetta Geduld. Er verlangte von ihnen, im Interesse Frankreich's, den Geist der Opferwilligkeit und der Resignation, das Beispiel einer Bevölkerung, welche ihre Empfindungen zu bewahren weiß, ohne das rechte Maß zu überschreiten und eine Intervention hervorzurufen. Immer wieder kam er auf den einen Punkt der Stärkung Frankreich's im Innern zurück. Mit Wärme vertheidigte er das Régime des Präsidenten Thiers, der weder seine Herkunft, noch seine Studien, noch die Lehren der Erfahrung vergessen habe und wohl begreife, daß er jetzt sein Werk krönen müsse durch die Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit seiner Regierung.

Aber Gambetta wollte die Republik allein gelten lassen. Niemand, so erklärte er, könne ihm seine Haltung verdenken, da er das Heil Frankreich's einmal nur in dieser Staatsform erblicke. Er stellt dieselbe als durch die verschiedenen Prätendenten ernsthaft bedroht hin, welche alle ihre Vertreter in der Nationalversammlung hätten. Daher mahnte er zur Einigkeit der republi-

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

kanischen Parteien. Aus dieser Zeit rührt sein Beiname „Commis voyageur der Republik" her. Er nahm ihn in Havre öffentlich mit den Worten an: „Je suis, en effet, un voyageur et le commis de la democratie." Dort war es auch, wo er ausrief: „An denen, welche in der ersten oder zweiten Generation nach uns kommen, wird es sein, eine vollkommene Entwickelung unseres Werkes zu sichern. Ich selbst beschränke meine Wünsche, meine Ansprüche, meine Forderungen auf zwei Dinge: darauf, eine bewaffnete und eine unterrichtete Nation zu schaffen." Gambetta's Bestrebungen für beide gingen Hand in Hand. Sie machen neben der Agitation für Befestigung der Republik den Inhalt seiner Thätigkeit der letzten zehn Jahre aus.

Mit den Debatten über das Rekrutirungsgesetz vom 25. April bis zum 27. Juli 1872 leitete er sie ein. Unmöglich ist es, Alles zu verfolgen, was Gambetta für die Armee gethan. Oft wirkte er durch seine Freunde, seine Partei und hielt sich selbst in Reserve zurück. Was er in Commissions- und Fractionssitzungen vollbracht, entzieht sich der öffentlichen Kenntniß. Gambetta ist ferner „Opportunist". Unzweideutig hat er sich selbst dazu bekannt, daher sind seine Entschließungen auch von den Verhältnissen abhängig gewesen und haben seine persönlichen Wünsche nicht immer zum Ausdruck gebracht. Aber die Hauptgesichtspunkte lassen sich doch erkennen. Bei Berathung des Rekrutirungsgesetzes wirkte er zuvörderst für die Loslösung der Armee vom politischen Treiben. Artikel 5 nahm ihr das Wahlrecht. Eduard Millaud sprach für dieses und glaubte, sich auf Gambetta stützen zu können, der einmal die alte Armee gelobt, weil sie zu einem Drittel wider den 2. December gestimmt. Gegen diese Schlußfolgerung erhob sich der Ex-Dictator selbst, um förmlich zu erklären, daß er kein Parteigänger für das Wahlrecht der Armee sei.

Lebhaft und erfolgreich bekämpfte er die nicht vollkommen begründeten Ausnahmen von der Wehrpflicht, so namentlich den vorgeschlagenen Gestellungsaufschub, den er als einen Freikauf nach Gunst, wenn auch nicht nach Geld, ja als ein neues System der Stellvertretung kennzeichnete. Aehnlich wirkte er allen Versuchen entgegen, auf Umwegen die Unterscheidungen zwischen Berufssoldaten, Volontairs und bezahlten Ersatzmännern wieder in die Organisation der Armee einzuschmuggeln, Einrichtungen, welche aus alter Gewohnheit in Frankreich zahlreiche Freunde besaßen. Daß die allgemeine Wehrpflicht in dem Maße, wie es geschehen ist, in Frankreich durchgeführt wurde, ist nicht zum Geringsten Gambetta's Verdienst. Erst vor Kurzem sprach er sich vor den Wählern in Belleville für völlige Gleichstellung aller Staatsangehörigen bezüglich der militärischen Dienstpflicht aus. Er mißbilligte den einjährigen Dienst und jegliche Ausnahmen für Lehrer und Mitglieder geistlicher Genossenschaften. Dagegen trat er für die gesetzlich fünfjährige Dienstzeit ein. Er that es ursprünglich aus politischen Gründen, da Thiers diese Dienstzeit zu einer Bedingung für sein Verbleiben an der Spitze des Staats gemacht hatte. Neuerdings kam ein militärischer Grund hinzu, die Rücksicht auf den Unterofficiersersatz. Nicht minder war Gambetta stets für die Verbesserung der materiellen Lage des Heeres besorgt. Mit großem Eifer, ja mit Leidenschaftlichkeit verfocht er die Befugniß der Kammer, auch in den Einzelheiten der Armeeorganisation und Verwaltung mit-

zuwirken. Soll Gambetta's letztes Ziel bezüglich der Armee im Großen bezeichnet werden, so ist es die 1879 mit einer erheblichen Zahl Ernennungen von Corps-Commandeuren begonnene Republikanisirung, derart, daß nur der neuen Staatsordnung ergebene Männer in den hohen Commandostellen stehen dürfen. Einen besonderen Ausdruck erhielt die republikanische Richtung durch die Berufung des jetzigen Kriegsministers, der sein Portefeuille dem Einflusse des Kammerpräsidenten verdankt. General Farre war erst Februar 1879 zum commandirenden General in Lyon befördert worden. Acht Monate darauf trat er an die Spitze des Ministeriums. In weiteren Kreisen der französischen Armee gilt er als der Mann der Zukunft, der militärische Messias Frankreich's. „Mit ihm gelangen die Officiere von Coulmiers und Bapaume in's Commando; sie ersetzen endlich die Officiere von Metz und Sedan." So begrüßte ein französischer Militärschriftsteller hoffnungsvoll sein Regiment. Diese Tendenzen haben ihm auch Gambetta's Vertrauen erworben, das für ihn und für die Armee von hohem Werthe ist. Seit dem Kriege hat die französische Armee acht Kriegsminister kommen und gehen sehen: de Cissey, du Barail, de Cissey zum zweiten Male, Berthaut, de Rocheboüet, Borel, Greslay und Farre. Ein jeder war begleitet von einer Aenderung der Grundsätze. Nichtsdestoweniger dauerte die Reorganisationsarbeit ununterbrochen fort. Im Jahre 1872 führte das Rekrutirungsgesetz die allgemeine Wehrpflicht in Frankreich ein. Im Jahre 1873 geschah die erste Aushebung nach dem neuen Gesetz. Das Organisationsgesetz vom 24. Juli 1873 vermehrte Infanterie und Artillerie. Im Jahre 1874 nahm Frankreich außerdem die systematische Landesbefestigung in Angriff, welche an Großartigkeit die alte römische Grenzbefestigung und alle bisher in der Welt dagewesenen Anlagen ähnlicher Art übertrifft. Mit wahrer Munificenz ist die Ausführung bisher gefördert worden. Heute gibt es kaum noch eine große Kunststraße, welche von Deutschland nach Frankreich hinüberführt und die nicht unter den Kanonen eines Grenzforts liegt. Dahinter erheben sich gewaltige verschanzte Lager, und Paris selbst bildet ein letztes riesenhaftes Bollwerk der Landesvertheidigung. Die Feldarmee hielt zum ersten Male nach deutscher Weise Herbstmanöver ab. Das Jahr 1875 sah bereits die Reserven im Verbande der activen Armee üben. Dann entstand das äußerst wichtige Cadregesetz vom 13. März 1875, welches im großen Maßstabe die Truppeneinheiten, die Zahl der Bataillone, Escadrons und Batterien vermehrte. Auch die Territorialarmee erhielt ihre Eintheilung. Ein wesentlicher Schritt für die Ausbildung der künftigen Heerführer geschah mit der Errichtung der „École militaire supérieure", der französischen Kriegsakademie. Im Jahre 1877 wurde die Organisation der Territorialarmee weitergeführt, das Requisitionsgesetz für Krieg und Frieden erlassen, welches das gesammte Material und Personal in der Stunde der Noth dem Kriegsminister zur Verfügung stellt. Im Jahre 1878 übte die Territorialarmee zum ersten Male; die großen Herbstmanöver fanden mit fast kriegsstarken Armeecorps statt. Um den Unterofficiersersatz zu sichern, wurde unter besonderem Einfluß der Linken mit höchster Freigebigkeit für diesen Stand gesorgt. Das Jahr 1880 brachte das lang umstrittene Generalstabsgesetz. Die Verhandlungen über die Einführung der gleichmäßigen dreijährigen Dienstzeit für alle Pflichtigen sind

seit dem 12. Juni 1876 im Gange. Auch die Vorbereitung der Mobilmachung ist jetzt nach deutschem Muster durchgeführt. Das Eisenbahnnetz erfährt laut Gesetz von 1879 einen systematischen Ausbau nach strategischen Rücksichten. Der Aufmarsch zum Kriege wird dadurch auf's Aeußerste beschleunigt. Nebenher gingen die Maßnahmen für die Ausrüstung und Bewaffnung der Armee. Zweimal wurden Infanterie und Artillerie mit neuen Gewehren und Geschützen versehen. Ein wahrhaft ungeheures Kriegsmaterial ist aufgehäuft worden. Auch wurde eine große Anzahl von militärischen Schulen errichtet. Im Officiercorps begann ein bis dahin ungekanntes wissenschaftliches Leben und Streben. Die Regimentsconferenzen, das Kriegsspiel, Vorlesungen, seit 1876 Uebungsreisen in den Brigadeverbänden, seit 1878 Reisen des Generalstabes und eine Anzahl ähnlicher Maßregeln förderten die Intelligenz im Heere. Eine Militärliteratur trat in's Leben, welche nach ihrer äußeren Entwickelung heute die erste der Welt ist. Bibliotheken sind in großer Zahl gegründet worden. Auch die Kunst soll mitwirken. Jedes Regiment wird künftig durch ein großes historisches Bild an seine Hauptwaffenthaten erinnert werden. Der innere Dienst der Truppe, die Disciplin, der Ernst und Fleiß von den höchsten Stellen bis zum gemeinen Soldaten hinab nahmen einen bedeutenden Aufschwung. Wer die Franzosen vor und nach dem Kriege gesehen hat, wird bei gerechter Beurtheilung nicht leugnen können, daß sie aus der Schule des Unglücks moralisch geläutert und gekräftigt hervorgegangen sind.

Gewiß! — auch diese neue Armee Frankreichs hat ihre Mängel. Im Ganzen genommen aber leistete Frankreich für die Organisation seiner Wehrkraft seit 1870 wahrhaft Erstaunliches. Heute sind seine Heere an Zahl stärker als die deutschen. Ihre Bewaffnung steht vollkommen auf der Höhe der Zeit und hält jeden Vergleich aus. Ihre Organisation ähnelt der unseren in den wesentlichsten Stücken, und sie vermag künftig mit gleicher Schnelligkeit aus dem Friedens- in den Kriegszustand überzugehen. Ihre Zucht und Ordnung ist gut, ihre Ausbildung etwas einseitig, aber im Allgemeinen sicherlich hinreichend. Die Feuer-Disciplin wird jedem unparteiischen Beobachter vortheilhaft auffallen. Die Führung, hoch und niedrig, läßt zu wünschen übrig; die deutsche kann als sicherer, selbständiger und intelligenter gelten. Sie besitzt die ältere Erfahrung in der neuen Kriegsweise. Ihrer ganzen Natur nach ist die französische Armee mehr für die Vertheidigung, als für den Angriff geschaffen. Die große Zahl der in die schwachen Cadres erst im Kriegsfalle eingereihten älteren Mannschaften, der ungleiche Werth der noch bestehenden beiden Portionen, von denen die eine gegen vier Jahre, die andere etwa zehn Monate dient, macht sie schwerfällig. Aber alle diese Mängel sind in den Verhältnissen begründet. Sie werden in Frankreich selbst erkannt und bekämpft; sie werden sich mindern, je mehr Zeit die Armee für ihre Reorganisationsarbeit gewinnt. Es ist das Alles nicht Gambetta's alleiniges Werk. Aber er hat doch den kräftigsten Anstoß, und zugleich durch seine Organisationen während des Krieges ein Vorbild gegeben. Mit Zufriedenheit kann er auf das schon Erreichte zurückblicken. Der eine Theil des Programms von Bordeaux und Havre, die Herstellung der „nation armée" darf als erfüllt gelten.

Ueber der „nation armée“ aber hat Gambetta die „nation instruite“ nicht vergessen. Bei jeder Gelegenheit wirkte er auch für sie. Sie erfordere viel Arbeit, aber „es gibt jetzt eine Politik der Arbeit; sie ist das Gegentheil der alten Politik des Krieges und der Eroberung“, sagte er in der Rede von Saint Quentin. Ebenda gab er dem uralten, in neueren Zeiten zuerst wieder von Neidhard von Gneisenau ausgesprochenen Gedanken der Mitwirkung der Schule bei der soldatischen Erziehung lebhaften Ausdruck. „Man muß überall an die Seite des Lehrers den Gymnasten und den Militär stellen, damit unsere Kinder, unsere Soldaten, unsere Mitbürger alle geeignet werden, einen Degen zu halten, ein Gewehr zu handhaben, weite Märsche zu machen, die Nächte unter freiem Himmel zuzubringen, alle Prüfungen für das Vaterland kräftig zu ertragen. Beide Erziehungen müssen Hand in Hand gehen.“ Am 1. Januar 1872 begann auf den französischen Gymnasien der militärische Unterricht. Gegenwärtig bereitet sich in Frankreich ein Gesetz vor, welches die militärische Jugenderziehung in großartigstem Maßstabe durchführen soll.

Am Gedenktage des Bastillensturms, am 14. Juli 1872, begab sich Gambetta nach La Ferté sous Jouarre, wo seine Freunde, die Gebrüder Pradines, Unternehmer der öffentlichen Arbeiten, eine großartige nationale Feier unter Zelten veranstaltet hatten. Inmitten eines Gewitters erhob er dort seine gewaltige Stimme, um das Andenken der für das Vaterland, für die Republik Gefallenen zu ehren. Auch dort verlangte er von dieser drei Dinge, die sie erfüllen müsse, wenn sie nicht eine Lüge sein solle: „Die nationale, Allen auferlegte Erziehung, die Bewaffnung des freien Bürgers und endlich die strengste Anwendung der nationalen Souveränetät.“

III.

Während Gambetta's rastloser Arbeit für die „bewaffnete und unterrichtete“ Nation hatte der lebhafteste Kampf gegen die feindlichen politischen Parteien nicht geruht.

In der National-Versammlung zu Versailles waren am 29. Juli 1872 Angriffe auf Einzelheiten seiner Armee-Verwaltung von 1870 erfolgt. Gambetta behauptete sich siegreich. „Ich erwarte mit Vertrauen das Urtheil des Landes,“ erwiderte er bei dieser Gelegenheit seinen Gegnern, „und ich hege die feste Ueberzeugung, daß der von dem einzigen Richter, dem einzigen Souverän, den ich anerkenne, dem „suffrage universel“ gefällte Spruch zu gleicher Zeit die Rechtfertigung meiner Handlungsweise und die Verurtheilung der Verleumder enthalten muß.“

Die Parlamentsferien von 1872 benutzte er zu einer neuen Rundreise. In Chambéry, wo er am 21. September reden wollte, verhinderte der Minister des Innern die beabsichtigte Versammlung. Gambetta gehorchte ohne Widerstand, sprach aber auf dem Bahnhofe und betonte auf savoyischem Boden die vollkommene Einheit Frankreichs, die Nichtigkeit aller provinziellen Unterschiede. In geschlossener, sehr zahlreicher Gesellschaft zu Grénoble hielt er dann eine Rede, welcher viele Officiere der Garnison, zumal von der Artillerie, beiwohnten. Sie wendete sich scharf gegen die National-Versammlung, die kirchlichen und

socialen Zustände und hatte am 18. November eine Interpellation Changarnier's zur Folge. Der General bat den Präsidenten, „sich mit der Majorität der Kammer zu vereinigen, um die wachsende Macht des Radicalismus zu bekämpfen". Eine scharfe Auseinandersetzung war die Folge, ein Vertrauensvotum für Thiers schließlich der formelle Abschluß des leidenschaftlichen Streits.

Gambetta verbreitete seine Agitation fast über die ganze Dauphiné und über Savoyen. In Pontcharra, in Thonon am Genfer See, in Bonneville, Roche und Annecy sprach er gegen die Majorität der National-Versammlung. General Changarnier bezeichnete ihn als den „gefährlichen Tribun, der sich dem Besitze der Macht von Tage zu Tage mehr nähere". Am 14. December sprach Gambetta in der National-Versammlung selbst für deren Auflösung. Nach einer nächtlichen Sitzung, in welcher Dufaure, damals Siegelbewahrer Frankreichs, Gambetta aufforderte, „noch etwas älter zu werden und länger zu leben", wurde der Vorschlag mit großer Mehrheit zurückgewiesen. Die National-Versammlung erklärte sich vielmehr bis zur Vollendung der Constitution in Permanenz. Der Kampf Gambetta's gegen die Majorität verschärfte sich dadurch im Laufe des Jahres 1873 mehr und mehr. Er behauptete, daß diese Versammlung die Monarchie nicht gründen könne, weil weder ein König da sei, ihn auf den Thron zu erheben, noch ein Volk, ihn anzunehmen; daß sie aber auch die Republik nicht schaffen dürfe, weil sie kein Mandat besitze, dieselbe zu organisiren.

In diese Zeit fällt die erste Annäherung von Gambetta und Thiers. Das Einverständniß wuchs, als am 15. März der Vertrag über die schnelle Räumung der noch occupirten Gebietstheile mit Deutschland geschlossen wurde, die Rechte aber eine Tagesordnung verweigerte, welche anerkannte, daß Thiers sich um das Vaterland wohl verdient gemacht habe. Nur noch eine Erschütterung erfuhr der Freundschaftsbund. Gambetta trat in Belleville erfolgreich gegen die Candidatur de Rémusat's auf, die Thiers begünstigt hatte. Aber in der nun bald hereinbrechenden Krisis stand der Ex-Dictator dem Oberhaupte der Republik treulich zur Seite. Er verstärkte die Angriffe gegen die Rechte, gegen die National-versammlung überhaupt. In einer großen Rede zu Nantes warf er der Majorität mit den Worten: „wir haben die Republik, aber sie ist in den Händen von Verschwörern, welche davon träumen, sie zu stürzen und die Monarchie zurückzuführen" offen den Fehdehandschuh hin. Zu Saint Nazaire gab er einen Ueberblick über seine Besuche aller Theile von Frankreich, in denen die Gemüther sich mehr und mehr der republikanischen Sache öffneten. Im Begriff, sich hierüber zu verbreitern, erfuhr er, daß ein Theil der vor dem Versammlungssaal harrenden Menge gewaltsam, wenn auch ohne Lärm, eingedrungen sei. Der Charakter einer Privatvereinigung war damit aufgegeben. Sofort erklärte Gambetta nicht weiter sprechen zu können. Allgemein bestand man darauf. „Nein," wiederholte er, „ich vermag es nicht. Das Gesetz, das uns bis zur gegenwärtigen Stunde regiert, ist ein Gesetz des Kaiserreichs; es ist schlecht und unseren Freiheiten entgegen, aber es besteht. Bis ein Gesetz umgebildet ist, müssen wir es respectiren, selbst wenn es schlecht ist. Verstehen wir zu zeigen, wie die Republi-

kaner der Loyalität anhängen“ .... Die Menge gehorchte, schwieg und zog sich zurück.

Gambetta setzte den Feldzug in der Nationalversammlung fort. Am 18. Mai hatte Thiers ein neues Cabinet gebildet, ohne die Monarchisten zu berücksichtigen. Am 19. brachten 314 Mitglieder der Nationalversammlung eine Interpellation ein, welche Garantien für die „conservative Sache“ verlangte. Vergeblich stellte die Linke einen Gegenantrag über die Auflösung. Am 23. Mai antwortete Thiers persönlich und hielt der Rechten ein langes Sündenregister vor. Es war dies „die beredteste und ruhmvollste Seite seines langen Lebens“, wie sich Gambetta's Biograph ausdrückt. Die Folge einer mit ganz geringer Majorität beschlossenen, dem Präsidenten feindlichen Tagesordnung war dann Thiers Demission am 24. Mai, Marschall Mac Mahon wurde gewählt. Das „gouvernement de l'ordre moral“ begann seine Wirksamkeit.

Die „République française“ widmete dem gestürzten Präsidenten einen begeisterten Nachruf. „Er sei gefallen,“ sagte sie, „aber auf Seiten des Landes, die Hoffnungen der Nation vertheidigend.“ Thiers, der einst das bittere „fou furieux“ gegen Gambetta geschleudert, hat von hier ab in diesem seinen politischen Erben offen anerkannt. Gambetta war ein begeisterter Verehrer des „unheilvollen Greises“ geworden. Als am 16. Juni 1877 Herr von Fourtou die Nationalversammlung von 1871 die „Befreierin des Territoriums“ nannte, erhob sich Gambetta, deutete auf Thiers und rief mit seiner gewaltigen Stimme über die Menge hinweg: „Le libérateur du territoire, le voilà.“

Gambetta, der Politiker, hat sich vor Allem groß erwiesen als Bekämpfer der Gewalt, die ihm eine unrechtmäßige schien. Für seine Partei leistete er wahrhaft Erstaunliches. Seine Rundreisen hatten es bewirkt, daß die Mehrzahl der Ergänzungswahlen zur Nationalversammlung republikanisch ausfiel. Mit unerschütterlicher Zähigkeit nahm er jede Gelegenheit wahr, dem „gouvernement de l'ordre moral“ den Boden streitig zu machen.

In Versailles war 1872 der Geburtstag Lazare Hoche's, des bekannten Feldherrn der ersten Republik, am 25. Juni öffentlich gefeiert worden. Jetzt im Jahre 1873 hintertrieb die Regierung diese Feier. Gambetta sprach indeß vor einer geschlossenen Versammlung wider die zeitigen Gewalthaber.

Gegen die im Sommer 1873 von den Legitimisten geplante Restauration hatte er sich in aller Stille schon zum Aeußersten vorbereitet und seine Verbindungen mit zahlreichen Generalräthen angeknüpft. Die Vorsicht ging so weit, daß mehrere Deputirte der Linken es in Erinnerung an den 2. December vermieden, in ihren Wohnungen zu schlafen. Allein die Erklärung des Grafen Chambord, daß er bedingungslose Zurückberufung fordere, machte der Krisis ein Ende. Der Prätendent wurde unmöglich, die eben angebahnte Fusion mit den Orléanisten wieder zerstört. Von jetzt ab handelte es sich nur noch darum, ob aus dem Streit der Parteien ein drittes „Empire“ oder die verfassungsmäßige Republik hervorgehen werde. Gambetta trat eine kurze Erholungsreise zu seinem Freunde du Bruel nach Château Sept-Fonds bei Périgueux an. In beiden Orten jedoch hielt er politische Reden. Einem Toaste, den man auf ihn ausgebracht, antwortete er: „Lassen wir nie den Gedanken aufkommen, daß die

Republik von der Existenz einer einzelnen Person abhängen könne." Vor den Republikanern des Vienne-Departements, die in Châtellerault versammelt waren, sprach er von der Bedeutung der Bourgeoisie, welche sich der Sache der französischen Demokratie völlig geweiht habe und wieder einen großen Einfluß auf das Volk gewinnen könne. „Eine feierliche Stunde wird für diese Bourgeoisie schlagen!" endete er.

Das Ministerium Broglie setzte zu Beginn des Jahres 1874 mehrere für reactionär geltende Gesetze durch. Am 16. März beging der Prinz Louis Napoleon zu Chislehurst die Feier seiner Großjährigkeit im Kreise zahlreicher Anhänger. Sie gestaltete sich zu einer Art Huldigung. Am 7. Mai begann Marschall Mac Mahon seinerseits die Rundreise in die Provinzen — eine stillschweigende Anerkennung für die Wirksamkeit Gambetta's. Bald darauf fiel das Ministerium; ein neues Cabinet, mit General de Cissey an der Spitze, trat am 22. Mai an seine Stelle. Gambetta aber eilte am 1. Juni nach Auxerre. Die bonapartistische Farbe der neuen Aera verlieh ihm erhöhte Bedeutung. Sie versetzte ihn zurück in die Periode seiner ersten Erfolge. „Ein Hauch von Widerwillen und Trauer weht durch Frankreich" .... sprach er zu den Versammelten. „Frankreich ruft uns zu: „bin ich nicht die Mutter, die Herrin aller Franzosen, bin ich nicht der einzige Souverän, der einzige König — was sollen mir alle Prätendenten!" Die Vereinigung von Bourgeoisie und Demokratie, deren Verdienste, deren beiderseitige Rolle er darlegte, bildete den Hauptinhalt seiner Rede. Dann entwickelte er, wie es zu dem neuen „Duell zwischen Empire und République" gekommen sei. Dieses Duell fand bald auf dem parlamentarischen Fechtboden statt. Gambetta errang in der stürmischen Debatte über das Wahlgesetz einen ersten Sieg. Beleidigungen fielen hüben und drüben. Auf dem Bahnhofe Saint-Lazare wurde der Tribun am 11. und 12. Juni von Bonapartisten insultirt. Die Menge brachte ihm dafür eine Ovation. Die Hocherede dieses Jahres galt den Verdiensten Thiers. Am 1. August erhob Gambetta sich gegen die beabsichtigte Vertagung der Nationalversammlung, die erst entscheiden müsse, ob „Empire, Monarchie oder République" Frankreichs Loos sein werde. Doch er fügte sogleich hinzu „la république est inévitable!"

Die Wahlen für die Generalräthe am 4. October 1874 brachten einen neuen Sieg der Demokratie. Am 22. November folgten republikanische Municipalwahlen. Das Jahr 1875 vollendete endlich die Constitution der Republik. Den Wünschen Gambetta's und der Linken entsprach sie nicht. Dennoch erklärte er öffentlich, daß sie bestehe und also Gehorsam erheische, freilich von Seiten der Gewalthaber auch ehrliche Handhabung. Am 26. Februar trat das Ministerium Cissey ab. Buffet, der Präsident der Nationalversammlung, bildete das neue Cabinet.

Das demnächst wichtigste Ereigniß war das Cadregesetz für die Armee. Die Nationalversammlung neigte dazu, die Festsetzung der Cadres, d. h. der einzelnen Truppenkörper der Armee, dem Kriegsminister anheimzugeben. Gambetta trat energisch dagegen auf. Er warnte vor dem Glauben an die Autorität: „Wenn man ein ganzes Leben lang ein Instrument gehandhabt hat, so ist man wenig geneigt, es zu ändern. Das nennt sich Erfahrung, ist aber oft

nur der Geist der Ueberlieferung und wird leicht zur Routine." Die Versammlung gab ihm Recht und entschloß sich, zur Berathung zu schreiten.

Am 30. März sprach er vor einer ungeheuren Menge am Grabe Edgar Quinet's, der einst im prophetischen Sinne dem aus der Julirevolution hervorgegangenen Régime zugerufen: „Seid mit der Nation, seid mit dem Volk — um das Land vor inneren und äußeren Gefahren zu retten, gebt ihm den Laienunterricht." Vor 2000 Wählern von Ménilmontant, Belleville und Charonne hielt Gambetta am 24. April eine Rede. Auch fehlte er nicht bei der Hochefeier, die er zu einem Angriff gegen das in der Berathung befindliche Gesetz für die höheren Unterrichtsanstalten benutzte. Ebenso sprach er wieder für die von ihm seit Jahren verlangte Auflösung der Nationalversammlung.

Am Schluß des Jahres 1875 erfolgte endlich diese Auflösung und Frankreich trat in eine neue Phase seines politischen Lebens. Schon hatte Gambetta mit großer Sicherheit in Reden und Briefen den Sieg seiner Sache prophezeit. „Was auch kommen möge," schrieb er am 22. October den Demokraten des Rhonedepartements, „habet keine Unruhe über das Endergebniß. Die Wahlen sowol für den Senat, als auch für die Deputirtenkammer werden ein Triumph der republikanischen Demokratie sein."

Die Wahlbewegung nahm ihn nunmehr ganz in Anspruch. Seine fieberhafte Thätigkeit steigerte sich noch. Er schrieb nach seiner Vaterstadt Cahors; er sprach im Januar 1876 in Bordeaux, in Avignon, in Marseille, in Tarascon, in Aix, am 7. Februar zu Lille, am 16. in Paris-Belleville, das er als seine „Tribüne" bezeichnete, „den Ort, der 1869 seine Politik geboren habe". An demselben Abende hielt er, obwol er seit fünf Nächten nicht mehr im Bette geschlafen hatte, noch in der Rue de Lévis eine Rede. Am 17. war er in Cavaillon, wo eine wichtige Wahlversammlung des Departements Vaucluse stattfand. Am 20. Februar folgten die Wahlen. Sie ergaben eine entschiedene republikanische Majorität, namentlich eine große Niederlage der clericalen Partei. Das Ministerium Buffet fiel Tags darauf. Am 28. Februar hielt Gambetta zu Lyon eine Siegesrede.

Seine Stellung war jetzt verändert. Der Führer der Opposition aus der Nationalversammlung wurde zum Führer der Majorität in der Deputirtenkammer. Gambetta erklärte die „période militante" für beendet. „Wir haben jetzt eine Regierung, welche alle Sicherheit für die legitimen Interessen gewährt, eine weise, geordnete, fortschreitende Republik, mit Garantien, die nur der Geist der Unruhe nicht hinreichend finden könnte."

Die Wahl zum Präsidenten der Budgetcommission am 5. April 1876 erhöhte seinen Einfluß. Er widmete sich zunächst den ihm in dieser Rolle zufallenden Arbeiten mit unermüdlicher Energie und benutzte sogar die bald beginnenden kurzen Parlamentsferien zum Studium der Verwaltung und Geschäftsführung. Eine Zeit lang vernachlässigte er darüber die Kammersitzungen und sprach nur bei wichtigen Gelegenheiten. Auch versäumte er die Hochefeier in Versailles nicht. Dort beglückwünschte er diesmal Frankreich, weil es sich von der Einmischung in die orientalischen Wirren zurückgehalten habe. „Wir

haben nur ein Verlangen," schloß er, „den Triumph einer freien und friedlichen Demokratie."

Ein bonapartistischer Ausfall gegen die Republik entzündete den heftigen Parteienkampf aber von Neuem: „Jedesmal, wo Sie an die Republik ein geißelndes Wort richten, wird ein Republikaner Ihnen in's Gedächtniß zurückrufen, daß er das Kaiserreich gekannt habe und Zeuge seiner Schande gewesen sei." Am 22. Juli geriethen Cassagnac und Gambetta hart aneinander. Am 3. Aug. entzündete eine ziemlich gleichgültige Budgetfrage den wüthendsten Wortstreit. Nur der Beginn der Ferien führte noch einen Waffenstillstand herbei. Gambetta ging nach der Schweiz, wo ihm Freunde aus beiden Nachbarländern eine prächtige Schaale in ciselirtem Silber mit der Inschrift: „Léon Gambetta für seine Hingebung an die republikanische Sache, 4. September 1870—20. Februar 1876" [1]) überreichten. Eine längere politische Rede war der Lohn: „Was wir wollen, ist der regelmäßige auf das Nächste beschränkte, nach den Forderungen des Augenblicks bemessene Fortschritt" ꝛc.

Nach der Rückkehr sprach Gambetta zuvörderst am 28. October in Belleville, dem Mont Aventin von Paris, seiner „politischen Wiege". Zwischen Unterhandlung und Kampf habe er stets das erste gewählt, erklärte er dort, da die Gewalt unfruchtbar sei; trotzdem wären große Dinge erreicht. „Vor einem Jahre lebten wir unter dem Belagerungszustande — er ist verschwunden. Ihr habt die Namen der Minister nicht vergessen, die wir vor einem Jahre hatten — sie sind verschwunden! Ihr erinnert Euch dieses Volkes von gegen die Republik conspirirenden Beamten — das hat sich geändert. Das Endergebniß! Es ist die republikanische Majorität, welche das Land am 20. Februar aus allen Theilen Frankreichs gesandt hat, um die Republik zu befestigen und zu kräftigen. Das ist die Politik der Resultate und Ihr seid ihre Urheber!"

Das Ende des Jahres 1876 brachte noch eine Reihe von Debatten in der Amnestiefrage, in Budgetangelegenheiten und am 2. December abermaligen Ministerwechsel. Dufaure trat zurück; Jules Simon übernahm am 13. das Präsidium.

Auch Gambetta's Privatleben hatte inzwischen eine Aenderung erfahren. Die République française und ihr Besitzer waren nach der Chaussée d'Antin in das alte Palais der Banque espagnole übergesiedelt. Der Tribun hatte nun nicht mehr nöthig, wenn er bis mitten in die Nacht hinein die Correcturbogen gelesen, von seinem Verwalter die fünf oder zehn Franken für den Fiacre zu holen, der ihn unterdessen in der Rue de Croissant vor der Druckerei erwartet hatte. Gambetta vermehrte seinen Troß durch ein Pferd und ein Coupé, die berühmte „luxuriöse Equipage". Ein Kutscher trat in das Personal seines Hauses, der Bruder seines Factotums François, eines ehemaligen Mobilgardisten, der ihn seit dem Kriege nicht verlassen und ihm mit Leib und Seele ergeben ist. Dafür war „la Tatan" verschwunden; sie hatte sich, kränklich geworden, nach dem Süden zurückziehen müssen.

Das Jahr 1877 begann Gambetta mit einer großartigen Agitation für die

[1]) Der Tag der demokratischen Wahlen.

Pariser Volksbibliotheken, die er sämmtlich besuchte, und zu deren Nutzen er in Versammlungen in Montparnasse, Vaux Hall, Belleville, im Grand Théâtre Parisien und im Théâtre du Château d'Eau sprach. Dann riefen ihn die politischen Vorgänge wieder zum Kampfe. Am 16. Mai fiel das gemäßigte Ministerium Jules Simon, da es den Prätensionen der Linken nach der Ansicht des Marschalls nicht entschieden genug entgegengetreten. Die Aufregung war eine ungeheure. Man erwartete die Auflösung der Kammer. Gambetta, jetzt völlig in den Vordergrund geschoben, setzte eine Tagesordnung durch, welche erklärte, daß das Land die Auflösung als ein Vorspiel des Krieges nehmen werde.

Am 18. Mai trat das neue conservative Ministerium Broglie-Fourtou an's Ruder; die Kammern wurden bis zum 16. Juni vertagt. Der Marschall erklärte, daß sein Gewissen und seine Vaterlandsliebe ihm nicht gestatteten, sich dem Triumph der republikanischen Fraction anzuschließen, welche eine radicale Aenderung aller Einrichtungen wolle. Am Abend vereinigten sich die Gruppen der Linken im Hôtel des Réservoirs in Versailles und beschlossen einen Appell an das Land. Sie forderten die republikanischen Beamten auf, nicht ihre Entlassung zu nehmen. Am 20. Mai erfolgte indessen die Absetzung von 25 Präfecten; 10 wurden zur Disposition gestellt, 21 versetzt.

Am 31. Mai erschien eine Deputation der Pariser Jugend vor Gambetta mit einer Vertrauensadresse. „Wir kämpfen dem Scheine nach um die Regierungsform und für die Integrität der Verfassung," antwortete ihr der Tribun. „Der Kampf geht indessen tiefer. Er findet zwischen den Resten der alten Zeit, den alten Kasten, den Privilegien des alten Régime, zwischen den Agenten der römischen Theokratie und den Söhnen des Jahres 89 statt." Sodann nahm er seine Rundreisen wieder auf. In Abbéville sprach er über die Volksbibliotheken. Er empfahl die Verbreitung geschichtlicher Werke, den vielverrufenen Voltaire, Mignet, Thiers und Augustin Thierry, damit Jedermann verstehe, wie es zu dem Ergebniß gekommen sei, vor dem sich alle beugen müßten — „der Volks-Souveränetät". In Amiens wies er auf die kommenden Ereignisse hin: „Das Land wird sprechen, wie es schon gesprochen hat — ich fürchte nur, es wird lauter reden." Die republikanischen Journale hatten für den 16. Juni, den Tag der Kammereröffnung, zur Ruhe gemahnt. Gambetta fuhr im Wagen nach Versailles. Die leidenschaftlichste von allen Sitzungen seit der des 15. Juli 1870 fand statt. Drei Stunden lang hielt er auf der Tribüne aus, nicht weniger als 1191 Mal durch die wildesten Rufe unterbrochen, von denen 103 allein Cassagnac angehörten. Auf seinen Platz zurückgekehrt, brach er ohnmächtig zusammen und mußte in eines der Büreaux gebracht werden. Die Scenen wiederholten sich. Am 19. votirte die Kammer die Tagesordnung: „Das Ministerium hat nicht das Vertrauen der Nation." Am 22. Juni beschloß der Senat die Auflösung der Kammer der 363, so genannt nach der Zahl der republikanischen Majorität.

Gambetta hatte am 16. Juni prophezeit „363 gehen wir, 400 werden wir wiederkommen!" Am 25. Abends bei der Hochefeier in Versailles trank er auf das Wohl „der neuen Rekruten der Linken".

Während Marschall Mac Mahon seine Rundreise durch die Provinzen

antrat, eilte Gambetta nach Lille, wo er am 15. August die historisch gewordene Rede hielt, die mit der Parole schloß: „Se soumettre ou se démettre!“ Eine gerichtliche Verurtheilung war die Folge; doch wurde der Verurtheilte von der Menge mit Acclamation begrüßt. Inzwischen war am 3. September zu Saint Germain Adolphe Thiers, über 80 Jahre alt, gestorben. Ein Manifest an die Wähler des IX. Arrondissements, welches die republikanische Presse veröffentlichte und dessen Stichworte: „Volkssouveränetät, Republik, Freiheit, peinliche Gesetzlichkeit, Freiheit der Culten und Frieden“ lauteten, ward als sein politisches Testament und als künftiges Programm der Linken proclamirt.

Am 10. October sprach Gambetta vor einer Menge von etwa 10,000 Menschen im Circus Myers zu Paris, wobei er die ihm zugeschobenen ehrgeizigen Absichten lebhaft zurückwies. „Je demande à gagner le pouvoir, si jamais j'en suis digne!“ — Derselben Rede gehört auch das Wort an: „Hier nous disions: Le cléricalisme, voilà l'ennemi. Demain, il faut que la France et l'Europe disent: Le cléricalisme, voilà le vaincu!“

Auch diese Rede zog eine Bestrafung des Redners nach sich. Die neuen Wahlen am 14. October aber brachten abermals einen Sieg der Linken. Im ganzen Lande gewann sie 568,000 Stimmen. Ein nach diesem Wahlergebniß berechnetes Plebiscit für Wiederherstellung des Kaiserreichs hatte 1,722,020 Ja gegen 6,122,764 Nein ergeben. Das Verhältniß hatte sich also gegen 1870, wo 7,350,142 Ja und 1,538,825 Nein fielen, etwa umgekehrt. Immerhin war die Minorität von 1877 noch stattlich genug, wenn man bedenkt, daß die Republik die bestehende herrschende Form war. Gambetta's sechsjähriger Kampf gegen bonapartistisch-legitimistische Absichten war kein Kampf gegen Windmühlen gewesen.

Am 7. November hielt der Tribun in zahlreicher Versammlung zu Château Chinon eine Triumphrede. Am 14. und 15. fanden die ersten Sitzungen der neuen Kammer statt. Das Ministerium Broglie trat ab, das „ministère sabre“ Rochebouët kam für kurze Zeit an's Ruder. Gambetta, wiederum Präsident der Budget-Commission, begann eine Taktik der Verweigerungen; er traf zugleich abermals heimliche Vorkehrungen gegen einen Staatsstreich, den die Linke glaubte befürchten zu müssen. In der Kammer aber erklärte er am 21. November: „Halten wir fest an der Gesetzlichkeit, bemühen wir uns, diejenigen in die Schranken der Gesetzlichkeit zurückzuweisen, welche sich darüber hinwegsetzen möchten;“ und „Frankreich weiß, was es thun muß, und wird es thun; es bleibt nur übrig zu wissen, was die Regierung dem Lande schuldig ist.“ In der „République française“ stellte er am 3. December bestimmte Forderungen an den Marschall: „ein Cabinet der Linken, Absetzung der Beamten des 16. Mai und Rückkehr zu den constitutionellen Traditionen“. Am 10. December folgte eine directe Aufforderung, abzudanken.

Als am 14. ein neues liberales Ministerium Dufaure-Waddington folgte, entschloß sich Gambetta die Neujahrsferien in Italien zuzubringen. Auf der Rückreise besuchte er in Nizza seinen greisen Vater, der sich nach dem Verkauf seines Geschäfts zu Cahors im Jahre 1869 dort niedergelassen hatte. In Marseille entwarf er im Cercle de l'Athenée méridional ein merkwürdiges Porträt

von sich selbst: „So sehr ich während des Kampfes Optimist bin, so sehr werde ich unruhig nach der Schlacht, in der Stunde der Waffenruhe. Warum? Weil ich vor allen Dingen die Trunkenheit des Erfolges fürchte, einen von unserer Partei begangenen Fehler, einen unbesonnenen Streich, die perfide Machination einer Coterie von Intriguanten. Seien wir daher geduldig und gute Strategen. Beeilen wir uns nicht, einmal Herren des Terrains, den Feind zu verfolgen ... Im Gegentheil, ich verlange, daß meine Partei einen Halt macht, um sich in den eroberten Positionen zu behaupten; sie zu befestigen, zu palliſadiren, uneinnehmbar zu machen."

Das Jahr 1878 begann für Gambetta mit heftigen Fehden gegen die Rechte bei den Wahlprüfungen. Am 28. Januar sprach er auf einem demokratischen Banket; am 1. Februar bestand er in der Kammer einen Wortkampf gegen den ehemaligen Vicekaiser Rouher. Namens der Budget-Commission forderte er einen Credit für die Arbeiter und Unterbeamten während der Weltausstellung, nicht minder für die hohen Functionäre, denen die Aufnahme der fremden Gäste zufiel. Am 6. Mai folgte der Antrag Gambetta-Proust auf Erhöhung der Officier-Pensionen, acht Tage darauf Gambetta's Wiederwahl zum Präsidium der Budget-Commission mit Einstimmigkeit. Am 24. Mai sprach er im Cercle national in der Rue le Pelletier auf einem Weltausstellungs-Diner, am 26. im Circus Myers vor einer Versammlung von etwa 10.000 Personen, bei welcher er, in Gegenwart zahlreicher Damen von Paris, sich als einen frommen Anhänger der Johanna von Lothringen, den Bewunderer und Schüler Voltaire's bekannte. Bei einer öffentlichen Verhandlung über die „Geschichte des Buches" im Gobelin-Theater präsidirte und sprach er über die Volksbildung. Von besonderer Wichtigkeit aber ward in diesem Jahre die Hochefeier, die zum ersten Male wieder öffentlich stattfand. Jules Ferry, der heutige Minister des Innern, brachte einen Toast auf Gambetta, „den Vertheidiger Frankreichs nach Außen und Innen", aus. „Ich kann es nicht annehmen," erwiderte dieser, „daß man von einem Manne spricht, wie es eben von mir geschehen ist; denn, wenn Hoche uns hören könnte, so würde er uns sagen, daß es die erste demokratische Tugend ist, sich der Persönlichkeiten zu enthalten." Dann trank er selbst auf das Wohl des Heeres, der „Vereinigung aller Bürger unter den Fahnen der französischen Armee".

Während des Sommers bearbeitete die Budget-Commission de Freycinet's Vorschläge für die Eisenbahn- und Schifffahrtbauten. Mitte September nahm Gambetta die gewohnte Rundreise in die Provinzen wieder auf. Er sprach am 17. in Valence und hielt am 18. eine große politische Rede in Romans, welche ein förmliches Programm für die Zukunft Frankreichs enthielt. Erkältung nöthigte ihn dann zu kurzer Ruhe in Aix-les-Bains und Château des Crêtes in der Schweiz. Am 10. October aber traf er in Grénoble ein, wo eine Deputation der Commis-Voyageurs ihn feierlich begrüßte. Abends sprach er im Theater. „Wir wollen nichts, als durch das Gesetz, das Werk der Majorität." Auch auf dem Bahnhofe von Moirans, in La Tour du Pin und Bourgoin hielt er Reden, war am 16. October wieder in Paris und präsidirte am 21. einer großen Versammlung im Château d'Eau. Am 29. October begannen die

Sitzungen der Deputirten-Kammer. Sie brachten Gambetta den letzten heftigen Zusammenstoß mit den alten Gegnern. Aus einer beleidigenden Scene zwischen dem ehemaligen Minister Fourtou und ihm entspann sich das am 22. November ausgefochtene Pistolenduell.

Der vollständige Sieg Gambetta's und der Linken war nur noch eine Frage der Zeit. Auf dem Bankett der Commis-Voyageurs von Paris sagte er am 24. December bereits republikanische Senatswahlen voraus, für die er bei seiner letzten Rundreise thätig gewesen. Wirklich erfolgten sie am 5. Januar 1879. Auch im Senat bildete sich dadurch eine republikanische Mehrheit von 54 Stimmen. Die Niederlage des „gouvernement de l'ordre moral" wurde hierdurch entschieden, die demokratische Republik endgültig befestigt. Marschall Mac Mahon verließ vor Ablauf des Septennats den so lange standhaft behaupteten Platz, als sein Ministerium am 29. Januar von ihm die Ersetzung einer Reihe von hochgestellten Generalen durch Republikaner verlangte. Mit der kurzen Antwort „je ne signerai pas" wies er als braver Soldat die Zumuthung einfach zurück und dankte zwei Tage später ab.

An seiner Stelle wählte der aus Senat und Kammer gebildete Congreß Grévy zum Präsidenten der Republik. An die Spitze der Deputirten-Kammer gelangte Gambetta, der anerkannte Führer der siegreichen Linken.

Damit wurde der Volkstribun dem Streite der Parteien entrückt; er sollte denselben fortan von unparteiischer Höhe aus überwachen. Sein angeborenes Herrschertalent ließ ihn die Pflichten des neuen Amtes leicht bewältigen. Es ist bekannt, wie Gambetta scheinbar achtlos, nur halb zu der Versammlung gewendet, kaum auf die Verhandlungen hört, arbeitet, Unterredungen gewährt, Unterschriften ertheilt, und wie ihm dennoch kein Wort entgeht, er stets zum Eingreifen bereit ist. An Energie hat er es gewiß nicht fehlen lassen, und sein streitbarer Gegner Graf Baudry d'Asson, der ihm einst in den Kammerschlachten, wenn er sprechen wollte, regelmäßig zurief „nach San Sebastian mit Ihnen, nach San Sebastian, parleur de carton!" mußte sein strenges Regiment empfinden. Gambetta ließ ihn gewaltsam aus der Kammer entfernen, als er der über ihn verfügten, zeitweiligen Ausschließung von den Sitzungen nicht gehorchte. Wichtiger noch, als die Kammerpräsidentenschaft wurde Gambetta's stille Regierung neben dem Präsidenten Grévy. Zeigte sich sein Einfluß stark genug, einem Kriegsminister nach seinem Herzen das Portefeuille zu verschaffen, es einem so bedeutenden Manne, wie Freycinet, seinem alten Gefährten aus Tours und Bordeaux, zu nehmen, so ist er in der That schon als zweiter Regent der Republik zu betrachten. So empfindet er sich auch selbst, wie sein Auftreten im August 1880 in Cherbourg deutlich bewies. Dort hielt er nach dem Präsidenten seine berühmte Revancherede, die er freilich bald darauf in der Kammer abschwächte. Beide Male schilderte er sich, wie letzthin vor den Commis-Voyageurs von Paris, als den treuen selbstlosen Republikaner, der keine andere Belohnung begehre, als ein Diener der Republik zu sein. Auch unlängst in Tours wies er am 4. August allen Ehrgeiz weit von sich. „Ich bin vollkommen erhaben über die falschen Nachrichten und die zweideutigen Auslegungen," erklärte er. „Ich lese sie mit Vergnügen als einen Beweis von

der Einbildungskraft unserer Zeitgenossen, aber ich fühle mich niemals verletzt davon."

Dennoch hat er es sich auch hier nicht nehmen lassen, unmittelbar neben dem ersten Beamten der Republik zu stehen, ja gegen ihn in den Vordergrund zu treten. Seine Rolle ist jetzt die, welche er einst vor zehn Jahren bei der denkwürdigen Programmrede in Bordeaux als die begehrenswertheste bezeichnete: die Ueberwachung einer loyalen Gewalt.

Auch seine äußere Position hat sich sehr geändert. Als Präsident der Deputirtenkammer bewohnt er heute das glänzende Palais Bourbon. Ein fürstliches Einkommen ist damit verbunden. Aus dem lärmenden Studenten des Café Procope wurde mit der Zeit ein Staatsmann vom großen Style. Schon als er zum ersten Male nach dem Kriege in die Versailler National-Versammlung trat, zeigten sich die ersten Silberfäden in seinem Haar, er erschien gealtert, ermüdet, war stark geworden. Das seitdem verflossene Jahrzehnt ist nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Erst 43 Jahre alt, trägt Gambetta's Wesen doch die Würde des späteren Mannesalters. Seine gewaltige Persönlichkeit wirkt aber heute, wie ehedem: „ein mächtiges Antlitz, modellirt wie eine antike Maske, das einzige Auge, voll Leben für zwei, so strahlt es in Milde und Sicherheit; breite und hohe Stirn, unter dem kräftigen Haarwuchs Umfang und Ebenmaß des Schädels verrathend, beredter Mund, leicht lächelnd, geschaffen, um sich diese zugleich hoheitsvolle und vertrauliche Rede entströmen zu lassen, in der sich im natürlichen Flusse der Worte, ohne Advocaten-Jargon, ohne akademische Affectation, die griechische Ironie der lateinischen Fülle vermählt. Obwol in Cahors geboren und stark gewappnet mit gascognischer Energie, erscheint Gambetta durch die glückliche Mischung der Racen, durch den Tropfen genuesischen Blutes in seinen Adern, uns doch wie ein Sohn Liguriens, wo von den Appenninen bis zur Rhone Griechen und Römer ihre Spuren hinterließen. Landsmann — oder wenig fehlt daran — von Thiers und Mirabeau, hat er vom ersten den provençalischen Scharfsinn, die Kunst, in Zeiten der Krise die Verfolgung seines Ideals den Umständen unterzuordnen; vom zweiten die Beredtsamkeit, „ore rotundo", dem Löwen mit erhobener Tatze gleich, und von beiden vereint die antike Eigenschaft, die nur zu sehr aufgehört hat, eine französische zu sein: die Abwesenheit jeglicher Feierlichkeit. Es ist charakteristisch: Gambetta ist nicht feierlich. Er führt nicht in seiner Reisetasche das Costüm des beredten Mannes mit sich umher, das nur zu den großen Gelegenheiten gebürstet wird. Seine Beredtsamkeit liegt in ihm selbst, ist stets da, immer bereit, zu sprudeln."

So beschreibt uns der Biograph die Persönlichkeit, der es gelang, so viel Freunde zu erwerben und alte Gegner zu versöhnen. Auch den herben Satyriker können wir dazu rechnen, mit dessen Schilderung wir diese Skizze einleiteten.

Alphonse Daudet hat sich wieder zu Gambetta bekehrt. Vor zwei Jahren

erzählte er noch einmal von seinen Beziehungen zu dem berühmten Tribun [1]). Er wendet sich dabei zurück auf die Scene im Speisesaal des Hôtel du Senat der Rue de Tournon; doch schildert er sie jetzt mit weniger Bitterkeit. Er erzählt, wie er dann Gambetta aus dem Auge verloren, aber eines Abends beim großen Empfange im Senatspalast seinen Namen wieder nennen gehört habe. Es geschah in Odilon Barrot's Gegenwart und bezog sich auf die Affaire Baudin. Daudet sprach zum allgemeinen Staunen mit Begeisterung von dem „unbekannten" Gambetta, der Hoffnung der Jugend. Dann trafen die Freunde sich kurz vor dem Kriege. Der „unbekannte" Gambetta war schnell berühmt geworden und zum ersten Male in die Kammer gewählt. „Immerfort bewegt, „flairant la poudre", stets in der Erregung des Morgens nach der Schlacht. Er sprach laut, drückte kräftig die Hand, und warf mit einer Geberde voll Entschlossenheit und Energie sein dichtes Haar zurück. Im Uebrigen war er bezaubernd, zutraulicher denn je; gern ließ er sich aufhalten, um zu schwatzen und zu lachen. „In Meudon frühstücken?" rief er einem seiner Freunde zu, der ihn einlud, „sehr gern! — aber an einem der Tage, wenn wir mit dem Kaiserreich fertig sind."

Die Revolution folgte. Daudet sah Gambetta im Ministerium des Innern, wo er sich eben eingerichtet hatte, wie in seinem Zuhause, ohne Umstände, gleich einem Manne, dem ein schon lange erwartetes Glück zufällt. Mit etwas schalkhafter Bonhomie empfing er gerade dieselben Chefs de service, die ihn gestern noch von oben herab „le petit Gambetta" genannt und die heute dienstergeben flüsterten „wenn der Herr Minister gestatten". Als Gambetta im October in Nadar's Luftschiff stieg, um die Provinzen zur Befreiung von Paris in Flammen zu setzen, reichte er Daudet zum Abschied die Rechte. „Es lag Heroismus in dieser Auffahrt; nicht ohne Bewegung erinnere ich mich des letzten Händedrucks und dieses kleinen Ballons, der, zerbrechlicher als Cäsar's Barke, die Hoffnung des belagerten Paris mit sich davon trug."

Dann kam die lange Abschließung von den Provinzen, die Enttäuschung und der gegenseitige Vorwurf. Daudet schrieb die „Lettres à un absent". Gambetta hat sie in San Sebastian während seiner freiwilligen Verbannung gelesen. Dennoch blieb er ein eifriger Verehrer ihres Verfassers.

„Sie haben also die „Lettres à un absent" verziehen?" fragte ihn ein Freund, als er Daudet später einmal begeistertes Lob spendete.

„Wem hätte ich denn jemals *nicht* verziehen?" entgegnete Gambetta. Dennoch dauerte es noch Jahre, bis Beide sich wieder die Hände reichten. Es geschah im Frühjahr 1877, wo sie in Ville d'Avray bei dem Buchhändler Alphonse Lemerre zusammentrafen. Gambetta ging auf Daudet zu und streckte ihm die Hände entgegen. Im Garten unter freiem Himmel bei Blumen und Vögeln, im Schatten herrlicher Bäume wurde dann gefrühstückt. Man blieb den ganzen Nachmittag zusammen und schwelgte in alten Erinnerungen: „Gambetta und ich die ältesten Kameraden. Dann kam die Reihe an Kunst und Literatur. Mit Freuden sah ich, daß Gambetta nicht aufgehört hatte, ihre

[1]) In der „Illustration" vom 24. Mai 1879: „Mémoires d'un homme de lettre. Gambetta".

Entwickelung zu verfolgen, daß er Alles las, Alles sah, erfahrener Kenner, feiner Gelehrter geblieben war. Fünf köstliche Stunden flossen uns in diesem blühenden grünen Paradies dahin, das, zwischen Versailles und Paris gelegen, so fern ab vom politischen Geräusch ist. Es scheint, Gambetta verstand den Reiz davon. Acht Tage nach diesem Frühstück unter Bäumen kaufte auch er ein Landhaus in Ville d'Avray."

Der versöhnte Daudet, der Republikaner, sieht jetzt auch den jugendlichen Gambetta mit anderen Augen an: „Schon damals war er, was das Ensemble seines Charakters und seiner Erscheinung anbetrifft, das, was er geblieben ist. Noch nicht stark, aber von gedrungener Gestalt, den Rücken etwas gebeugt, stützte er sich gern beim Gehen und Plaudern auf den Arm eines vertrauten Freundes. Er sprach viel, bei jeder Gelegenheit, mit dem harten und kräftigen südländischen Organ, das die Sätze zerschnitt wie mit dem Prägstock und die Worte zu Medaillen schlug. Aber er hörte auch zu, fragte, las, eignete sich Alles an und bereitete schon die ungeheuere Anhäufung von Thatsachen und Ideen vor, die für denjenigen so nothwendig ist, der es unternimmt, eine Zeit und ein Land zu führen, welche so verwickelt sind, wie die unseren .... Gambetta läßt sich nicht vom Strudel seiner Worte fortreißen: ein großer Enthusiast, weiß er doch im Voraus genau den Punkt, wo sein Enthusiasmus inne halten muß. — Alles in einem Wort: er ist fast der einzige Vielsprecher meiner Bekanntschaft, der nicht zugleich auch ein verächtlicher Falschversprecher wäre."

IV.

Bei Gambetta's, des Staatsmannes und Politikers Beurtheilung macht es uns ein Umstand schwer, gerecht zu sein. Wir Deutsche sind Monarchisten durch und durch und des Republikaners Ideale liegen uns fern. Es berührt keine Saite in uns, wenn wir die Demokratie unaufhörlich als Monopolisten der Tugend rühmen hören. Auch erscheint uns gar Vieles aus dieser langen Reihe von oratorischen Leistungen als Phrase. Wie ist diese wahre Freiheit, dies beglückende republikanische Leben gedacht, von dem wir fortwährend sprechen hören? so fragen wir uns unwillkürlich. Die Antwort wird nicht bündig gegeben und der „orateur de balcon", der „parleur de carton" kommt uns in den Sinn.

Aber wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Monarchie Frankreich in der That ein Königreich ohne König und Unterthanen sein würde; wenn wir ermessen, daß Gambetta bisher, bis zum 31. Januar 1879 wenigstens, auf die Rolle des Agitators verwiesen war, dann erscheint er in anderem Lichte. Sein Glaubensbekenntniß war die demokratische Republik; und wer wollte verkennen, daß er demselben mit beharrlicher Treue seit 1868 gefolgt ist? Ueberblickt man sein politisches Leben, so findet man, daß er wol die Art zu kämpfen, nicht aber die Ziele, für die er kämpfte, geändert hat. Die Republik Frankreich, ähnlich wie sie heute besteht, zeichnete er schon zu Zeiten des Kaiserreichs seinen ersten Wählern von Belleville vor. Was er seitdem gethan, erscheint als eine einzige fortgesetzte politische Arbeit, die nur auf kurze Zeit von der Rolle unterbrochen wurde, in welcher wir Gambetta am Meisten verstehen, der des begeisterten Vaterlandsvertheidigers.

Wo ein bedeutendes Ziel unter solchen Anstrengungen erreicht worden ist, müssen auch gewaltige Kräfte gewirkt haben. Das Erste an Gambetta ist, wie immer an großen Männern, die unermüdliche Arbeitskraft. Er hat mehr als zehn Andere gethan, daher vor Allem seine Erfolge. Nicht minder wirkte seine gründliche Bildung. Seine Reden zeigen beträchtliche Rechts- und Geschichtskenntniß. Ohne Wissen wäre solches Können unmöglich gewesen. Gambetta's hinreißende Beredtsamkeit ist zum Theil ein Ergebniß des Fleißes. Bewundernswerth erscheint seine Gewandtheit, aus Einwürfen und feindseligen Unterbrechungen Stoff für sich selbst zu schöpfen. Blitzschnell und mit überraschenden Wendungen vermag er anzuknüpfen. Gerade dieser Eigenschaft verdankt er seine vielen parlamentarischen Siege. Sie ist der Beweis seiner Geistesgegenwart und seines wirklich hohen Muthes. Seine Logik ist behutsam, fast systematisch. Aber allmälig und unwiderstehlich nähert er sich dem Ziele, weiß auf die Schlußfolgerung zu spannen und vorzubereiten. Am Meisten gab sich dies in seiner merkwürdigen, in Deutschland wenig bekannt gewordenen Rede im Corps législatif am 15. Juli 1870 kund. Nur die blinde Leidenschaft konnte sich damals seiner Logik entwinden. Man wird Gambetta unstreitig unter die ersten Redner aller Zeiten rechnen müssen.

Etwas anders steht es mit der Substanz seiner Reden. Sie sind bisher Kampfreden gewesen und das Negative überwiegt darin das Positive. Wenigstens erscheint letzteres nur in sehr allgemeinen Umrissen. Es stellt einen staatlichen und politischen Zustand dar, welcher demjenigen der nordamerikanischen Freistaaten nahe kommt. Die Frage ist es, ob dieses Ideal den inneren Bedürfnissen des französischen Volkes entspricht. Willig ist dasselbe Gambetta bisher gefolgt, weil es ihn bewunderte, weil es sich von der gewaltigen Macht seiner Persönlichkeit fesseln ließ, weil endlich die Ziele, für welche er kämpfte, sichtbar, verständlich und populär waren. Der Bonapartismus hatte das Volk enttäuscht; dem Bonapartismus klebte auch die häßliche Erinnerung an die Niederlagen von 1870 an. Heinrich V. hat sich durch sein schattenhaftes politisches Dasein selbst zum Märchenkönige gemacht und die Orléans besitzen nicht die genügende Tradition. So konnte es Gambetta wohl gelingen, gegen alle diese Gewalten mit Erfolg zu kämpfen. Es begleitete ihn der natürliche Beifall der Massen, nachdem er es einmal vermocht, sie in Bewegung zu bringen. Auch das Glück stand ihm zur Seite. Von dem gefährlichsten der Prätendenten befreite ihn der Speer der Zulukrieger.

Dennoch bedurfte es zu seinem Siege noch der einen Eigenschaft, welche ihn so sehr auszeichnet: seiner schier unüberwindlichen Zähigkeit. Gambetta ist als Politiker nicht der Streiter à outrance. Es ist schon gesagt, daß er sich selbst als einen Opportunisten bezeichnet hat. Mit großer Klugheit verstand er es stets, zu verhandeln, wo er zu unterwerfen nicht die Macht besaß. Er zog es vor, wenn die ganzen Schritte unmöglich wurden, halbe Schritte vorwärts zu thun, statt stehen zu bleiben. Augenblicke, wie der gegenwärtige, wo er die erlittene Schlappe nicht nur in Senat und Kammer nach Verwerfung des Listenscrutiniums, sondern auch in der Meinung der Massen, zu überwinden hat, haben sich oft in seinem Leben wiederholt. Jedesmal hat Gambetta dann eine kluge,

scheinbar unschuldige, einnehmende Fügsamkeit an den Tag gelegt, um bei nächster Gelegenheit auf gesetzlichem Boden an anderer Stelle wieder aufzutauchen und abermals vorzugehen. „Man kann ja unterliegen, und das wird uns mehr als einmal begegnen; aber am nächsten Morgen werden wir die Frage wieder aufnehmen, die noch nicht reif genug war", lauten seine eigenen Worte. Seine geistige Elasticität ist eine erstaunliche. Sie war nothwendig, um ihn durch so viele Wandlungen sein Ziel, die Gründung und Popularisirung der demokratischen Republik, erreichen zu lassen. Keine Frage, Gambetta ist nicht nur ein Redner, er ist auch ein politischer und parlamentarischer Taktiker ersten Ranges.

Jetzt ist das Ziel erreicht. „Wolan, die Republik ist begründet! Ja, die nationale Kraft ist wiedergefunden," hat er mit Recht am 4. August 1881 in Tours erklärt. Wie sich auch seine Zukunft gestalten möge, diese zweite gewaltige That seines Lebens bleibt ihm in der Geschichte ungeschmälert. Aber damit ändern sich auch die Verhältnisse.

Wie alle Heroen der Opposition, hat Gambetta bisher von der Existenz seiner Gegner gelebt und mit ihrem Sturze sich selbst ein wichtiges Stück Boden entzogen. Als er gegen Mac Mahon, gegen Broglie, Fourtou, gegen Bonapartisten und Legitimisten, oder für die Amnestie, für republikanische Wahlen stritt, begriff Jedermann seine Zwecke. Die leichtverständlichen Ziele entschwinden ihm aber für die Zukunft. Durch die Kriegserklärung gegen den Senat auf der einen, gegen den Radicalismus auf der anderen Seite hat er sich selbst noch eine Frist gesetzt, in der alten Bahn fortzufahren. Revision der Senatsverfassung, Bildung einer ministeriellen Majorität aus allen Gruppen der Linken, Beseitigung der letzten Reste clericaler Einflüsse aus dem Unterrichtswesen, Wiederherstellung der Achtung und Unabhängigkeit der administrativen Gewalten, Verdrängung der radicalen Elemente der Hauptstadt: das sind Aufgaben, an denen sich noch einmal der bewährte politische Taktiker erproben kann.

Ist das aber einmal vollendet, so gilt es, andere Bahnen zu finden. Wollte der Volkstribun ewig dabei stehen bleiben, nur „die legale Gewalt zu überwachen", wollte er nur fortfahren im Lobe der Demokratie und der Republik, so müßten diese am Ende der eigenen Tugend satt werden und der Redner Gambetta seinen Einfluß über kurz oder lang verlieren. So wird er denn aus der Reserve heraustreten müssen, um die Gewalt selbst zu übernehmen und anzuwenden. Die schwerste Aufgabe seines Lebens beginnt damit.

Gambetta's Stellung von heute gleicht in manchen Stücken der seines gestürzten Gegners Napoleon III. vor zwanzig Jahren. Wie es ihm gelungen ist, die Republik zu gründen und zu popularisiren, war es dem Kaiser gelungen, das Empire zu errichten und populär zu machen. Napoleon III. scheiterte erst daran, daß er das französische Volk nicht dauernd zufriedenstellen oder auf friedfertigen Bahnen hinreichend beschäftigen konnte. Leitet Gambetta die Geschicke Frankreichs erst als Präsident des Ministeriums, oder als Präsident der Republik, so tritt an ihn die gleiche Frage heran. Wird er es verstehen, das materielle Behagen der Massen zu erhalten, zugleich aber die Aufmerksamkeit der beweglichen, ehrgeizigen Elemente in seinem Volke durch äußere Vorgänge zu fesseln? Wie er sich die Lösung beider Aufgaben denkt, ist angedeutet. Auf die

erste bezieht sich die merkwürdige Stelle seiner Rede von Tours, in der er wirthschaftliche Reformen verheißt, welche an die Pläne des deutschen Reichskanzlers erinnern. Für die zweite Aufgabe liegt der Fingerzeig in dem tunesischen Unternehmen. Viel größer als die militärische Bedeutung desselben ist die politische. Es bildet den Anfang zu einer ausgedehnten civilisatorischen Mission Frankreichs in Nord-Afrika.

Wird Gambetta in diesen Unternehmungen siegen oder untergehen? Niemand mag es voraussagen, weil Zufälligkeiten über das Ende entscheiden. Als productiver Staatsmann hat er sich auf einem Gebiete bewährt. Seine kriegerisch-organisatorischen Leistungen von 1870 und 71 haben die des Convents weit in den Schatten gestellt. Danach zu urtheilen, ist auch für die Volkswirthschaft Bedeutendes von ihm zu erwarten.

Sollte aber selbst seine Laufbahn heute schließen — Eines ist sicher und wird es auch bleiben, die Geschichte muß von ihm sagen: er war einer der besten Männer seines Volkes, ein treuer, unermüdlicher Vorkämpfer seiner Sache; ein gewaltiger Führer im Streite der Parteien, ein begeisterter Patriot, ein aufrichtiger Freund seines Vaterlandes und ein lauterer Charakter. Auch ein Stück Idealist scheint er zu sein; denn er sieht in den Fragen der großen Politik Rechtsfragen und keine Machtfragen, was sie in ihrer inneren Natur nach sind. Es ist vielleicht sein größter, doch ein ehrender Irrthum.

Besuche im Jenseits.

Von

Ferdinand Hiller.

Es war früher Morgen, halb wachend, halb träumend gedachte ich so mancher Freunde; älterer, die mir wohlwollend gesinnt, gleichaltriger, die mir treue Genossen gewesen — alle hatten die Erde verlassen, verlassen für immer. Eine unendliche Sehnsucht überkam mich — ich rief mir ihre Gestalt, ihr Wesen zurück — „könnte ich sie doch einmal wiedersehen!“ — sagte ich zu mir selbst — „welch eine Freude, welch ein Glück!“ „„Du sollst sie wiedersehen,““ sprach ein holder, in den Lüften schwebender Knabe zu mir, der die Züge meines kleinen Enkels Felix trug — „„ich bin gesandt, dir's zu verkünden.““ „Wie, wann, wo?“ rief ich aus. „„Hierauf kann ich nicht antworten,““ entgegnete der Knabe, „„nur dies: zwölfmal ist dir vergönnt, dorthin zu gelangen, wo die Ersehnten sich befinden — kurze Zeit nur darfst du verweilen — benutze sie — leb' wohl!““

Als ich die Augen aufschloß, starrte ich verwundert die nüchternen Wände meines Schlafgemaches an. —

I.

Plötzlich war ich — dort! Wie ich hingekommen, weiß ich nicht. Kaum wunderte ich mich, nichts davon gespürt zu haben, denn, sagte ich mir, wir machen täglich so weite Reisen, ohne es zu fühlen, ja ohne scheinbar von der Stelle zu kommen — warum sollten andere Ortsveränderungen nicht auf ähnliche Weise vor sich gehen? Die Hauptsache ist — ich war dort.

Wo? wird der wißbegierige Leser freundlich fragen — leider kann ich nur wenig darauf erwidern. Ich fühlte ebenen Boden unter mir, athmete leicht in lauer Luft und sah blauen Aether, wohin ich den Blick sandte. Alles das blieb sich gänzlich gleich, bei allen Besuchen, die mir in der Folge vergönnt waren. Doch bin ich fest überzeugt, daß ich nichts erschaute, weil ich nicht durfte. Es bekümmerte mich nicht — im Gegentheil, nie bin ich heiterer gewesen. War ich doch sicher, verehrten und geliebten Menschen zu begegnen.

Während weniger Minuten war ich vorangeschritten auf's Geradewohl, als ich in einiger Entfernung Spohr's, des französischen Malers Ingres und Heinrich Heine's ansichtig wurde. Der Letztere trennte sich schnell von den Gefährten, kam mir entgegen und rief aus: „Aber Hiller, wie kommen Sie hierher? Und," fügte er hinzu, nachdem er mich näher betrachtet, „Sie gehören ja noch gar nicht an diesen Ort!" „Das ist der Humor davon," erwiderte ich — „wahrscheinlich ist mein Kommen Ihnen klarer als mir." „So, so," sagte Heine gedehnt und mit langsam prüfendem Blicke. „Nun," ergriff ich das Wort, „hoffentlich freuen Sie sich ebenso sehr, mich zu sehen, als ich mich glücklich schätze, Ihnen wieder zu begegnen." „Das ist eine kitzliche Frage," erwiderte er, „Sie scheinen mir seit Paris keine Fortschritte gemacht zu haben. Ja nicht zu viel wissen wollen, wissen ist ungesund. Lange ist's her, daß ich Sie zuletzt sah," fuhr er fort. „Dazumal waren Sie leider sehr elend," rief ich bewegt aus. „Was wissen Sie davon?" entgegnete er lachend. „Ihr nanntet das elend, weil mein Leib schwand, weil man mich brannte, folterte, mißhandelte. Habe ich denn einen Augenblick den Kopf verloren? Hab' ich Euch nicht die schönsten Verse gemacht? Und obendrein, das Beste was ich dachte, hab' ich für mich behalten, und that sehr klug daran. Seitdem ich hier bin, ist mir klar geworden, daß ich viel zu gescheidt war für Euch da drunten." „Allzu großer Bescheidenheit scheinen Sie sich auch hier nicht zu befleißigen," warf ich ein; „es freut mich, denn diese Tugend würde Ihnen schlecht stehen." „Eine schöne Tugend!" rief Heine, „glauben Sie mir, wenn man da drunten dem Volke einen kleinen Finger Bescheidenheit reicht, so nimmt es nicht nur die ganze Hand, es nimmt beide Hände und Arme dazu und bindet sie Ihnen auf den Rücken, nicht einmal wehren können Sie sich." „Aus Erfahrung wissen Sie das nicht, lieber Heine," antwortete ich, „und profitiren kann ich auch nicht von Ihrer Weisheit, bin schon zu alt. Doch, ich darf nicht länger anstehen, Spohr und Ingres zu begrüßen — höflich ist man doch wol auch hier zu Lande." „Man ist, wie man ist," sagte Heine, „Höflichkeit setzt immer noch ein Stück Komödie voraus. Kommen Sie!"

Die trefflichen Männer schienen im ersten Augenblick überrascht, mich *so* zu sehen; für *mein* Auge hatten *sie* sich gar nicht verändert, sie erschienen mir so frisch und kräftig wie je. Ingres gedachte der Zeiten in Rom, als er Director auf der Villa Medici gewesen. Die Liebe zur Musik hatte er sich erhalten und bezeigte sich hocherfreut, mit Männern zu verkehren, deren Schöpfungen ihn einst entzückt hatten und — noch entzückten. „Sie hatten stets ein vortreffliches Gedächtniß," sagte ich, „und genießen das Alles jetzt in der Erinnerung? Oder macht man hier Musik?" „Das wol kaum, wenigstens nicht, wie Sie es verstehen," erwiderte er. „Aber wir dürfen zuweilen auf die Erde, und das benutze ich hie und da." Seltsam war es, daß mich dort oben Nichts in Verwunderung setzte, ich mochte hören, was es sei. So frug ich denn Ingres ohne Weiteres, ob ihn seine musikalischen Besuche bei uns befriedigten. „Sie wissen," antwortete er lächelnd, „ich war stets in gewisser Weise leicht zufriedengestellt, sonst hätte ich nicht so viel Violine gespielt. Vielleicht bin ich jetzt anspruchsvoller geworden. Doch gefiel mir manche Aufführung — nur was man auf-

führt, mißfiel mir bisweilen. Ich habe nicht die Ueberzeugung gewinnen können, daß Alles, was man in meiner Kunst jetzt Fortschritt nennt, ein Fortschritt sei — und in Ihrer Kunst geht es mir nicht anders. Aber ich spreche viel zu viel von Musik in Gegenwart unseres Spohr. Wenn es Sie interessirt zu erfahren, wie man hier musikalische Kritik übt, Sie finden Meister genug, die Sie darüber aufklären können — vielleicht werden Sie aber nicht immer Freude daran haben." „Er wird sich alle Mühe geben," rief Heine aus. „Sie, lieber Heine," sagte ich, „Sie treiben doch hoffentlich hier keine musikalische Kritik mehr? Hat denn Musik Sie wirklich je interessirt?" „Nur in ihren Repräsentanten," antwortete er, indem er mich mit einem etwas ironischen Lächeln ansah. Ich machte einen tiefen Bückling. „Im Ernst," fügte er hinzu, „mich interessirten die Musikanten — die Tonkünstler, wenn Sie das lieber hören. Ein seltsames Volk! Bedeutender, als sie es wissen, und unbedeutender, als sie es glauben. Was sie halb unbewußt hervorbringen, hat mir oft imponirt, und wenn sie bewußt gescheidt sein wollen, reden und treiben sie gar viel dummes Zeug. Am meisten unterhielt mich stets die ungeheure Wichtigkeit, die sie ihrem Thun beilegen. Das ist auch gut, denn wenn sie es nicht so ernst nähmen, würde es ihnen vielleicht schal vorkommen — und dann — werden sie nicht von einer Masse verrückten Volkes in ihrer Meinung bestätigt?"

Spohr, der bisher in Ruhe aufmerksam zugehört hatte, erhob jetzt seinen schönen Kopf und sagte: „Und warum sollten wir denn unsere Kunst nicht ernst nehmen? Eine Kunst, die von den größten irdischen Dingen das voraus hat, daß sie nur beglückend wirkt und ihre Wohlthaten über Beschränkte und Gescheidte, über Arme und Reiche, über Hohe und Niedrige verbreitet. Wissen Sie, lieber Heine, warum Sie sich nichts daraus gemacht haben? Weil sie nicht satyrisch sein kann, nicht kritisch, nicht aufklärend — weil sie Spott nicht auszusprechen vermag." „Ihn aber hervorruft," unterbrach Heine leise. — „Wohl, wenn sie schlecht ist," fuhr Spohr fort, „und schlecht im sittlichen Sinne vermag sie kaum zu sein; langweilig, leer, ungeschickt, frivol — was bedeutet aber ihre Frivolität zu der der Literatur? Wenn sie moralisch herunterkommt, geschieht es durch die Worte der Dichter — nicht durch die Ihrigen, lieber Heine, denn was man von Ihren Gedichten componiren *kann*, ist wunderschön — und daß man es kann ist nicht das, was am wenigsten für sie spricht."

Diesmal war ich verwundert, denn nie hatte ich Spohr so lange hintereinander sprechen hören, er müßte denn etwas erzählt haben. Auch Heine schien überrascht, aber nicht unangenehm berührt. „Verehrter Meister," sagte er, „wir sind ja über dies Alles gänzlich im Klaren — ich wollte nur unserm Gaste einige Aufmerksamkeit erzeigen. Auch kann ich nicht leugnen, daß mich zuweilen Sehnsucht ergreift nach dem alten Gewande, nach den alten Gewohnheiten. Ach, es ist gar nicht so übel da drunten, wo man sich etwas lustig machen kann über so Viele und so Vieles. Fragen Sie Hiller, ob es ihm nicht wohlgefiel, mit mir auf dem Boulevard des Italiens zu schlendern und einigen Unterricht von mir zu nehmen — in der Bosheit. Auch war es nicht so schlimm gemeint — mehr Spaß am Witz, als Schadenfreude über den, den er traf. Was

hätte ich auch mit alle dem närrischen Zeug anfangen können, das mir stets durch den Kopf ging!"

Ich lächelte über Heine's Worte — als ich ihm aber antworten wollte, fand ich mich plötzlich an meinem Schreibpult sitzend — nervös aufgeregt — wahrscheinlich durch die übermäßig schnelle Reise.

II.

Wieder war es Heine, dem ich zuerst begegnete. Sich viel umherzutreiben war ihm in jungen gesunden Jahren Bedürfniß gewesen, auch hier schien es so zu sein. „Wie oft dürfen Sie uns denn hier heimsuchen?" frug er, als er meiner ansichtig wurde. — „Zwölfmal" erwiderte ich — „allzuwenig, denn der größte Theil Derjenigen, die ich verehrend liebte und liebe, ist hier — und da ist's fraglich, ob ich Alle finden werde, abgesehen von so Manchen, die ich nur aus ihren Thaten und Werken kenne." „Wen Sie drunten nicht persönlich gekannt haben, der bleibt Ihnen hier unsichtbar," sagte Heine, „aber Sie werden mehr Bekannten begegnen, als Ihnen lieb ist. Ein Vorschlag zur Güte! ich bin zwar vielleicht kein Virgil, und Sie sind sicherlich kein Dante, aber ich könnte doch zuweilen Ihren Cicerone machen. Wenn Sie mich brauchen, bedarf es nur eines starken Meingedenkens, ich bin dann schnell bei Ihnen, wenn ich nicht gerade abwesend." „Reisen Sie häufig," frug ich, „ziehen Sie weit umher?" „Lieber Hiller," sagte Heine mit der Gravität eines Schuldirectors, „seien Sie froh, daß Ihnen gestattet ist, uns hier zu besuchen, und geben Sie sich nicht die überflüssige Mühe mehr erfahren zu wollen, als Ihnen zu wissen vergönnt ist. Sie kennen mich, ich war nie ein Geheimnißkrämer, doch es gibt Schranken, die ich nicht überspringe — weil ich nicht darf, und — weil ich nicht kann. Nur das muß ich Ihnen sagen, weil Sie sonst vielleicht zuweilen in Verlegenheit kommen könnten: — was unten vorgeht, das wissen wir — keiner Ihrer dümmsten Streiche, wenn ich so sagen darf, bleibt dem verborgen, der sich noch halbwegs für Sie interessirt — aber — es schadet Ihnen nicht, wir sind hier eben so streng wie nachsichtig." „Darf ich nicht eine Frage an Sie richten," sagte ich, „eine sehr gerechtfertigte, denn ich habe von jeher ein starkes faible für Sie gehabt — sagen Sie mir — Frauen gibt es hier nicht?" „Keine," antwortete er. Ich stockte einen Augenblick — dann sagte ich: „Wie können Sie es aber ohne weiblichen Umgang aushalten? Die Frauen haben Ihnen zwar viel zu schaffen gemacht —" „Ich habe ihnen viel zu schaffen gemacht," unterbrach mich Heine, „und sie haben mich zuweilen dafür gestraft, aber doch sehr glimpflich sind sie mit mir umgegangen. Unter uns gesagt, ich war und bin noch immer der Meinung, daß die Frauen besser sind, als wir — sie kommen auch schneller voran!" „Wie meinen Sie das?" unterbrach ich ihn. „Ich meine gar nichts," sagte Heine, „ich wollte nur sagen, daß ich für lange Jahre an meinen Erinnerungen, guten und schlimmen, genug habe und ihre Abwesenheit nicht beklage. Die Zeit vergeht hier unglaublich schnell — wenn auch nicht in Ihrem Sinne — und von der Zukunft hoffe ich das Beste." „Also das Hoffen haben Sie mit hierher gebracht," sagte ich, „das freut mich ungemein, denn aufrichtig gesagt —" „Wen möchten Sie zunächst sehen?" unterbrach mich Heine mit

sanfter Ungeduld, „ich wette Felix Mendelssohn oder Chopin? Die verkehren hier viel miteinander. Bezüglich des ersteren hatte ich einige Gewissensbisse, als ich eintraf, er kam mir aber überaus freundlich entgegen und wir verständigten uns sofort. Sehen Sie, dort steht er."

„Ich wußte schon, daß du hier gewesen, altes Drama," rief Mendelssohn, durch die scherzhafte Anrede heitere Zeiten unseres Beisammenseins bezeichnend, „sei willkommen! Es ist hübsch, daß dir die seltene Gunst zu Theil geworden, uns besuchen zu dürfen — Euch zu sehen und zu hören wird uns leicht gemacht. Aber Ihr seid leider selten anziehend genug, um uns anzulocken, nicht wahr Chopinski?" Lächelnd trat dieser näher und sagte: „Du weißt, wie kritisch Mendelssohn von jeher war — recht hatte er zwar, man gestand es ihm nur nicht gern zu. Uns freut es aber, daß du fortfährst, thätig zu sein, obschon dir nicht viel Ermunterung geschenkt wird." „Altes Drama," nahm Felix das Wort, „du schriftstellerst ja gewaltig, hast meine Briefe drucken lassen mit Haut und Haaren! Muß denn Alles unter die Leute? Und Compositionen aus meinen Knabenjahren hat man herausgegeben, wozu? wozu? Das ist freilich nicht deine Schuld. Doch treiben sie es jetzt so, daß Ihr allwöchentlich ein Auto-da-fe veranstalten solltet, um Alles zu vernichten, was Ihr selbst nicht für lobenswerth haltet — es bleibt dann immer noch genug von dem, was Ihr dafür haltet und — was es doch nicht ist. Warum siehst du mich denn so sonderbar an?" „Ich freue mich Eures jugendlichen Aussehens," sagte ich, ihm und Chopin zunickend, „wie gerne möchte ich Euere Hände drücken! Das geht aber nun einmal nicht an. Warum mußtet Ihr so früh uns im Stiche lassen?" „Beide sind wir zur richtigen Stunde ausgewandert," sprach Felix, „wie denn Jeder genau so lange athmet, als es ausreicht und gut ist — davon kannst du in Zukunft überzeugt sein, und daß es eben so thöricht den Tod zu wünschen, als zu fürchten?" „Ihr habt gut reden," sagte ich, „wenn man so fortlebt in den Seelen der Menschen wie Ihr, und sich davon obendrein täglich überzeugen kann! Wir fehlen Euch nicht, Ihr fehlt uns! Und wie sehr, das wißt Ihr selbst am Besten." Ich wollte dabei auch Heine einen Blick zuwerfen — doch er war verschwunden. „Das Beste von uns," unterbrach mich Chopin, „ist Euch ja geblieben — machtet Ihr nur besseren Gebrauch davon! Sähe man hier die Sachen nicht so ruhig an, Ihr gäbet oft genug Gelegenheit zum Schelten. Was haben sie nicht gegen Felix schon Alles vorgebracht! Und wären es nur die dummen Jungens, die bêtards, die nicht acht anständige Tacte zusammen leimen können — mit der Dummheit muß man Mitleid haben! Aber auch gescheidte Leute thaten mit, freilich nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Neid." „Laß doch das arme Drama ausschnaufen," nahm Mendelssohn das Wort, „um das zu erfahren, braucht er nicht zu uns zu kommen. Sieh'," fuhr er fort, „es gibt ein Ewiges, wenn es auch da drunten oft schnell verschwindet, und es gibt ein Nichtiges, wenn es auch dort zuweilen durch Jahrhunderte zieht, und im ersteren wohnt das Glück, ich meine das irdische Glück — Manche besitzen es, ohne es zu würdigen, und Manche vermissen es, ohne es zu erkennen. Das bedenke!" „Lieber Felix," sagte ich, „ich kann nicht beurtheilen, auf welcher Höhe der Erkenntniß du jetzt stehst — du gibst dich ja, wie wenn gar nichts

vorgefallen wäre, seit wir uns zuletzt gesehen. Und so scheint mir, du seiest immer noch in einem großen Irrthum (pardon!) befangen, indem du die Gaben, die dir verliehen worden, für eine Art von Gemeingut hältst. Du meinst, es sei unmoralisch, wenn man's nicht gut macht, während es doch Folge der Unfähigkeit ist." „Da wären wir also wieder auf dem alten Punkt angelangt," erwiderte der Freund, „und was du Irrthum nennst, ist noch immer meine Ueberzeugung. Sieh' umher, wie Viele findest du, die ohne Nebenabsichten handeln, handeln in der breitesten Bedeutung des Wortes! Sie wollen bedeutend sein, originell sein, Aufsehen machen, es Diesem oder Jenem nachthun, dies oder das erlangen, fortschrittlich erscheinen, der Himmel weiß, was noch Alles sich in ihnen regt — haben sie sich aber ernst gefragt, was sie zu leisten im Stande sind? Haben sie ihr Bestes gethan, um es leisten zu können? Unehrlich sind sie, betrügen sich und wollen die Anderen betrügen. So lange sie nur sich betrügen, empfinden sie es nicht so bald — ist es ihnen aber gelungen, Andere hinter's Licht zu führen, dann kommt der Katzenjammer. Aber sie können nicht mehr zurück und kommen nicht wieder in's Reine!" „Du nimmst als selbstverständlich an," sagte ich, „daß es Jedem gelinge, sich selbst zu erkennen, aber das „Erkenne dich selbst" bleibt trotz alledem die höchste Stufe der Weisheit. Es mag nicht so schwer sein zu erkennen, was man vermag im gegebenen Momente; aber es scheint mir unmöglich zu ergründen, wie weit man gelangen könne, und zwar nicht nur in der Macht nach außen, auch in der nach innen." „Das Leben," erwiderte Felix, „die Gegenwart, die Zukunft setzen sich aus Momenten zusammen — wer in jedem gegenwärtigen Moment ehrlich ist, ist es für alle Ewigkeit. Nur aus der Ehrlichkeit erwächst die Persönlichkeit — die Lüge vernichtet sie. Aber im Grunde sind wir ja einig, Drama, dir blieb die Gewohnheit, mit mir zu streiten. Seit du alt geworden, scheinst du mir jedoch zahm geworden zu sein. Mit den Lebenden verkehrst du friedlich und von den Todten schreibst du nur Gutes." „De mortuis," unterbrach ich den Freund, „du weißt das — weißt auch, wie falsch es ist. Ich suche mir eben die aus, von denen ich hauptsächlich Gutes zu berichten habe. Diejenigen, deren schlimme Thaten die Nachwelt kennen muß, die habe ich nicht gekannt, ich danke dem Himmel dafür — und das nichtsnutzige Gesindel, dem Keiner sich entziehen kann, das vergesse ich, während es lebt, wie vielmehr, wenn es — kommt es denn hieher zu Euch?" „Es geht die Wege, die ihm vorgeschrieben sind," sagte Chopin, „e più non dimandare." „Wenn ich Euch so reden höre, fallen mir die Tage in Düsseldorf ein — da machte ich mir's auch bequem, während Ihr Euch zanktet, und dachte mir mein Theil dabei. Damals sprach ich freilich noch nicht so gut deutsch wie jetzt. Mit der Zeit macht man Fortschritte. Glaubst du, Hiller, daß ich deine Briefe gelesen habe?" „Wirklich von A bis Z"? rief ich aus. „Es ging schneller als du denkst," sagte Chopin. „Was du von mir geschrieben hast —" Gerne hätte ich seine Meinung erfahren — aber die Gattin empfing mich mit der Frage: „Wo bist du denn heute so lange geblieben?"

III.

Ich machte diesmal von Heine's Vorschlag keinen Gebrauch und überließ es dem Zufall mich zu führen, er war mir günstig. Zwei Gestalten sah ich herankommen, deren edle Physiognomien mir bekannt waren, doch mußte ich einige Augenblicke nachsinnen, um meiner Sache sicher zu sein. Cornelius war es mit Wilhelm von Schadow, ich hatte sie als ältere Männer zuletzt gesehen, jetzt trugen ihre ausdrucksvollen Züge die ganze Frische reifer Jugendlichkeit. Ich stellte mich vor, meinen Namen nennend, mit der desinvoltura eines Premierlieutenants — sah aber schnell, daß es hier überflüssig — das Gedächniß aller, welchen mich ein glückliches Geschick entgegen führte, war wunderbar — Längstvergangenes war ihnen gegenwärtig. „Erinnern Sie sich noch," wendete ich mich an Schadow, „der mir unvergeßlichen Tage, während welcher ich Ihre Gastfreundschaft genoß? Sie ließen mich mit so viel Güte und Offenheit theilnehmen an den Ueberzeugungen und — an den Zweifeln, die Sie bewegten, und ließen sich meine laienhaften Einwürfe gefallen, mochten sie Ihre Kunst oder Ihren Glauben betreffen." „Meine religiösen und künstlerischen Ansichten hingen enge zusammen," erwiderte Schadow, „enger als viele begreifen mochten. Und doch meine ich tolerant, was Ihr so nennt, gewesen zu sein — toleranter, in manchem Sinne, als mein edler Freund hier." „Tolerant sein zu wollen," sagte Cornelius, „das ist mir nie eingefallen. Wenn man alle Kraft, die man besitzt, angewandt hat, um vom Ahnen zur Ueberzeugung zu gelangen, kann man wahrlich denen keine gefälligen Dinge sagen, die das Gegentheil von dem thun, was man für's Rechte hält. Wäre ich jetzt noch bei euch da drunten, ihr solltet noch ganz andere Dinge zu hören bekommen, so wenig es helfen würde. Denn Ihr macht Geld, die Hülle und Fülle und das ist ja die Hauptsache." „Sie meinen doch m i c h nicht, verehrter Meister," frug ich scherzend, „ich mache aber auch keine Bilder." „Schade," sagte Schadow; „doch haben Sie wenigstens die Beruhigung keine schlechten Capitalanlagen zu veranlassen. Denn ich bin überzeugt, viele der „Theuersten" werden einst sehr wohlfeil werden. Doch freut es mich, daß in meinem alten Düsseldorf noch so manches Gute und Schöne geleistet wird, obschon das Nest ja zu einer bedeutenden Industriestadt geworden ist. 'S ist auch ganz hübsch, daß die Industrie versucht von der Kunst zu lernen, wenn die Kunst nur nicht bei der Industrie in die Schule geht. Seine Kunst bleibe dem Künstler das erste Bedürfniß, wenn er sie auch zur Befriedigung seiner Bedürfnisse verwenden muß." „Sehen Sie," ergriff Cornelius das Wort, „wie die Rebe langsam emporwächst und alles an sich zieht und in sich aufnimmt, was die Elemente ihr Brauchbares bieten — die Gluth der Sonne verarbeitet sie und es wird zum köstlichen Wein, zum Labsal der Menschen. Die Reblaus kann die Rebe zerstören, das ist ein Unglück — aber den Wein industriell fabriciren, das ist ein Verbrechen." „Sie sehen die Meinen in Düsseldorf," lenkte Schadow ein. „Ich liebe sie," erwiderte ich. „Sagen Sie ihnen," fuhr er fort — „doch nein, sagen Sie nichts — jene wissen, daß ich in Ewigkeit treu ihrer gedenke." „Möchten meine drei Reiter ein Phantasiebild bleiben," rief Cornelius mir zu, „ich fürchte ihr werdet noch Schlimmes erleben!" „Sie

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

scheinen mich zu verabschieden, theuerer Meister!" sagte ich, „werde ich Sie nicht mehr wiedersehen?" Sie winkten mir freundlich und — ich war allein. — Sinnend blieb ich stehen, da hörte ich hinter mir die Worte: „Also wieder nicht?" „Das kann nur Thalberg sein," sagte ich halblaut, wendete mich um und vor mir stand der aristokratischste aller Pianisten (jenen fragenden Ausruf hatte er einst längere Zeit im Munde geführt, indem er ihn mit humoristischem Eigensinn bei jedem der zahllosen Anlasse wiederholte, wo von irgend einem kleinen oder größern Ausspruch oder Vorhaben wieder Abstand genommen wurde). „Sie haben sich ja fabelhaft gut conservirt, Thalberg," rief ich aus. „Schön und gar nicht theuer," entgegnete er schelmisch, „ich trinke immer nur von meinem eigenen Wein, für welchen ich auf der Pariser Ausstellung den Preis erhalten habe. Wir begegneten uns damals bei Rossini, erinnern Sie sich?" „Versteht sich," sagte ich, „aber lieber gedenke ich doch Ihres ersten Auftretens in Paris, jenes Concerts in der italienischen Oper, wo Sie das Entzücken der Menschen waren und das Aergerniß der Clavierspieler. Was hat Ihnen eigentlich mehr Spaß gemacht?" „Sie verkennen mich, alter Freund," erwiderte er, „ich war ein aufrichtiger Bewunderer von Chopin und von Liszt und es that mir leid, daß sie mich nicht mochten. Aber ändern konnte ich mich deshalb nicht, auch hätte ich den Leuten nicht zumuthen mögen mich auszupfeifen. Am liebsten wäre ich dem ganzen Schwindel fern geblieben und hätte mein Wiener Leben fortgeführt; aber die Meinen wünschten, ich möchte durch ein wenig Berühmtheit meinem Namen etwas von dem Glanze erwerben, der mir, von wegen der Moral, von anderer Seite nicht zu Theil geworden. Daß ich mir etwas Geld erspielen möge, schien ihnen auch sehr angemessen." „Sie sind immer noch der Alte," sagte ich. „Wohl, so lange ich mit Ihnen conversire," antwortete er; „aber ich gehöre jetzt zu den hommes sérieux, was denken Sie!" „Ich denke, daß Sie, wie Maria Stuart, viel besser waren als Ihr Ruf! Denn es klingt mir noch in den Ohren, wie Sie sich ein paarmal am Clavier mit wahrer Innigkeit, mit feuriger Freude der Bewunderung schöner Musik hingaben und sie mit herrlichem Ausdruck vortrugen. Warum haben Sie ausschließlich Ihre Sachen öffentlich gespielt?" „Mußte ich nicht mich den Leuten vorführen?" erwiderte er, „mußte ich nicht meine Erfindungen zur Geltung bringen, wenn ich mich überhaupt zur Geltung bringen wollte? Denn meine Phantasien spielte ich doch sehr anständig, das müssen Sie mir zugestehen!" „Niemals habe ich wieder das Clavier so klingen hören, wie unter Ihren Fingern," rief ich aus; „niemals solche Wirkung eines Pianisten erlebt mit weniger Ostentation. Sie stellten das künstlerisch verkörperte, oder vielmehr verklärte Gentlemanthum dar, nobler, als es im ganzen Altengland zu finden ist. Deswegen schwärmten auch die Engländer so für Sie, und sie hätten noch Jahrhunderte lang für Sie geschwärmt, wenn Sie sich darauf eingelassen hätten." „Sie sind ja unendlich gütig gegen mich," sagte Thalberg lachend, „da bin ich doch noch lieber hier. Aber wissen Sie, was mein Verderben war? mein Arpeggio mit durchklingenden Melodien. Es gefiel so sehr und war so leicht nachzuahmen. Auch ich durfte ausrufen: der Himmel bewahre mich vor meinen Freunden! Alle die für Clavier schrieben, am Clavier, auf dem Clavier, alle machten Arpeggien à la Thalberg. Ich

befand mich wie in jenem Pariser Café, wo die Wände aus Spiegelglas zusammengesetzt sind — wohin man sich wendet sieht man seinen Kopf — en face, im Profil, von vorn und von hinten, man mag sich noch so hübsch finden, zu viel ist zu viel, und wenn man sich selbst satt bekommt, wie sollte man den Anderen nicht langweilig werden?" „Aber Sie haben Bravourstücke geschrieben ohne alle Arpeggien," sagte ich; „ich erinnere mich eines Capriccio, das Sie im Pariser Conservatoireconcert spielten und eine Etude in a-moll spukt mir auch noch im Kopfe, warum schrieben Sie nicht mehr dergleichen? Ich glaube nicht, daß irgend Jemand Ihnen das erstere nachgespielt hat und was die damaligen Herren nicht nachspielen konnten, das ahmten sie auch nicht nach." „Lassen wir diese philosophischen Betrachtungen gut sein, lieber Hiller," rief Thalberg, „und bedenken Sie, wo Sie mit mir sprechen. Es geht Ihnen zwar vom Herzen und Aufrichtigkeit ist überall am Orte. Und aufrichtig gesagt, ich war nicht immer aufrichtig, ich hatte eine gewisse Scheu vor dem Ernstthun, das lag in meiner guten Erziehung, ich trieb Scherz und Unsinn und wußte sehr wohl, daß es nichts Schöneres und Höheres gibt als die Offenbarungen des Genies. Ich liebte unsere Meister. Mit welcher Andacht lauschte ich als Knabe den Phantasien Mendelssohn's, der sich alltäglich bei seiner Tante an's Clavier setzte und mich, ohne ein Wort zu sagen, mehr lehrte als alle meine Professoren. Und wie schwärmte ich für Schubert und für Rossini's Tell! Da wollte ich denn auch versuchen, ob ich nicht ein Werk schaffen könne voll Musik, voll wirklicher Musik, und schrieb meine Oper. Sie waren ja zugegen bei der Aufführung!" „Sie gaben den folgenden Tag ein reizendes Diner," unterbrach ich ihn, „und setzten mich zwischen Lablache und Costa, dafür bin ich Ihnen noch heute Dank schuldig. Ueberhaupt gehören Sie zu den Künstlern, von welchen jeder nur Angenehmes zu erdulden hatte. Welch' heitere Stunden verlebten wir in Frankfurt. Wissen Sie noch, wie wir im Russischen Hof von Ihrem Zimmer aus das Vorzimmer des Kaisers Nicolaus uns ansahen, wo deutsche Fürsten antichambrirten? Der Kaiser trug seine Gemahlin auf den Händen, wahr und wirklich, in den Salon hinauf. Sie waren der Einzige, dem der Wirth sein Zimmer gelassen hatte. Alte Zeiten — ich freue mich davon mit Ihnen plaudern zu dürfen." Aber Thalberg war verschwunden! „Also wieder nicht," lispelte ich vor mich hin.

IV.

„Führen Sie mich zu Börne," redete ich Heine an, den ich mir herbeigesehnt, „Sie sind es mir schuldig, denn vor fünfzig Jahren erwies ich Ihnen in Paris den gleichen Liebesdienst. Ihr erstes Zusammentreffen mit dem gemüthlichen Revolutionär verlief reizend — ich dachte nicht, daß es später —" „Sie scheinen sich ein Vergnügen daraus zu machen, mich an meine Krankheiten zu erinnern," unterbrach mich der Dichter; „es ist wahr, ich litt eine Zeit lang an der Börnephobie, die mir viel zu schaffen machte." „Mir auch," sagte ich leise. — „Und der Versuch, mich, à la Goethe, schreibend davon zu befreien, ist nicht gut ausgeschlagen. Doch während Ihr drunten noch literarhistorisch darüber schimpft, haben wir alles das hier längst ad acta gelegt. Da ist Ihr alter

Landsmann," schloß er, als wir eine Biegung des Weges genommen. „Sieh da, Hiller," rief Börne, mit jenem freundlich schmunzelnden Lächeln, dem sich immer noch ein kleiner ironischer Zug gesellte, „Sie machen ja merkwürdige Ausflüge, nun kommen Sie gar zu uns? Hoffentlich nicht, um sich vor den Antisemiten zu retten?" „Nicht doch," erwiderte ich. „In unserm alten Köln scheinen sie nicht zu gedeihen, obschon die Luft dort dick genug ist. Ueberhaupt aber meine ich, man könne sagen, viel Geschrei und wenig Wolle." „Allerdings," sagte Börne, „sehr viel Geschrei und allzuwenig Wolle — die Wolle würde wenigstens den wilden Lärm dämpfen. Ich begreife vollkommen, daß man die Juden nicht mag. Ihr lebt ja drunten in lauter Antipathien! Die Einen mögen die Liberalen nicht, Andern sind die Junker zuwider, diese hassen die Journalisten, jene verachten die Mercantisten — alles schön und gut. Aber daß ein Deutscher so wenig von sich selbst hält, so wenig point d'honneur besitzt, um seinen neidischen Haß *jetzt* noch auszusprechen gegen ein Häuflein Menschen, das sich durch Geschiedigkeit aus dem Elend herausgearbeitet — in *dieser Zeit* —, das ist erbärmlich. So lange die Deutschen selbst noch geknechtet waren, gereichte es ihnen zur Erfrischung, Andere zu knechten — wenn man sich nach vorn zu tief gebückt hat, schlägt man gern nach hinten aus — das stellt das Gleichgewicht her. Nun aber, wo ihr selbst zur grande nation geworden seid, könntet ihr den Kopf doch höher tragen. Wer glaubt stolz sein zu dürfen, muß neidlos sein. Was denken Sie davon, Heine?" Dieser reckte den Kopf in die Höhe und sagte etwas gravitätisch: „Dürfen wir mitreden? müssen wir nicht unseres edlen Ursprungs eingedenk sein? sind wir nicht Partei? geschieht den Juden nicht recht? Daß sie gelehrt werden, reich, berühmt, sogar adelig, das Alles ist verzeihlich. Daß sie sich aber so gut christlich zeigen, um die andere Wange anzubieten, wenn sie auf der einen eine Ohrfeige erhielten, das verdient bestraft zu werden. Beschimpfen lassen sie sich und enthusiasmiren sich für den Beschimpfenden — ihren Verächtern klatschen sie Beifall zu. Man mag ein Vierteljahrhundert auf dieser Oberwelt zugebracht haben, das lernt man nicht verwinden und ich bekomme zuweilen eine wahre Sehnsucht nach Feder und Dinte, so entwöhnt ich dieser Dinge bin." „Ihr lachender Spott, lieber Heine," sagte ich, da er nachdenklich vor sich hin sah, „Ihre süßen stacheligen Reime thäten uns oft noth. Sie mögen sich viel bei uns umsehen und mit noch fliegenderer Schnelle lesen, als während Ihres früheren Lebens, doch haben Sie, wenn ich so sagen darf, keine Idee davon, welche Fülle von Stoff für einen Geist, wie der Ihre, wenn ich noch so sagen darf, aufgespeichert da liegt. Und Sie, lieber Börne, der Sie meinten, es sei Ihre erste Aufgabe, jeden Tag zu beleuchten, in jeden dunkeln Winkel einige Strahlen Wahrheit zu senden, warum haben Sie Niemand zum Erben Ihres Geistes eingesetzt?" „Lassen Sie das gut sein," erwiderte Börne, „es wird wacker gekämpft — wir sehen das hier aus der Vogelperspective besser, als ihr, die ihr mitten drinnen steht. Zu meiner Zeit war das anders — des Unsinns gab es mehr, der Opponenten gab es weniger. Diesen war es freilich heiliger Ernst, so ungeschickt sie's zuweilen anfangen mochten. Und dann, bedenken Sie, es ist im öffentlichen Leben wie in der Kunst, nur der Anfang ist leicht und über den Anfang sind Sie hinaus."

„Die schönsten Blumen," fiel Heine ein, „sind rasch ausgewählt, aber sie bilden noch keinen Strauß. Ein guter Einfall kommt schnell, er ist aber noch kein Gedicht. Man verliebt sich unversehens, was gehört nicht zu einer guten Ehe? Die deutsche Armee ist bewunderungswerth, sie macht aber noch kein fertiges Deutschland." „Das wird Bismarck fest genug zusammenschweißen," sagte ich. „Glückliche Reise," riefen die Beiden mir in einem Athem zu, und ich fand mich mutterseelenallein. „Den Herren von der Feder und der Palette," sagte ich mir, „sind wir Musiker doch nicht vollgültig, sie mögen's noch so gut mit uns meinen. Ich kann es ihnen auch kaum verdenken. Was fange ich jetzt an? ich denke noch Zeit zu haben." „Schon eine ganze Weile suche ich Sie und bin sehr ungehalten, daß Sie mich nicht in erster Reihe aufsuchten," ertönte es und ich erkannte Moritz Hartmann's wohlklingendes Organ, ehe ich ihn selbst noch erkennen konnte. „Mein geliebter Freund," rief ich aus, „ich fühle mich hier so fremd und bin mehr oder weniger dem Zufall preisgegeben. Sie wissen, wie ich Ihrer gedenke!" „Nur keine Entschuldigungen, caro Fernando, wie Rossini zu sagen pflegte. Die kleinen und großen Nothlügen der guten Gesellschaft, die Einleitungen und Schlußcadenzen, von welchen ihr Componisten einen so starken Gebrauch macht, wenn ihr nichts Gescheidtes zu sagen wißt, alles das und vieles Andere ist hier gänzlich außer Cours. Sprechen und Denken bedeutet uns dasselbe." „Und wir," erwiderte ich, „wir sprechen so oft, ohne zu denken! Freilich denken wir auch oft, ohne zu sprechen, was als Entschuldigung dienen mag. Nehmen Sie noch lebhaften Antheil an unsern Geschicken?" „Einen ernsten, keinen leidenschaftlichen — meine Zuneigungen habe ich mir bewahrt," sagte Hartmann. „So verhehle ich Ihnen nicht, daß es mich bekümmert, Deutschland und Frankreich noch so getrennt zu sehen. Im Grunde interessirt ihr Deutschen euch für kein Volk so sehr, als für den sogenannten Erbfeind — von keinem habt ihr so viel gewonnen für euere Bildung — und wie viel schulden euch auch die Franzosen! Und nun diese ewige Nergelei. Jedes hat Angst vor dem Andern, wie Mohr und Papageno in der Zauberflöte — und das nachbarschaftliche Verhältniß gleicht dem Gegenüber in kleinen Städten, wo man sich gegenseitig in die Küchen sieht und in die Schlafzimmer und über den Luxus des Einen schimpft oder über die Aermlichkeit des Andern spottet. Das ist's aber, was böses Blut macht. Gab es doch große Männer, die sich liebten und bewunderten, warum sollte das großen Nationen nicht möglich sein?" „Wie freut es mich," sagte ich, „Sie so sprechen zu hören, lieber Freund — so dachten Sie früher und wenn Sie auch hier noch so denken, muß es wol das Richtige sein." „Mein Aufenthalt hier ist noch sehr kurz," erwiderte er, „doch gibt es viele Ansichten, die ich um so wahrer halte, als die Menschen wenig danach handeln. Die Klugen nennen dergleichen idealistische Thorheiten — aber wie oft haben sich die Klügsten als die Dümmsten herausgestellt. Da sie aber meistens die Geschickteren sind, behalten sie recht in den Augen der Naiven — und die bilden dort unten die Mehrzahl. Vielleicht wird es einst besser!" „Dürfen wir nicht sagen," rief ich aus, „daß es schon besser geworden ist?" „Hie und da, in diesem und jenem wol," antwortete Hartmann, „die Menschen vertragen eben die Wahrheit nur

in homöopathischen Dosen. Aber für alte Freunde, wie wir es sind, bewegt sich unser Gespräch allzu sehr in Allgemeinheiten. Sprechen wir von Ihnen — wie fühlen Sie sich?" „Besser als je," sagte ich. „Diesen Herbst vollende ich mein siebzigstes Jahr — nach der Bibel und nach der Statistik gehöre ich dann schon zu den Auserkorenen, wenn es ein Privilegium zu nennen ist, der Hoffnung den Abschied geben zu müssen." „Das thun Sie nicht," rief Hartmann, „das thut kein Sterblicher." „Nun denn," erwiderte ich, „wenn ich die Hoffnung nicht verabschiede, so doch die Hoffnungen, die sich als Träume herausgestellt. Jedenfalls lebe ich der Gegenwart und bringe der Zukunft keine Opfer mehr. Da ich kein Faust bin, darf ich oft genug vom Augenblick sagen, er sei schön. Und reich bin ich über die Maßen! Haben doch Jahrtausende für mich gearbeitet. Was mir mißfällt, was mich verletzt, schreibe ich auf Rechnung der ewigen Nothwendigkeit — und frei wie der Vogel in der Luft fühle ich mich in der Liebe zum Schönen." „Was," unterbrach mich der Freund, „wol nicht nur gedruckt, gemalt oder componirt zu sein braucht?" „Das Schönste," sagte ich, „ist wol die Liebe selbst. Wer hätte das herrlicher erfahren, als Sie, in Ihren leidenvollsten Jahren!" „Nie," erwiderte Hartmann, und seine Stimme klang gedämpfter, als es mir droben bis jetzt vorgekommen, „nie erlischt in mir das Gefühl des Dankes für die Liebesopfer, die mir geworden. Und das darf ich Ihnen wol mittheilen, es gehört die Empfindung der Erkenntlichkeit, die dort unten so selten, zu dem Besten, was uns hier verliehen — sie hat Aehnlichkeit mit dem der Genesung, steigert sich immer, wirkt stets beseligender — aber rein muß die Gabe gewesen sein. Wir müssen jetzt scheiden, mein alter Freund." „Sehe ich Sie wieder?" frug ich bewegt. „Wer weiß!" erklang es aus einiger Entfernung.

V.

Innige Sehnsucht empfand ich, wieder einen meiner tondichtenden Freunde zu sehen, deren so manche hier sein mußten — des Einen und des Andern gedenkend, schlich ich träumend vor mich hin, als ich eine hohe Gestalt sah, umgeben von einem kleinen Kreise mir nicht unbekannter Jünglinge, die jedoch schnell meinen Blicken entschwanden. Nun erkannte ich Robert Schumann, der ruhig wartend auf mich schaute. „Es wird dir schwer werden," sagte er, „von hier scheiden, wieder hinab zu müssen!" „Meine Uhr ist noch nicht abgelaufen," erwiderte ich, „doch denke ich bald Euer Leben mit Euch leben zu dürfen. Daß mir erlaubt ist, schon jetzt einige Momente zu verkehren mit dem Einen und Andern, betrachte ich als eine der höchsten Glücksgaben, die mir zu Theil geworden, wenn gleich der Abstand zwischen uns jetzt größer sein mag, als er je war." „Beruhige dich hierüber," versetzte Schumann, „wir hängen noch mit zu vielen Banden an jener Unterwelt, um nicht gern mit dir einige Worte zu wechseln. Bist du doch dort, wo wir das Beste thaten, was uns bis jetzt zu thun vergönnt war — wo wir menschlich glücklich waren in der Bethätigung unserer Kraft. Manches hat sich mir seitdem offenbart — Seligeres habe ich nicht empfunden, als was mir durch unsere Kunst gewährt worden." „Es rührt mich," erwiderte ich, „von dir bekennen zu hören, was Jedem

klar werden mußte, der deine Musik erkannte. Deine Schaffenslust, die Wonne, die dich durchströmte, als deine Gesänge dir entströmten, die theilen sich Jedem mit. Deine Lieder sind wie Blumen, die man aus den Knospen hervorspringen sieht." „Es war mir selbst oft wunderbar," sagte Schumann, „mit welch' blitzartiger Klarheit plötzlich ein Sang sich vor mir bewegte, — ich hatte ganze Epochen tönenden Wetterleuchtens, mir schwindelte inmitten der beglückenden Kraftvergeudung." — „Und deine Nerven litten doch schließlich," flocht ich ein, „durch alle diese Erregungen des Herzens und des Geistes." „Ein Moment der Ruhe," versetzte der Freund, „der Ruhe vor neuer Arbeit." Wir schwiegen eine kleine Weile, dann ergriff ich wieder das Wort. „Ich verscheuchte eine dich umgebende Schar," sagte ich, „was bewog sie sich zu entfernen? mir schienen's bekannte Gesichter!" „Du magst sie gesehen haben," sagte Schumann, „gesprochen hast du sie nie. Sie kamen früh hieher und ich verkehre gern mit ihnen, — du weißt, ich hatte stets eine Vorliebe für die Jugend." „Auch bliebst du stets jung," erwiderte ich, „wenn es auch Viele nicht erkennen mochten. Du warst so schweigsam den Meisten gegenüber — freilich — stille Wasser sind tief." „Nicht immer," sagte Schumann lächelnd; „mir war es aber oft auffallend, daß Mancher so viel schwatzte, der trotzdem viel zu sagen hatte. Die Sprache, drunten, ist auch gar weitspurig!" „Unsere Ohren müssen sehr vollgestopft werden," versetzte ich, „wenn etwas drin haften soll. Deshalb wiederholen kluge und praktische Leute dasselbe tausendmal — schließlich wird es geglaubt!" „Ein armseliger Glaube," sagte Schumann, „glücklicherweise ein kurzer!" Wir schwiegen abermals ein paar Momente, dann sprach ich: „Du warst meistens so gütig nachsichtig in deinem Urtheil, lieber Schumann, wie kam's, daß du in einigen Fällen streng bis zur Ungerechtigkeit wurdest? Oder bist du noch immer derselben Meinung? Du weißt, wovon ich spreche — nicht von dem, was mich angeht." „Ich weiß, ich weiß," erwiderte er, „ich mag mich geirrt haben. Denn nur Eins war mir sympathisch, nur der Gedanke, der ungestört der Seele will entfließen, wie es unser aller Meister ausspricht. Wo ich die Absicht sah, die Absicht der Wirkung, und wo der Verstand die Mittel zusammensucht, um sie zu erreichen, da wurde ich verstimmt, und wenn ich verstimmt war, da sprach ich es aus, trotz meiner Neigung zum Schweigen. Zu hart vielleicht, gewiß zu hart — es sind dort unten so mancherlei Bedürfnisse zu befriedigen — es mag ja mit bestem Wollen geschehen — wer kann über sich hinaus in jenem engen Leben!" „Der am wenigsten," sagte ich, „der in sich einzukehren gewohnt ist und dort das Schönste und Beste findet. Und du, Glücklicher, du fandest es auch dir zur Seite!" „Clara," rief er aus und verschwand.

War es ein Zufall oder die Wirkung einer Denkverkettung, nach wenigen Minuten begegnete ich Meyerbeer. „Soeben," sprach ich ihn an, „gedachte ich Ihrer, gedachte ich so manchen langen Gespräches, das Sie mir mit Ihnen zu führen erlaubten. Sie, aus welchem man so nebenbei einen großen Diplomaten zu machen beliebte, schienen mir stets einer der aufrichtigsten Männer zu sein, viel aufrichtiger, als so manche, die versuchen, sich als wahr zu geben, indem sie grob sind." „Warum hätte ich nicht aufrichtig sein sollen," erwiderte der

Meister, „ich hatte nichts zu verbergen — nicht einmal meine hie und da etwas weit getriebene Höflichkeit, in der Gesellschaft wie in meiner Musik — sie lag und liegt offen zu Tage." „Die intensive Wärme," sagte ich, „mit welcher Sie eines Tages gegen mich aussprachen, daß nichts Sie mehr begeistere, als der Gedanke, ein möglichst großes Publicum zu begeistern, erklärte mir vollkommen manche Zugeständnisse." „Zugeständnisse," unterbrach mich Meyerbeer, „was nennt Ihr denn so? Die richtigen Mittel verwenden zu dem Zwecke, den man für schön und gut hält? Das ist kein Zugeständniß, es ist Erkenntniß. Was ich erfunden, mag Manchen mißfallen, aber wenn sie mir geistige Unsittlichkeit vorwerfen, so muß ich lächeln. Drunten war ich auch wol erzürnt darüber — das liegt nun weit hinter mir. Doch wenn Menschen, die kein Mittel scheuen, um ihre Absichten zu erreichen, keines, wenn die sich auf den höchsten ethischen Standpunkt zu stellen belieben, um von da vergiftete Pfeile nach allen Seiten hinzuschießen, da frage ich in aller Demuth, was sie berechtigt, mich zur Zielscheibe zu erkiesen. Sie wissen, daß ich dabei nicht des Freundes gedenke, der Sie soeben verließ — wir konnten uns vordem vielleicht nicht verstehen — auch gehörte er zu den Wenigen, welchen ich nicht die gebührende Anerkennung schenkte." „Sie dürfen sagen," versetzte ich, „er war der Einzige. Mir ist kein Künstler bekannt geworden, der den verschiedenartigsten Kunstrichtungen, Kunstgattungen eine gleiche Würdigung geschenkt hätte, der mit gleicher Unermüdlichkeit mit allem bekannt zu werden trachtete, was anerkennungswerth war — nur wo gar kein Talent, gar kein Wissen und Können vorhanden, da waren Sie unverhohlen streng und scharf — ich würde Sie an so manche Momente Ihres Lebens erinnern, wenn es dessen bedürfte — wo keine andere Berühmtheit zu sehen war, da fand man Sie — in den kleinsten wie in den größten Kreisen." „Die Kunst, die Sie noch die Ihre nennen," sagte Meyerbeer, „sie ist so reich, so erstaunlich vielseitiger Entwickelung fähig, kaum gibt es menschliche Geisteswerke, die es in gleichem Grade wären. Das macht sie denn auch so interessant. Den Erzeugnissen der bildenden Kunst, denen der Sprache bleibt ein Gemeinsames, ewig Verständliches durch alle Jahrhunderte — denen der Tonkunst nur das Material. Oder wäre es mehr als das, was den Werken eines Palestrina und eines Beethoven gemeinsam?" „Ich dächte doch," erwiderte ich, „zweierlei: die harmonische Basis und der hehre Geist." „Das erstere," nahm Meyerbeer das Wort, „gehört doch wol dem Material an, gleichviel, ob es von der Natur gegeben oder von den Menschen geformt worden — und der hehre Geist — der gehört allen hehren Geistern. Deshalb, ich meine durch jene ewige Erneuerung, versteht eine neue Generation kaum mehr, was eine frühere entzückte — und das nennt man dann veralten. Nichts that mir weher auf Erden, als der Gedanke, daß das, was ich zur Freude so vieler geschaffen, so schnell verbleichen würde in der Erinnerung der Menschen." „Und es stachelte Sie um so mehr an," meinte ich, „ein möglichst großes Stück Zukunft in der Gegenwart zusammenzuraffen. Doch vorläufig hat es damit gute Wege — Ihre Werke beherrschen noch die Welt, so weit sie Opernbühnen besitzt." „Ich bedarf keines Trostes, lieber Hiller," erwiderte der einst so gefeierte Mann, „aber Ihnen sollte ich vielleicht einige beruhigende Worte sagen. Ihre ersten dramatischen Werke, ich erinnere mich der-

selben sehr genau, ließen mich Gutes erwarten — mich däucht, Sie haben die Hände zu schnell in den Schoß gelegt. Das Theater ist ein Land, zu dessen Eroberung vielerlei gehört — Ausdauer vor Allem." „Zum Erobern, theurer Meister," sprach ich, „hatte ich nie Anlage — von Ausdauer vollends keine Spur. Eine einzige Eroberung lag mir am Herzen — die meine. Das klingt vielleicht sehr dünkelhaft, sehr anspruchsvoll — ob es trotzdem bescheiden ist, wage ich nicht zu versichern — es ist wahr." „Auch bequem," sagte der Meister, „doch wer vermag zu scheiden, was Natur und was Wille, was Kraft und was Schwäche ist? Wie viele Schwächen entstehen aus der Kraft, wie viele Anstrengungen entsprießen der Schwäche! Leben Sie sich aus — wir erwarten Sie und werden Sie gern empfangen."

VI.

Es erging mir seltsam bei diesen räthselhaften Ausflügen, ich schwankte in meinen Wünschen hin und her; zu den nähern Freunden zog es mich mit ganzem Herzen, auf der andern Seite lag mir unendlich viel daran, gewisse Männer, zu welchen ich in freundlichen, wenn auch vorübergehenden Beziehungen gestanden, wiederzusehen. Unter den letzteren stand Lenau in erster Reihe. Ich nahm Heine's Dienste in Anspruch, um zu ihm zu gelangen. — etwas verdutzt sah dieser mich an, als ich meinen Wunsch aussprach, doch erfüllte er mir ihn auf das Eiligste und entfernte sich dann eben so eilig. „Ihr Anblick ruft mir schöne Tage zurück," sprach Lenau mit ernstem Ausdruck, „das schöne Frankfurt, Ihr musikalisches Haus, die Bekanntschaft Mendelssohn's — ich glaube, daß ich damals zum letzten Mal die geliebte Geige in die Hand genommen!" Er schwieg sinnend, und ich — durfte mir nicht erlauben jene Erinnerungen zu vervollständigen. Nach einigen Augenblicken sagte ich: „Was Ihr Anblick in vielen edlen Menschen anregen würde, läßt sich nicht in wenige Worte zusammenzwängen — eine solche Fülle von Bildern, Empfindungen, Gedanken" — „sie waren," unterbrach mich der Dichter, „theuer erkauft. Ihr Musiker habt es gut," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „ihr habt euer Instrument, ihr habt Kapellen und Schüler, Concert- und Theateraufführungen, und braucht mehr Zeit, eure Erfindungen in Partitur zu setzen, als sie zu erfinden — ihr könnt Musiker sein, immer und überall und ausschließlich Musiker!" „Und Sie, Lenau," erwiderte ich, „waren Sie nicht immer und überall und ausschließlich Dichter? Sie waren's wenn Sie sprachen und wenn Sie schwiegen, wenn Sie schaueten und wenn Sie horchten — und vollends wenn Sie Violine spielten!" „Das ist's eben," sagte er, „aber Proben hielt ich keine ab, Schüler versammelte ich nicht um mich, auch dirigirte ich keine Concerte." „Ganz hübsche Dinge, ohne die man aber wol bestehen mag," konnte ich mich nicht enthalten einzuschalten. „Wir verstehen uns nicht," rief Lenau ernst, „wir verstehen uns selbst so selten, wie sollten uns andere verstehen?" setzte er leise hinzu, „oder wollen Sie nicht eingehen auf meine Bekenntnisse? Es ist herrlich alles zum Gedicht zu machen, wenn die Poesie auch wieder zur That wird. Gleichviel ob man Symphonien dirigirt oder in einen heiligen Krieg zieht, ob man leitend oder gehorchend daran mitarbeitet, das Erdenfeld der Menschheit zu bestellen; aber unsere Kraft soll sich

nicht nur nach innen, sie soll sich auch nach außen wenden." „Wirklich und wahrhaftig, ich verstehe Sie nicht, theuerster Mann," rief ich aus. „Wer pflügte und säete segensreicher als ein großer Dichter?" „Ob die Ernte so reich ist, wie Sie zu glauben scheinen," erwiderte Lenau, „das will ich auf sich beruhen lassen — ich sprach, allzu egoistisch für den Verwandelten, von dem was mir auf Erden ward. Mein Leben dort liegt mir noch so nahe! Was ich schuf, befreite mich nicht; ich war der Sklave meiner Gedanken. Wie König Richard hätte ich ausrufen mögen: eine That, eine That, ein Königreich für eine That — oder vielmehr sie wäre mir zum Königreich geworden. Sie fassen das nicht, Sie haben einen Tactstock und ein Orchester." „Auf die Winke Ihres Tactstockes, lieber Lenau," erwiderte ich, „setzten sich Tausende von Herzen in Bewegung und spielten Ihre Melodien — und wiederholten sie sich bis sie sie auswendig wußten — und sie liebten Sie, ohne Sie zu sehen und gehorchten Ihnen, ohne Sie zu hören!" „Ich weiß," sagte der Dichter, „daß mir viel Liebe zu Theil wurde, und ich war dankbar dafür und werde es bleiben, und es ist ja so schlimm nicht, nur Dichter gewesen zu sein. Dichter! Dichter! wenn nur das Dichten nicht so verdichtete, wenn nur nicht alles zu einem Stoffe, zu einem Stück Kohle würde, die eine Flamme zu speisen, die uns dann ausbrennt. Mein guter Hiller, allzusehr führt mich Ihre Gegenwart zurück, in Zeiten, die vergangen sind, in Zustände, die überwunden sein müßten. Ueberwunden sind sie, noch kann ich sie nicht verwinden!" Sprach's, erblaßte und ich fand mich allein. Doch nach wenigen Augenblicken erschien Heine wieder und sagte: „Eine edle Erscheinung, dieser Lenau, aber ich kann mich noch nicht recht mit ihm befreunden. Kommen Sie, daß ich Sie geleite. Sie fänden den Weg nicht — und es könnte Ihnen unangenehm werden." Schweigend folgte ich ihm. Ob ich es seiner Leitung verdankte, ob dem Zufall, ich begegnete, nachdem mir Heine Adieu gesagt, einer kleinen Gruppe, in welcher ich, neben Chopin die reizende Gestalt Bellini's erkannte, dem Rubini sich anschloß: „Zum zweiten Mal," sagte Chopin, „begrüße ich dich — hast du Mendelssohn noch nicht wieder gesehen? Du magst ihm doch mancherlei zu sagen haben!" „Was hätte ich hier zu sagen?" erwiderte ich, „darf ich doch kaum fragen, und warte jetzt mit Ungeduld darauf, von Bellini ein freundliches Wort zu empfangen." „Sie haben mir ein herzliches Erinnerungsblatt gewidmet, cher Maëstro," nahm dieser das Wort, „di cuore veramente — um so mehr, als Sie seit so langen Jahren das schöne Paris aufgegeben haben und ausschließlich in Ihrem Deutschland leben. Ihre deutschen Collegen mochten mich aber nie!" „Sie übertreiben, lieber Bellini," erwiderte ich, „ich kannte deren vortreffliche, die wohl zu würdigen wußten, was Sie leisteten." „Sarà, sarà, ma pochi," rief er aus, „nicht wahr, Chopinino, wir sprechen zuweilen davon, sie sind geschickt, gelehrt, aber engherzig." „Nicht doch", sagte dieser, liebenswürdig vermittelnd, wie ich ihn früher oft gefunden, „sie sind zu weitherzig, ich meine, sie stecken sich so weite unbegrenzte Ziele, daß sie die Blumen übersehen, die auf dem Wege blühn" — „und doch nicht an jene Ziele gelangen, per Bacco", unterbrach ihn Bellini. „Es gibt doch nur einen Beethoven, einen divino Beethoven." „Was würde aus uns poveri cantanti geworden sein, wenn wir Sie nicht gehabt hätten, caro

amico?“ unterbrach ihn Rubini — „Ihr divino Beethoven, keine Note von ihm hätte ich singen können.“ „Tanto peggio, um so schlimmer,“ rief Bellini aus. „Aber il divinissimo Mozart,“ fuhr Rubini fort, „den verstand ich, und welchen Erfolg erlangte ich in seinem Don Giovanni!“ „Aber nicht in Ihrem Vaterland“, entschlüpfte es mir. „La nostra cara patria!“ rief Bellini mit einem Seufzer. „Italien lebte durch Jahrhunderte in seinen Gesängen — und es liebte sie, tanto, tanto, allzusehr vielleicht — waren sie doch das Beste, was ihm die Gegenwart bot — alles andere entstammte älteren Zeiten. Und für wie vieles mußten seine Gesänge es nicht entschädigen! Per tutto, tutto! In ihnen fühlte es seinen Herzschlag, sein Blut durchströmte sie, seine Nerven erzitterten in ihnen. Adesso è divenuto un grand paese, und größer noch wird es werden — auch nimmt es jetzt alles auf, was es früher verschmäht haben würde — cerca a capire — capisce forse — ma produce poco, pochissimo — wie wenig entsteht jetzt dort, was die Welt entzückt. Verdi war der letzte. Er blieb es bisher — er wird es noch lange bleiben.“ „Italien hatte eine so wunderbar musikalische Blüthenzeit,“ sagte Chopin, „es muß sich ausruhen!“ „Riposano!“ rief Rubini. „Ja, wenn sie ausruheten,“ sagte Bellini, „aber nein, sie strengen sich an, sie mühen sich ab. Sie versuchen es, eueren Harmonikern nachzuthun, aber wie? Il gran Maëstro, unser Rossini, er hat die Euern studirt, auch ich habe versucht in sie einzudringen — wir nährten uns von euren Früchten, wir genossen sie, wir haben sie verdaut. Aber jetzt glauben sie sich zu verbessern, sich zu vergrößern, wenn sie ungeschickte gräuliche Accorde, armonie orribili, einschachteln in ihre canti. Oh, che canti!“ „Es gibt aber doch talentvolle Leute unter ihnen,“ wendete ich ein, „ich selbst kenne manche, wenn man auch nicht viel von ihnen spricht.“ „Sarà, sarà,“ sagte Bellini, „tanto meglio. Amo il mio paëse, mein Vaterland ist mir theuer und bleibt mir theuer, wenn wir hier — basta, basta.“ „Carissimo Bellini,“ sagte ich, „wie erquickt es mich Ihre schöne Seele noch so liebenswürdig zu finden, wie sie mir stets erschien. Und du, theurer Chopin, was hätte ich nicht alles dir zu sagen, wenn ich es wagte! Deine schwerste Lebenszeit begann erst, nachdem ich dir ein Lebewohl gewinkt, dem kein Wiedersehensgruß folgen sollte! Und deine Freunde und Freundinnen wußten so viel zu sagen von allem, was du erduldet!“ „Sie nahmen Partei für mich, wie es unten zu sein pflegt, wie es wol sein muß in jenem Leben, das so eng begrenzt — wo der Blick so schwach, daß oft genug Haß und Liebe kaum erkannt, unterschieden werden — wo man zuweilen haßt weil man liebt, und liebt, trotzdem man glaubt gehaßt zu sein — spiel' meine letzten Stücke und du wirst manches errathen. Oder lies sie lieber, dann brauchst du nicht an den Fingersatz zu denken,“ fügte er lächelnd hinzu. „Es ist mir wol nicht erlaubt Aufträge von hier mitzunehmen,“ sagte ich, „sonst würde ich“ — „ich wüßte Niemand, an den ich welche zu geben hätte,“ unterbrach mich Chopin, „bedenke was die Zeit Alles verweht hat — mehr als du begreifen magst!“ „Sie hat genug gelassen für den Augenblick,“ sagte ich, „und für die Ewigkeit“. — —

„Du siehst ja sehr ernst aus, Papa,“ sagte meine Tochter, bei mir eintretend. „Das geht vorüber,“ erwiderte ich, sie umarmend.

VII.

Nach meinem guten Meister Hummel trug ich großes Verlangen — ich frug Heine, der ihn nicht persönlich kannte, mir aber doch eine Richtung angab, auf welcher ich, wie er meinte, zu ihm gelangen würde. Ich folgte derselben und — siehe da — er stand plötzlich vor mir, und mit ihm erkannte ich Moscheles, Schubert, Mayseder, zu welchen sich andere zu gesellen schienen, deren Gegenwart ich aber nur errathen konnte, aus einzelnen Bewegungen der Genannten. „Ei, lieber Ferdinand," sagte mein Meister (wie freute ich mich der alten halbväterlichen Anrede!), „ich weiß, daß Sie zuweilen hieher kommen und war auch sicher Sie wiederzusehen!" „Mein guter Meister," rief ich, zu bewegt um mehr zu sagen. „Du hast mancherlei Glück gehabt," sprach Moscheles — „doch kein so großes, wie die Vergünstigung, die dir zu Theil wird, und von der auch ich mein Theil nehme." „Stets warst du gütig gegen mich," erwiderte ich. Schubert und Mayseder rief ich die Epoche zurück, während welcher ich sie kennen gelernt. „Es war während *seiner* letzten Erdentage," sagte Schubert leise — ich gedachte Beethoven's, wendete mich aber an meinen Meister mit fragendem Blick, denn ich hoffte mehr von ihm zu hören. „Welch verschiedenartige Wege haben meine Schüler eingeschlagen," hob dieser an — „nicht alle haben mir ein treues Andenken bewahrt. Und doch meinte ich's gut mit Allen und lehrte sie, was sie lernen konnten." „Die Lehrer gleichen den Aerzten," sagte Moscheles, „sie müssen der Natur freie Bahn schaffen. Die Kraft derselben können sie nicht erhöhen, wol aber können sie sich in der Diagnose irren und das ist bei Schülern fast eben so gefährlich wie bei Kranken." „Vor Allem dürfen die Schüler nicht krank sein," sagte Mayseder lächelnd. „Auch darin gleicht der Lehrer dem Arzte," fuhr Moscheles fort, „daß sein sorglicher Eifer beinahe eben so wohlthätig wirkt, wie seine Mittel." „Ich habe wenig gelernt," meinte Schubert, „und belehrt habe ich Niemanden." „Was belehrt mehr als die Werke des Genius?" rief ich aus? „Sicherlich," sagte mein Meister, „wenn man sie studirt um sie zu erkennen, nicht um sie zu imitiren — manche wackere Musiker von meinen Zeitgenossen gingen daran zu Grunde, es Beethoven nachthun zu wollen. Bleibe doch jeder an seinem Platze!" „Leichter kann man ein Baron werden, als ein Genie," meinte Mayseder und schien sich zu entfernen. „Sie haben," wendete Hummel sich lächelnd zu mir, „oft meine Werke empfohlen — gespielt haben Sie sie wenig!" „Wahrlich, lieber Meister," erwiderte ich, „nur diejenigen nicht, welchen ich nicht glaubte genug thun zu können — ich habe so wenig Geduld zum üben, daß ich die eigenen Sachen, für die ich doch als Vater sorgen müßte, kaum zu Gehör bringe. Und das ist Ihnen doch nicht entgangen, wie wenig es Sie jetzt interessiren mag, welche Ausdehnung die Technik des Klavierspiels erreicht hat. Junge Mädchen, halbwüchsige Knaben leisten das Erstaunlichste. Soll man sich da gerechtem Tadel aussetzen, wo man schon so viel ungerechten über sich ergehen lassen muß? Was mag Ihnen auch daran liegen, lieber Meister?" „Das können Sie nicht wissen, Ferdinand," erwiderte er, „und brauchen es nicht zu wissen. Ich spreche mit Ihnen von den Dingen, die uns einst gemeinschaftlich beschäftigten, — wir dürfen zurückgreifen in's Vergangene, Ihnen bleibt

unser Jetzt verschlossen." „Du sprichst von ungerechtem Tadel," nahm Moscheles das Wort; „wer beurtheilt die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit des Tadels? Gibt es doch kaum eine Möglichkeit, die Handlungen der Menschen gerecht zu beurtheilen! Ob sie gesetzmäßig oder nicht, gewissen Gesetzen gegenüber, das mag festgestellt werden können, mehr nicht — das Loben und Tadeln sind Lebensäußerungen derjenigen, die da loben und tadeln — und auch wenn sie unaufrichtig sind, gehässig, eigennützig, sie entziehen sich der Beurtheilung derer, welchen sie angenehm oder unangenehm sein mögen. Deshalb müßte auch jeder, der Kraft genug hat durch sich selbst zu leben, nicht mehr theilnehmen daran, als an allem andern, was durch's Leben der Menschen zieht." „Der Sturm saust über die Felder, durch die Wälder," sagte Schubert mit sinnendem Blick, „die Sonne wirft belebende, versengende Strahlen herab, die Elemente wirken erquickend, zerstörend! Da beben die Bäume und mancher bricht entwurzelt, da springen neue Blüthen über Nacht hervor und entzücken die Erwachenden, — die Einen freuen sich, die Andern weinen, die Einen zürnen und erstaunt stehen Andere da. So ziehen die Anschauungen, die Meinungen, die Ueberzeugungen und die Träume, so ziehen Wahrheit und Lüge durch das Leben der Sterblichen — stärkend, vernichtend, belebend, zerstörend und was war, war nothwendig, wie es uns auch erschienen!" Erstaunt horchte ich auf die Sprache des Sängers, und seine Melodien zogen durch meine Seele, Hunderte in demselben Augenblick — hatte er sie in Worte übersetzt? — Ich sah Niemanden mehr.

Da plötzlich trat vor mein Auge eine hohe schlanke Gestalt, die mir aus frühester Jugend her unvergeßlich geblieben — es war Grillparzer! „Mir scheint," sagte er, „Schubert hat Sie in Verwunderung gesetzt durch seine Sprache und doch wol weniger als einst durch seine Gesänge?" „Sicherlich," erwiderte ich, „jene waren eine Offenbarung, sie bildeten die vollständige Ergänzung unserer großen deutschen Lyrik." „Unsere große deutsche Lyrik!" wiederholte der Dichter, „ist sie nicht allzu umfassend? Sie enthält unsere Instrumentalmusik von rechtswegen und obendrein ein gut Theil unseres Dramas, unserer Philosophie, unserer Theologie, ja, unseres politischen Lebens! Unser Drama hat sie fast unmöglich gemacht. Wie sehr habe ich mich bemüht, mich meiner selbst zu entäußern, wie wenig, wie selten ist es mir gelungen. Klar standen die Gestalten, die ich schaffen wollte, vor meinem Auge, lebendigen Odem hauchte ich ihnen ein, aber er war allzu sehr versetzt mit meinem Blute." „Hat es denn ja einen Dichter gegeben," sagte ich, „bei dem dies nicht der Fall gewesen wäre?" „Vielleicht nicht ganz," entgegnete Grillparzer; „dramatische Gestalten sind die Kinder einer Ehe zwischen Verstand und Phantasie und das Herz muß sie nähren — wie viel Glück gehört dazu, daß die Kräfte überall gleichmäßig vertheilt seien! Und alles ist verloren, wenn eine vorwaltet." „Es sind die Grundgesetze für jede künstlerische Schöpfung, die Sie aussprechen, verehrter Mann," sagte ich; „thut nicht jene Gleichmäßigkeit überall noth?" „Nicht in demselben Grade wie bei dramatischen Schöpfungen," versetzte der Dichter, „und bei den Deutschen, bei welchen die Mütter einen so hervorragenden Einfluß ausüben, spielt Mutter Phantasie eine zu mächtige Rolle. Ohne

Gleichnisse! wie selten ist den allergrößten unserer Dichter ein Drama vollständig gelungen? Und unser Publicum, das deutsche Volk, lehrt uns wenig. Es mag wol das Beste erkennen, aber es läßt sich das Schlechteste gefallen, ja es gefällt ihm, wenn es seinen phantastischen Gelüsten schmeichelt. Den einzigen populären Erfolg errang ich durch — die Ahnfrau." „Der größte Erfolg der Ihnen zu Theil ward," sagte ich, „ist ein anderer, ein echt deutscher, aber ein edler und hoher — der Glorienschein, der Ihren Namen jetzt umstrahlt." „Wohl weiß ich, daß meine guten Landsleute mich auf eine Höhe zu stellen bemüht sind, vor der mir schwindelt — der Glorienschein, von dem Sie sprechen, würde freilich auch ihnen zu Gute kommen — es hilft aber zu nichts, man wird durch solchen Schein nicht zum Heiligen. Der Theilnahme mancher Guten und Großen ermangelte ich nicht, so lang ich dort unten athmete; daß sie mir noch fernerhin erhalten bleibt, daran zweifele ich nicht." — „Ist Ihnen die Musik noch so theuer wie vordem?" frug ich nach einer Pause. „Nie fühlte ich mich stolzer ein Musiker zu sein, als da ich Sie von meiner Kunst sprechen hörte." „Meine Musik," sagte der Dichter, „ich meine die, die ich mir während eines langen Lebens zugeeignet, sie ist ein Theil meines Seins geworden. — Dürfte es doch kaum ein Geisteserzeugniß der Menschen geben, das bei dem, der es in Wahrheit genossen, vollständiger sich verwandelte, recht eigentlich zum Lebenselexir würde, als die Dichtung in Tönen. Aber so geistig das Brod, so geistig der Wein, die wir aus tönenden Schalen genießen, über ein gewisses Maß hinaus können wir es nicht zu uns nehmen. Ich will es meiner beschränkten Kraft, nicht den Eigenschaften der Speise zuschreiben, wenn ich Manches abweisen mußte, was Andern gedieh. Sagt man doch, die Menschen vervollkommnen nicht allein was sie hervorbringen, es vervollkommnen sich auch ihre Fähigkeiten es zu genießen — und ich muß wol glauben, daß die Geschlechter, die dem meinen folgten, im Besitze besserer Ohren, stärkerer Nerven seien, als ich es gewesen." „Die Gewohnheit nennt er seine Amme," rief ich aus. „Diese Erfahrung," sagte Grillparzer, „ist die traurigste, die ihr aus Vergangenheit und Gegenwart herauslesen mögt. Sie hat zwar ihre Grenze, aber diese Grenze ist nicht erfreulicher — sie heißt Ueberdruß." „Darf ich nach diesen Worten aus Ihrem Munde," entgegnete ich, „aussprechen, daß ich denke, so Manchem werde trotzdem das Schlechte nicht zur Gewohnheit, das Gute nicht zum Ueberdruß? Daß ich zum Beispiel die Ueberzeugung hege, Grillparzer's Dichtungen werden uns nie leid werden?" „Wir wollen das in Ruhe abwarten," entgegnete der Poet, „es würde mich für meine einstmaligen Landsleute freuen, wenn ihnen nichts Schlimmeres widerführe. Möchten sie wenigstens die Sprache, die mir zu Gebote stand, in der ich Spuren meines Daseins hinterließ, so hoch halten, wie es sich gebührt — die Sprache, diese klanggewordene Seele eines Volkes. Wehe dem Volke, dem sie nicht das Theuerste bleibt!" Sprach's und entschwand meinen Blicken. —

(Schluß im nächsten Heft.)

Kaiser Nikolaus von Rußland und die Julirevolution.

(Nach neuen Actenstücken.)

Die Stellung des Kaisers Nikolaus von Rußland zur Julirevolution und zur französischen Julidynastie und der von diesem Monarchen entworfene Plan zur Wiederherstellung der „legitimen Ordnung" in Europa sind ihren Umrissen nach bekannt — über das Einzelne haben die näheren Angaben bis jetzt noch gefehlt. Ueber den vollen Umfang der damals über Europa schwebenden Gefahr ist überhaupt nur eine verhältnißmäßig kleine Anzahl von Personen unterrichtet gewesen; was von diesen verlautbart worden, ist genügend gewesen, damit man von des Zaren weitgehenden Absichten und von dem bändigenden Einfluß wußte, den Friedrich Wilhelm III. auf seinen Schwiegersohn geübt hatte, — Einsicht in das Detail der damals geführten Verhandlungen ist bisher der historischen Forschung nicht gewährt worden. Daß die Sache im buchstäblichen Sinne des Wortes zu Zeiten an einem Haar hing, hat der damalige französische Geschäftsträger am russischen Hofe, jener Baron Paul de Bourgoing, dessen im Jahre 1864 veröffentlichte „Souvenirs d'histoire contemporaine" eine außerordentlich eingehende und lichtvolle Darstellung der damaligen Lage und der in der russischen Hauptstadt herrschenden Stimmung enthalten — allerdings gewußt, über die Dauer dieser Gefahr ist er indessen nicht unterrichtet gewesen. Daß der im August 1830 nach Berlin entsendete Feldmarschall Graf Diebitsch-Sabalkanski und der Kriegsminister Graf Tschernytschew an der Spitze der Kriegspartei standen, während der Vicekanzler Nesselrode den Frieden zu erhalten suchte, konnte natürlich kein Geheimniß bleiben; die höchst merkwürdigen, Diebitsch gewordenen Instructionen sind Bourgoing dagegen ebenso wenig bekannt geworden, wie die im Schoße der russischen Regierung geführten Verhandlungen und die wechselnden Chancen des zwischen den beiden Parteien geführten Kampfes. Grade über diese Punkte gibt die Publication einer Anzahl bisher geheim gehaltener Actenstücke genaue Auskunft, welche im Juliheft der Zeitschrift „Russkaja Starina" veranstaltet und ihrem Hauptinhalte nach auf den nachfolgenden Blättern wiedergegeben worden ist. — Um den Leser sofort medias in res zu stellen und Recapitulationen der Vorgänge zu sparen, welche der Berliner Mission des Grafen Diebitsch vorher gingen, schicken wir einige Mittheilungen über

den ersten Eindruck der Pariser Vorgänge auf den Kaiser Nikolaus voraus, die dem wenig bekannten und außerordentlich lesenswerthen Bourgoing'schen Buche entnommen und der Hauptsache nach durch den Anonymus bestätigt worden sind, der zu den Hinterlassenschaften des Grafen Diebitsch Zutritt erhalten und dieselben der „Starina" zur Verfügung gestellt hat.

Französischer Botschafter am St. Petersburger Hofe war während der letzten Regierungsjahre Karl's X. der Herzog de Mortemart, derselbe, der während der verhängnißvollen Julitage einen Urlaub in Paris verbrachte und den der König nach der Entlassung Polignac's mit der Bildung einer neuen Regierung und mit der bekannten Mission an den Herzog von Orleans betraute. Als Geschäftsträger fungirte während dieser Abwesenheit seines Chefs der der Botschaft seit dem J. 1828 als erster Secretär beigegebene einundvierzigjährige Baron Paul Bourgoing, ein in den Napoleonischen Kriegen emporgekommener Edelmann aus altem Geschlecht, der sich durch seine militärischen Antecedenzien und durch seine (im Auftrage der französischen Regierung unternommene) Theilnahme an dem letzten türkischen Feldzuge die besondere Gunst des Kaisers Nikolaus erworben hatte. — Nikolaus, der mit Karl X. in naher Beziehung stand und der Allianz mit Frankreich besondere Sympathien zuwandte, wußte von dem bevorstehenden Erlaß der Ordonnanzen, hatte dieselben durch seinen Botschafter Pozzo indessen mißbilligen und nachdrücklich widerrathen lassen. Da ihm nicht verborgen geblieben war, daß sein Rath auf den verblendeten König keinen Eindruck gemacht habe, war der Kaiser während der Julitage außerordentlich unruhig, obgleich dieselben durch fürstliche Besuche (Prinz Wilhelm von Preußen [unser Kaiser] und der Kronprinz von Schweden [nachmals König Oskar I.] weilten damals am russischen Hofe) und durch in der Umgebung Gatschina's und Peterhof's abgehaltene militärische Uebungen besonders in Anspruch genommen waren. Während eines dieser Manöver, am Mittage des 27. Juli, winkte der Monarch den in seinem Gefolge reitenden französischen Geschäftsträger zu sich heran, um ihm nach einigen einleitenden Worten zu sagen, daß er ihn ausführlich zu sprechen wünsche. Als Bourgoing sich Abends in dem Gatschinaer Palais einfand, eröffnete Nikolaus mit folgenden Worten das Gespräch:

„Sie haben mich während dieser letzten Tage, und namentlich heute, trüb gestimmt und präoccupirt gesehen, — der Grund davon ist, daß die Nachrichten aus Paris immer schlimmer werden. Pozzo di Borgo schreibt mir wahrhaft verzweifelte Depeschen — hoffentlich übertreibt er. Haben Sie mir etwa bessere Nachrichten zu geben oder denkt der König wirklich daran, die Verfassung anzutasten?" — Nachdem Bourgoing zur Antwort gegeben, daß ihm genauere Informationen fehlten, daß Polignac aus seinen Plänen ein Geheimniß mache, daß er (B.) indessen allen Grund habe, den Grafen Pozzo di Borgo für wohl informirt zu halten, ergriff der Kaiser wiederum das Wort: „Es handelt sich in der That um eine dringende Gefahr, — nach Pozzo's Berichten ist die exaltirte Partei oben auf und gehen die gemäßigten und constitutionellen Rathschläge, welche u. A. auch ich dem Könige ertheilt habe, wirkungslos an ihm vorüber. Mich bringt das zur Verzweiflung, denn wie Sie wissen, liebe ich Frankreich und liebe ich den König Karl. Ich bin der Meinung, daß er in sein Verderben

rennt, denn nach den Berichten meines Botschafters hat man sich bereits für einen Staatsstreich entschieden." — Bourgoing erwiderte, daß es soweit hoffentlich nicht kommen werde, Nikolaus aber wiederholte, daß das Aeußerste zu befürchten sei, wenn der König seines Eides vergäße, und daß es solchen Falls nur darauf ankommen werde, wer im Straßenkampf Sieger bleibe. Bourgoing suchte diesen Auseinandersetzungen auszuweichen und berief sich auf seinen amtlichen Charakter, der es ihm unmöglich mache, die Eventualitäten eines königlichen Eidbruches und einer bewaffneten Revolte zu erörtern, — der Kaiser aber versicherte, daß er nicht als Monarch zum Gesandten, sondern nur als „Freund Frankreichs zu einem Franzosen" rede, und daß er den kommenden Dingen mit höchster Spannung entgegensehe.

In den Stunden dieser zu Gatschina gepflogenen Unterredung hatten die entscheidenden Pariser Ereignisse bereits ihren Gang zu nehmen begonnen. Neun Tage später ließ der Kaiser dem Baron Bourgoing durch den stellvertretenden Minister des Auswärtigen, Fürsten Lieven [1]) eine aus Berlin eingegangene, dem dortigen Geschäftsträger v. Maltitz durch Vermittelung eines Handlungshauses gewordene Mittheilung aus Paris zur Kenntniß bringen, nach welcher ein bewaffneter Aufstand ausgebrochen und in der Nähe des Palais royal gekämpft worden war. Bourgoing begab sich sofort zum Kaiser, den er in dem (am Newski-Prospect belegenen) Anitschkow-Palais in lebhafter Erregung antraf. „Sie sehen," begann Nikolaus, „daß unsere Befürchtungen von neulich sich bereits verwirklicht haben. Ich weiß nur, was Fürst Lieven Ihnen mitgetheilt hat — das genügt aber, um das Aeußerste fürchten zu lassen. Daß die Communication unterbrochen ist, beweist den Sieg der Insurrection." Man erging sich in Muthmaßungen der verschiedensten Art, — einen Sieg des Königs wagte Nikolaus nicht mehr in Aussicht zu nehmen, er hoffte indessen, daß das monarchische Element die Oberhand gewinnen werde. Ausführlicher verweilte er nur bei der trefflichen Haltung der Grenadiere der königl. Garde, indem er ausrief: „Ich wollte Jedem von ihnen ein goldenes Standbild errichten". Dann nahm Nikolaus „auf sechs Tage" Abschied, um nach Finnland zu reisen, indem er seine baldige Wiederkehr verhieß und die Hoffnung aussprach, daß der auf einer Badereise begriffene Vice-Kanzler Nesselrode demnächst wieder zur Stelle sein werde.

Während der folgenden Tage trafen die entscheidenden Nachrichten ein und Bourgoing wurde alsbald gewahr, daß ein großer Theil der zur näheren Umgebung des Kaisers gehörigen General-Adjutanten auf eine Kriegserklärung gegen das revolutionäre Frankreich rechne und im Sinne einer solchen agitire. Zur Gewißheit wurde diese Befürchtung, als Tags nach der Rückkehr des Kaisers der Kriegsminister Tschernytschew bei Bourgoing erschien, um ihm „als Freund" mitzutheilen, er (B.) habe sich auf den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich und auf die sofortige Zustellung seiner Pässe gefaßt zu machen; Se. Majestät sei der Meinung gewesen, daß der Baron diese peinliche Mittheilung aus „befreundetem Munde" am Liebsten hören würde.

[1]) Es ist derselbe Fürst Lieven gemeint, der die berühmte Dorothea von Benkendorf zur Frau hatte und viele Jahre lang den Londoner Botschafterposten bekleidete.

Bourgoing, der seinen „Freund" als Oberhaupt der Kriegspartei und außerdem als gewissenlosen Ränkeschmied kannte, gab zur Antwort, daß er Mittheilungen solcher Art einzig von Sr. Maj. Minister des Auswärtigen entgegen nehme und daß er sich sofort an diesen und außerdem direct an den Kaiser wenden werde. Tschernytschew warnte vor dem Zustande der Erregung und des Zorns, in welchem der Kaiser sich augenblicklich befinde, Bourgoing aber bestand auf seinem Willen und fuhr sofort zu Lieven, dem er von Tschernytschew's Eröffnungen und der darauf ertheilten Antwort Mittheilung machte.

„Sie haben durchaus Recht gethan," gab Fürst Lieven zur Antwort, — „Nichts läßt darauf schließen, daß der Kaiser Beschlüsse in dem bezeichneten Sinne gefaßt habe. Sie wissen wie er die Pariser Vorgänge beurtheilt, einen Entschluß hat er indessen nicht gefaßt und ich hoffe, daß uns, wenn erst der erste Eindruck verwunden ist, gelingen werde, ihn zu beruhigen."

„Wie ich höre," nahm Bourgoing weiter das Wort, „sind verschiedene französische Schiffe, darunter der Kauffahrteifahrer Fulgor, unter dreifarbiger Flagge vor dem Hafen von Kronstadt erschienen und hat man denselben den Eingang verwehrt. Ich lege gegen diese Ausschließung Protest ein, da dieselbe ein Verfahren in sich schließt, das an und für sich bedenklich und außerdem durchaus danach angethan ist, den durch die jüngsten Pariser Ereignisse erregten Kriegseifer meiner Landsleute zu schüren."

Lieven versprach die sofortige Zurücknahme dieser von ihm mißbilligten Maßregel zu beantragen und gab dabei zu verstehen, daß dieselbe wol mit den Absichten der Kriegspartei zusammenhänge. Bourgoing nahm daran Veranlassung eine Audienz beim Kaiser zu verlangen, die ihm zum Abend des nämlichen Tages bewilligt wurde und in dem auf einer Newainsel befindlichen Lustschloß Jelagin stattfand. — Nikolaus empfing den ihm persönlich genehmen Franzosen (er hatte Bourgoing anbieten lassen in russische Dienste zu treten, falls derselbe unter der neuen französischen Regierung nicht im Amte bleiben wolle) in seinem Cabinet; was Tschernytschew von seines Monarchen übler Laune gesagt, war augenscheinlich nicht übertrieben gewesen, denn dieser eröffnete die Unterhaltung mit der folgenden, Nichts weniger als ermuthigenden Anrede:

„Haben Sie Nachrichten von Ihrer Regierung und von dem Herrn Statthalter des Königreichs? Sie wissen ja, daß ich keine andere Ordnung der Dinge als diese anerkenne und auch diese nur, weil sie von der legitimen königlichen Autorität herstammt."

Bourgoing hatte einen solchen Ausbruch vorhergesehen und glaubte denselben nicht ohne Weiteres hinnehmen zu dürfen. „Ich bin, wie ich nicht leugne, erstaunt," gab er zur Antwort, „daß Ew. Majestät eine von meinem Lande endgiltig entschiedene Angelegenheit so ansehen: mein Vaterland hat alle Zeit das, was es ein Mal gethan, aufrecht zu erhalten gewußt."

Diese Worte waren während des Auf- und Niedergehens der beiden Sprecher im kaiserlichen Arbeitszimmer gewechselt worden. Nikolaus blieb vor einem in diesem Zimmer befindlichen Tische stehen und rief mit erhobener Stimme:

„Meine Meinung ist, daß ich mich in dieser Angelegenheit nur durch das Legitimitätsprincip werde bestimmen lassen — niemals werde ich dem, was sich

in Frankreich begeben, meine Anerkennung ertheilen." Und dabei schlug er heftig auf den Tisch.

B. Sire, — das Wort „Niemals" sollte man heut zu Tage nicht mehr brauchen: die Ereignisse besiegen zuweilen die stärksten Widerstände.

N. Nie werde ich von meinem Princip abweichen. Mit Principien transigirt man nicht und mit meiner Ehre werde ich auch nicht transigiren.

In diesem Ton ging die Unterhaltung eine Weile fort; dann schien der Kaiser ruhiger zu werden, — er setzte sich, lud Bourgoing zum Sitzen ein und ließ sich von diesem ein Bild der Lage in Paris entwerfen. Ob Bourgoing den in seinem Buche enthaltenen, eleganten und wohlstilisirten Vortrag in der That ganz so gehalten hat, wie er berichtet, mag dahin gestellt bleiben; er will dem Kaiser auseinandergesetzt haben, daß ein Bruch zwischen Rußland und Frankreich die übrigen Mächte möglicher Weise zur Abberufung ihrer von Pozzo di Bergo stark beeinflußten Gesandten bewegen, dadurch aber dem Einfluß der radicalen Partei in die Hände arbeiten und dieselbe veranlassen würde, sich auf Europa zu werfen und allenthalben die Fahne der Revolution zu erheben. Die Folge davon würde ein allgemeiner Krieg sein, für welchen Rußland und dessen Beherrscher die Verantwortung zu tragen haben würden. — Nikolaus gab auf diese Auseinandersetzung die folgende Antwort:

„Ich bin darüber, was ich thun werde, noch nicht schlüssig; indessen werde ich meine Auffassung meinen Collegen (mes collègues) mittheilen und ihnen rückhaltlos sagen, was geschehen ist und was, meiner Meinung nach, geschehen sollte; Graf Orlow wird das binnen Kurzem in Wien auseinandersetzen, dem Prinzen Wilhelm (von Oranien, dem Schwager des Kaisers) habe ich bereits gestern geschrieben. Den Krieg werden wir Ihnen nicht erklären, dessen können Sie sicher sein; wenn wir aber jemals das, was immer bei Ihnen besteht, anerkennen sollten, so wird das nur geschehen, nachdem wir uns darüber unter einander verständigt haben."

„Und was," fragte Bourgoing, „wird bei einem solchen Congreß herauskommen?"

— „Um einen Congreß handelt es sich nicht, wir haben andere Mittel zur Verständigung."

„Bis es dazu gekommen, wird aber doch wol die Pflicht jedes Einzelnen von Ihnen sein, sich jedes aufregenden Wortes und jeder Demonstration zu enthalten, welche uns beunruhigen oder verletzen könnte."

— „Mit dem was geschehen," replicirte Nikolaus, „mußte ich im höchsten Grade unzufrieden sein, — meine Meinung pflege ich aber niemals zu verhehlen."

Dann wiederholte der Kaiser, daß er Nichts überstürzen, auch keine Kriegserklärung aussprechen, wol aber dahin zu wirken suchen werde, daß die Mächte Frankreich gegenüber eine im Voraus vereinbarte conforme Stellung einnähmen. Auf Bourgoing's Einwurf, daß Frankreich sich ein kühles und verletzendes Verhalten der übrigen Mächte nicht werde bieten lassen, gab der Monarch zur Antwort, daß unter den übrigen Mächten unzweifelhaft nicht wenige sein würden, welche Frankreichs Rückfall in revolutionäre Zufallsspiele nicht (wie Rußland es thue) bedauern, sondern im Gegentheile Freude darüber empfinden würden, die

günstige wirthschaftliche Lage dieses Landes erschüttert zu sehen. Bourgoing gab darauf zur Antwort, daß ein feindseliges Verhalten von russischer Seite wahrscheinlich dazu führen würde, Frankreich in ein engeres Verhältniß zu England zu treiben.

„Zwischen mir und England," rief der Kaiser aus, „müssen Sie einen tiefgehenden Unterschied machen. Selbst jetzt, wo ich durch das, was sich bei Ihnen zugetragen, in Erregung und Unzufriedenheit versetzt worden bin, habe ich nicht aufgehört, mich für die Geschicke Frankreichs zu interessiren. Grade während dieser letzten Tage bin ich fortwährend durch den Gedanken beunruhigt worden, England, das Sie wegen Ihrer Algerischen Eroberung beneidet, könne auf den Gedanken kommen, von Ihren inneren Wirren Nutzen zu ziehen und Ihnen diesen schönen Besitz streitig zu machen. — Was Oesterreich anlangt, so zittert dieses für Italien und ist es Italiens wegen mit Ihrer abermaligen Revolution höchst unzufrieden. Im Uebrigen macht Oesterreich sich Nichts daraus, wenn es Ihnen übel ergeht, während wir uns aufrichtig freuen, wenn Frankreich in Bezug auf Macht und Wohlstand Fortschritte macht."

Bourgoing griff diese Worte lebhaft auf. Er erinnerte an den warmen Antheil, welchen Frankreich an den russischen Erfolgen von 1828 genommen habe und an die erhebliche Anzahl vornehmer Franzosen, welche den Feldzug nach Adrianopel freiwillig mitgemacht hätten. Frankreich und Preußen seien Rußlands einzige wahre Freunde und hätten sich auch während des letzten Krieges als solche erwiesen. „Und," fuhr der gewandte Anwalt der französischen Interessen fort, „da Ew. Majestät auch jetzt nicht aufgehört haben, sich für uns zu interessiren, so können Sie sich auch jetzt als unser Freund beweisen, indem Sie es vermeiden, unsere Verlegenheiten durch ein feindliches Verhalten zu vermehren." Nikolaus berief sich darauf, daß er die in Frankreich zur Geltung gekommenen Principien verabscheue, und daß außerdem ein Angriff von französischer Seite gefürchtet werden müsse. Bourgoing versicherte, daß ein solcher Angriff unmöglich werden würde, wenn Frankreich nicht etwa durch eine Coalition herausgefordert würde, daß in solchem Falle aber auch die von Sr. Majestät am höchsten geschätzten Franzosen, die Mortemart und La Ferronays für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes einstehen würden.

Damit war das Gespräch beendet. Bemerkenswerth ist aus demselben nur noch die folgende Aeußerung des Kaisers: „Wenn es während der letzten blutigen Auftritte dazu gekommen wäre, daß das Volk die russische Botschaft geplündert und die in demselben aufbewahrten Actenstücke veröffentlicht hätte, so würden die Leute zu ihrer Verwunderung entdeckt haben, daß ich gegen den Staatsstreich gepredigt habe (que je prêchais contre le coup d'état), und daß der autokratische Beherrscher Rußlands seinem Repräsentanten den Auftrag gegeben, einem constitutionellen Könige die Beobachtung der bestehenden und beschworenen Verfassung zu empfehlen."

Als man sich trennte, glaubte Bourgoing so vollständig gewonnenes Spiel zu haben, daß er den Kaiser bat, von einer ihm früher zugegangenen Einladung auch unter den veränderten Umständen der Gegenwart Gebrauch machen und Se. Majestät auf der bevorstehenden Reise durch die bei Wolkow belegenen

Militärcolonnen begleiten zu dürfen, — eine Erlaubniß, die Nikolaus nach kurzer Ueberlegung und mit einem Hinweis auf das Aufsehen, welches die Sache erregen werde, lächelnd ertheilte.

Bourgoing's fernere Darstellung bestätigt, daß der kluge Franzose des Glaubens gewesen, die Gefahr eines russischen Ausbruchs gegen Frankreich definitiv beschworen zu haben. Er nimmt nicht nur das Verdienst in Anspruch, den Kaiser von einer Uebereilung zurückgehalten und dem Abgesandten Ludwig Philipp's, dem General Athalin eine huldvolle Aufnahme am russischen Hofe bereitet zu haben, er stellt die Sache wesentlich so dar, als sei Nikolaus auf seine Coalitionspläne erst nach Ausbruch des belgischen Aufstandes zurückgekommen. — In Wahrheit hat die Sache anders gelegen. Wie durch die nachstehend mitgetheilten Actenstücke [1]) bestätigt wird, hielt Nikolaus unentwegt an der Absicht einer Coalition gegen Frankreich fest und war Graf Diebitsch zum Behuf der Vorbereitung einer solchen bereits nach Berlin abgereist, bevor die entscheidenden Brüsseler Ereignisse eintraten, bevor General Athalin nach St. Petersburg gekommen und bevor Ludwig Philipp als König der Franzosen anerkannt worden war.

Bereits unter dem ersten Eindruck der Pariser Meldungen hatte der Kaiser Diebitsch zu sich beschieden, um mit ihm wegen der zunächst zu ergreifenden Schritte in Berathung zu treten. Der durch den glücklichen Abschluß des Friedens von Adrianopel auf den Gipfel seines politischen und militärischen Einflusses gelangte Feldmarschall hatte aus seinen kriegerischen Neigungen von Hause aus kein Hehl gemacht und mit denselben bei dem Kaiser und dessen näheren Freunden (unter denen Tschernytschew und der nach Wien entsendete Graf, später Fürst Orlow besonders zu nennen sind) ebenso vollen Anklang gefunden, wie mit seinem leidenschaftlichen Haß gegen die Revolution und die liberalen Ideen. Daß der Kaiser sich im Sinne einer Aggression gegen Frankreich entschied, geht schon aus dem Umstande hervor, daß die beiden Kriegslustigsten unter seinen Rathgebern, nämlich Diebitsch selbst und Orlow nach Berlin und Wien entsendet und mit den an diesen Höfen zu führenden Verhandlungen betraut wurden. — Alles Weitere ergibt sich aus den nachstehenden Actenstücken, die jedes Commentars entbehren können und deutlichen Einblick in die Sachlage und in die Rollenvertheilung unter den russischen Würdenträgern jener Zeit gewähren. Besonderes Gewicht ist auf das erste dieser Documente zu legen, weil dasselbe aller Wahrscheinlichkeit aus denselben Tagen herrührt, während welcher Bourgoing seinen entschiedenen Sieg über die Erregung des Kaisers erfochten zu haben glaubte. Den Unterredungen mit dem französischen Geschäftsträger, die wir aus diesem Grunde ausführlich wiedergegeben haben, waren Berathungen mit Diebitsch parallel gegangen, an welchen die französischen Sympathien, welche Nikolaus

[1]) Mit Ausnahme der beiden an den Grafen Tschernytschew und den Feldmarschall Diebitsch gerichteten kaiserlichen Handschreiben vom 5. (17.) Oct. und 1. (13.) Nov. sind diese Documente sämmtlich in russischen Uebersetzungen mitgetheilt, so daß nur eine nochmalige Uebersetzung derselben übrig blieb. Nesselrode und Großfürst Constantin bedienten sich gewohnheitsmäßig des Französischen, Diebitsch hatte die russische Sprache zu unvollständig erlernt, um russisch schreiben zu können. Auch die zwischen ihm und dem Kaiser in den Jahren 1827 und 1828 gewechselten Briefe sind französisch abgefaßt.

dem Baron Bourgoing gegenüber betheuert hatte, offenbar keinen Antheil gehabt haben. Vor seiner Abreise nach Berlin faßte Diebitsch die Summe dieser mit dem Kaiser mündlich geführten Verhandlungen nun in das nachstehende Memoire zusammen.

„Angesichts der gegenwärtigen Zeitverhältnisse hat Se. Majestät der Kaiser für dringend geboten gehalten, sich mit seinen Bundesgenossen, insbesondere mit seinem hohen Schwiegervater, in's Einvernehmen zu setzen und so weit möglich einerseits die im gegenwärtigen Augenblick zu beobachtende Handlungsweise, andererseits die künftig zu ergreifenden Maßregeln festzusetzen. Se. Majestät ist dabei der Meinung, daß unter Verhältnissen von der Wichtigkeit der gegenwärtigen, schriftliche Auseinandersetzungen nicht genügen und da er gleichzeitig den Wunsch hegt, daß seine intimsten auf diese wichtige Angelegenheit bezüglichen Anschauungen Sr. Majestät dem Könige zur Kenntniß gebracht würden, hat er seinen Feldmarschall, den Grafen Diebitsch-Sabalkanski ausgewählt, diesen in sein volles Vertrauen gezogen und ihn beauftragt, seine (des Kaisers) Anschauungen über die gegenwärtige Lage und deren voraussichtliche Folgen vor Sr. Majestät dem Könige auszubreiten.

In vollem Vertrauen zu der Gesinnung seines Erlauchten Schwiegervaters wünscht der Kaiser sich nach dessen Meinung zu richten und seine Politik genau in die von Preußen eingeschlagenen Wege zu lenken; hinsichtlich der einzuschlagenden Richtung wird der Kaiser die Meinung Sr. Königl. Majestät gerade so aufnehmen, als kämen dieselbe von dem Kaiser Alexander I. gesegneten Andenkens. Demgemäß hält der Kaiser für Pflicht, auch seine Anschauungen offen und rücksichtslos darzulegen.

Aufrichtig bekümmert über die Unglücksfälle, in welche die gesetzwidrige und unbegreifliche Handlungsweise Karl's X. Frankreich und Europa auf's Neue gestürzt hat und durch die Schwäche, welche die Prinzen der älteren Linie bewiesen haben, ebenso beunruhigt, wie durch den Jacobinismus des Herzogs von Orleans, hat Se. Majestät dennoch nicht umhin gekonnt, den Letzteren als legitimes Oberhaupt Frankreichs für die Dauer der Minderjährigkeit des Herzogs von Bordeaux anzuerkennen, nachdem Karl X. den Herzog Louis Philippe in gesetzlicher Form zum Statthalter des Königreichs ernannt und sogar mit dem Oberbefehl über die Reste seiner tapferen und getreuen Garde betraut hat. Diese Anerkennung der legitimen Gewalt des Herzogs von Orleans gilt indessen nur der Eigenschaft desselben, als eines Stellvertreters Heinrich's V.; zum legitimen Könige von Frankreich könnte der Herzog nur werden, wenn der Herzog von Bordeaux auf den Thron verzichtete oder stürbe.

Obgleich diese Meinung bei Sr. Majestät unerschütterlich fest besteht, hält der Kaiser eine sofortige Einmischung in die inneren Verhältnisse Frankreichs nicht für wünschenswerth. Hat doch König Karl X. dadurch, daß er die unter der Aegide der verbündeten Höfe verliehene Verfassung zuerst verletzte, selbst auf das Recht verzichtet, die Unterstützung dieser Höfe anzurufen. Dazu kommt, daß eine Invasion Frankreichs, welche nicht etwa durch aggressive Handlungen der gegenwärtigen Regierung veranlaßt worden, von ganz Frankreich auf die Rechnung ehrgeiziger Absichten der benachbarten Staaten geschrieben werden

würde, und daß selbst im Falle eines Seitens der Verbündeten erfolgreich geführten Krieges (und ein solcher würde wahrscheinlich zum Volkskriege werden), für diese letzteren die schwierige Aufgabe übrig bleiben würde, eine Erbfolgeordnung für Frankreich festzusetzen; der Herzog von Bordeaux ist noch sehr jung und ein Vormund für ihn außerhalb der nämlichen Familie nicht wohl zu beschaffen.

Andererseits hält der Kaiser für außerordentlich wichtig, daß die verbündeten Höfe sich bei ihren zu erlassenden Erklärungen auf den reinen Legitimitätsstandpunkt (de la légitimité pure et simple) stellen, da dieser die einzige Bürgschaft für die Erhaltung der staatlichen Ruhe bildet; demgemäß vermag Se. Majestät in dem Herzoge von Orleans nichts Anderes, als den Statthalter des Königreichs zu erblicken.

Sollten die übrigen verbündeten Höfe sich veranlaßt sehen, höheren Rücksichten entsprechend, die gegenwärtige Ordnung der Dinge in Frankreich anzuerkennen, so ist der Kaiser der Meinung, daß das nur geschehen könnte, wenn sie die Ueberzeugung gewinnen, die allgemeine Ruhe werde erhalten bleiben; die gehörige Garantie Seitens der französischen Regierung und eine einigermaßen gesetzliche Grundlage würde diese Ueberzeugung durch die Thronentsagung Karl's von Bourbon zu Gunsten seines Enkels erhalten, wenn eine solche Thronentsagung auch nichts weniger als normal wäre. Fassen die verbündeten Regierungen eine solche, auf solide und beruhigende Garantien gegründete Entschließung, so wird der Kaiser nicht anstehen, ihrem Beispiel zu folgen. Aber auch wenn er der Ruhe und dem Glück Europa's ein solches Opfer seiner intimen Ueberzeugung bringt, wird der Kaiser im Grunde seines Herzens die Empfindung behalten, daß es in Frankreich nur einen legitimen König, Heinrich V. gibt. Se. Majestät wird es auch solchen Falls für eine Ehrensache ansehen, den Anschauungen seiner hohen Verbündeten als Letzter nachzugeben und gegenüber dem jacobinischen Verhalten der gegenwärtigen französischen Regierung ein Gefühl von Verachtung niemals überwinden können.

Se. Majestät hält für möglich, daß König Karl und der Dauphin, wenn sie ihre auf den Herzog von Orleans gesetzten Hoffnungen durch das Verhalten desselben getäuscht sehen, ihre Erklärungen zurückzunehmen und die Zügel der Regierung selbst zu ergreifen versuchen werden. Se. Majestät würden eine solche Handlungsweise für ebenso unangemessen und schädlich, wie ungesetzlich ansehen; eine Erhebung zu Gunsten der Sache des Herzogs von Bordeaux würde Sr. Majestät dagegen nicht für illegal gelten. Der Kaiser theilt die von seinem Erlauchten Schwiegervater für die Erhaltung des Friedens gehegten Wünsche vollständig, — verhehlt sich indessen nicht, daß die gegenwärtigen Zeitverhältnisse für die Erfüllung dieses gemeinsamen Wunsches nur geringe Hoffnung übrig lassen.

Der durch die ungesetzlichen Handlungen der vorigen französischen Regierung beschleunigte Umsturz der Verfassung Frankreichs ist durch die Revolutionspartei und die gegenwärtigen Machthaber in ausgesprochen demokratischer Weise besiegelt worden. Was an dieser Verfassung von monarchischem Element noch übrig war, ist durch eine auf illegalem Wege versammelte, auf den Pöbel gestützte

Deputirtenkammer und durch den Herzog von Orleans vernichtet worden; seine Richtung hat der Herzog durch die die Nationalfarben betreffende Declaration sattsam gekennzeichnet. Angesichts der unbegrenzten Gefügigkeit, mit welcher der Herzog allen Forderungen der Demokratie nachgegeben hat, ist Se. Majestät überzeugt, daß die Demokratie immer neue Zugeständnisse fordern werde und daß dieselbe nicht mehr weit davon entfernt sei, zur reinen Republik überzugehen. Der Herzog und dessen Partei werden schließlich bei der Republik ankommen oder den Versuch machen müssen, einen verspäteten Widerstand zu leisten. Das Eine wie das Andere aber wird direct zur demokratischen Republik und damit zu den revolutionären Erscheinungen der Jahre 1789 und 1793 und den mit diesen verbunden gewesenen Kriegen führen, wenn nicht rechtzeitig an die Anwendung derjenigen Mittel gedacht wird, mit denen die Gnade Gottes die heilige Sache der Gesetzlichkeit ausgestattet hat.

Der Kaiser wünscht aufrichtig, daß diese Befürchtungen sich nicht erfüllen möchten, er würde es sich indessen nicht verzeihen, wenn er sich dieselben nicht ihrem ganzen Umfange nach vergegenwärtigte und wenn er nicht rechtzeitig Maßregeln ergriffe, um jedem Ausbruch des Liberalismus oder richtiger des Jacobinismus mit Festigkeit und Energie entgegenzutreten; zu solchen Ausbrüchen kann die gegenwärtige Ordnung der französischen Dinge aber führen.

Se. Majestät wiederholt nochmals, daß die Ergreifung irgend welcher öffentlichen Maßregeln, seiner Meinung nach im gegenwärtigen Augenblick inopportun wäre, weil dieselben die Erregung der Gemüther in Frankreich verstärken würde. Von höchster Wichtigkeit ist aber, daß die verbündeten Höfe sich rechtzeitig für den Fall eines aggressiven Vorgehens von französischer Seite verständigen, da ein solches früher, als man erwartet, Platz greifen kann; ebenso wird nothwendig sein, daß man sich auf die Eventualität eines theilweisen Ausbruchs vorbereite, der zu Folge der in Belgien und Piemont herrschenden Erregung leicht größere Verhältnisse annehmen könnte.

Unter allen Umständen wünscht der Kaiser in vollem Einvernehmen mit seinen Verbündeten und namentlich mit seinem Erlauchten Schwiegervater zu handeln. Se. Majestät wünscht, daß die preußische und die russische Armee im Falle eines Krieges gegen Frankreich mit derselben Einigkeit vorgehen, welcher die großen Erfolge von 1813 und 1814 zu danken waren. Weiter wünscht der Kaiser, daß die Action seiner Armee (deren quantitative Stärke der Größe und der Wichtigkeit des Ziels entsprechen würde) sich mit der Action der preußischen Armee in vollem Einklange befände, — daß beide Armeen so eng verbunden würden, als mit ihrer Organisation vereinbar ist und daß die russische Armee mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zur Ausführung eines gemeinsamen, von Sr. Maj. dem Könige zu billigenden Operationsplanes mitwirke.

Indem Se. Majestät den Feldmarschall Grafen Diebitsch-Sabalkanski zum Befehlshaber der vorläufig für den Fall eines solchen Krieges bestimmten, aus 14 Infanterie- und 12 Cavallerie-Divisionen zusammengesetzten Armee ernannten, waren Allerhöchstdieselben der Hoffnung, es werde das Vertrauen, dessen auch Se. Maj. der König diesen General würdigten, — demselben die Ausführung des ihm ertheilten Auftrages erleichtern. Dieser Auftrag besteht darin, dem

Könige die nöthigen Einzelheiten über die gegenwärtige Dislocation der Armee mitzutheilen und dessen Anweisungen gemäß, mit den dazu bestimmten Personen über Alles Rücksprache zu nehmen, was sich auf die Bewegung und die Operationen des russischen Heeres bezieht.

In Gemäßheit der oben entwickelten Anschauungen wird Se. Majestät zur Zeit keinerlei feindselige Absicht bekunden, sondern darauf warten, daß Se. Maj. der König zu Folge der Vorgänge in Frankreich den Krieg für unvermeidlich geworden erklärt. Dann wird der Kaiser seine Armee auf den Kriegsfuß setzen und an die Grenze marschiren lassen; für die entferntesten Truppentheile werden dazu drei bis vier Monate erforderlich sein. Sollte indessen ein französischer Einbruch nach Belgien oder in die Rheinprovinzen eine raschere, partielle Hilfe nothwendig machen, sollte dann noch Zeit dazu sein und Se. Maj. der König es für wünschenswerth halten, so gedenkt der Kaiser die zweite russische Garde-Division sammt deren Artillerie über das Meer setzen und an einem von seinem Erlauchten Schwiegervater bestimmten Punkte landen zu lassen.

Bezüglich des Vormarsches der russischen Truppen an die Grenze wird Se. Majestät eine Aufforderung Sr. Maj. des Königs abwarten. Sodann gedenkt der Kaiser, nach Ertheilung der nöthigen Befehle, nach Berlin zu eilen, sich mit seinem Erlauchten Schwiegervater persönlich zu berathen und Schulter an Schulter mit ihm gegen die Feinde der allgemeinen Ruhe zu kämpfen."

Im Besitz dieser Instruction und von der Absicht erfüllt, derselben eine möglichst kriegerische Auslegung zu geben, traf Diebitsch am 26. August 1830 in Berlin ein. Tags darauf vom Könige in Charlottenburg empfangen, überzeugte er sich alsbald davon, daß Friedrich Wilhelm III. trotz seiner Uebereinstimmung mit der Auffassung seines Schwiegersohnes vor Allem den Wunsch hege, seinem Volke den Frieden erhalten zu sehen und daß die Mehrzahl preußischer Staatsmänner diesen Standpunkt theile. Obgleich Preußen dem von England und Oesterreich gegebenen Beispiele folgend, die Anerkennung Ludwig Philipp's aussprach, obgleich auch Rußland sich einer solchen nicht entziehen konnte und obgleich die numerische Schwäche des an den Rhein entsendeten vierten preußischen Armeecorps (dasselbe sollte kaum 8000 Mann stark sein) deutlich durchsehen ließ, daß Preußen auf einen Krieg wenig vorbereitet sei, hielt der russische Feldmarschall doch an der Hoffnung fest, „daß ein blutiger Kampf zwischen der legitimen Gewalt und der Revolution auf die Dauer nicht werde vermieden werden können" (Depesche vom 28. August) und daß der belgische Aufstand Preußen zur Action nöthigen werde. Sein Hauptverbündeter in St. Petersburg war dabei (wie erwähnt) der Kriegsminister Tschernytschew, der auf den Kaiser in diesem Sinne einwirkte und dessen legitimistischen Eifer zu stacheln suchte. Zunächst zog der Ausbruch der Cholera in Moskau durch diese Rechnungen einen fatalen Strich; von dem Grafen Benckendorf und zweien Flügeladjutanten begleitet, hatte Nikolaus sich am 27. Sept. (9. Oct. n. St.) in seine erste Hauptstadt begeben müssen, um die zur Bekämpfung der Seuche erforderlichen Maßregeln in Person zu überwachen. Um die Mitte des Octobers schienen die kriegerischen Neigungen des Monarchen indessen wieder die Oberhand

gewinnen zu sollen. Am 5. (17.) October schrieb er seinem Kriegsminister den nachstehenden, von Moskau datirten Brief:

Moskau, den 5. Oct. 1830.

Die mir neuerdings zugegangenen Depeschen, liebster Freund, sind so beschaffen, daß mir's darauf ankommt, die zum Behuf des Beginns unseres Feldzugs erforderlichen Maßnahmen sofort in's Werk zu richten. Der König der Niederlande hat mich auf Grund bestehender Verträge um meine militärische Unterstützung ersucht und dabei so große Ungeduld bewiesen, daß Wilhelm (sc. Prinz von Oranien, Schwager des Kaisers) in seinem Namen bei mir angefragt hat, ob es nicht möglich sein würde, ihm einen Theil der Truppen auf dem Seewege zu senden. Sie werden selbst wissen, daß die Sache in dieser vorgeschrittenen Jahreszeit nicht mehr ausführbar ist, — wäre diese verspätete Anfrage auch nur einen Monat früher eingetroffen, so hätte ich derselben, mit Hilfe der von mir ergriffenen Maßregeln, nachkommen können. Gegenwärtig wird es hauptsächlich darauf ankommen, daß Sie den Feldmarschall [1]) Sacken davon in Kenntniß setzen, es müßten das erste und das zweite Corps, sowie das dritte und fünfte Reserve-Cavallerie-Corps sofort auf Kriegsfuß gesetzt werden. Durch Eduard (sc. Adlerberg) werden Sie bereits wissen, daß dem fünften Reserve-Artillerie-Corps der directe Befehl ertheilt worden ist, nach Wolhynien einzurücken und sich dadurch der Grenze zu nähern. Dem bereits auf den Kriegsfuß gesetzten dritten Reserve-Cavallerie-Corps werde ich morgen den Befehl senden, nach Podolien einzurücken, daselbst Cantonnements zu nehmen und einstweilen unter den Befehl Sacken's zu treten; gleichzeitig wird die dritte Infanterie-Division angewiesen werden, sich in der Richtung auf Wilna zu concentriren. Darauf beschränken sich die bereits ergriffenen Maßregeln. Mit dem Ankauf von Pferden für die 12 Geschütze und für den Train wird sofort vorgegangen werden müssen; zum Behuf möglichst beschleunigter Ausführung dieser Maßregel haben Sie sich mit dem Grafen Pahlen hinsichtlich seines Corps direct in Verbindung zu setzen; ebenso haben Sie meinen Bruder Constantin darüber zu verständigen, daß er die nämliche Maßregel für seine gesammte Armee (in der für den Fall eines Vormarsches vorgesehenen Zusammensetzung) sofort in Ausführung zu bringen habe. Tragen Sie dafür Sorge, daß all' diese Maßregeln mit möglichster Sparsamkeit ausgeführt werden und treten Sie darüber mit dem Finanzminister und mit Grabowski [2]) in Verhandlung. Von den Grenadieren und der Garde rede ich vorläufig noch nicht, da diese Truppentheile nur äußersten Falls in Bewegung gesetzt werden sollen; übrigens würden die Grenadiere binnen 14 Tagen marschiren können — unsere Maßregeln sind danach getroffen.

Sie haben ferner (unter gleichzeitiger Mittheilung an den Feldmarschall Sacken) Peter Pahlen zu schreiben, er möge die vierten Bataillons der vierten Regimenter der vierten Division nach Riga, und die beiden Jägerbataillons derselben nach Dürnburg beordern, um daselbst Garnison zu nehmen. Die erste

[1]) Es ist der aus den Freiheitskriegen bekannte Graf (später Fürst) Fabian Sacken gemeint.
[2]) Minister-Staatssecretär für Polen.

Division wird in möglichster Nähe von der preußischen Grenze aufgestellt werden müssen, um das Kopfende der Heeressäule zu bilden. Behufs möglichst beschleunigter Completirung des Artillerie-Pferdebestandes des ersten und des zweiten Corps mache ich den Vorschlag, daß für denselben die Pferde der 4. und der 8. Artillerie-Brigade genommen und an Stelle dieser die neugekauften Pferde eingestellt werden. — Sie müssen ferner meinem Bruder Constantin mittheilen, daß die erste Husaren-Division unter Pahlen's Befehl tritt, sobald das erste Corps auf Kriegsfuß gesetzt wird; selbstverständlich sind alle Halbjahrs-Urlauber der zum Ausmarsch bestimmten Corps sofort einzuberufen. Die Informationen an Constantin sind ihm mittelst Courriers zuzustellen, desgleichen diejenigen an Diebitsch, welcher sich entweder bei ihm oder auf der Rückreise befindet. Machen Sie auch Nesselrode entsprechende Mittheilung; dieser Brief wird für eine ausführliche Antwort auf sein Schreiben gelten können. — Das erste Truppen-Contingent, welches ich als Mitglied der Alliance zu stellen habe, soll aus der Armee meines Bruders gebildet werden, dem ich morgen darüber schreiben will. — Meiner Rechnung nach können wir früher, als über zwei Monate nicht marschbereit sein, — mindestens nicht mit unserer Gesammtheit. Jeder Augenblick darüber hinaus, der gewonnen wird, ist darum von höchstem Werth. — Es wird darauf ankommen, ob nicht am Ende schon die Kunde so umfassender Vorbereitungen (aus denen Sie nicht nur kein Geheimniß zu machen brauchen, sondern über welche Sie laut — wenn auch ohne Affectation — reden dürfen) dazu hinreichen wird, diesen Krieg zu verhindern, welchen wir in Wahrheit so gern vermieden. — Geben Sie dem General Witzleben von all' den getroffenen Anordnungen Kenntniß und sagen Sie ihm, er könne dem Könige melden, daß ich von diesem Augenblick ab unsere Heere als bereits vereinigte ansehe und daß ich den Wunsch hegte, es möge für Alles, was sich auf unsere militärischen Angelegenheiten bezieht, die diplomatische Form bei Seite gelassen werden. Fügen Sie hinzu, daß Ihnen der Auftrag geworden, ihn (den General) über Alles, was bei uns vorginge, auf dem Laufenden zu erhalten und daß ich es dem Könige Dank wissen würde, wenn er gestattete, daß mir gegenüber ebenso und in den einfachsten und directesten Formen verfahren werde.

Für's Erste wird es, wie ich hoffe, mit dem Vorstehenden genug sein; den Rest schiebe ich bis zu dem Zeitpunkte auf, an welchem ich mit Gottes Hilfe außerhalb des Bereichs der Cholera und der auch für mich unvermeidlichen Quarantäne sein werde. Die Krankheit nimmt (Gott sei Dank) bei uns ab, namentlich rücksichtlich ihrer Intensität. Suchen Sie Cancrin[1]) über diese unvermeidlichen ersten Ausgaben zu beruhigen und nehmen Sie darauf Bedacht, dieselben möglichst niedrig zu stellen.

Ganz der Ihrige (Tout à vous) N.

Beschleunigen Sie den Marsch der Kosaken nach Möglichkeit."

Freudestrahlend sandte Tschernytschew eine Abschrift dieses Briefes dem Feldmarschall Diebitsch, indem er hinzufügte, daß der Kaiser bei Absendung desselben von dem Entschluß des Königs der Niederlande, den Prinzen von

[1]) Der Finanzminister Graf Cancrin stand auf der Seite der Friedenspartei.

Oranien mit der Statthalterschaft über Belgien zu betrauen noch keine Kunde erhalten habe. Er sprach dabei die Hoffnung aus, daß die russischen Kriegsvorbereitungen eine „erregende" Wirkung üben und die übrigen Kabinette zu erhöhtem Eifer anspornen würden. — Gleichzeitig mit diesen Mittheilungen gingen Diebitsch indessen Nachrichten ganz anderer Art zu. Der inzwischen auf seinen Posten zurückgekehrte Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Nesselrode, schrieb ihm unter dem 10./22. October das Folgende:

„Die Abwesenheit Sr. Majestät, lieber Graf, setzt mich außer Stande, unseren Alliirten Mittheilungen zugehen zu lassen, wie sie durch die Wichtigkeit der Lage bedingt erscheinen. Die Entschließungen Englands sind uns übrigens erst vor zwei Tagen bekannt geworden und so lange dieselben ausstanden, waren wir überhaupt nicht in der Lage uns bestimmt resolviren zu können. Was man in England beschlossen hat, ist freilich nicht so beschaffen, wie von einem Manne hätte erwartet werden sollen, der sich z. B. so muthig und so energisch gegen Napoleon geschlagen hatte. Niemals ist mir der Ausspruch besser begründet erschienen, daß Wellington im Felde ein Löwe, im Kabinet ein Hase sei. Wie immer er aber auch verfahren möge, meiner festen Ueberzeugung nach wird er weiter gehen müssen, als er denkt und wenn er auch noch so schüchtern auftritt, wird er früher oder später doch da ankommen müssen, wo wir ihn hin haben wollen. Durchaus begreiflich erscheint mir, daß er zu sofortigen Maßregeln nicht geschritten ist, denn dazu hat es ihm an Mitteln gefehlt. Alles was er an Truppen hätte nach Belgien senden können, wären zehntausend Mann gewesen; da Preußen die Rheinprovinzen nicht entblößt lassen darf, hätte es von den dortigen Truppen höchstens fünfundzwanzigtausend Mann abgeben können, — unsere Verstärkungen aber hätten frühestens über vier Monate heranrücken können. Was ich gewünscht hätte, beschränkt sich darum darauf, daß man zu Frankreich in einem energischeren Tone geredet hätte, denn nur ein Krieg mit England wird in Frankreich gefürchtet. Wenn man den Franzosen die Möglichkeit eines solchen Krieges für den Fall zu fühlen gegeben hätte, daß sie sich von ihrem odiösen Nichteinmischungsprincip nicht lossagten, so wäre das das geeignetste Mittel zur Erhaltung des allgemeinen Friedens gewesen. Anlangend Preußen muß ich Ihnen gestehen, daß ich es höchst natürlich finde, wenn diese Macht sich auf eine weitaussehende Complication nicht einlassen will, so lange sie Englands und einer bewaffneten englischen Unterstützung nicht sicher ist. Die Schwierigkeiten, auf welche Sie gestoßen sind, erscheinen mir aus diesem Grunde ebenso wenig verwunderlich, wie die Unschlüssigkeit, über welche Sie klagen; diese Unschlüssigkeit scheint mir in der Schwäche der Preußen zur Verfügung stehenden Mittel, in der Abgelegenheit unserer Unterstützung und in der ungünstigen Strömung des öffentlichen Geistes, durchaus begründet zu sein. Der einzige Vorwurf, den man dem Berliner Kabinet machen könnte ist der, daß es ohne vorgängige Berathung mit uns, seinem Geschäftsträger in London Instructionen gesendet hat, welche die vom Herzog von Wellington zu Gunsten seines Verhaltens vorgebrachten Argumente eher verstärkt als abgeschwächt haben.

Da ich von dem Kaiser getrennt bin, beschränkt sich Alles, was ich Ihnen, lieber Graf, sagen kann, auf die vorstehenden Ausführungen, die ich Sie indessen

als bloßen Ausdruck meiner persönlichen Meinung anzusehen bitte. Man gibt uns Hoffnung darauf, daß Se. Majestät am nächsten Dienstag (14./26. October) zurückkehren werde. Sie werden sich leicht vorstellen, wie peinlich mir die Trennung von Sr. Majestät grade in dem gegenwärtigen kritischen Augenblick sein muß. Auf Rosen sind wir überhaupt nicht gebettet, lieber Graf; die Cholera haust in einer großen Anzahl von Gouvernements, die aus diesem Grunde von der Rekrutirung haben ausgenommen werden müssen; wegen der gegen die weitere Ausbreitung der Seuche ergriffenen Maßregeln stockt der innere Handel; wir sind keineswegs sicher, daß die Cholera, — die bereits in Tichwin aufgetreten sein soll, — nicht auch hierher gelange. Wir haben eine schlechte Ernte gehabt und die Steuern laufen nur spärlich ein, — und unter so beschaffenen Zeichen treffen wir Vorbereitungen zu einem Kriege, dessen Folgen Gott allein vorher zu sehen vermag. Es versteht sich von selbst, daß man den Muth nicht sinken lassen und daß man sich von den Verhältnissen nicht deprimiren lassen darf: ich habe aber doch für Pflicht gehalten, das traurige Bild unserer inneren Lage vor Ihnen zu entrollen, damit Sie dasselbe bei Ihren Verhandlungen mit dem preußischen Kabinet gehörig in Betracht ziehen können."

So wenig Diebitsch Nesselrode's friedliche Neigungen theilte, — der Ueberzeugung, daß dieser die preußischen Stimmungen richtig beurtheile und daß an ein Vorgehen Preußens nicht zu denken sei, so lange das in Paris allein gefürchtete England einer Action widerstrebe, vermochte sich auch der kriegslustige Feldmarschall nicht zu entziehen. Er glaubte seine Berliner Mission beendet und schrieb dem Kaiser, daß er abzureisen hoffe, als ein vom 14. (26.) October datirtes Schreiben des Statthalters von Polen, Großfürsten Constantin, ihn davon benachrichtigte, daß der Kaiser die sofortige Mobilisirung der polnischen Armee angeordnet habe, daß er (der Großfürst) dieser Ordre aber noch nicht nachgekommen sei, weil er Behufs Ausführung derselben auf eine Berathung mit Diebitsch hingewiesen worden, welche der Kaiser für bereits geschehen, gehalten habe. Der Brief des Großfürsten Constantin enthielt u. A. die folgenden Sätze:

„Da ich von Ihnen keinerlei Anweisung erhalten habe, — da ich nicht weiß, welche Maßregeln preußischer Seits gegenüber den Vorgängen in Belgien ergriffen worden und da ich überdies aus dem „Oesterreichischen Beobachter" ersehe, daß Oesterreich an keinerlei aggressive Schritte denkt, so habe ich zu der Annahme Grund, daß, wenn wir allein und ohne vorgängige Versicherung analoger Maßnahmen der übrigen Mächte Vorbereitungen treffen, welche zu einer bewaffneten Einmischung in die belgische Angelegenheit führen müßten ..... eine solche Ueberstürzung von unserer Seite, die allgemeine Erregung nur schüren und den Interessen Preußens Schaden zufügen würde. — Wäre in Belgien eine Revolution ausgebrochen während Karl X. noch auf dem Throne Frankreichs saß, so würde eine im Einverständniß mit den übrigen Mächten unternommene bewaffnete Einmischung Rußlands in ganz anderem Lichte erscheinen; die bloße Thatsache eines Aufstandes und die bezüglichen Bestimmungen der Verträge würden für eine solche Einmischung die Grundlage gebildet und den übrigen Mächten die gebieterische Verpflichtung auferlegt haben, die Ruhe des Landes und die königl. Autorität ihrem vollen Umfange nach wiederherzustellen. Gegen-

wärtig müßte dagegen gefürchtet werden, daß der nicht nur in Frankreich, sondern auch in vielen anderen Ländern Europa's herrschende Geist des Aufruhrs durch den Lärm militärischer Vorbereitungen gesteigert und daß eine allgemeine Feuersbrunst herbeigeführt würde, an der Frankreich sich betheiligte und deren Folgen zur Zeit kaum abzusehen sein würden.

Da der mir durch den Grafen Tschernytschew mitgetheilte Allerhöchste Befehl den 10. (22.) December als Termin bestimmte, bis zu welchem die Truppen zum Ausrücken bereit gemacht sein sollen und da dieser Termin bereits heranrückt, so sende ich Ihnen einen Feldjäger, indem ich Sie ersuche, mich mit möglichster Beschleunigung wissen zu lassen, ob ich diese Anordnungen in Ausführung bringen soll oder nicht. Inzwischen werde ich mir angelegen sein lassen, alle nöthigen Vorbereitungen zu treffen."

Auf diesen Brief gab Diebitsch die folgende, vom 17. (29.) October datirte Antwort:

„Bereits vor einigen Wochen hatte ich die Ehre, Ew. K. H. meine Meinung dahin auszusprechen, daß im Hinblick auf die Stärke der durch die gegenwärtige Lage Europa's veranlaßten Rüstungen, die Mobilisirung der polnischen Armee und des Reservecorps derselben noch für einige Zeit aufgeschoben werden könnte, zumal diese Armee sich in der Nähe des präsumtiven Kriegstheaters befindet. Ew. K. H. haben mir darauf noch nicht geantwortet, — wahrscheinlich weil Sie — gleich mir — annahmen, daß ich sofort zurückkehren würde. Nichts desto weniger und ohne Rücksicht auf die politischen Veränderungen, welche sich inzwischen in Europa vollzogen haben, bin ich der Meinung, daß die Mobilisirung der polnischen Armee und des Reserve-Corps derselben noch auf mindestens einen Monat hinausgeschoben werden könnte."

Am 18. (30.) October berichtet Diebitsch, er sei von dem Könige in einer längeren Audienz empfangen worden und habe in dieser Veranlassung genommen, ausführlich über die von dem Kaiser angeordneten Kriegsvorbereitungen zu berichten. Die Mobilisirung eines Theils der russischen Armee habe Friedrich Wilhelm III. als rettende Maßregel freudig begrüßt und versichert, daß auch er an die Unvermeidlichkeit des Krieges glaube, bezüglich der angewendeten Mobilisirung der polnischen Armee indessen geäußert, daß er dieser Maßregel nicht zustimmen könne, da die mit den polnischen Truppen in einer strategischen Linie stehenden preußischen Heerestheile ihre Landwehren noch nicht zu sammeln vermocht hätten und auch sonst auf Hindernisse gestoßen seien. Sodann habe der König ihm (Diebitsch) die letzten Depeschen aus England gezeigt, seine Unzufriedenheit über das Verhalten der Londoner Regierung ausgesprochen und gesagt, daß ihm Nichts übrig geblieben sei, als ein Memoire über die gegenwärtige Lage, deren Folgen, die Kriegspläne u. s. w. abfassen und den Höfen von London und Wien zustellen zu lassen. Die Antwort auf dieses Memoire ersuche er den Grafen Diebitsch in Berlin abwarten zu wollen.

Trotz seines dringenden Wunsches, endlich zu einem definitiven Resultat zu gelangen und abreisen zu können, mußte der Feldmarschall sich abermals auf das Warten verlegen. Aber noch bevor die von dem Könige erwarteten Antworten aus Wien und London eingegangen waren, erhielt Diebitsch den nach-

stehenden, vom 1./13. November datirten Brief seines inzwischen von Moskau nach St. Petersburg zurückgekehrten, von gleicher Ungeduld verzehrten Kaisers:

„Auch ich, liebster Freund, fange an die Geduld zu verlieren. Von Brief zu Brief verheißen Sie mir entweder die Absendung eines entscheidenden Courriers oder Ihre eigene, nahebevorstehende Abreise: darüber sind fast zwei Monate verflossen und weder das Eine noch das Andere ist geschehen. Damit haben Sie zugleich die Lösung des Räthsels, warum ich auf Ihre Briefe nicht geantwortet habe; ich wollte Ihnen auf positive Mittheilungen antworten und diese positiven Mittheilungen kommen nicht. Gestern endlich hat meine Frau einen Brief des Königs erhalten, in welchem derselbe mittheilt, er habe Sie aus wichtigen Gründen zurückgehalten. Ich möchte wenigstens, daß Sie in Erfahrung brächten, wir befänden uns wohl und die Kriegsvorbereitungen seien mit Gottes Hilfe vorwärts gegangen. Am 10. (22.) November werden wir mit dem 1., dem 2. und dem litthauischen Corps, der polnischen Armee, den Grenadieren und der Reserve-Reiterei ausrücken können. Um alle Zweifel an meinen entschieden und unwiderruflich gefaßten Entschließungen zu beseitigen, habe ich Alles in die Zeitungen setzen lassen. Fester denn je bin ich davon überzeugt, daß wenn es überhaupt ein Mittel gibt, diesen Krieg zu vermeiden, dasselbe darin besteht, daß man den Jacobinern aller Länder beweist, man fürchte sie nicht, — man sei allenthalben unter Waffen und wir würden, auch wenn die Vorsehung unsern Untergang beschlossen haben sollte, mit Ehren und auf der Bresche unterzugehen wissen. Das ist seit fünf Jahren meine Empfindung und wird es bis an das Ende meines Lebens bleiben. Allenthalben und Jedermann wünsche ich von dieser meiner Anschauungsweise Kunde gegeben zu sehen; inzwischen aber wollen wir unsere Pflicht zu thun versuchen.

Der Kaiser von Oesterreich wünscht, daß die Armeen unter Ihren Oberbefehl gestellt würden, — ich habe das als Zeichen schmeichelhaften Vertrauens und als Unterpfand seiner Absichten angesehen und zugestimmt.

Von der Denkungsweise unserer Truppen bin ich durchaus befriedigt: Alle sind marschbereit und marschlustig, ich aber bitte Gott, — daß es nicht nöthig werde. Constantin will den Oberbefehl nicht übernehmen, er ist bereit sich unter den Befehl jedes von mir ernannten Andern stellen zu lassen.

Treffen diese nach Berlin adressirten Zeilen Sie noch daselbst, so bitte ich alle Bekannten bestens zu grüßen. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen und ich umarme Sie, indem ich für das Leben bleibe, Ihr wohlaffectionirter N."

Vier Tage später gingen dem Feldmarschall zwei Briefe Nesselrode's und des Großfürsten Constantin zu, welche durchsehen ließen, daß die Meinungen an leitender Stelle immer noch getheilte seien. Nesselrode schrieb unter dem 5. (17.) Nov. das Folgende:

„Hat Graf Alopäus Ihnen meine lange an Tatischtschew gerichtete Depesche vorgelesen, so wissen Sie, wie der Kaiser über die wichtigen Dinge denkt, die sich gegenwärtig in Europa vollziehen. Da trotz besten Willens keine der betheiligten Mächte — einschließlich Rußland — im Stande war, sofort zur Action überzugehen, so ist Nichts übrig geblieben, als den Winter dazu zu benutzen, die furchtbare Coalition der vier Mächte zu organisiren. Nur diese Com-

bination vermag Belgien zu retten und Europa vor neuen großen Unglücksfällen zu behüten; ließen die betheiligten Mächte sich einzeln und eine nach der anderen auf einen Kampf mit Frankreich ein, so würden dieselben Fehler wiederholt werden, welche zur Auflösung aller zwischen dem Feldzuge in der Champagne und der Schlacht bei Wagram geschlossenen Coalitionen geführt haben. Allerdings lassen wir dem Feinde Zeit, seine Kräfte zu organisiren, da dieser Feind seine Hilfsmittel aber immer näher bei der Hand hat, als das bei uns der Fall ist, so bin ich der Meinung, daß dieser Zeitgewinn uns schließlich größeren Vortheil zubringen wird, als Frankreich — zumal, wenn es uns während des Winters gelingen sollte, England auf unsere Seite zu ziehen und über eine von ihm zu leistende praktische Beihülfe Sicherheit zu gewinnen; das letztere aber würde unmöglich sein, wenn ein allgemeiner Krieg durch das Verhalten einer einzelnen continentalen Macht herbeigeführt würde. Diese Erwägungen werden unser Bedauern über Preußens Zurückhaltung und Unentschlossenheit vermindern müssen. Preußens Verhalten trägt allerdings das Merkmal der Schwäche an sich, — diese Schwäche aber ist das Ergebniß von Preußens gesammter Lage, der Unzureichenheit seiner Mittel, endlich des in ganz Deutschland herrschenden dem Kriege abgeneigten Geistes; für unvermeidlich wird der Krieg den Deutschen eben nur gelten, wenn die Franzosen zu einem offenen Angriff übergehen. Rußland braucht diese Erwägungen glücklicher Weise nicht auf sich selbst anzuwenden; wir sind indessen genöthigt, dieselben bei unseren Berechnungen mit in Betracht zu ziehen, da es auf eine vollständige Uebereinstimmung unserer politischen und militärischen Operationen mit denjenigen der übrigen Mächte abgesehen ist. Nichts aber ist schwieriger herzustellen, als das volle Einverständniß verschiedener zur Erreichung des nämlichen Zweckes verbündeter Regierungen, nichts unbehülflicher, als eine Coalition. Um sich mit einer solchen zurechtzusetzen, bedarf es einer Mischung von Festigkeit und Gefügigkeit; nur ein Aufgebot besonderer Anstrengungen und großer Aufmerksamkeit kann dazu führen, daß im Laufe der Zeit Entschlüsse gefaßt und Mittel in Bewegung gesetzt werden, für welche der rasche Lauf der Ereignisse ein ungleich beschleunigteres Tempo gefordert hätte. Ganz resultatlos wird eine solche Handlungsweise nicht bleiben; wir sehen bereits gegenwärtig, daß England Frankreich gegenüber eine entschiedenere Sprache anschlägt und daß Preußen seinen Londoner Bevollmächtigten Instructionen in Sachen Belgiens ertheilt, die Nichts zu wünschen übrig lassen. Diese ersten Zeichen von Energie haben wir unzweifelhaft Ihren Anstrengungen, lieber Graf, und unseren Kriegsvorbereitungen zu danken, welche, wie es heißt, energisch vorschreiten. Hätten Sie Preußen nicht mit dem Degen aufgestachelt (si vous ne leur aviez pas mis constamment l'epée dans les reins), so würden wir nicht ein Mal so weit gekommen sein. Sie haben uns auf solche Weise einen wichtigen, von Sr. M. dem vollen Umfange nach gewürdigten Dienst geleistet. Matuszewicz [1]) thut in seinem Wirkungskreise das Mögliche, um dem edlen Herzog, der England regiert, größere Energie einzuflößen; er genießt Welling-

[1]) Damaliger interimistischer Geschäftsträger in London, Sohn eines zum Grafen gemachten jüdischen Banquiers in Warschau.

ton's Vertrauen und übt auf seinen Geist so großen Einfluß, wie ihn ein Ausländer auf einen englischen Premier überhaupt üben kann. Auf diesem Felde müssen wir weiter reiten und den Zügel in Händen behalten; wir haben es mit einem widerspenstigen Pferde zu thun, das sich auf die Hinterbeine stellen würde, wenn man ihm die Sporen geben wollte. Durch Verträge und Conferenzen muß man den Herzog so hinein reiten, daß er nicht wieder herauskommt und daß Seitensprünge für ihn unmöglich oder schimpflich werden. In Sachen der Türkei haben wir ihn so geführt; mir ist die Bezugnahme auf dieses Antecedens um so lieber, als dasselbe Rußland unter Ihrer Führung auf den Höhepunkt des Ruhms und der Macht gebracht hatte. Schließlich gibt es auf dieser Welt gewisse Dinge, die man mit Augen gesehen haben muß, um an sie zu glauben, und ich stelle mir nur ungern vor, daß eine Macht, wie England, es geschehen lassen könnte, daß Frankreich sich Belgiens bemächtigte und damit eine Combination zerstörte, die England selbst als Gegengewicht gegen diese seine Rivalin ausgedacht hatte. Ihnen brauche ich die Größe der Ungeduld nicht zu schildern, mit welcher ich der Eröffnung der Londoner Conferenz und der ersten Berathungen derselben entgegensehe — in der Conferenz sehe ich unsern Rettungsanker. Unter Umständen kann ein ohne England unternommener Krieg für uns zur Nothwendigkeit werden und ich bin durchaus nicht der Meinung, daß wir vor dieser Möglichkeit zurückschrecken müßten; in solchem Falle aber würden wir eine große Chance weniger in der Hand haben und ich glaube daran festhalten zu müssen, daß wir zum Behuf eines sicheren Erfolges versuchen müssen, so viel moralische und materielle Hilfsmittel, wie nur möglich, in unseren Händen zu vereinigen. Unsere Vorbereitungen werden energisch gefördert und erleiden keinen Abbruch durch die Cholera."

Gleich dem Leiter des St. Petersburger Auswärtigen Amtes schien auch der Statthalter von Polen (bekanntlich Urheber des Ausspruchs „Je déteste la guerre, elle gâte les armées") dem Gedanken an kriegerische Unternehmungen gründlich abgeneigt zu sein. Seinem vom 6./18. November datirten Bericht darüber, daß das litthauische Corps und die polnische Armee auf Kriegsfuß gebracht worden seien, folgen die nachstehenden Bemerkungen:

„Bei allen meinen Anordnungen beobachte ich möglichste Vorsicht und behalte ich die Absicht im Auge, Uebergeschäftigkeiten und unzeitgemäße Maßregeln zu vermeiden, welche den Interessen unseres erlauchten, verehrten und hochverehrlichen Bundesgenossen, des Königs von Preußen, Schaden bereiten könnten. So weise auch die mir aus St. Petersburg zugehenden Anordnungen sein mögen — mir bedeuten sie gewöhnlich nur alte Geschichten, da ich von Allem, was passirt, zwei Wochen früher Kunde erhalte. Grade darum erwarte ich von Ihnen, lieber Feldmarschall, Anordnungen und was mich persönlich anlangt, so werde ich es außerordentlich bedauern, wenn Sie Berlin verlassen: werde ich dann doch die Empfindung haben, mich in der schwierigen und wenig dankbaren Position zwischen Hammer und Ambos zu befinden. Durch die mir aus England zugehenden Nachrichten werde ich in meiner Haltung nur bestärkt; in dem Verhalten dieser Macht vermag ich lediglich eine formelle Lossagung von der Uebereinstimmung zu sehen, auf welche es bei den Absichten der hohen Ver-

bündeten allein ankommen muß. Was Frankreich anlangt, so kann dieser Staat, wenn er nicht sich selbst und aller Logik in's Gesicht schlagen will, nicht wol im Auslande andere Principien predigen, als zu Hause; wenn zu Hause alles Revolution athmet, kann man auswärts nicht gegen die Revolution in die Schranken treten. Meiner bescheidenen Meinung nach sollte man es Frankreich selbst überlassen, sich zu zerfleischen und in Stücke zu zerreißen — und das nicht nur durch kurzathmige Putsche und Verschwörungen, sondern mittelst eines wohlorganisirten Bürgerkrieges. Entgegengesetzten Falles würde ein europäischer Krieg gegen Frankreich doch nur die Wirkung haben, die verschiedenen Parteien zum Behuf der Wahrung der Integrität des französischen Bodens und der Abwehr fremder Angriffe mit einander auszusöhnen. Natürlich darf uns diese Erwägung nicht daran verhindern, zur Action bereit zu sein, — ich aber werde dabei bleiben, Nichts zu überstürzen, sondern mit Ruhe und Kaltblütigkeit die Bewaffnung zu betreiben.

Das, lieber Feldmarschall, ist mein Glaubensbekenntniß seinem ganzen Umfange nach; ich habe Ihnen dasselbe in vollem Vertrauen auf Ihre erleuchtete Einsicht vorgelegt. Sollte ich zu Thaten berufen werden, welche meiner Anschauung zuwiderlaufen, so werde ich mich mit dem Ihnen bekannten Gehorsam unterwerfen, mein Urtheil aber für mich behalten."

In der Meinung, daß die Freunde des Friedens die Oberhand behalten würden, mußte Diebitsch noch dadurch bestärkt werden, daß Nesselrode ihm unter dem 9. (21.) November von einer Sitzung des Minister-Comité's Mittheilung machte, in welcher der Finanzminister Cancrin „ein Bild der Aermlichkeit unserer finanziellen Mittel" entwarf und hinzufügte, er habe nicht umhin gekonnt, seinem Collegen rücksichtlich dieser „impossibilités" zuzustimmen: die Dinge lägen einmal so, daß ohne englische Subsidien an die Führung eines Krieges von ungewisser Dauer nicht wohl gedacht werden könne. — Gleichzeitig mit diesem Brief ging dem Feldmarschall aber ein von demselben Tage datirtes Schreiben des Kriegsministers Tschernytschew zu, das aus ganz anderem Tone redete und dafür Zeugniß ablegte, daß die Kriegspartei nichts weniger als entmuthigt, sondern nach wie vor des Glaubens sei, den Kaiser zum Kriege bestimmen zu können. Tschernytschew sprach von der „Blindheit gewisser Leute, welche an der thörichten Hoffnung festhielten, dem herannahenden Verderben mit Hilfe von Conferenzen und Verhandlungen begegnen und dem Kriege auf Tod und Leben vorbeugen zu können, der zwischen der legitimen Gewalt und einer zu äußerstem Cynismus herabgekommenen Demagogie geführt werden müsse". Die allgemeine Feuersbrunst sei in unaufhaltsamer Weiterverbreitung begriffen, weil Niemand ihr ernstlich entgegen zu treten gewußt habe. Wenn die Kabinette von Berlin, London und Wien von Hause aus so gedacht hätten, wie der Kaiser Nikolaus gethan, so würde das Uebel bereits gegenwärtig mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden sein. — Anlangend die Rüstungen und Kriegsvorbereitungen sei allerdings nicht zu leugnen, daß dieselben durch die Cholera und die Stockung des inneren Verkehrs vielfach gehemmt worden seien; immerhin aber würden die für den Feldzug designirten Truppenabtheilungen bis zum Ende des Decembermonats (1830) marschbereit gemacht sein. Zum Sammelplatz der

activen Armee sei das Königreich Polen bestimmt, das nicht nur entscheidende strategische Vortheile, sondern zugleich die Möglichkeit erheblicher finanzieller Ersparungen biete; Polen schulde dem russischen Staatsschatz nämlich dreißig Millionen Rubel und werde mit Rücksicht darauf und dem Willen des Kaisers gemäß verpflichtet werden, die Armee zu erhalten, zu deren Stabschef Diebitsch's Kriegsgefährte von 1828, der Graf Toll bereits designirt worden sei. —

Obgleich der Sturz des Ministeriums Wellington den Hoffnungen auf den Uebertritt Englands auf die Seite der nordischen Mächte damals einen schweren Stoß versetzte, glaubte Diebitsch den Mittheilungen Tschernytschew's größeres Gewicht beilegen zu dürfen, als den Kundgebungen der Friedenspartei. In der Hoffnung, auch den Minister des Auswärtigen von der Nothwendigkeit eines energischen kriegerischen Vorgehens überzeugen zu können, schrieb Diebitsch demselben am 11. (23.) November (d. h. eine Woche vor Ausbruch des Warschauer Aufstandes) das Folgende:

„Meiner Meinung nach drängt der Gang der Ereignisse auf eine Krisis hin, die in demselben Maße an Stärke und Gefährlichkeit zunehmen wird, in welchem wir derselben durch halbe Maßregeln und was noch schlimmer ist, durch Zugeständnisse auszuweichen versuchen. Aus diesem Grunde eben bin ich es herzlich zufrieden, daß unsere Kriegsvorbereitungen ihren Fortgang nehmen, — wir werden derselben nur all zu bald bedürfen. Möge Gott verhüten, daß diese Vorbereitungen nicht infolge unseres Zögerns unzureichend geworden sind, und daß nicht noch neue Verstärkungen und neue unvermeidliche Opfer nothwendig werden."

Noch dringender sprach der Feldmarschall sich in einem zweiten, an Nesselrode gerichteten Brief vom 18. (30.) November aus: „Gestattet unsere Finanzlage uns nicht, die Ruhe Europa's zu vertheidigen, so wird sie uns noch weniger gestatten, den Kampf aufzunehmen, wenn dieses Europa Polen zu befreien unternimmt. Da ich niemals die Ehre gehabt habe, in der österreichischen Armee zu dienen, so kann ich das Montecuculische Axiom auch noch nicht verstehen; im Gegentheil bin ich der Meinung unseres letzten großen Lehrers in der Kriegskunst, daß der Krieg auch die Mittel zur Kriegführung bietet, wenn man ihn in der richtigen Weise, d. h. mit „Vorwärts" und „Hurrah" führt. Dann dauert der Krieg kürzere Zeit, kostet er weniger Geld und — was die Hauptsache ist — weniger Opfer an Menschen und an Principien; als Edelmann vom alten Schlage und als eifriger Dienstmann muß *ich das* für viel wichtiger halten, als den finanziellen Motor (mobile d'argent). Aus diesem Motor droht ein von Juden und Atheisten ausgedachtes System die Grundlage der gesammten künftigen Ordnung Europa's zu machen, und *die* Begriffe von Glauben und Ehre, welche für unsere Väter und für uns, die wir es für eine Ehre halten, denselben zu folgen, maßgebend waren, durch Metall und Werthpapier zu ersetzen.

Wenn man mir zuweilen zum Vorwurf macht, die Dinge durch all zu rosig gefärbte Gläser zu betrachten, so werden wenigstens Sie, lieber Graf, sehen, daß meine Anschauungsweise nicht immer von dieser Farbe ist. Diese Anschauungsweise wird sich indessen ändern, sobald ich wahrzunehmen Gelegenheit haben werde, daß man einzusehen beginnt, die Dinge würden dadurch, daß man

sie aufschiebt, nicht gefördert, sondern verschlechtert. Was in Sachen des Orients mit Hilfe des Schwertes entschieden worden ist und anders als mit dem Schwerte nicht entschieden werden durfte und nicht entschieden werden konnte, — das wird sich in solchem Falle wiederholen, denn das Schwert allein vermag den Knoten der belgischen Frage zu durchhauen. Der erforderliche Hieb wird um so schwerer geführt werden müssen, je längere Zeit man den Fäden zur Verwirrung läßt, die Opfer — auch diejenigen an Geld und Credit — werden dadurch nur größer werden."

Als Diebitsch diese Zeilen schrieb, war bereits entschieden, daß das russische „Schwert" nicht rosten sollte. Hinsichtlich des demselben bestimmten Zieles aber hatte der Sieger von 1828 sich gründlich geirrt; vier und zwanzig Stunden vor Absendung seines Schreibens war zu Warschau der wahnwitzige Aufstand ausgebrochen, der dem im Jahre 1815 constituirten Königreiche Polen seine Verfassung, seinen nationalen Charakter, seine Armee und seinen Wohlstand und Rußland zehntausende von Menschenleben kosten sollte. Was geworden wäre, wenn man Preußen mit fortgerissen und, dem Rathe des Feldmarschalls gemäß, unter dem ersten Eindruck der Juli-Revolution dem europäischen Westen den Fehdehandschuh hingeworfen und sich dadurch der Möglichkeit begeben hätte, dem hinter dem Rücken der Armee ausgebrochenen polnischen Aufstande ernstlich zu begegnen, entzieht sich der Berechnung. Zur Action gegen den „Westen" waren außer der an die Spitze des Aufstandes getretenen polnischen Armeen bestimmt worden: das gesammte Garde-Corps, ein demselben beigegebenes Reserve-Cavallerie-Corps, das Grenadier-Corps, zwei Infanterie-Corps (I. und II.), das dritte und das vierte Reserve-Cavallerie-Corps, das abgetheilte litthauische Corps und das vom Großfürsten Constantin commandirte, in Polen stehende Reserve-Corps — ein erheblicher Theil dieser Truppenabtheilungen befand sich Ende November bereits auf dem Kriegsfuß [1]). Des Aufgebots dieser gesammten Streitmacht und mehrmonatlicher ernster Anstrengungen bedurfte es, um Polen zum Gehorsam zurückzuführen, obgleich derselbe Mann an der Spitze des russischen Heeres stand, der sich anheischig gemacht hatte, mit Hilfe dieses Heeres Frankreich Gesetze zu dictiren und den Knoten der belgischen Frage auf einen Streich zu durchhauen! Daß dieses verzweifelte, am Vorabende einer polnischen Erhebung schier aussichtslose Unternehmen nicht vorschnell unternommen worden, hatte Rußland wesentlich Preußen und der weisen Zurückhaltung König Friedrich Wilhelms III. zu danken gehabt!

[1]) Als solche werden bezeichnet: das 1. und 2. Infanterie-Corps mit Ausnahme zweier Divisionen, das 3. und 5. Cavallerie- und das litthauische Corps, die dritte Grenadier-Division, die erste Ulanen-Division und zwei Abtheilungen reitender Artillerie.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY CALIF

Die Herren Banditen.

Von

Gustav Kloerke.

Der „große Krieger" — so hieß unser Segler — blähte und verbeugte sich vor dem versammelten Publicum des „Porto di Massa", und indem er die buntbemalte Brust kräftig eintauchte in die quecksilberschwere Fluth, betrat er den Kriegspfad. Kaum den geschicktesten unter den braungebratenen Söhnen Parthenope's gelang es noch einmal, uns nachzuspucken. Noch weniger vermochte ich den Felsenglauben der übrigen zu belohnen, die mich auf zwanzig Klafter Entfernung noch um einen Soldo anriefen. Im nächsten Augenblick entzogen uns schwarze Schiffswände, unter denen die Barke sich hinwand, das bunte blendende Bild. Es war, als wenn der Vorhang gefallen ist, die Musik aber noch immer keinen Pardon gibt. Aus dem steinernen Neapel waren wir einstweilen in das hölzerne gerathen. Aus dem zwecklosen aggressiven Lärm der vom Teufel besessenen einzigen Stadt, in das Klirren und Knarren, Rufen, Pfeifen, Läuten, Zischen, Blasen und Schießen ihrer schwimmenden Vorstadt, aus dem Staub in den niederschlagenden Qualm der Dampfer. Noch einmal überschüttete uns ein solches schmutzig elegantes Ungethüm mit lauwarmem Kohlenruß, während es uns unsäglich stolz fast umrannte, dann glitten wir hinaus aus dem Schatten der haushohen Rümpfe in Licht, Luft, Stille ... ah! Eine Mandoline auf dem Vorderdeck hörte man plötzlich klimpern ... Nur einmal weiß ich, daß mir ähnlich befreit zu Muthe war: als ich aus dem Wasser und Feuer des „Rheingold" in die lichtvolle Formenschönheit der Mondnacht hinaustrat unter die schneeglitzernden Baumgruppen neben dem weimarischen Theater, und drüben bei Posthalters spielte ein Mädchen eine jener kleinen Mozart'schen Sonaten ...

Aber — die Fahrt ist lang, der „Granguerrier" war ein Marktschiff wie jedes andere, der Wind nichts weiter als ein schläfriger Greco und die Hitze lagerte sich, ihm zum Trotz, immer breiter und dunstiger über die träge Fluth. Nach zwei Stunden schwamm Capri noch immer vor uns wie ein blaues Märchen, in denselben metallisch weißblauen Duft gehüllt, der es an diesem Nachmittag auch für die Neapolitaner verschleierte. Nur daß inzwischen auch die Stadt für uns in dasselbe unendliche Blau versunken war. Die zwei großen lateinischen Segel rauschten leiser; das eintönige, klingende Plätschern am Kiel, das Gesumme auf dem Schiffsboden, wo die Caprесen hockten, das versengte

Zeug, in welchem man sich kaum zu rühren wagte, die unendliche flimmernde Sonnenwüste umher, das Alles stumpfte ab. Meine Beine, die ich zwischen den Rücken der Untensitzenden, so gut es ging, weggestaut hatte, schliefen bereits. Bei den Wiedererweckungsversuchen, die ich mit ihnen anstellte, berührten meine Kniee den Nacken eines Mädchens, das zwischen ihnen saß. Aber auch diese schien eingeschlafen, denn sie rührte sich nicht. Um wach zu bleiben, nahm ich den „Pungolo" aus der Tasche. Aber ich faltete ihn ärgerlich wieder zusammen. Nicht wegen der Blendung, denn dagegen halfen meine schwarzen Augengläser. Aber das Erste, was ich las, war die aufgeworfene Frage, welcher politischen Partei die Schuld an dem reißenden Zunehmen des Brigantaggio — des Räuberwesens — beizumessen sei. Ich öffnete den „Piccolo" und las, daß die berühmten Banditen Giordano und Pilacchiello, der „forza irresistibile" des Heimwehs folgend, aus Aegypten, wohin sie 1863 geflohen, wieder in ihre alten Jagdgründe zwischen Morcone und Cerreto zurückgekehrt seien ...

Briganti! So verfolgte das Liedchen Malbrough den reisenden Britten, wie mich heuer dies Wort, diese dummen Räubergeschichten. Schon vor meiner Abreise begann es.

„Kommt also zur Taufe," schrieb mir vor vierzehn Tagen nach Florenz ein Freund, der im Viterbesischen ansässig ist, — „ich schicke Euch den Wagen und zwei Carabinieri. In Soriano sind nämlich sechs Zuchthäusler ausgebrochen." Und auf deren Conto sündigt natürlich die ganze Provinz und hilft ihnen, für eigene Rechnung, allgegenwärtig sein, sagte ich mir. Leider stand ich vor gepackten Koffern, um andere Versprechungen zu erfüllen.

Als ich Tags darauf mit einem Gefährten auf den Pratomagno stieg, fragte mich in Pontassieve der Pizzicagnolo, ob wir auch bewaffnet wären. Die Kerle aus den Maremmen hätten ihre Schafe oben ... Mitten im höflichen, wohlerzogenen Toscana! Der muß nun schon wieder seinen Nachbaren was anhängen, dachte ich.

Vor Orvieto — kaum zwei Tagereisen weiter — begegnet mir eine Patrouille, bis an die Zähne bewaffnet. Seit wann in der Stadt Versaglieri lägen, frage ich sie, und ob sie Felddienstübung hielten? — Nein, wegen der Briganten seien sie aus. Ich lachte und begleitete sie. Aber wir trafen weit und breit keinen Menschen, das nächste Wirthshaus war verbarricadirt und Niemand stand mir Rede, denn Alles hatte mit den Soldaten zu verhandeln. Nach zwei Minuten hörte man einen Wagen. Als er vorfuhr, gab es ein Geschrei mit den Insassen: wie sie so leichtsinnig ohne Bedeckung fahren könnten. Jene lachten: hinter ihnen käme die Post. Man hörte sie auch bereits; richtig, da blitzten Gewehrläufe; auf dem Bock, drinnen Carabinieri und wieder Carabinieri, so daß mir denn doch bunt vor Augen wurde, als ich mich allein auf den Rückweg machen mußte.

Zwei Tage später, als ich in Albano zu Pferde stieg, um durch die Macchia della faggiuola nach Velletri zu reiten, hatte ich genug zu thun, um mich vor den Revolvern — meiner Freunde zu retten.

„Nehmt diesen," sagte der Jäger des Fürsten Piombino, ein alter, durchaus ernsthafter Mann, „er ist mir schon manchmal nützlich gewesen."

„Ihr seid Alle toll."

„Durchaus nicht; aber die Leute da hinterm Berge taugen nun 'mal nichts. Gestern erst haben sie einen Ingenieur ausgeraubt, der mit einer großen Summe von Rom kam. Theremis heißt er. Und hier, lest, was in der „Capitale" steht." Die drei bei Aquila gefangenen Banditen seien sämmtlich von drüben, das heißt der Hauptmann aus Rocca priora — dort oben lag es, man sah es über die Zeitung hinweg. Hm ... aber wir ritten doch, und natürlich machte uns Niemand ein böses Gesicht. Verwundet — von Brombeerranken, aber nicht von Räubern, erreichten wir den „Gallo" zu Velletri, und nicht einmal er hat uns in der alten Bischofsstadt ausgeplündert.

Ebensowenig Jemand in Terracina. Als wir dort querfeldein, erhitzt und verstaubt über eine Hecke kletterten, um die Landstraße wieder zu gewinnen, rissen vielmehr zwei schöne Terracinesen im Sonntagsstaat vor uns aus. Vor dem Cafehaus am Thor saßen sie und wischten sich den Schweiß ab, als wir zu ihrem Erstaunen dazu kamen und sie auslachten.

Es ist heuer einmal durch allerlei Wahl- und Parteimanöver Mode, überall Briganten zu wittern. Für jeden Soldo, den man in Zeitungen anlegt, kauft man sich neue Räubergeschichten. Dazu spuken diesen Leuten im seligen Kirchenstaat alte Geschichten im Kopf. Sie alle haben die aufregende Unsicherheit dieser Grenzdistricte miterlebt, wie die Neapolitaner ihre Vesuvausbrüche ...

„Briganti!" Richtig, unter mir in der bunten Menge der Ueberfahrenden sprach wieder einmal Jemand das ewige Wort aus: briganti.

Unter den Capresen zu meinen Füßen saß also ein ältlicher Signore in blindem Cylinder und blankem Tuchrock, gestopften schwarzen Stiefeln und weißer Weste. Ueber einem eigenwilligen Vorhemdchen saß ein unbezahlbarer Quacksalberkopf mit durchaus zahmen Mienen. Anfangs hatte ich ihn mit den Leuten über Rechtsverhältnisse und Proceßsachen reden hören. Dann ward sein Vortrag zu einem vollständigen Plaidoyer, wie er es gehalten haben würde, hätten sie ihm ihren nunmehr verlorenen Gemeindeproceß anvertraut, welchen sie in diesem Falle, wie er unter zahlreichen Berufungen auf Gajus und das Corpus juris nachwies, unzweifelhaft gewonnen hätten. Schließlich war dieser Herr so frei gewesen, sich den „Excellenzen" auf der Herrenbank mittelst Aufstehens von seinem Platz aus vorzustellen. Er war der Advocat Biagio Monaldo, bekannter, wie er verschämt lächelnd hinzusetzte, unter dem Namen Don Buonasera. Im Uebrigen und durchaus Unserer Herrlichkeiten unwürdigster Diener. Als Keiner von ihm Notiz nahm, war er bald wieder in ungeschwächter Unterthänigkeit in der Menge zu Füßen der rothen Bank versunken.

Dieser Herr war soeben, als ich aufmerksam wurde, sprachlos vor Erstaunen und Verachtung, weil die Capresen ihm auf eine Verherrlichung der Briganten geantwortet hatten:

„Die Briganten sind Diebe. Diebe und Briganten sind ein und dasselbe. Und bei uns in Crap gibt es keine."

„Und Signori sehen anders aus," setzte die zierliche Kleine hinzu (die also doch gewacht hatte!). Indem sie sich dabei ebenso deutlich wie schmeichelhaft nach mir umsah, nahm sie natürlich die letzte Gefahr des Einschlummerns von

meinen Lidern und sicherte ihrem Kreise einen aufmerksamen Zuhörer von Distinction ...

„Briganten!" sagte ein anderer Capreſe. „Es war wirklich einmal Einer, der glaubte, daß es auch bei uns welche gäbe, wo man doch nicht einmal Thürschlösser kennt. Aber das war auch so ein dummer fluchender Piemonteſe aus Florenz. Sie wollten ihn — er war natürlich Soldat — unter die Strafcolonie auf Capri ſtecken, und als er die Berge ſah dort oben, auf denen im Herbſt wol hinundwieder die Wolken ausruhen" — der Sprecher wies auf die langgeſtreckte Hochebene Damecuta, die bereits über unſeren geneigten Segeln ſichtbar ward — „da nun lief er ihnen davon und drei Tage ſtahl er uns die Trauben aus den Vignen und fragte alle Leute, wo die Banditen lägen — bis der Nebel ſchwand und ſie ihn, der unſere Inſel für ein Vorgebirge gehalten haben mochte, wieder griffen."

Für die Stupidität des „Piemonteſen" hatte der Advocat nur einen Blick gen Himmel. Aber dieſe Leute von Capri? Waren das wirklich Italiener! Dieſe armen Inſulaner! Der Rechtsgelehrte war außer ſich.

Nachdem er ſich von ſeiner Verachtung dieſer ungebildeten Anſchauung einigermaßen erholt hatte, begann er, Hand und Stimme pathetiſch erhoben:

„Ihr meint alſo in eurer Unwiſſenheit, Briganten und Diebe ſeien dasſelbe! Seid barmherzig: eßt ihr Mehl für Macheroni? Trinkt ihr Waſſer für Wein? Seid ihr denn Chriſten? Habe ich nicht die Autorität unſeres ſeeligen Papa Pio Nono für mich, der doch wol gewußt hat, warum er die Briganten ſegnete und abſolvirte? Haben ſie ihn auch je nur um eine heilige Meſſe betrogen, oder ihn gar verrathen, wie andere Leute? Kennt ihr überhaupt die Briganten? Nein, ich wußte es. Aber ich kenne dieſe Signori Briganti."

Alles nickte zuſtimmend und erwartungsvoll. Denn man wußte offenbar von der Erfahrung des guten Herrn in dieſer Materie.

„Nun alſo. Ich werde euch etwas von ihnen erzählen, etwas was ich mit meinen eigenen Augen, mit dieſen zwei guten Augen hier geſehen habe" (er that, als ob er ſie herausnehme und den Nächſten zur Prüfung auf ihre Unverdächtigkeit hinreiche) — „und bei Gott, ich habe doch auch keinen Kürbis anſtatt des Gehirns im Kopf. Ihr kennt Alle den Caccio Cavallo?"

Mit dem entzückten Schnalzen von Feinſchmeckern antwortete die ganze Zuhörerſchaft bei der Erwähnung dieſes geſchätzten Käſes.

Fediciello, unſer Capitän, der ſtehend am Maſt ſchlief, erwachte, drehte ſich um und ſah auf die Hände der unter ihm Sitzenden, bis er ſich überzeugt hatte, „daß es ſich um keinen vorhandenen handle. Ein Neapolitaner Gamin behauptete, daß er zwei Carlin für das Pfund zahlen würde, wenn der Rechtsgelehrte ihm im Augenblick aushelfen könne".

Don Buonaſera ſah ihn verächtlich an.

„Nun, die Briganten," ſagte er, „haben vom Caccio Cavallo (von welchem dieſer hungrige Hund da nie mehr als Waſſer im Munde haben möge), ſoviel ſie befehlen und eſſen können. Wenn ſie aber davon eſſen wollen, ſo ſchneiden ſie nur aus der Mitte" — der Advocat ſchien mit ſpitzem Finger eine Priſe zu nehmen — „ja ganz aus der Mitte ein Stück, wie eine Nuß groß. Das

Uebrige — überlegt ein wenig — das Uebrige — Käse, Caccio Cavallo, Käse, fett wie ein Priester — lassen sie am Wege liegen."

Der Redner hatte den Schluß mit einer großartig wegwerfenden Handbewegung verstärkt — jetzt sah er sich triumphirend nach der Wirkung seiner kunstvollen und überzeugungswarmen Erzählung um. Schweigen der Bewunderung starrte ihm entgegen.

„Nun," sagte der Advocat, selber ganz ergriffen und geröthet von der Erinnerung an das Unerhörte, „kriegen nun die Kätzchen Augen? Sind das „Diebe" oder sind das „Signori"?

Allgemein gab man zu, daß Leute, die einer solchen Ueppigkeit fähig wären, nur Signori, und zwar wirkliche Grandseigneurs sein könnten und keine Diebe, die, um sich zu bereichern, stehlen. Die Achtung vor solcher Verschwendung schnitt jeden Einwand ab. In dieser Nacht hätte jeder auf Capri jenem Briganten suchenden Piemontesen Unterstand gegeben.

Der Advocat hatte immer directer für mich gesprochen und gespielt. Jetzt nahm Don Buonasera seinen Hut ab, verbeugte sich gegen „seinen Gönner, dessen Aufmerksamkeit ihm eine moralische Unterstützung gewesen sei" und theilte mir ergebenst mit, was die Anderen schon wußten, daß er, wofür er um Entschuldigung bat, aus Salerno gebürtig, jetzt in Neapel prakticire, und den Bedrängten lediglich des Rechtes wegen helfe, wie sowol alle Anwesenden als auch seine Geschäftsgrundsätze: „Arbeitsamkeit, Selbstlosigkeit und wahre Ehrenhaftigkeit" bezeugen könnten; daß ferner seine Brigantenanschauungen (bei der allerheiligsten Jungfrau, Excellenz!) auf der wahrhaftigsten Anschauung und nicht etwa auf alltäglicher Erfindung beruhten, daß sie, man könnte fast sagen, äußerst würdig seien, besungen oder beschrieben zu werden. Denn die Briganten hatten ihn eines Tages mitgeschleppt (homo homini lupus, wie Hobbes sagt), ja allerdings, mitgeschleppt, ihn selbst, den Advocaten Biagio Monaldo von Salerno, der hier leibhaft vor mir sitze. Diese hielten nämlich — und der Advocat lächelte geschmeichelt — seine arme Person für diejenige seines Bruders, des Grafen, der er aber — er wisse nicht, solle er sagen leider oder zum Glück — der er in summa nicht war. Für seinen Bruder hatte man ihn genommen, der damals gerade eine blonde Miß geheirathet habe, um seinem zerstörten Vermögen aufzuhelfen, und den zu hassen er auch noch den persönlichen Grund hatte, daß er ihm, seinem Bruder Biagio, einem freien Italiener, zugemuthet ja befohlen habe, sich den Schnurrbart zu rasiren, falls er weiter in Diensten des Hauses Donadio zu verbleiben gedenke. Eigentlich aber sei dieser Befehl gegeben worden, nicht sowol des englischen Wesens halber, welches nunmehr im Schlosse eingeführt wurde, sondern um sein Antlitz, welches demjenigen des Grafen durchaus geglichen und nur viel sympathischer gewesen sei (und welches auch der englischen Gräfin nicht mißfallen) zu schänden. Auf diese tödtliche Beleidigung hin habe er natürlich sofort den Staub von seinen Füßen geschüttelt. Schwerlich aber habe er, der stellenlos und trostlos nach seiner Vaterstadt zurückkehrende Biagio, zu dem Allen auch noch verdient an Stelle seines prepotenten Bruders schwere Tage zu erleiden. Schwere Tage für die Stadt Salerno wie für ihn. Die Salernitaner, vor deren Augen man ihn entführt, waren erschrocken wie die Einwohner von Pompei —

„dort drüben liegt es, hinter Ihnen, Lustrissimo, nein, man sieht nur die Richtung wo es liegt — also wie die Einwohner von Pompei am Tage jenes denkwürdigen Vesuvausbruchs — den Vesuv wenigstens sieht man — welchen Plinius der Jüngere so schön beschrieben hat." Er, — damals noch ein armer Verwaltungsschreiber, wofür er wieder um Entschuldigung bat — sei natürlich zu Tode erschrocken gewesen (wie nur etwa ein harmlos musicirender Heuschreck traurig werden kann, wenn er in die Hände der Knaben fällt: denn nun kennt er sein Schicksal. In manus tuas domine commando!). Indessen die allerheiligste Jungfrau habe ihn vor dem Aergsten bewahrt. Zwar habe er vierzehn Tage lang in den unwegsamsten und schattenlosesten Einöden (der große Salvator Rosa konnte keine gräßlicheren ersinnen) und zwar auf dem Monte Sant Angelo, dem Gebirge zu unserer Linken nämlich, laufen müssen. (Laufen! Ein Christenmensch und auf seinen eigenen Füßen laufen!) „Zum Glück," bemerkte der Advocat und streckte seine Füßchen vor, „zum Glück sieht man es ihnen nicht mehr an." Auch habe er dabei wenig zu trinken und viel Prügel gekriegt . . . („Wie ein Esel," sagte der Gamin achselzuckend und das Mädchen vor mir lachte vergnügt auf) . . wie der gute San Biagio von Kappadozien, sein Schutzpatron, den er damals sammt allen übrigen dreizehn Nothhelfern zwar leider vergebens angerufen habe. „Aber ich habe Grund zu glauben," fuhr der Advocat lächelnd fort, „daß San Biagio erschrak, als er sich schließlich Dessen erinnerte, der ihm so manche Kerze angezündet und den er nun so ganz aus den Augen verloren hatte. Urtheilen Sie selbst, Excellenz: was konnte mich wunderbarer stärken in meinen Nöthen, als daß die „Königin der Berge", eine Gestalt der Feder Giorgio Byron's würdig, — als daß sie, die Braut des großen Mangiagalli, meines Entführers, ihre Augen auf mich warf — ah — Augen, um einen Heiligen auf die Galeren zu bringen, Augen, sage ich Ihnen, wie der Dolch ihres Geliebten, also unfehlbar in's Herz dringend. Oh Excellenz! Damals gab es Stunden, wo ich, unglücklich wie Hiob, selig zu werden hoffte wie Medor. . ."

Aber gerade damals mußten diese Banditen merken, daß er durchaus kein Graf war! Darauf hin hatten sie ihn zwar halbtodt geschlagen — nur das Beispiel seines großen Schutzheiligen ließ ihn auch dies noch überstehen — aber von diesem höchst menschlichen Zorn abgesehen (hatten sie doch gemeint den arabischen Vogel Phönix in Person gefangen zu haben) waren sie nur noch gentlemen gewesen. Sie hatten ihn liegen lassen, ohne ihm auch nur soviel zu nehmen, als vorhin vom Käse, und hatten ihn mit Gott gehen heißen. Allerdings sei wol sein Anzug bereits der reine Sankt Lazarus gewesen bei der Auferstehung. Indessen habe er doch eine Uhr besessen mit einer dicken Kette und einem großen Korallenhorn, einen Siegelring mit dem Donadiowappen und eine Busennadel. Aber wie gesagt, auch nicht der Geringste unter ihnen habe diesen seinen Schmuck angerührt. Und es gäbe noch Menschen, welche diese Signori mit Dieben verwechselten. Ah! Seit jenen Tagen nähre er vielmehr die Flamme unbegrenzter Achtung für diese Herren der Berge in seinem Busen.

Don Buonasera's lehrreiche Erlebnisse und Meinungen hätten vielleicht an Hitze und Durst ein vorzeitiges Ende gefunden, wenn nicht die skeptische Kleine

zu meinen Füßen dem schwitzenden Herrn ein baldiges Wiedersehen mit seinen Banditen-Freunden gewünscht hätte.

Daran habe es durchaus nicht gefehlt, sagte der Advocat ruhig, und da er sowieso nicht umhin könne bezüglich einiger Dunkelheiten seiner bisherigen Erzählung den „Herren" gegenüber seine Pflicht zu erfüllen, so werde er fortfahren und bei dieser Gelegenheit seiner weiteren Begegnung mit den Briganten zu erwähnen haben.

Der, welchen diese hätten aufheben wollen, sei wie gesagt der Graf Ercole Donadio von Amalfi gewesen und diesen habe er — Biagio Monaldo — seinen Bruder genannt, Bruder, müsse er hinzufügen, von väterlicher Seite. Denn seine Mutter sei zwar keine Gräfin, wol aber einer solchen würdig gewesen, als eines der schönsten Mädchen Amalfi's und die schönste Frau von Salerno, wohin sie dem Herrn Monaldo, dessen Namen zu führen er gezwungen sei, in sein Haus habe folgen müssen. Solches habe denn sein Vater, der Graf, auch wol erkannt und zu einem Theil das Versehen des Schicksals wieder gut gemacht, indem er fast täglich von Amalfi nach Salerno gekommen und, wie alle Welt wisse, seiner schönen Mutter bewiesen habe, wie sehr er, der schönste Cavalier des Principats, ihre himmlischen Reize zu würdigen wisse; während ihr Gemahl nur gut war im Caffehaus zu sitzen oder beim Apotheker zu schwatzen. Ah — aber es sei tröstlicher von Amalfi zu sprechen, wo das Schloß der Grafen Donadio stehe, als von solchen Männern! Amalfi — wir müßten es sehen, läge es nicht am jenseitigen Abhange jener blauen Landzunge dadrüben — Amalfi war, nach Don Buonafera, — „ab antiquo" die erste Stadt der Welt und noch immer die schönste. Amalfi war die Königin der Meere, und wäre es noch heute, wenn es seine Erfindung des Kompasses nicht den neidischen Genuesen verrathen hätte. Gerade Amalfi hatte sich der heilige Apostel Andreas — immer nach Don Buonafera — ausgesucht, um dort noch heute sein wunderthätiges Oel zu schwitzen. „Haben Sie das wunderbare Meisterwerk, die „Contessa d'Amalfi" von dem unsterblichen Maëstro Petrella gehört? Sehen Sie, aus dieser herrlichen Oper könnten Sie etwas von der geschichtlichen Größe Amalfi's erfahren. Oder ist Ihnen die stupende Chronik dieser Stadt, welche der Livius von Amalfi, der berühmte Cavaliere Taletale verfaßt hat, vorgekommen, deren Vorrede allein schon ein Beweis seines edelsinnigen Geistes ist?" (Hier citirte Don Buonafera einige kunstvolle Sätze, die ich mir durch eine Uebersetzung zu entstellen nicht getraue.) Oh, und als er, Biagio Monaldo, wieder heimkam aus der Banditengefangenschaft, — wie ihn die Bürger dieser seiner zweiten Heimath empfingen! Wie die Frauen (eine Plejade schöner Damen, eine Wolke deliciöser Demoiselles, sämmtliche „déesses" des aristokratischen Olymps) sich an ihn drängten, obgleich er fast so nackt war wie eine arme Seele vor Gott und fiebergelb wie ein Eierkuchen! „Oh, Signore, das wird der Stolz meines Lebens bleiben. Wie mich die ersten Familien und die ganze jeunesse dorée beklatschten und mir ein Festessen gaben, welchem der Graf, mein Bruder, präsidiren mußte, und wie ich populär wurde, indem man merkte, daß ich, ein armer Schreiber bisher, sprechen konnte und eine Sache vorzubringen wußte — ah! Und jenem Abenteuer und — wenn die Herrschaften mich weiter anhören und

der Sache auf den Grund gehen wollen — den Briganten verdanke ich mein Glück, welches in meiner Erfahrung, meinen Kenntnissen und in dem Vertrauen besteht, welches mir so viele achtungswerthe Leute (er nahm den Hut ab und schwenkte ihn graziös im Kreise) diesseits und jenseits des Meeres — oder doch Meerbusens — bewahren."

„Aber ich glaube auch, daß ich mich erkenntlich erwiesen habe für das was ich dem Hauptmann Mangiagalli danke," fuhr Don Buonasera fort, sich im Kreise nach Zustimmung umsehend, „ihr Alle wißt das, mag es auch lange her sein. Ihr wißt, daß sie ihn bald darauf griffen, durch Verrath natürlich und zehn gegen Einen, und daß ich es war, der ihn befreite. Ja ich, Excellenz. Ich hielt zu seinen Gunsten, zu Gunsten meines Feindes, wenn Sie wollen, dessen, der mich entführt und geprügelt hatte, die glänzendste Rede meines Lebens. Ich leugnete sogar ihn wiederzukennen, während ich ihn doch mit einem Wort auf die Galeren bringen konnte. Allerdings geschah es auch der Kunst wegen — natürlich — und der Gelegenheit halber meinen Mitbürgern zu zeigen, daß ich des Ruhmes werth war, dessen sie mich würdigten. Schließlich aber auch, Excellenz, um diesen Henkern der Gerechtigkeit einen Tapferen zu entreißen. Ah, gebt mir einen Schluck à conto, Fediciello, bei dieser Hitze stärkt es den Magen, — und ich werde euch dies Alles der Reihe nach — mit Erlaubniß dieser Herren — noch einmal vortragen, wie es sich wirklich Eins nach dem Andern zugetragen hat.

„Arma virumque cano," sagte er lächelnd zu mir herauf, „also. Ich beginne. Erzählen wir sub titolo „études de mœurs"."

„Ihr könnt euch nicht vorstellen, welch ein Mensch er war, nicht einmal dem Aeußeren nach, dieser Mangiagalli! Zum Verlieben! Ein Held aus der biblischen Geschichte! Er hatte noch mehr Figur als Sie, Herr. Stellt euch vor! Also sie bringen ihn. Alle Weiber, was glaubt ihr, die nicht im Gerichtssaal sind, drängen sich in den Fenstern, auf den Balkons. Ein ewiges Sich-bewegen von reizenden Köpfen, schwarzen, rothen und braunen, ein Winken von Händen, ein Feuerwerk von Augen, ein Hinüber und Herüber von Lächeln — ebensoviele Novellenanfänge, Excellenz, oder süße Erinnerungen an abgeschlossene. Die Männer warten auf der Straße, denn über die Straße muß er gebracht werden, wißt ihr. Zuerst nun komme ich, der Vertheidiger, in meiner Robe also. Man klatscht, man ruft mir zu, man wirft Schmuckſachen auf mich herab, man winkt mit Taschentüchern. Ich verneige mich, vor Stolz glühend — stellt euch vor — ich muß eine Rede halten:

„Nach mir wird ein Größerer kommen, rufe ich beiläufig aus, denn dergleichen große und glückliche Momente vergißt man nicht wieder, — ihm spart eure Zurufe, Bürger dieser edlen Stadt und schöne Frauen, denen ihr Herz Ehre macht. Sie werden ihn bringen, diese Schergen des Pilatus, wie sie ihn gefangen haben, cum fustibus et lanternis. Aber, Volk von Salerno, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.

„Das zündete, wie ihr zugeben müßt, und man trug mich auf Händen bis an die Assisen.

„Hinter mir brachten sie den Mangiagalli — ah, meine Herren! — welch

ein Moment. Aber vorher überlegen Sie, bitte, und ihr hört zu: sie hatten ihn doch nach langem Kampf gefangen und schmutzig, zerrissen, blutig wie er war, wollten diese Hunde von Piemontesen — causa mali tanti — ihn, der sich Lieutenant des Königs nannte und der eine geweihte Hostie, ein Geschenk des Papstes, wie er sagte, auf der Brust trug, vor Gericht schleppen. Ah, Excellenz, versetzen Sie sich gnädigst in seine Lage, — ein Held, ein Signore wie er, sollte so vor ganz Salerno erscheinen! Natürlich weigerte er sich. Und Salerno empfand mit ihm. Dies großartige Salerno — welch eine Stadt! — bringt eiligst das Nöthige zusammen und kauft ihm eine Sammetjacke, ein gesticktes Hemd, eine seidene Sorrentiner Schärpe und einen neuen spitzen Hut mit Bändern. Dazu eine nagelneue blanke Stahlkette, vierzehn Pfund schwer. Stellt euch das vor! Ah, Salerno weiß, daß die Banditen der Berge keine Diebe sind! Es sympathisirt mit den Tapferen, sein Herz schlägt für die Unterdrückten, der Freiheit Beraubten. Und nun denkt euch diesen Mann, so angethan, durch diese Stadt schreitend. Welche stolzen, nobelen Gefühle schwellten den Busen Aller. Ihr könnt euch nicht denken, wie die Damen jauchzten, wie das Volk jubelte und pfiff, denn neben ihm her, mit aufgepflanzten Messern, liefen vier kleine Berfaglieri, halb so groß wie er . . ."

„Ja," sagte ich, „warum auch just die, anstatt großer stattlicher Carabinieri, die ihn hinter die Ohren schlagen konnten, wenn er frech werden wollte!"

Der Advocat verbeugte sich lächelnd gegen mich, als ob ich ihm, etwa auf lateinisch, ein Compliment gemacht hätte, und fuhr fort: wie nun der große Mangiagalli zwei Stunden lang die Richter schlecht behandelt habe, bis sie — im Vergleich zu ihm — klein dagestanden wären, wie die Berfaglieri (moralisch genommen, setzte Don Buonasera hinzu) — so groß von oben herab und mit verächtlicher Ruhe habe jener geantwortet.

Und als man ihn abgeführt, habe er wieder das Volk gegrüßt, mit den blanken Ketten an den Händen und dabei diese seine Fesseln vor sich hergetragen, wie ein heiliger Dreikönig sein Geschenk, oder, wenn das lieber, wie ein Bischof das Allerheiligste. Und wieder um ihn herum diese vier kleinen zappeligen Berfaglieri. . . .

„Aber nun begann ich meine Vertheidigung," sagte Don Buonasera nach einer großen Kunstpause. „Ah, welche stupende Rede, meine Herren! Entschuldigen Sie. Aber der öffentliche Ankläger selbst schüttelte mir zum Schluß die Hand und beglückwünschte mich, obgleich ich seine Argumente den Hühnern zum Lachen vorgeworfen hatte. Das Publicum beklatschte mich — keine Primadonna kann man frenetischer auszeichnen, ohne Aufhören, und als schließlich der Präsident den Saal räumen lassen mußte, leistete es Widerstand, wobei drei Damen verletzt wurden, fünf Uhren mit Ketten abhanden kamen, dreizehn Taschentücher . . . kurz ein glorreicher Tag, der schönste Tag meines Lebens!"

„Aber ihr hättet sie auch hören sollen, diese meine Rede, sehen sollen, wie ich dastand (der Advocat erhob sich leuchtend wie Siegellack) und Einen nach dem Andern abthat: die Carabinieri und Soldaten, die ihn gefangen, die Zeugen, die Richter, waren nichts als Lügner und Schurken. Ich schritt über ihre Leichen hinweg, ich machte mir das Publicum günstig, ich steckte die Geschworenen in die Tasche . . .

Glauben Sie nicht durch Geld, Luftriſſimo, denn wo wol hätte es herkommen ſollen? Aber, ſagte er blinzelnd, — als ob wir nicht die übrigen Künſte kennten, mit welchen man dieſen Herren Geſchworenen ihre Stimmen escamotirt, wie einem brütenden Vogel die Eier. Ah, Kinder, ihr hättet ſie hören ſollen dieſe Rede. Drei Tage redete ich. Ihr verſteht, nicht allein weil mein Geiſt mich mit einer ſtets neuen Menge von Gedanken verſah, ſondern um den Geſchworenen — bedenkt, daß wir mitten im Carneval waren — Zeit zu laſſen, auf dieſe ganze Juſtiz zu fluchen und ſich die Folgen bei kaltem Blut zu überlegen. Sollten ſie ihren Landsmann, den Sohn ihrer Berge, den fremden Richtern ausliefern? Mußte nicht jeder von ihnen in die Berge, wenn ihm einmal das Unglück widerführe, einen Feind zu erſtechen? Beklagen ſie nicht den Unglücklichen, bewundern ſie nicht den Tapferen? Haſſen ſie nicht alle den Henker? Haben ſie nicht auch Kinder? Haben ſie nicht Weiber zu Hauſe, die ihnen die Augen auskratzen werden, wenn ſie ihn ſchuldig ſprechen? Und dann: fürchteten ſie nicht die Vendetta? Konnte das „redde rationem“ nicht einmal umgehen? Da war noch die „Königin der Berge“, welche gräßliche Rache geſchworen hatte, und die ganze Bande mit ihr. Quos ego! Ich denke auch die Richter verſtanden dies Latein. Als ich glaubte, daß es genug ſei, verlangte ich, daß mein Klient unmittelbar in Freiheit geſetzt werde. Aut Caesar, aut Nicola! Und er wurde „nicht ſchuldig“ befunden, mit Stimmengleichheit, und freigeſprochen. Er ging aus dieſem Proceß hervor wie Daniel aus der Löwengrube. Salerno war wie wahnſinnig, und da Mangiagalli ſeine Berge dem Stadtleben vorzog, ſo war ich der einzige Held des Tages. Ah, meine Herren, wie aufgeregt, wie dankbar in ſolchen Tagen die Herzen ſchlagen. Ah, man genießt ſeinen Ruhm nirgend ſüßer als in ſchönen Armen, Excellenz. Aber von dergleichen ſpricht man nicht.“

„Nur noch eins: Meine Vertheidigung, von welcher die „Gazzetta di Salerno“ rühmte, daß ſie jener des Marcus Tullius „pro domo sua“ in der Rhetorik wenig nachgäbe, dieſe meine Vertheidigungsrede machte ich der Fate-bene-fratelli-Bruderſchaft zum Geſchenk — welche mir ſeit jener Zeit alle ihre Proceſſe überträgt — und dieſe ließ die Rede drucken und mit dem Bilde Mangiagalli's ſchmücken, der ſich zu dieſem Behuf mit mir zum Photographen begeben hatte... Oh, Sie haben ihn nicht geſehen, Excellenz..!“

„Doch,“ ſagte ich in ſchändlicher Undankbarkeit und zum grenzenloſen Erſtaunen Don Buonaſera's, — „doch. Ein gewiſſer Renato Fucini hat ihn mir vorgeſtellt, in Portoferraio, in einer Zelle der Linguella und kurz geſchloſſen, weil er einem Zuchthauskollegen 40 Lire geſtohlen hatte. . . .“

Die guten Capreſen ſahen mich zweifelnd an, nur die Kleine lachte und rieb ſich die Hände.

„Seht Ihr,“ ſagte ſie, „ſeht Ihr! Wollt Ihr Euren Freund nicht beſuchen gehen, Don Buonaſera?“

„Padrone,“ ſagte dieſes Lamm von einem Advocaten zu mir, — „wie Sie befehlen. Aber was wollen Sie. Legen Sie einen Wolf an die Kette und er wird ein Hund. Alles Gemeine lernt man in den Gefängniſſen... Ah, werfen Sie Ihre Cigarre nicht weg, ich rauche den Reſt in der Pfeife .... Unterthänigſter Diener. Alſo verrathen von der Gerechtigkeit; ich wußte es. Aber

der Himmel wird ihm so gut sein Recht werden lassen, wie er mir volle Genugthuung gegeben hat, volle Genugthuung, Lustrissimo, auch meinem Bruder gegenüber, Lustrissimo, der in seinem Hochmuth fortfuhr. Denken Sie sich, daß es Mangiagalli noch vergönnt war diesen veritabeln Vogel Phönix in sein Netz gehen zu sehen, — wenige Tage nach jenem siegreichen Proceß, meine Herren ..."

Der Advocat wollte durchaus nicht leugnen, daß er als Mensch hierüber Genugthuung empfunden habe, trotzdem er als Christ seinem Nächsten das Beste gönne. Hier sehe er — und dafür bat er um unsere Beistimmung — eben nur den Finger der ewigen Gerechtigkeit. Nach seiner Auffassung habe diese göttliche Gerechtigkeit den übermüthigen Grafen das nachzahlen lassen, was sie den Donadio's bestimmt hatte, und was nur durch ein Versehen auf sein schon so wie so verkürztes Theil gekommen war. Ihm aber sei damit zugleich Rache geworden für jene unbrüderliche Beleidigung. Denn durchaus hätten die Briganten den Einen nicht besser behandelt als den Andern, bis auf ein Ohr, welches der Graf eingebüßt habe, als seine Lady sich über den Werth seiner Person zu lange habe besinnen wollen.

„Denn die Briganten, damit diese Herren es wissen (so schloß Don Buonasera seine denkwürdigen Mittheilungen), sind wie unser Herrgott: gerecht, und nicht wie die Richter und Beamten der Regierung — libera nos Domine! Im Buschwald des Principat's und in den Einöden des Monte Sant'Angelo gibt es keine bevorzugten Plätze, keine Sperrsitze, — ebensowenig wie im Fegefeuer, wollen wir hoffen. Doch davon weiß man Nichts."

„Es ist heiß," sagte der Wackere direct, als er von mir kein besonderes Zeichen des Einverständnisses erhielt, — „es ist heiß, Excellenz, wie im Fegefeuer."

„Ja," erwiderte ich überzeugt, „und man wird durstig."

Der kleine Herr war die Entrüstung selbst.

„Nennella," sagte er zu dem vor mir sitzenden Mädchen, — „wo hast Du Deine Augen und Deine gute Erziehung. Bei Christus, Du bist doch keine Magd, die zu Allem Befehl haben will! Seid ihr Capresen noch immer ungebildete Leute. Bitte doch den Herrn, daß er eine Schnitte Cocomero geruhen möge."

Die Kleine sah den Kleinen groß und verächtlich an. Dann wandte die zierliche Gestalt ihr noch zierlicheres Gesichtchen ganz zu mir, und aus schwarzen Augen und mit vielen weißen Zähnen lachend gab sie mir mit lässiger Höflichkeit die Hälfte einer großen duftigen Citrone.

„Das ist besser als Wasser und Wassermelonen," sagte sie. Dann steckte sie erstaunt aber willig die Kupfermünzen ein, die ich ihr galant in den Busen zu schieben suchte.

„Heraus mit den Zähnen," sagte sie während dieser Beschäftigung lachend, — „sie beißt nicht wieder." Die sei von der süßen Art, fuhr sie fort, als ich noch immer zögernd den Cedro anblickte, — ich könne hineinbeißen, ohne daß sie zu lachen brauche, sogar ohne daß sich eine Falte in meinem Gesicht derangire.

Ob dergleichen bei uns zu Hause nicht wüchsen? — Nein?

Dann sei das wol weit, — soweit wie Tripolis? Da sei nämlich ihr Bruder, der Ciccio, Korallen fischen. Weiter? Noch weiter? Und es müsse doch

ein großes Land sein! Denn wo wohnten sonst alle die Forestieri? Und davon gebe es doch so viele, viele. Und alle wären sie reich und vornehm, denn wie könnten sie sonst reisen? Und die wenigsten hätten Frauen, nicht wahr? Ob es deren denn so wenig gebe in der Foresteria? Die Italienerinnen gefielen ihnen besser? Hm.

Dann fragte die Nennella mich nach meinem Namen. Das Gustavo konnte sie behalten, das Weitere nicht. Also sang sie ihrem „Signorino Gustaviello" das alte Lied von Capri, der Sireneninsel: wie auch sie schon einmal ein Forestiere habe heirathen wollen. Aber sie habe ihn nicht gewollt. (Na, na!) Nicht daß ihr die Forestieri unsympathisch seien, — oh — sie sei auch keine Tölpelin und wisse wol, was sich schicke; sie könne, wie wenige von ihrer Insel, Gedrucktes lesen und habe ihr Heirathsgut im Kasten liegen. Aber er sei so häßlich gewesen, so häßlich — buh — wie ein Affe, so daß sie noch heute manchmal von ihm träume und dann aus Angst vor dem Gesicht das Licht wieder anzünde. Und übrigens sei er auch nur ein Maler gewesen und kein rechter Signore.

Plötzlich ließ das Mädchen die Hand von den Augen sinken, unter welcher sie bisher zu mir aufgeschaut hatte. Ein Schatten bedeckte das Schiff wohlthätig. Ich sah erstaunt auf und es that mir fast leid als ich mich bereits unter den blauen Felsmassen Capri's fand, die ihre Schatten in der nachmittäglichen Sonne breit über's Meer warfen.

Gleich darauf stieß das Boot auf und blieb, etwa zehn Schritt vom Ufer, mit leisem Schwanken im Sande stehen. Auf dem Vorderdeck wurde es lebendig.

„Vorwärts, schöner Herr," sagte das Mädchen lachend, und trat neben mich auf die Bank, — „oder wartet Ihr bis Sanct Moses euch trockenen Fußes hinüberführt? Nur hinein mit den Füßchen. Aber nehmt Euch in Acht, daß Ihr keine Haifische todttretet. Ich gehe vorauf. Die Gesellschaft von Don Buonasera gefällt mir nicht. Er ist mir zu dumm mit seinen Räubergeschichten. Er und die Andern, von denen keiner in eine Schule gegangen ist. Unterthänigste Dienerin."

Sie nahm ihren Rock zusammen, sprang in's flache Wasser und watete mit den Uebrigen an's Land.

Als die weißen Füßchen des Mädchens im Wasser verschwanden, sah ich verdutzt auf die meinigen, welche gescheidterweise mit Seidenstiefeln geschmückt waren, stieg dann zögernd auf ein langes Bänkchen, welches mir ein nackter Junge anbot, und kam auf diese Weise trocken an's Ufer, wo sich Eseltreiberinnen und Hoteljungen über mich herstürzten.

Aus dem Strudel auftauchend, sah ich den Advocaten an einem umgestülpten Boote lehnen und arbeitete mich auf ihn zu, während ich die Nennella in entgegengesetzter Richtung treiben ließ. Er schwenkte schon von ferne seinen alten Cylinder, sobald er meine Richtung gewahr wurde, und war außer sich vor Stolz und Hochachtung, als ich ihn ersuchte, einen Tropfen Wein mit mir zu trinken.

Während er mein Glas ausschwenkte, begann er sich zu räuspern und Entschuldigungen um Nichts vorzubringen, so daß ich wol merkte, wie ihn etwas drücke. Also schenkte ich ein und bat ihn herauszurücken.

„Gut," sagte der Kleine, — und er danke mir. Aus Wohlerzogenheit und aus schuldigem Respect habe er an Bord geschwiegen, und aus denselben Rücksichten erlaube er sich auch jetzt noch nicht, an meiner schrecklichen Erzählung zu zweifeln. „Aber — seid barmherzig, Excellenz — als Sie in Portoferraio waren, — wie sah er aus, der Mangiagalli?"

Ich gestand lachend, daß ich ihn gar nicht gesehen.

„Ah," sagte Don Buonasera, sein Glas austrinkend, „Sie schenken mir das Leben wieder! Denn Ihre Erzählung hat mich tief erschüttert."

Allerdings sei ich vor wenig Tagen in Portoferraio gewesen, aber um die herrliche Insel Elba und nicht um das Bagno zu besuchen. Was ich ihm erzählt, sei nichtsdestoweniger durchaus keine Fabel. Nur sei der, welchem jenes kleine Malheur passirt, nicht Mangiagalli, sondern der noch größere General Cipriano la Gala, ihrer beider Landsmann aus dem Principato citeriore.

„Und ein General so gut wie nur einer des Don Carlos."

„Mit Vergnügen zugegeben. Sein Leben und seine Thaten singt das Volk. Er rühmte sich, nichts Schmackhafteres zu kennen, als selbstgebratene Carabinieri-cotelettes . . ."

„Vendetta, natürlich!" warf der Advocat dazwischen.

„Italien wäre um seinetwillen nahezu mit Frankreich in einen Krieg verwickelt worden . . ."

„Die Franzosen sind eine großmüthige Nation," sagte der Kleine achselzuckend.

„Leider," fuhr ich fort, „sei auch nicht jener Signor Fucini selbst mein Begleiter gewesen, sondern vielmehr seine höchst vorzüglichen Briefe über Neapel, worin er jenen Vorfall erzählt."

„Ah," machte Don Buonasera, „Zeitungsklatsch!"

„Durchaus nicht. Vielmehr ein Buch, und das beste, welches über Neapel geschrieben ist."

„Ah, Excellenz sollten sich doch Ihr gutes Herz nicht von diesen Schreibern vergiften lassen. Denn sie sind immer Lügner. Woher sollten sie auch all das Zeug nehmen, womit sie täglich ihre Blätter füllen? Das gab es doch wenigstens nicht — regnante Francisco — zur Zeit Franceschiell's. Aber lassen Sie uns, mit Eurer Excellenz Erlaubniß, von etwas Erfreulicherem reden, — ist sie nicht ein schönes Mädchen, die Nennella?"

Unwillkürlich sah ich mich um, obgleich ja das Mädchen längst verschwunden sein mußte. Don Buonasera lächelte.

„Excellenz haben Recht," sagte er. „Und wenn man bedenkt, daß soviel Schönheit arm ist. Arm heißt das gegenüber einem fremden Herrn, der zu seinem Vergnügen reisen kann, wie Ew. Excellenz; denn für eine Capresin hat sie Aussteuer genug, allerdings auch zuviel Erziehung. Ihr müßt wissen, daß ihre Mutter eine Wittwe ist, von Anacapri dort oben, und eine Gevatterin von mir, weshalb denn auch Niemand besser bei ihr angeschrieben steht, als meine Wenigkeit. Ich sage das für den Fall, daß Excellenza etwas zu bestellen hätten an die Nennella, denn für Ihren unterthänigsten Diener wäre selbst der steile und sonnige Weg dort hinauf nicht zuviel . . . Und was meine diplomatische Kunst

betrifft ... Nun, nun, Excellenz haben zu befehlen. Ah, verheirathet sind Excellenz! Allerdings, die Nennella ist ein ehrliches Mädchen, die einen Mann sucht und keinen Liebhaber. Indessen für den Fall, daß Excellenz etwa in Neapel meine Gewandtheit gelegentlich auf die Probe stellen möchten ..." schloß Don Buonasera und überreichte mir mit einer großen Verbeugung seine Karte.

„Hm," sagte ich, „und unsereins hätte darauf geschworen, daß die Nennella gerade Euch nicht besonders grün sei."

Der Alte machte eine schlaue Geberde. „Lustrissimo," sagte er, „wer einem heirathsfähigen Mädchen Grüße bringt von einem interessanten Herrn, bedenken Sie ein wenig, wie kann der ein übelaufgenommener Gast sein! Aber Excellenz wollen sagen, daß Sie die Hartnäckigkeit bemerkt haben, mit welcher dieses Mädchen sich jeder Belehrung entzog, die ich doch aus meiner reicheren Erfahrung nicht sparte ... Wir sprechen unter uns Ehrenmännern, — ich kann Ihnen also erzählen, wie dies zusammenhängt. Nämlich: Ich muß bekennen, daß ich — bei den schlechten Zeiten — mich begnüge, den Anwalt dieser armen Leute zu machen, auch in anderen Angelegenheiten als in Streitsachen. Im Gegentheil, könnte man fast sagen. Ich schreibe ihnen ihre Briefe. So hatte ich denn auch die Ehre, einem deutschen Signore — ah! einem echten und freigebigen Edelmann, wie alle Landsleute Eurer Herrlichkeit — über die ersten Schwierigkeiten der Sprache und des Verkehrs hinwegzuhelfen und zwischen ihm und der Nennella eine Heirath zu planen, resp. zunächst einen Briefwechsel zu führen. Dann — Excellenz werden nicht an meiner Discretion zweifeln — überließ ich natürlich die Liebenden sich selbst. Um diese Zeit bat mich ein anderes achtungswerthes Mädchen dieser Insel um meine Dienste, und hierbei mußte ich zu meinem Kummer entdecken, daß auch sie, die in Unter-Capri wohnte, dem fremden Herrn nicht fremd war. Aber was ging das mich an. Nun denken sich Excellenz, was geschieht.

„Eines schönen Tages — die Sonne war bereits herunter und wir hatten Licht angezündet, hier dort drinnen in der Osterie Zio Mimmi's, wie wir ihn nennen, und auf dem Hofe saß eben jener fremde Herr mit einigen seiner verehrten Landsleute, um den neuen Wein von Lipari zu kosten, denn der von Capri wird seit Jahren in Napoli gemacht und taugt nichts — da also kommt plötzlich ein Frauenzimmer zu uns in's Zimmer, und als sie uns allein sieht, nimmt sie ihr Tuch vom Kopfe. „Nennella," sagen wir beide, Onkel Mimmi und ich, und sehen sie an, denn sie war roth wie eine Kirsche und die Stunde so ungewöhnlich, noch dazu für Eine, die von Oben kommt. „Bringt ein Liter," sagt sie, „Zi Mimmi, ich zahle." Und dann fragt sie ihn — was denken Sie wol, Excellenz — fragt sie ihn, „was er verlangt, wenn er ihren Lordo prussiano umbringt ...!"

„Also nun mußte, wie ich schon gesagt habe, gerade dieser fremde Herr, auf den es gemünzt war, im Hofe sitzen. „Wart einen Augenblick," sagt Zio Mimmi, „nur damit kein Irrthum unterläuft!" und geht hinaus; wie das Mädchen natürlich denkt, um etwa sein bestes Messer auszusuchen; denn Sie müssen wissen, Lustrissimo, daß unser Wirth — sehen Sie ihn sich darauf an, wenn er den neuen Wein bringt — mit Cipriano und Mangiagalli im Sanct Angelo-Gebirge gearbeitet hat, wie die ganze Insel weiß. Und darum war ja auch

die Nennella zu ihm gekommen. Aber hieran können Excellenz recht erkennen, wie kindisch es in dem eifersüchtigen Köpfchen eines Mädchens zuweilen aussehen kann. Zi Mimmi als gedungener Mörder! Zi Mimmi und auf Capri Jemanden umbringen. Er, dem es so wohl geht, seit er begnadigt ist und in der Verbannung auf dieser nahrhaften Insel sitzt, wo sein Geschäft ihm mühelos zu leben gibt!

„Also die Freude können Excellenz sich denken. Denn nun kam mein Zio wieder herein, mit dem ungetreuen Liebhaber und seinen Landsleuten und mit zwei Lichtern in den Händen, und diese alle wollten sterben vor Lachen und betrachteten sich die blutdürstige Nennella, die vor Scham und Wuth weinte und trampelte, aber weder in den Boden zu sinken noch die Thür zu erreichen vermochte. Vielmehr nahm Ihr verehrter Herr Landsmann die wilde Katze trotz alles Tobens auf den Schoß und küßte sie ab, und wir übrigen tranken dazu auf ihre Gesundheit und langes Leben — bis sie entwischte und furios wie eine Hummel davonfuhr, hinaus in Wind und Dunkelheit.

„Aber das Gelächter hinterdrein können Sie sich denken, und ebenso mit welchem Vergnügen die ganze Insel daran Theil nahm, acht Tage lang und mehr, bis die Nennella auf einige Zeit zu Verwandten auf's Festland ging ... Hinc illae lacrymae! Aber pardon, Excellenz, dort sind Leute, die auf mich warten — auf Wiedersehen!"

Während der Advocat aufstand, seine Kunden am Nebentisch zu bedienen, setzte sich der Exbandit pflichtschuldigst zu mir.

„Ah," sagte er und gab mir unbefangen die Hand, „Ihr kennt ihn, unsern Don Biagio, — ein Galantuomo durch und durch, nicht wahr? Und klug dabei wie ein Salernitaner, welche, wie Ihr wißt, dem Teufel selber noch Eins vorgeben. Und solche Leute braucht man bei der heutigen Regierung. Ein Teufelskerl, ein Prachtmensch. Und nicht blos die irdische Gerechtigkeit versteht er auf die richtigen Wege zu führen, was glaubt Ihr! Auch die himmlische — weiß Gott! — sollte man glauben, kriegte längere Beine, wenn er sie beräth. Ihr habt gehört, wie er jenem Conte, den er seinen Bruder nennt, doch noch zu dem verholfen, was ihm zukam, und sich die nöthige Genugthuung verschafft hat, indem er ihn von Mangiagalli greifen ließ? Ein wahres Meisterstück, sage ich Euch, — ich kenne ihn von damals. Allerdings nahmen sie ihn fest — noch in Neapel, wohin er sich zurückzog. Man wußte, daß er mit Mangiagalli verkehrt hatte. Er sollte diesen also verrathen. Jawol! Keine Silbe. Lieber ertrug er ein ganzes Martyrium. Ah, erstaunlich! Ein stupender Mensch. Aber die Zeiten sind schlecht und das Genie wird nicht bezahlt. Darum macht er denn auch heute, was von ihm verlangt wird. Neben seinem Briefschreiben spielt er den Wahlagenten."

„Für Eure Herren von der Camorra?"

Mein Exbandit war die Entrüstung selbst.

„Ah," sagte er, „Signorino, für was haltet Ihr mich? Ich bin ein ehrlicher Mann und habe nichts gemein mit Dieben. Haben sie Euch gesagt, daß ich zu den Sanfedisten gehört habe, daß ich bei den Briganten gewesen bin? Gut. Ich mußte in die Berge wegen einer Blutrache, die ich erbte. Ihr wißt,

daß man zu einem Todtschlag kommen kann, unschuldig wie ein kleines Kind. Ist man schon ein Dieb, wenn man sich mit der Büchse und dem Schrecken sein Leben erhalten muß? Mangiagalli war vielmehr ein Held und Cipriano eine Säule des heiligen Glaubens und ich bin stolz, daß ich unter beiden als ein freier Mann im Buschwald gewesen bin. Ah, Signorino! Dem Cipriano hatte der gute Papstkönig einen Capellan verstattet und ein geweihtes Heiligthum geschickt, damit es ihn unverwundbar mache wie Achill. Ihr zweifelt? Allerdings, gewisse Leute haben diese Thatsachen später nicht wahr haben wollen, aber wir wissen's besser. Lebt er etwa nicht heute noch, der Cipriano? Und hatten wir nicht alle die Absolution in articulo mortis empfangen? Wer fiel, ging als ein Märtyrer des heiligen Glaubens direct in's Paradies ein, ob Ihr's glaubt oder nicht. Ah, Cipriano und die Seinigen waren gerecht wie Salomo und haben nie etwas genommen, als wo das Glück zuviel gegeben hatte. Die Camorra dagegen," setzte er leiser hinzu und sah sich vorsichtig um, „diese Camorra, beim blutigen Heiland, die ihre Ohren überall hat, ist eine Bande von Dieben, und wenn auch zehnmal Abgeordnete und Herzöge darunter sind. Sie nehmen von Jedem und terrorisiren den kleinen Mann. Den reichen Fremden — entschuldigt, ich spreche nach der Gerechtigkeit — den Forestiere lassen sie feige gehen und berauben nur den armen wehrlosen Neapolitaner, der keine Consuln hat oder Gesandte in Rom bezahlen kann. Nein, was Don Buonasera arbeitet, macht er für die Partei der Galantuomini."

„Aber die sind doch bourbonisch oder clerical . . .?"

„Und warum nicht? Zuerst denkt man an seine Haut, mein' ich, und nicht an den, der sie Einem abzieht. Und was gehen uns die Piemontesen an! Indessen es wird diesmal Alles nichts nützen, auch Don Buonasera's Einfluß nicht, und ein Dritter wird die paar Stimmen der Insel fischen. Es scheint nämlich, daß auch die Regierung einen eigenen Candidaten aufstellen will. Und dann wird es einfach heißen: wollt ihr sicher sein, daß man euch die Strafcolonie läßt, so schickt diesen in's Parlament. Nur er hat Einfluß bei den Ministern und gehört zur Majorität . . . Und was bleibt dann übrig. Was wollt Ihr! Es gibt immer noch genug Inseln die lange Küste hinauf — wer kennt ihre Namen —, die um einen solchen Vorzug ambiren . . ."

Ich nahm Abschied und ging. Die Luft war Balsam, Ruhe rings wie im Paradiese, die Aussicht unbeschreiblich. Aus dem gewaltigen Blau tauchten wie die Gefilde der Seligen in abendlicher Klarheit weiße Küsten, leuchtende und dämmernde Inseln . . . Strafanstalten und Verbannungsorte! „Und es gab immer noch genug, die lange Küste hinauf — wer kennt ihre Namen —, die um einen solchen Vorzug ambiren . . ." Unterm Thor des Städtchens saßen Soldaten der Strafcolonie, — vielleicht war jener darunter, der hier unter die Briganten zu gehen gedachte. Wieder waren meine Gedanken bei dieser Landplage Italiens. Und nach den Erfahrungen dieses Tages zweifelte ich recht ernstlich, daß es genüge, die braven Carabinieri in den Busch zu schicken, um den Brigantaggio aus seinen besten Schlupfwinkeln zu vertreiben.

Aus der Zeit des Consulats.

In Briefen und Tagebuchblättern Karl Benedict Hase's.

Mitgetheilt von

O. Heine,

Director des Magdalenen-Gymnasiums in Breslau.

Die in dem October- und Novemberheft des vorigen Jahrganges der „Rundschau" veröffentlichten Mittheilungen Karl Benedict Hase's über seine Wanderung nach Paris im Jahre 1801 haben mir so viel freundliche Zuschriften und so dringende Aufforderungen, die übrigen Briefe nicht zurückzuhalten, gebracht, daß ich dem Wunsche gern nachkomme. Ich hatte die Briefe Hase's zwar nicht gekürzt, aber, um nicht zu ausführlich zu sein, von der Wanderung durch Deutschland vorzüglich nur die Schwierigkeiten, welche Hase hatte, in die Republik einzutreten, mitgetheilt. Auch die Schilderung der Lebensweise der französischen Bauern hatte ich weggelassen und aus dem Jahre 1802 nur die Briefe gegeben, welche für die politischen Zustände des damaligen Frankreichs von Interesse waren. Das Fehlende trage ich jetzt nach, indem ich, zum besseren Verständniß, aus dem früher bereits Mitgetheilten hier wiederhole, daß Karl Benedict Hase, von republikanischer Begeisterung getrieben, als mittelloser Student Jena verließ und zu Fuß nach Paris wanderte; daß er in dieser Stadt durch seine wunderbare, an das Geniale streifende Sprachenkenntniß, namentlich des Griechischen, sich rasch eine Stellung machte; daß er, zuerst als Beamter und dann als Bibliothekar der kaiserlichen Bibliothek und Mitglied der Akademie eines hohen Ansehens in der gelehrten Welt genoß; daß er in seiner Jugend Erzieher des nachmaligen Kaisers Napoleon III. und in seinem Alter der Lehrer Gambetta's[1]) war; daß er sich, trotz des raschen Wechsels der Regierungen, in seiner hohen Stellung behauptete, und daß als „père Hase", hochbetagt im Jahre 1864 starb, die Theilnahme für den trefflichen Mann allgemein war, auch in Deutschland, für welches er bis zuletzt eine große Vorliebe bewahrt hat.

Die erste Serie der nachfolgenden Briefe Hase's ist an seinen Studiengenossen Erdmann gerichtet.

[1]) Man vergl. im vorliegenden Hefte den Artikel „Gambetta", S. 41.

Die Red. der „Rundschau".

I. Auf der Wanderung nach Paris.

Eisenach, den 1. October 1801.

Daß Du uns die härtesten Augenblicke hast ersparen wollen, dafür weiß ich Dir Dank. Ich verstand Dich, auch habe ich nicht gewartet. Ich schritt wacker zu; der Weg war besser als ich geglaubt hatte. Nach Gotha kam ich um elfe mit entsetzlichen Brust- und Rückenschmerzen. Ich schlich um die Stadt, außen an dem herrlichen Walle hin, unter dunkeln Lindenalleen, den Wall mit seinem lieblichen Grün und der blauen Spiegelfläche seiner Gräben immer zur Linken. Am jenseitigen Ende der Vorstadt kehrte ich ein. Bisher war das Wetter zwar trübe, aber doch ohne Regen gewesen, kurz vor Asbach erhub sich Platzregen und Sturm. Das hielt mich auf, ich mußte langsamer gehen; doch bin ich nicht untergetreten. Auch verzog sich der Guß wieder, nachdem er den Fußpfad gehörig schlüpfrig gemacht hatte.

Auf der Höhe, ehe man in den Mechterstedter Grund hinabsteigt, begegneten mir wenigstens vierzig Bauerkinder, die in zwei große Truppen getheilt die Straße heraufzogen und mich alle auf einmal fragten, ob ich kein Geschirre — sollte heißen Wagen — gesehen hätte. Es war die Schuljugend aus Adelstädt oder Edelstädt, die ihrem neuankommenden Schulmeister zur Bewillkommnung entgegenging. Da sie ihn noch nicht kannten, so war ich im Begriff mich selbst dafür auszugeben und wenn man einen wundgedrückten Rücken hat, so ist es einem am Ende einerlei, ob man in Thessalien oder in Thüringen Buben unterrichtet, vorausgesetzt, daß man bei letzterem geschwind zur Ruhe und zu gewissem Brote kommt. Da war es ein Glück, daß mir der Regen wieder ein wenig zu Kräften geholfen hatte, sonst hätte der Wunsch nach Häuslichkeit den Sieg behalten, und ich wäre heute Abend — denn den genuinen Besitzer hätte ich als Betrüger verdächtig gemacht — in meine Kantorei eingezogen.

Ich kehrte in Schönau noch einmal ein und kam nach sechs hier an, entsetzlich müde. — Ich habe heute von zwei Groschen gelebt und mich wohl dabei befunden. Hier liege ich in dem „Anker", auf einer nicht zu heizenden Stube allein. Den „halben Mond" vermied ich aus Furcht vor Entdeckung. Von meiner Gemüthsstimmung heute nichts. Ich lege mich schlafen.

Frankfurt, Montag, den 5. October.

Gestern Abend, auch vorgestern konnte ich Dir nicht schreiben und das war sehr gut. Am Sonnabend habe ich einen schrecklichen Abend gehabt. Höre.

Den Freitag schrieb ich in Hünfeld bis Mitternacht im Bette, dann schlief ich ein. Um drei Uhr wurde ich von dem entsetzlichen Lärmen der Fuhrleute geweckt, die wieder anspannten, ich stand selbst auf. Nach vier Uhr war ich auf der Straße, durch den wenigen Schlaf mehr gestärkt, als ich geglaubt hätte. Es war eine schreckliche Nacht, furchtbarer Nebel, durch den die Gestirne, wunderbar von einem Hof umgeben, bleich durchschimmerten. Ein Rothgerber aus Hünfeld holte mich ein; wir sprachen viel. Eine Meile von Fulda, als die Sonne eben aufging, blieb mein Begleiter stehen, zeigte in den Nebel hinaus und sagte: das ist das erste Viertel. Des Mondes? fragte ich. Nun wurde

zur Erklärung eine gräßliche Geschichte gegeben von zwei Juden, Mördern, die man auf Kuhhäuten umhergeschleift, den einen, der Christ wurde, geköpft, den anderen aber in vier Viertel zerhauen und auf der Landstraße aufgehängt hatte. Ich glaubte, es wäre das im Mittelalter geschehen; es that mir weh hören zu müssen, daß wenige Jahre zwischen mir und dieser Begebenheit lagen. Ueberhaupt habe ich nie so con amore von allen Gräueln der Justiz reden hören, als im Fuldaischen. Da weiß man Mythen von einem Räuber, der den Postknecht tödtete und dann, von dem Scharfrichter in Hünfeld gebannt, immer im Lande umherritt ohne heraus zu können, bis man ihn festnahm u. s. w. Nicht allein in seinen Göttern, auch in seinen Lieblingsgeschichten malt sich der Mensch.

Die Polizei im Fuldaischen muß sonst von keiner sonderlichen Energie gewesen sein. Noch vor dreißig Jahren hielt sich in einem Walde eine halbe Stunde nördlich von der Residenz eine starke Räuberbande auf und brachte fast alle Wochen Menschen ums Leben, ganz ungestört. Nach Fulda kam ich noch in vollem Nebel; es ist eine große, schlechte Stadt. Der Kürisser im Thor hielt mich an und wies mich an das Haus des Thorschreibers. Da stand ein Mädchen, ganz schlecht gekleidet, aber mit dem schönsten aller Madonnengesichter, die ich je sah, und so freundlich wie eine gute Fee. Sie wollte den Paß nicht sehen.

Ich trank in der Stadt Kaffee bei einem Wirthe mit einer abscheulichen Kapucinerphysiognomie und ebenso bigott. Drei Kruzifixe hingen an den Wänden und um jedes drei Heiligenbilder in Kupfer gestochen. Nun fingen auch an allen Straßen die Bildsäulen und Kreuze an, welche der katholischen Landschaft ihren Charakter geben.

Bei Flieden, als ich auf den Erdrücken kam, der hier Süd- und Norddeutschland, das Gebiet der Weser und des Mains, von einander trennet, verzog sich der Nebel; es ward heiter und heiß. Es war etwa Mittag, da kam ich eine halbe Stunde von Schlüchtern an die Hanauische Grenze und zugleich an die Senkung des Terrains nach dem Main hin. Der Augenblick bewegte mich. Die Aussicht war schön; ich stand sehr hoch. Zwischen zwei schönen Buchenwäldern steigt die mit Bäumen bepflanzte Straße hinab in ein Thal, in welchem man hinaussieht bis zu den Höhen von Gelnhausen. Ich stieg hinunter ins Maingebiet, der heitere Himmel über mir schien mir Muth zuzusprechen. Und welche Gegend, welches Grün! Diese dem Herbst trotzende Fülle des Baumschlags habe ich nirgends so wie im Kinzigthale gesehen.

Schlüchtern ist ein schlechtes Städtchen. Zwischen Steinau und Salmünster, als ich fast der Hitze erlag, begegnete mir eine Frau und ein junger Mensch aus dem Maingrunde. Sie hatten Trauben zum Verkauf; ich nahm und aß auf das Wohl nicht Drusi, sondern des Kaiser Probus, qui primus, sagt Spartian, ad ripas Rheni incultas hujusque et horridas per legiones vites traduxit.

Dicht bei Salmünster stoße ich auf einen preußischen Kürassier, der seine bei Trier wohnenden Verwandten hatte besuchen wollen und — ich höre und erstaune — von den Französischen Gendarmen nicht eingelassen worden war. Ein Fußgänger, ein Bettler dürfe nicht in die Republik, so hatten sie gesagt. Ein böses Omen.

Ich hatte mir vorgenommen in Salmünster zu bleiben, in der Hoffnung, es sei eine protestantische Stadt. Wie erschrak ich, als ich wieder Kruzifixe an der Straße erblickte. Und meine Furcht traf leider ein. Im „Engel", wo ich einkehrte, waren die Leute noch katholischer als in Hünfeld.

Ich hatte diesen Tag funfzehn Stunden gemacht und meine Füße schmerzten mich. Ich ließ mir ein Fußbad machen; da befiel mich ein heftiges Zittern durch den ganzen Körper und entsetzlicher Frost. Ich war ganz muthlos, ich glaubte, eine lange Krankheit sei auszubrechen in Begriff. Die cynische Nahrung dreier Tage ohne irgend eine Corroberanz, der fast eingebüßte Schlaf der letzten Nacht und besonders der Kraftaufwand, mit dem ich meine Bürde trug, hatten mich zu einem wahren Ritter von der traurigen Gestalt gemacht; ich erschrak, als ich mich im Spiegel erblickte. Die Leute im Engel ergriffen die beste Partie, sie bekümmerten sich nicht um mich. Ich dachte über mich nach, im Falle ich förmlich krank werden sollte. Ein Kaiser von Konstantinopel sagte zu den Hunnen: Gold habe ich nicht, aber Eisen, um die Qual, die Ihr mir verursacht zu beenden. Ich konnte dasselbe zu einer Krankheit sagen und ich leugne es nicht, ich warf hoffnungsvolle Blicke auf meinen Säbel.

Glücklicherweise kam es nicht so weit. Ich schlief — schon um fünf Uhr war ich angekommen — zwei Stunden, aß dann so viel ich konnte, und schlief wieder die Nacht hindurch und die Ruhe hob meine Schwäche.

Sonntags verließ ich Salmünster, als die katholischen Bäuerinnen, die Köpfe in weißes Linnen verhüllt, mit Paternostern an der Schürze, durch die Stadt zur Messe zogen. Vor Gelnhausen begegnete ich einem blaugekleideten alten Manne. „Bon jour, Monsieur". „Bon jour, vous êtes Français?" antwortete ich. „Oui, pour vous servir." Und nun erfuhr ich, er sei ein Emigrirter, habe nach Frankreich zurückkehren wollen und sei, o des Jammers, von den oft erwähnten Gendarmen zurückgewiesen worden. „A présent je suis sans moyens, sans appui, sans ressources. Grand dieu, lorsque j'étais à Paris, c'était autre chose." Ich gab ihm einen halben Laubthaler. „Avec ce petit écu," sagte er mir, „j'irai en Pologne, où les émigrés sont fort estimés." Ich wünschte ihm zu diesem Plane Glück.

Bis Gelnhausen behielt das Kinzigthal von Schlüchtern an seinen Charakter; Rasenhügel, meistens mit Buchen und Birken bedeckt, die einen breiten Wiesengrund zwischen sich einschließen, in vielen Stücken mit dem Orlathal bei Neustadt zu vergleichen. Bei Gelnhausen aber wird alles anders. Da geht der Weg über die Kinzig hinüber und läuft hoch an der rechten Hügelreihe des Thales hin. Ach, welcher Standpunkt! Zu beiden Seiten der Heerstraße Weinberge, und wie voll, wie gedrängt die Reihen, welches dunkle Grün; vor mir die wunderlichen gothischen Thürme der alten Stadt vom Thale an bis hoch herauf zu dem Hügel, links daneben die weite grüne Aue, die sich weiter und weiter nach Hanau und dem Main hin öffnet und über mir der heitere Himmel des Südens.

Gelnhausen fehlt es nicht an gelinder reichsstädtischer Schlechtigkeit und reichsstädtischem Gebäck. Das erbärmliche Pflaster empfanden meine Füße. Doch that es mir wohl, daß ich hier wieder freundliche Menschen sah. Auch

hat mich ein hübsches Mädchen angelächelt, was mir in drei Tagen nicht arrivirt ist. Denn mit den Katholikinnen ging es eben so wenig als mit den Katholiken; die Peppelis, Bäbelis, Jaköppelis, Katzerlis im Fuldaischen sind entsetzliche Subjekte.

Man hatte mir in Salmünster gesagt, das Hanauer Marktschiff gehe des Morgens bis Frankfurt und so wie dies angekommen sei, das Frankfurter nach Mainz. So könne man in einem Tage von Hanau bis Mainz kommen. Allein als ich näher an Hanau kam, fand ich, daß sich die Sache nicht so verhielt. Wer früh mit dem Schiffe abgeht, kann nicht weiter kommen als Frankfurt, da das Frankfurter Schiff zugleich mit dem Hanauer ausläuft. Darum entschloß ich mich noch bis Frankfurt zu gehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bei Dörnigheim, eine Stunde von Hanau, sah ich zum ersten Mal den Main, hier etwa dreimal breiter als die Saale bei Jena. Aber was mir den Anblick ganz verleidete, das war die fürchterliche Entblößung seiner Ufer. Da siehst Du keine Weiden oder Ellern, nicht einmal niederes Gebüsch wie es die Saalufer so schön umfaßt; der Rasen der Wiesenfläche schließt dicht an die Fläche des Flusses an. Ich weiß, daß es so sein muß, damit die schiffziehenden Pferde nicht gehindert werden; aber daß der prächtige Strom so gleichsam wie eine nackte Schlange sich durch die Wiesen krümmen muß, wird mir nie gefallen.

Und nun trat ich auch in die Gegend, wo die Tausende ruhen, die für und wider Freiheit kämpfend gefallen sind. Der ganze Horizont ist ein großer Kirchhof. Jenseit des Flusses Offenbach, wo die Franzosen Clairfayt's Reiterei schlugen, rechts von mir die Höhen von Bergen und Bilbel, die beherrschenden Punkte der Gegend. Es ist hier fast, um Dir nur einige Ideen zu geben, wie in der goldenen Aue in der Nähe von Wallhausen, die Ebene eben so weit, das Thal ebenso flach, Waldgruppen hier und da verstreut. Aber doch ist die Landschaft schön; der über jedes Einzelne verstreute, nur dem Süden eigne malerische Reiz und der herrliche Strom geben den Fluren hier einen ganz anderen Charakter.

Trier, den 9. October 1801.

Hier an der Grenze des ehemaligen Deutschlands finde ich wieder einen Augenblick Zeit, Dir zu schreiben. Ich will versuchen, die Begebenheiten dreier Tage nachzuholen.

Den 7. October früh bestieg ich bei sehr trübem Wetter das auf dem Rhein dicht unter der Mainzer Brücke liegende Yachtschiff, die Diligence genannt. Die dazu gehörige Gesellschaft fand sich nach und nach ein, um sieben holten wir eine andere Hälfte aus Castel von der deutschen Seite herüber und stießen ab. Zwar hatte ich mir vorgenommen, immer über dem Verdeck zu bleiben, das war aber doch nicht möglich, ich fror zu arg. Und auf dem weiten Spiegel des Rheines hin, wo die Ufer auf beiden Seiten nur wie dünne grüne Linien erschienen, verlor sich mein Auge in unbestimmte neblige Fernen. Die Gesellschaft bestand aus einem französischen Officier, einem Studenten aus Erlangen, der mir mehr als zwanzigmal sagte, er habe seinen Eltern sehr viel Geld gekostet und es sollte ihm sehr leid thun, wenn er jetzt auf dem Rhein ertränke

und aller Aufwand vergeblich gewesen wäre; aus einem Holländer aus Harlem, der kein Wort sprach, aus einer Französin, die dagegen nicht aufhörte zu reden, und mit deren Mädchen von fünf Jahren, Justine genannt, ich mir viel zu schaffen machte; aus dem zwanzigjährigen Sohne derselben Französin, der Schreiber oder so etwas in München gewesen war und von mir sehr viel Deutsch profitiren wollte; aus einem Weinhändler aus Göttingen, Namens Bethmann, und aus dessen Begleiter, von Holzminden gebürtig. Außerdem befanden sich noch etwa ein Dutzend Unglücklicher, theils Handwerksburschen, theils polnische Juden, theils Bauern auf der Diligence, die von den Schiffern trotz ihres heftigen Protestirens und der Exception de argento so gut wie die Vornehmen (das waren nämlich wir) dato gleich anfangs in eine Art von Schrank oder Menschenremise im Hintertheil der Diligence zusammengepreßt wurden, von wo aus sie sich durch ein fortwährendes Gemurmel aller Theile für ein so aristokratisches, in der Republik billig nicht erhörtes Verfahren zu rächen suchten, so daß Keiner von uns den Platz oben am Schranke einnehmen wollte, bis wir endlich den Harlemer und Herrn Bethmann durch allerlei Intriguen hinaustransportirten, welchen beiden Menschen es an Geruch und Gehör völlig zu fehlen schien.

So schwammen wir den prächtigen Strom hinunter; zwei Schiffer auf dem Vordertheil ruderten, der Conducteur führte das Steuer. Denke Dir die goldene Aue bei Wallhausen und Roßla von einem wenigstens eine Viertelstunde breiten Strome durchzogen, und jeden Hügel, von der Wiese an, die das Ufer berührt, bis zu dem fernsten Berge hin, der den Horizont einfaßt, mit Weinstöcken gedrängt besetzt, so hast Du etwa eine Vorstellung von den Rheinansichten dieser Gegend. Sie sind mit dem Saalgrunde nicht zu vergleichen, wie Du einsehen wirst, sie haben ihren ganz verschiedenen Charakter; wenn ich aber, alles Uebrige abgerechnet, zwischen Saale und Rhein wählen sollte, ich würde die Saale vorziehen.

Da folgten nun Ortschaften auf Ortschaften, bald Villen mit hochragenden Cypressengipfeln, italienischen Pappeln und niedrigen, weißblinkenden Giebeln, im Geschmack der Antike, bald niedliche Meiereien mit rothen Ziegeldächern, von Gebüsch umgeben, in holländischem Styl; bald wieder Dörfer, ummauert so wie hier fast alle, mit gothischen Thürmen, halbverfallenen Warten aus schwarzem Stein, und mit Gattern versehene Anfahrten, die weit in den Fluß hineinliefen; kurz, wer mag die unendlichen Verschiedenheiten der Wasserlandschaft aufzählen, so wie sie sich uns hier von Viertelstunde zu Viertelstunde mit jeder sanften Biegung des Flusses darstellten? Die Ansicht des Klosters Johannisberg, das, eine zweite Villa Hadrian's, auf dem Gipfel seiner Rebenhügel liegend, weit in den Rhein hineinläuft, und das man lange im Gesicht behält, war vorzüglich auffallend.

Ich hätte fast vergessen, Dir ein äußerst interessantes Weib, eine schöne zwanzigjährige Holländerin, schlank wie eine Venus, zu nennen. Ihre Gegenwart brachte neues Interesse in alle unsere gegenseitigen Verhältnisse, es drängte sich Jeder um sie, und ich weiß mich noch in diesem Augenblicke glücklich, daß

ich, den sie sogar vor dem französischen Officier auszeichnete, auf dem Verdeck zwei Stunden neben ihr auf demselben Koffer saß.

Bis gegen Mittag waren wir gefahren, da näherten wir uns Bingen, dem Binger Loch und seiner vielbesungenen mythischen Gegend. Plötzlich erweitert sich der Rhein zur Form eines Sees; Du schwimmst auf einem Spiegel, dessen Fläche wenigstens die Breite hat von Winzerle bis zur Kette der Johannisberge unter Lobeda, eine ungeheuere Fläche. Und vor Dir, Du siehst es, verengt sich diese Fläche in einen dunkeln, tiefen Schlund. Himmelhoch steigen dicht aus dem Strome Felsen empor, fortlaufende Wände, hier von Bingen, dort von dem gegenüberliegenden Ufer. Und zwischen diesen drängt sich der Rhein hindurch; da tost sein Fall im Binger Loch. Langsam ruderst Du in die scheinbar verschlossene Kluft hinein, Rüdesheim mit den Ruinen seiner Schlösser rechts, Bingen links von Dir. Worte können das Ungeheure dieser Ansicht nicht anschaulich machen. Lies, ich bitte Dich, ihre schöne Beschreibung von Lafontaine in einem Briefe Clara's du Plessis an Clairant. Nichts kann wahrer sein. Ich wußte sie zum Glück noch halb auswendig und wiederholte sie mir auf dem Verdeck stehend, als wir diesem, mir ewig merkwürdigen Orte zusteuerten.

Noch ehe wir nach Bingen kamen, legte die Yacht in Rüdesheim an, da schrieb ich meinen Brief an Dich, den Du nun erhalten haben wirst. Bei Bingen stieg ich aus, mit der Jagdtasche unter'm Arm. Es kam ein langgefürchteter Gensdarm herab an's Ufer. „Qu'avez-vous là dedans?" „Oh mes linges, citoyen. Voulez-vous les voir?" „Oh non monsieur, je me repose sur votre visage." Und so kam ich durch.

In Bingen aß ich Mittags und ging dann weiter, schon ziemlich spät. Eine herrliche Gegend hinter der Stadt, da wo die Nahe in den Rhein fällt; die hohen Felsen, die den Fluß umgeben, erinnerten mich an Jena. Ich kannte den Boden schon; auf der Nahebrücke, über die ich ging, schlugen sich Civilis' Truppen, der einen Aufstand in Niederdeutschland durchgesetzt hatte, mit den Römischen Legionen, die von Mainz herkamen und über die Brücke durchbrechen wollten. Berg und Thäler fand ich nach Tacitus' Beschreibung wieder.

Auf einer etwas schlecht gewordenen Chaussee stieg ich über einen entsetzlich hohen Bergrücken bis Stromberg, einer Stadt wie Weida gelegen. Von da erhub ich mich auf den Hundsrück, das Gebirge zwischen Rhein und Mosel. In einem schönen Felsthale führte mich der Weg hinauf, ein starker Bach kam mir in Cascaden entgegen. Ich blieb in einem Dörfchen, Derbach genannt, zwischen Argenthal und Stromberg, die Nacht. Hier ging schon die große Noth an, die bis jetzt fortdauert. Du theurer, vaterländischer Trank, den die Helden in Walhalla saufen, Bier, Bier, Bier, wo finde ich Dich jetzt? Da ist in keinem Gasthofe mehr dieser Götterfaft zu haben; nichts gibt man Dir als Moslerwein, der mich so erhitzt, daß ich keine Nacht gehörig schlafen kann, und ein abscheuliches Gesöff, Birnenwein genannt. Dazu kommen die Matratzen, auf denen ich schlafe, und ganz dünne Decken, die ich siebenhundertmal um den Leib wickeln muß, wenn ich erwärmt sein will, und der beständige Honig, den man statt der Butter gibt und den ich nach der bekannten Tugend so unmäßig esse,

daß ich, seit ich mich auf dem Boden der Republik befinde, das Bauchgrimmen fast noch nicht losgeworden bin.

Ich passirte durch Kirchberg und hatte von da einen abscheulichen Weg nach dem Moselthale, lauter kleine Thäler und Wiesengrund rechts und links. Ich kam diesen Abend bis Monzelfeld oder Monzelberg — ich weiß nicht mehr recht — einen kleinen Ort auf den Höhen am Moselthal, durch welchen die Poststraße von Trier nach Koblenz geht. Am neunten October stieg ich von dort hinab in das herrliche Moselthal. Denke Dir die Berge bei Schwarzburg mit Weinbergen bedeckt und etwa so weit von einander abstehend, daß ein Fluß, noch einmal so breit als die Saale, sich hindurchwinden kann, so hast Du ein Bild der schönen Gegend. Bei Mühlheim (in der Landessprache Mühm) kam ich zu dem Strome hinab, bei Doucemont fuhr ich auf das linke Ufer hinüber. Dort läuft die Landstraße von Koblenz nach Trier durch Eberhards Klause, auf die ich nunmehr kam.

Monzelfeld — damit Du doch seine Lage auf der Karte finden kannst, liegt zwischen Bernkastel und Veldenz. Der Strom windet sich durch sein Felsenthor in solchen Krümmungen, daß Du von Bernkastel nach Trarbach zu Lande in einer Stunde kommen kannst, zu Wasser den Fluß hinab sieben Stunden brauchst.

Bei Ehrang, unweit Trier, kam ich in eine herrliche Gegend. Das Thal der Mosel hat hier einige Aehnlichkeit mit dem der Elster. Breite Wiesen und durch sie die weitgeschlungenen Krümmungen des stark fließenden Stromes, bald Weinberge an seiner Seite, bald mit Gebüsch überzogene Hügel, bald steiler Fels. In Ehrang selbst ließ ich mir ein Haus zeigen, wo man der Sage nach Weintrauben verkaufte. Auch hier die alte Soldaten- und Franzosenfurcht. Um mich los zu werden, gab man mir für ein Petermännchen — die hier zu Lande übliche kleinste Scheidemünze — so viel als mein Hut nur fassen wollte.

Um fünf Uhr Nachmittags kam ich nach Trier und kehrte bei einem Bäcker ein. In der Republik darf jetzt jeder, der nur will und kann, Fremde beherbergen. Das hat seine guten und bösen Folgen: seine bösen, daß jetzt alle die herrlichen Unterhaltungen, ob der Gasthof gepachtet ist oder nicht — ich bitte, sich meiner Wuth danach zu fragen und Deiner gelinden Anspielungen darauf zu erinnern — auf einmal abgeschnitten sind; seine guten, daß man, da jetzt kein Wirth mehr das Monopol zu prellen hat und überall Concurrenz eintritt, gewöhnlich sehr gut behandelt wird. In Trier wird das nun eigentlich nicht der Fall sein. Es ist in den vereinigten Departements entsetzlich theuer — wahrscheinlich Schuld des Krieges — und der Trier'sche Bäcker wird es mich zuverlässig entgelten lassen. Sonst sind es gute Leute — etwas bigott. Es existirt ein Kind im Hause von etwa acht Jahren, mit einer schönen sanften Physiognomie; wird Engel gerufen, ein Name, dessen Substanz ich noch nicht habe ergründen können, etwa Angelica oder so etwas. Mit diesem Engel habe ich mich viel beschäftigt den Abend hindurch; ich habe das Mädchen sein credo und pater noster auffagen lassen, das es recht gut inne hatte. Und die Leute im Hause lassen sich nicht ausreden, daß ich ein Katholik wäre, weil ich das Paternoster und Credo auswendig kann, und die sieben Sacramente an den

Fingern herzuzählen weiß. Ich kann mir nicht erwehren an unsern Freund Krag zu denken, da die Sprache dieser Leute mich unaufhörlich an ihn erinnert. Wie er, sagen sie statt Edelleute „Kaffliere", statt ja wol „o kewiß", statt die Schnur „der Schnure". Auch der Accent ist ebenso.

Ich schreibe dies in meinem Bette, die leichte französische Decke zwanzigmal um meine Hüften gewickelt, das Licht auf einer Bank vor mir. Die beiden vorhergehenden Nächte, zumal in Derbach, habe ich entsetzlich geschlafen, unter beständigen Uebelkeiten und fortdauernder Kolik. Vielleicht wird es heute besser. Schlafe wohl.

Verdun, den 12. October.

Gott sei Dank, endlich in der Republik. Ach, welche Menschen, welches Land. Geschwind laß Dir erzählen. Den 10. October verließ ich Trier früh sieben Uhr, nachdem mich der bigotte Bäcker gehörig geprellt hatte. Nach Thionville — Diedenhowen sagt man hier — sollten vierzehn Stunden sein, ich gab also die Hoffnung auf, es heute noch zu erreichen. Nach zwei Stunden hatte ich die Brücke von Konz passirt und ich befand mich von aller Straße verlassen auf der Landspitze zwischen Mosel und Saar. Denn da die große Chaussee von Trier über Luxemburg nach Verdun geht, da ferner kein einziger betretener Weg diese Gegend berührt, so sind die Einwohner nicht allein so unglaublich barbarisch, als sie nur in Lappland sein können, sondern es ist auch fast kein Weg da, zu ihnen zu gelangen. Bald tiefe Schlünde, durch welche man rechts hinaus in die blauen Fernen des Moselgrundes sah, bald sumpfige Wiesen, bald Reitbahnen, d. h. solche Wege, in welchen Du wegen des Sandes in einer Stunde kaum fünfhundert Schritte vorwärts kommst. Erschöpft und durstig sah ich ein Dorf von fünf Häusern im Walde vor mir liegen; es heißt Rillingen. Ich gehe als französischer Soldat in das beste Haus und verlange Wein. Die Bewohner versichern, sie hätten keinen. Ich fordere Birnenwein und, als auch dieser abgeleugnet wird, drohe ich mit dem Säbel. In einem Augenblicke wird er gebracht, mir Brot dazu gegeben und alles angewendet, um die Wuth des Kriegsmannes zu besänftigen, dessen unverhoffte Mildthätigkeit man segnet, als er den Krug Birnenwein, ein abscheuliches Gefäß, hellblau und stinkend wie faule Eier, mit einem Zwanzigkreuzer bezahlt. Nur wünschte ich im Stande gewesen zu sein, von ihren Danksagungen mehr zu verstehen. Denn jenseits der Saar spricht man schon ein so verdorbenes Deutsch, daß es für uns Sachsen so gut als eine fremde Sprache ist. Das Französische und Deutsche fließt hier zusammen. „Au kenner anne?" heißt: Wo gehen Sie hin? Joi (oui) heißt ja, „wuhr" (vous) heißt: ihr, oder — denn man kennt die Anrede in der dritten Person des Plurals nicht — auch Sie. Schon in Trier verstand man mich nicht mehr, wenn ich nach dem Thore fragte; das Thor nennt man dort die Portee.

Als ich aus Rillingen hinausging, sehe ich aus einem an der Kirche angebauten Häuschen dicken Dampf aus der Feuereffe steigen. Dort wohnte ein Eremit, ein Waldbruder, wie ihn hier die Bauern nennen. Daß ich nicht, so gierig nach warmem Essen wie ich war, hineinging und ihn als republikanischer

Soldat zur Abtretung der einen Hälfte zwang, daß ich dies unterließ, um die Franzosen nicht noch verhaßter zu machen, als sie schon sind, dafür, behaupte ich, verdiene ich eine Bürgerkrone. Denn ich hätte es gekonnt. Alle Anwohner der beiden Moselufer von Trier bis Koblenz scheuchst Du durch den Anblick eines bloßen Säbels aus dem Felde hinweg zu ihren Marienbildern und Hubertsschlüsseln.

Schon zwischen der Brücke von Konz und Rillingen war ich einigen Bauern begegnet, die mir auf meine französische Frage französisch antworteten; in Merzkirch eine Stunde von Rillingen sprach die Wirthin französisch, sonst aber ist in diesen Dörfern noch alles deutsch. Auf der kahlen Höhe, die das Moselthal einschließt, ging ich fort und kam Abends nach Perl und von da über die Grenze des alten Frankreichs nach Sierck, das lustig zwischen Wiesen und Weinbergen an der Mosel liegt, fast wie Sulza an der Ilm. Zwar spricht auch in Sierck jedermann obenerwähntes Deutsch, sowie überhaupt überall bis zur Mosel nach Thionville und Metz hinunter, aber der französische Nationalcharakter waltet und webt hier schon mächtig ob; das siehst Du in der Reinlichkeit des aufgeputzten Städtchens, in dem wohlgepflegten Freiheitsbaume auf dem Markte, in der Lustigkeit seiner Einwohner. Ueberall das Bestreben zu glänzen und Aufmerksamkeit zu erregen. Die Straßen sind auf beiden Seiten eingefaßt mit petites affiches und Anschlagszetteln; kein Töpfer, der nicht in dem Laden sein rothes, grünes und gelbes Geschirr in eine zierliche Pyramide zusammengebaut, kein Verkäufer von Mousselin, der nicht unter die aushängenden Stücke rosafarbenen Taffet gezogen hat, damit auf demselben die künstlich gewirkten Muster sich besser ausnehmen. Und redest Du die Leute an, wie treffend die Antworten, wie schlau und wie gut gesagt! Du bist unter Franzosen.

Ungern verließ ich Sierck und ging noch denselben Abend bis Königsmachern. — — Schon von Sierck an hatte ich die grande route française gehabt, eine Heerstraße, die mich mit ihren unwürdigen Schwestern, den Chausseen, versöhnte. Breit wie eine große Gasse durch eine Stadt, erhöht in der Mitte, mit weichem Kiese bestreut auf beiden Seiten, läuft das herrliche Gebäude über hochgewölbte Brücken, durch ausgegrabene Hügel, in gerader Richtung seinem Ziele zu. Um neun Uhr ging ich von Königsmachern aus; schon um zehn Uhr war ich in dem zwei starke Lieues entfernten Thionville vor dem Thore. Ueberhaupt weiß ich nicht, was ich von den französischen Lieues denken soll. Macht es die Kleinheit des Maßes oder die schöne Straße oder die Schnelligkeit meines Schrittes, kurz, wenn ich um neun Uhr ausgehe, mich vier bis fünfmal hinsetze um auszuruhen, geflissentlich langsam schlendere und überall stehen bleibe, um mit den Passagieren zu reden, so habe ich Nachmittags zwei Uhr und wenn ich mich auf den Kopf stelle, meine acht bis neun Lieues gemacht.

Thionville ist stark befestigt und hat die gewöhnliche französische Nettigkeit und Pracht im Aeußern. Der Maire in Königsmachern hatte mich versichert, daß ich fünf Stunden umginge, wenn ich mich auf Metz wendete, ich müßte gerade auf Etain zu, konnte mir aber über den einzuschlagenden Weg keine Auskunft geben. Darum frage ich nun in Thionville an dem nach Metz hinausführenden Thore den dort stehenden Chasseur à pied. Ueber Longvy und

Longnion müsse ich nach Etain, meinte der. Das leugnete ich. Während wir disputiren, sammelt sich das halbe Bataillon um mich her, alles schreit in mich hinein; so viel Köpfe, so viel Meinungen. Der will, Du sollst über Richemont, jener, Du sollst über Briey, dieser über Metz (Mess sprechen sie es hier aus) gehen. Man wird hitzig gegen einander, man fängt an sich Sottisen zu sagen, und macht es so arg, daß Du sie stehen läßt und aus dem Thore läufst, dennoch aber, wie Du beim Glacis bist, die bei dem innern Hauptwall Zankenden noch schreien hörst. Auftritte der Art sind nur in Frankreich möglich: sich über eine gleichgültige Sache, nach der ein Fremder fragt, zu ereifern, daß vielleicht hier einige Duelle die Folge gewesen sind.

Hier nun jenseits der Mosel war ich im eigentlichen altfranzösischen Gebiet; hier kein Wort mehr Deutsch, hier schon, obgleich von aller betretenen Landstraße entfernt — von Thionville nach Etain führen nur des petites routes — doch die französische Landschaft, die ich Dir nun beschreiben will, mit ihrem ganz eigenthümlichen Charakter. Da ist, wenn Du aufmerksam beobachtest, nicht ein Hügel, nicht ein Baum, so wie sie in Deutschland sind.

Du stehst auf einer ungeheuren Ebene, etwa so wie die zwischen Weimar und Erfurt. Alles gut bebaut, mit einer, für uns ganz ungewohnten Emsigkeit, kein Fleckchen unbenutzt. Italienische Pappeln überall in langen Reihen am Horizonte, keine wilden Birnbäume, keine Eichen mehr. Esel mit zwei ungeheuren Körben an den Seiten, Esel vor die Wagen alle hintereinander gespannt, zweirädrige Karren, zum Theil von Weibern gelenkt, mit ganz kleinen mageren Pferden und Pflüge mit ungeheuer großen Rädern erscheinen auf den Straßen. Diligencen und eine einzige Kutsche ausgenommen, habe ich von Thionville aus nur zwei Wagen mit vier Rädern gesehen.

Dies ist die Gegend im Freien, aber wie ganz eigen sind auch die Dörfer[1]). Die breiten niedrigen Häuser mit wenigen großen Fenstern sind so genau in Reihen gestellt, daß die Straßen keiner einzigen Landstadt, die ich kenne, ein so genaues Allignement haben. Dazu kommen die niedrigen, entsetzlich langen Dächer, alle mit Hohlziegeln gedeckt, die Pflüge mit Rädern, die noch größer sind, als die Vorderräder unserer Kutschen, die zweispännigen Karren mit einer aufrechtstehenden Gabel im Vordertheil, deren Gebrauch ich nicht recht ergründen kann, die Menge von Bänken, Lauben, gemauerten Sitzen, Nischen und Stufen vor jeder Thür und die Gruppen von sechs bis acht Menschen vor jedem Hause. Alles geschieht hier im Freien. Ist viel Flachsbau im Orte — so wie es in Font d'Oyx war — so siehst Du die ganze schöne Straße hinab, welche die niedlichen Hütten bilden, dreißig, vierzig, sechszig Weiber beschäftigt, die Flachsbüschel, auf Stangen befestigt, mit flachen Hölzern schlagen — ich weiß nicht, ob dies ein Surrogat unseres Klopfens oder unseres Brechens oder vielleicht von beidem ist. Der Schmidt arbeitet vor seiner Thüre, die Weiber nähen auf der Straße und ihre Kinder spielen um sie her. Lederne Hosen sind verschwunden, der Bauer trägt linnene Pantalons oder kurze Leinwandhosen; der Unterschied zwischen städtischer und bäuerischer Tracht, wie er bei uns stattfindet, ist nicht

[1]) Hier bietet das Manuscript die geschickte Zeichnung eines Dorfes.

mehr. In allen Thüren stehen Weiber mit Dormeusen, wie sie unsere Kammerjungfern haben, auf dem Kopfe; kattunene Corsets mit Aermeln bis an den Ellbogen, lange Röcke und noch etwas längere Schürzen unterscheiden sie ebenso sehr von unsern Bäuerinnen, als das freie sichere Betragen, der von Verlegenheit freie Blick und die schnelle treffende Antwort. Ich kenne keine einzige Thüringische Landstadt zwischen der Unstrut, Saale und dem Thüringer Walde, die in Rücksicht der geraden Straßen, der durch Gleichheit und Nettigkeit gefallenden Häuser und der geschickten Bauart die Vorzüge des schlechtesten, französischen Dorfes hätte, das ich zwischen Mosel und Maas gesehen habe. Diese winkeligen, durch hervorstehende Balken, Giebel und Erker das Auge beleidigenden Kasten unserer Gebäude findest Du nirgends; dagegen ist um das französische Haus alles wie abgeschnitten und fällt Deinem Auge vielleicht nur dies auf, daß, wie ich selbst gemessen habe, die Front nach der Straße zu fünfzehn Fuß, die Länge des Giebels fünfunddreißig und die Höhe des Daches etwa nur drei Fuß hält. Die Männer gehen hier beständig, sobald sie an der Arbeit sind, mit nacktem Halse, was ihren zum Theil kraftvollen Physiognomien ein schönes antikes Ansehen gibt. So stehen sie beständig in den Thüren ihrer Wohnungen. Von den Fenstern hängen Büschel von Tannenreis herab, welche andeuten, daß in dieser Wirthschaft Wein ausgeschenkt wird, und da dies in den Dörfern fast bei jedem Hause ist, so begreife ich in der That nicht, da jedermann Wein schenkt, wer ihn trinkt. Die Zimmer sind auch in Bauernhäusern von gewaltiger Höhe, die Fenster groß und breit. Schlösser wie bei unsern Stuben sind selten; la chambre wird gewöhnlich mit einer leichten Klinke verwahrt; auch Sophas habe ich wenig gesehen, und nirgends gepolsterte Stühle; alle waren von geflochtenem Rohr. Ferner gibt es keinen Herd; die Weiber kochen alle auf der Erde knieend, in dem dem Boden gleichen Kamin, und die Töpfe hängen an eisernen Haken über dem Feuer. Das gibt hübsche malerische Scenen, wenn man Dich als Fremden in der cuisine an den Kamin sitzen läßt; die flackernde Flamme, die weiblichen halberleuchteten Figuren darum her und der weite, dunkle Raum im Hintergrunde bildet ein schönes Ganzes. Denke Dir endlich die schöne Straße, die durch das Dorf hinab eine herrliche Perspective bildet, beständig mit lärmenden munteren Menschen angefüllt, und Du wirst ungefähr eine Vorstellung von einem französischen Dorfe haben.

(Ein zweiter Theil folgt.)

Graf Moltke's und Adolf Menzel's Büſten von Begas.

Von

Herman Grimm.

Graf Moltke's Büſte von Reinhold Begas iſt in der Nationalgalerie jetzt aufgeſtellt.

Ort und Stelle, wo man ein Kunſtwerk ſieht, ſind nicht gleichgültig. Man darf es, wenn man kühl urtheilen will, nicht im Atelier des Künſtlers ſehen, zumal nicht in deſſen Gegenwart, die wie eine Art täuſchenden Nebel um ſeine Arbeiten verbreitet. Man darf es auch nicht in der Ausſtellung vor ſich haben, wo die unüberwindliche Unruhe die Wirkung beeinträchtigt, und wo die Dinge entweder zu gut oder zu ſchlecht erſcheinen. Voltaire's Ausſpruch, über ein Drama könne erſt zehn Jahre nach der erſten Aufführung wirklich geurtheilt werden, gilt auch für Kunſtwerke. Eine Statue muß ihre Zeit dageſtanden haben, Unzählige müſſen an ihr vorbeigegangen ſein und mit dieſen oder jenen Gedanken zu ihr aufgeſehen haben, ehe die echte öffentliche Meinung entſteht. Bei Sonnenſchein, bei Regen, bei nebligem Wetter, ohne die Abſicht ſie zu betrachten, ſtreifen wir ſie mit den Blicken, oder haben Nachts zu Hauſe kommend die Bildſäule im Mondſchein plötzlich vor uns, wie ſie bläulich rein von den dunklen Bäumen oder den ſchwarzen Häuſern ſich abhebt. Allmälig erſt lernt man ſo, was man an dem Werke habe und wie tief der Eindruck gehe, den es macht. Und wenn Straßen und Plätze ſo das Forum bilden für die Monumente, leiſten für Werke geringeren Umfanges die öffentlichen Galerien den Dienſt, in denen ſie auf ihr Urtheil warten.

So iſt Adolf Menzel's Büſte, der gegenüber die des Grafen Moltke jetzt ſteht, für das Berliner Publicum längſt zu einer feſten Bekanntſchaft geworden. Seit Jahren ſieht man den Mann da in ſeiner Ecke neben dem Fenſter und iſt vollkommen im Reinen über ſeinen Werth. Die Meinung hat ſich gebildet, daß dies Begas' beſte Arbeit ſei. Man empfindet ein ſeltſames eigenes Leben darin. Man denkt mit dem großen Maler perſönlich zu thun zu haben. Man ſagt ſich, in dieſer Stirn ſind all die Bilder aufgeſtiegen, auf denen des Künſtlers

Ruhm beruht, und diese Hände haben sie gemalt. Mag auch nur die eine sichtbar sein, man suppliert in Gedanken die andere. Und so wie heute wird auch wol viele Jahre noch über diese vortreffliche Büste gesprochen werden, wenn man Menzel längst nicht mehr auf der Straße begegnen kann, um ihm nachzusehn und zu fragen: womit mag er denn jetzt wieder beschäftigt sein?

So auch begegnen wir dem Grafen Moltke heute noch (wenn das Glück gut ist), grüßen ihn, sehen ihm nach und denken an Vieles. Auch seine Büste wird einmal eine feste Bekanntschaft für die Berliner werden.

In beiden Büsten bekundet sich eine merkliche Verschiedenheit der künstlerischen Behandlung. Mit Menzels Büste wollte Begas der heutigen Art, dergleichen zu arbeiten, gegenüber ein Programm geben. Keine Stelle am Marmor, die nicht die eigene Hand und den Meißel des Meisters verriethe. In dieser Hinsicht ist die Arbeit vielleicht ein Unicum. Man weiß, wie meist Büsten zu entstehen pflegen. Es würde im Durchschnitte ja auch unmöglich sein, mehr als ein bestimmtes Quantum eigener Handarbeit daran zu wenden. Man vergleiche was die Nationalgalerie an Büsten, oder an Marmorwerken überhaupt, sonst noch beherbergt. Wie poliert, abgerieben, sanft und süß gemacht der Stein da aussieht. Wie reinlich. Man denkt an den Staub, der darauf fiele oder daß Jemand ein Stück abstieße. Hähnel's Raphael, wie zart der dasteht, oder Müller's Prometheus, wie sehr der gute Beleuchtung und Reinlichkeit beansprucht. Professor Adolf Menzel dagegen scheint zu sagen: „stoße Keiner an mich, ich bin hart und stoße wieder, und Schmutz und Staub oder gute und schlechte Beleuchtung machen mir wenig; ich würde tausend Jahre unter Schutt und Erde liegen können und wenn ich wieder auftauche und auch nur die Hälfte von mir übrig ist, wird die genug von dem Leben erzählen, das in mir steckt und mit dem ich hervorgebracht worden bin." Und dann würde sich bald Jemand finden, der ausriefe: das ist ja der Menzel, der Friedrich den Großen illustriert hat, und damit würde die Büste in all ihre Ehren wieder eingesetzt sein und was daran verstoßen und defect wäre ihre Bewunderer so wenig genieren, wie heute die abgestoßene Nase des pergamenischen Frauenkopfes (die Niemand ergänzen kann). So unverwüstlich ist ein wirkliches Kunstwerk und so machtvoll eine Persönlichkeit. Dann zumal unzerstörbar, wenn ihrer zweie, die des Darstellers und die des Dargestellten, in demselben Werke zusammentreffen und seine Lebenskraft verdoppeln.

Bei Moltke's Büste sehen wir die Meißelschläge nicht so stark hervortreten. Die Technik drängt sich nicht vor, die Büste sieht weniger gemacht, sie sieht mehr entstanden aus. Auch ist das das Richtige. Schon aus dem Mißverhältnisse, das in Betreff der Technik hier sich zeigt, sagt mir Lenbach's Moltkeportrait auf der Nationalgalerie nicht zu. Der Maler wollte den Feldmarschall „historisch" auffassen, uns außerdem ein Stück Malerei liefern, wie die älteren Meister dies Antlitz etwa behandelt haben würden. Diese Absicht tritt fast deutlicher hervor als die, vor allen Dingen den Mann zu geben wie er ist. Lenbach muß uns schon erlauben, unsere Meinung zu sagen: diese künstliche Patina ersetzt nicht was dem Werke sonst fehlt. Als Charakterdarstellung hat es keine der außerordentlichen Eigenschaften, die der Büste von Begas eigen sind,

so wenig wie Lenbach's „Bismarck" unserem Gefühle nach den Fürsten richtig darstellt. Man sieht dem Werke freilich sogleich an, wen es darstellen solle, und hegt alle Achtung vor dem Meister, bewundert auch hier seine unbefangene, wirksame Art, wünscht übrigens aber die beiden Männer dem deutschen Volke nicht in dieser Redaction in die Phantasie eingeprägt zu sehen. Vom Fürsten Bismarck habe ich ein genügendes Portrait noch nicht gesehen. Was Moltke anlangt, so ist Begas' Büste das erste genügende Abbild. Man kann die wahre Aehnlichkeit nicht durch äußeres Arrangement steigern. Es gibt ein kleineres Portrait Moltke's in ganzer Figur vom Director von Werner, das den Grafen darstellt, wie er, die Beine übereinander geschlagen und die Militärmütze ein wenig nach rückwärts aus der Stirne heraufgerückt, Depeschen studiert. Hier sehen wir den allgemeinen Eindruck, den eine Persönlichkeit im Leben des Tages macht, höchst lebendig wiedergegeben. Das etwa, was man von einer guten Illustration verlangt. Das Gemälde trägt den Schein einer gewissen intimen Wirklichkeit, aber ihm fehlt die Tiefe, die hier indessen ja auch nicht verlangt wird.

Weder bei Moltke, noch beim Fürsten Bismarck, wenn man Portraits von bleibendem Werthe schaffen wollte, darf genrehafte oder sogenannte heroische Auffassung eingreifen. Sie entsprächen hier am wenigsten. Ihre Persönlichkeit hat nichts, das theatralisch sichtbar zum Ausdruck gebracht werden könnte. Je einfacher man sie darstellt, um so besser wird man sie treffen. Die Fluth von Gedanken, die, von Millionen denkender Individuen, aus denen die Völker heute zusammengesetzt sind, erzeugt, unaufhörlich gegen diese Stirnen anströmt, wird mit keinem funkelnden Auge oder gerunzelter Stirn, oder irgendwelcher sichtbaren Bewegung von ihnen aufgenommen. Das Getöse vermag die Stille nie zu übertönen, in der ihre eigenen einsamen Gedanken emporwachsen. Diese Ruhe muß dargestellt werden. So arbeiteten die alten Künstler und auch der heutige darf nichts Anderes im Auge haben. Es gehört etwas dazu, die Zeichen dieser Ruhe aus dem Antlitze eines Mannes herauszulesen und in dem Kunstwerke, das ihn darstellen soll, niederzuschreiben. Nicht jeder große Mann ist dem Künstler begegnet, der ihn verstand. Wir haben weder ein Bild noch eine Sculptur, die Friedrich den Großen ebenbürtig überlieferte, denn auch die Portraits aus der frühen Zeit von Pesne sind oberflächlicher Art, so brillant sie wirken. Unter den zahlreichen Statuen und Büsten und Bildern Napoleon's wären nur einige wenige von Canova zu nennen, die den Eindruck seiner Persönlichkeit zu geben vermöchten, und auch diese liefern doch nur sozusagen Theile seiner Persönlichkeit. Selbst Goethe's Büste von Rauch, die beste, die, meiner Ansicht nach, Rauch gemacht hat, zeigt zu sehr die äußeren ruhenden Formen und nicht genug das eigentliche Leben des Dichters. Und so können auch diese Werke trotz ihrer Vollendung doch nur als Versuche genannt werden.

Bei Begas' Moltkebüste verschwindet der Bildhauer beinahe. Nur die Natur sollte reden. Man vergißt Künstler und Material und hat nur den energischen Versuch vor Augen, die Züge so treu und ruhig als möglich wiederzugeben. In welchem Grade dies einfache Bildniß zugleich aber ein geschaffenes Kunstwerk sei, würde sich zeigen, wenn wir das wirkliche Antlitz ab-

geformt daneben hätten. Alle diese lebendige Linien, die die Natur selber mit so feinem Griffel geritzt zu haben scheint, sind doch nur Uebertragungen aus ihrer Sprache in die der Kunst. Ueber die Unruhe und scheinbare Verwirrung dieser Linien breitet sich unmerklich die Ruhe allgemeiner großer Flächen, so daß das Einzelne zurücktritt vor dem Totaleindrucke.

Wie ganz verschieden wirken unsere beiden Büsten, wenn wir sie auf das hin vergleichen, was in ihnen allenfalls doch vielleicht als „Handlung" bezeichnet werden könnte. Menzel, der Maler und Professor, scheint im Gespräche begriffen. Er hat etwas gehört, das einer gründlichen Erwiderung bedarf und denkt ein paar Augenblicke nach um das rechte Wort zu finden. Der Moment des Wiederaufnehmens der Rede bereitet sich vor. Auch die Handbewegung scheint das anzudeuten. Moltke, der General-Feldmarschall dagegen macht nur den Eindruck als denke er. Der energische zusammengepreßte Mund scheint beinahe sich absichtlich nicht öffnen zu wollen, das Auge gleichsam nach innen gewandt zu sein. Und zwar empfindet man diesen Zustand als Resultat lebendiger Energie. Es ist mir selbst erstaunlich, daß ein Kunstwerk so viel zu sagen im Stande sei, aber es scheint mir nicht — da der gleiche Eindruck sich so oft wiederholt hat — daß aus meinen Gedanken heraus etwas in die Büste hineingetragen worden sei, das nicht in ihr liege und das der Künstler nicht in sie legen wollte.

Nur in einem einzigen Punkte nöthigt mir dieses Werk das Geständniß ab, daß ich es anders wünschte.

Als die Büste im Modelle zuerst auf der hiesigen Ausstellung stand, hatte die Art, wie der Hals dicht da, wo er in Schultern und Brust verläuft, abschnitt, etwas Unbefriedigendes. Man pflegt freilich heute so darzustellen. Unser Geld zeigt die Köpfe der Fürsten so und auf den Ausstellungen sind Büsten ohne Schultern und Brust keine Seltenheit. Mir mißfällt das, wo ich es finde.

Auch der Künstler scheint gewisse Leere hier empfunden zu haben und sucht mit Drapirung und anderem Beiwerke ihr abzuhelfen. Mir sagt weder dieser Faltenwurf noch dieses Wappen zu. Das Wappen ist zu hübsch und fast im Geschmacke des vorigen Jahrhunderts, der Faltenwurf zu naturalistisch. Man verlangt eine Andeutung der Schultern, wenigstens der Linien, die von dem Halse zu den Schultern führen. Diese Gewandung, in ihrer sorgfältigen Durchführung, wirkt unorganisch. Ein Mantel, auf dem man einen Orden trägt, könnte nur ein Militärmantel sein, keine unbestimmte Gewandung, der man sogar stoffartiges Ansehen zu geben suchte. Da gefällt mir Menzel's Hausrock besser, auch daß er mehr in allgemeinen Formen behandelt worden ist. Der Künstler entschuldige diese Bemerkungen. Es war überhaupt nicht leicht, einen Aufsatz wie diesen unbefangen niederzuschreiben. Man sollte nur über die Werke von Männern schreiben, denen man ganz fern steht. Aber es schien mir nicht in der Ordnung, daß über die schöne neue Constellation dieser beiden Büsten auf der Nationalgalerie kein Wort öffentlich verlautete.

Noch einige Worte über den Künstler selbst seien hier gestattet, da das Schweigen einmal gebrochen worden ist.

Ein großes Talent ist ein den Mitlebenden geliehenes Capital, für dessen

Verwaltung die betreffende Generation von den folgenden einmal verantwortlich gemacht wird. Meiner Ansicht nach ist Begas noch nicht in der Weise von uns ausgenutzt worden wie sein Talent uns verpflichtete. Seine letzten größeren Arbeiten tragen den Charakter des Gelegentlichen. Es sind dem Künstler seit der Vollendung seines Schillers keine Aufgaben gestellt worden, die ihn gezwungen hätten, Anstrengungen allerhöchster Art von sich zu verlangen.

Gehen wir, uns abwendend von den beiden Büsten, auf der Nationalgalerie nur einige Schritte weiter, so haben wir Begas' große Gruppe vor Augen: Merkur, der mit Psyche sich durch die Lüfte schwingen will.

Das umfangreiche Werk verdankt einer Bestellung der Regierung sein Dasein. Es entsprach in der Ausführung sicherlich den gehegten Erwartungen wie in der Natur des Gegenstandes der besonderen Begabung des Künstlers. Später entstanden als die Statue Schiller's, ist diese Gruppe die einzige von Begas' weiteren Arbeiten, der gegenüber es im Publicum zu völlig ausgetragener Kritik gekommen ist. Niemand wird bestreiten, daß sich in den vier Gestalten, die das Fußgestell Schiller's umgeben, eine bessere Kraft offenbare als in Merkur und Psyche.

Was an Schiller's Monumente mehr oder weniger zu bewundern sei, wollen wir hier erörtern. Begas arbeitete dieses Denkmal ohne vorbereitende Erfahrungen gemacht zu haben, aber er hat Erfahrungen daran sammeln können, die anzuwenden ihm später keine Gelegenheit gegeben worden ist. Warum zögert man mit Bestellungen, in denen die Nöthigung läge, mehr zu leisten als in mancher Beziehung bei Schiller möglich war? Merkur und Psyche waren keine Arbeit für die freie Luft, sondern sind ein colossales Cabinetsstück. Für die freie Luft aber muß man dem Bildhauer zu thun geben. Bestellungen für Museen oder für die Häuser reicher Privatleute sind nicht das, was den Zwang ausübt, die innewohnende Kraft auf ein Aeußerstes anzuspannen.

Begas' Modell zu einem colossalen Brunnen für den Schloßplatz ist zur Ausführung dringend empfohlen worden. Das wäre etwas, das in eminenter Weise seinem Talente entspräche. Warum drängt man dem Künstler nicht sein Handwerkszeug in die Hand und sagt ihm: hier ist eine große Aufgabe, zeige was Du kannst und verliere Deine Zeit nicht.

Ich glaubte meinen Aufsatz über die beiden Büsten, gerade im Hinblick auf sie, mit diesen Gedanken wol schließen zu dürfen.

August, 1881.

Kunst und Kunstgeschichte.

Künstler und Kunstforscher.

Durch den Bilderstreit in München und Berlin sind tiefere, allgemeinere Fragen angeregt und es drängt sich auf, dieselben näher in's Auge zu fassen, die Frage über den Begriff des Classischen und die Frage über das Verhältniß zwischen Wissenschaft und Kunst.

Dabei haben wir gleich zum Beginn die künstlerische Individualität Herrn Lenbach's in's Auge zu fassen, weil hieraus erhellt, warum er so manches bedeutende Werk unterschätzt, und es wird sich mit dieser Einsicht folgerichtig die Erkenntniß verbinden, daß dem Producirenden überhaupt bei aller Energie der Auffassung und aller technischen Erfahrenheit zumeist doch nur eine höchst einseitige, subjectiv befangene Idee vom Schönen und Meisterlichen eigen ist.

In allen möglichen Variationen beklagt sich Herr Lenbach über die vielen mittelmäßigen und schlechten Bilder der alten Pinakothek, über die störende Aufreihung derselben neben den guten und er hat hierbei auch das neue Contingent aus dem Schleißheimer Filialmuseum im Auge[1]). Das von dort herübergebrachte Bildniß, welches auf Sebastiano del Piombo's Hand schließen läßt, ein Werk voll tiefen, geheimnißvollen Fonds, nennt er „ein abscheuliches Opus"! — Herr Lenbach ist gewiß einer der besten Portraitmaler von Heute, geistreich und (mit Unterbrechungen) auch virtuos. Beides in beiden Bedeutungen des Wortes. Denn es fehlt die Naivetät und die Strenge. Deshalb verkennt er auch das genannte Gemälde von Sebastiano. Als echt modernes Talent sieht und malt er nur den flüchtigen, dünnen Schein der Natur, ihr ungefähres Herschauen. Er dringt nicht voll und wuchtig in ihren vitalen Kern wie ein Lionardo, Dürer, Holbein, Tizian, deren Bildnisse als ruhige, geheime Emanationen aus dem divinirten Centrum der Persönlichkeit sich darstellen. An seinen Bildnissen haftet ein äußerlicher Rest, ein aparter Nachgeschmack seiner nervösen Geschicklichkeit und Eleganz. Er darf sich nicht einmal messen mit den im vorigen Jahrhundert und noch zu Anfang des jetzigen conterfeienden Malern, welche bei aller relativen Einfachheit, Härte, Süßlichkeit und conventionellen Bindung nicht nur viel strengeren Formsinn zeigen, sondern ein ungleich festeres, volleres, herzlicheres Erfassen der Persönlichkeit.

Zum Belege meiner Behauptung verweise ich auf die unlängst veranstaltete Stuttgarter Portrait-Ausstellung, worin sich Herr Lenbach wol unter den etwa seit 1835 thätigen Malern auszeichnet, aber die Concurrenz der früheren, eines Guibal, Jos. Wagner, Hetsch, einer Simanowitz nicht aushält — trotz Allem, was er von Rembrandt, Van Dyk, Velasquez u. A. gelernt hat und an eigener Sensibilität mitbringt. Da spürt sich's deutlich, daß auch er von dem Fluche moderner Kunst, der eitlen Aeußerlichkeit, sich nicht zu lösen vermag, so hoch er auch über einige zwischen c. 1830 und 1860 florirende Stümper und gewisse Handwerker von Heute emporragt. — Nicht als ob Lenbach die geistige Bedeutung gegen das technische Problem zurückstellte. Sein Bismarck-Bildniß, welches in der letzten internationalen Ausstellung zu sehen war, bringt das Visionäre im Genie, das Dämonische (im großen Goethe'schen Sinn) mit Intuition zum Ausdruck. Gerade dieses Bildniß zeigt, im Verein mit dem des Baron Liphart und noch einigen anderen Arbeiten, einen Fortschritt nach der erwünschten Seite, aber doch nur einen halben; denn Lenbach bleibt eben leider immer nur geistreich und pikant, wirft sich immer auf einen springenden Punkt, auf eine Pointe, und wenn es ihm endlich glückt, wenn solch ein Vogel erhascht ist, tritt auch seine Virtuosität in's Werk, premirt und steigert diesen charakteristischen Zug mit so viel bewußter Kühnheit, daß jene interessante, sprechende, entgegenzuckende Wirkung entsteht, welche dem modernen Auge um so mehr gefällt, als sich hiermit ein hoffähiger Pli verbindet, der namentlich in der coloristischen Stim-

[1]) Beilage zur Allgem. Zeitung, Nr. 127, 153, 176. 1881.

mung waltet. Gerade in der letzteren ragt sein Talent, technisch genommen, am Meisten hervor, weniger in der Formbezeichnung, worin er oft geradezu fehlerhaft und haltlos ist (vgl. Nr. 422 der Stuttgarter Portraitausstellung). Nach ihrem Umfange betrachtet, erscheint seine Begabung keineswegs vielseitig, vielmehr arm an Phantasie, unfähig zu erfinden, zu dichten, zu componiren, und es ist offenbar eine ziemlich beschränkte Anzahl von Meistern, die er studirt hat. Hierdurch erscheint auch sein Denken wie seine malerische Richtung bestimmt. Auch er participirt an dem Schicksal der Sterblichen, daß ein Vorzug zugleich den entsprechenden Mangel mit sich bringt. Er participirt so sehr daran, daß man ihn einer nahezu fanatischen Verblendung und Intoleranz gegen solche Erscheinungen zeihen muß, welche sich ihm nicht sofort verständlich und gefügig erweisen. — Diese Schmähung des Sebastiano ist übrigens nicht die einzige Stelle seiner Artikel, worin er über solche Meister, für die er just keinen guten Blick, ja kein Organ hat, sein ungnädiges Urtheil verräth. In seiner Duplik behauptet er, der holländische Saal der alten Pinakothek enthalte außer dem Selbstportrait Rembrandt's „kein Bild ersten Ranges". Die weltberühmten rauchenden Burschе Terborch's, die Landschaften von J. Ruysdael, Everdingen, Wynants, die Portraits von B. van der Helst ꝛc. sind also nicht würdig, Nachbarn des Rembrandtbildes zu sein, verdienen das gute Licht in diesem Saale nicht! — Daß Männer wie W. Diez, Löffiz, Kaulbach, welche sich ja zum Galerieprincip Herrn Lenbach's mit bekannt haben, hierin mit ihm übereinstimmen, bezweifle ich sehr. Sonst sind seine mit Freundeshilfe geschriebenen Artikel relativ maßvoll und urban gehalten. Aber wir hören in dem Rauschen dieses hoffähigen Gewandes seiner Protestationen doch, daß er eine ganze lange Reihe von Gemälden der alten Pinakothek derart apostrophiren möchte. Was glaubt er wol mit solchen Verkennungen und Schlechtsprechungen idealer Güter, welche der Welt gehören, zu beweisen? Seine Befähigung zur Galeriepflege beweist er hiermit gewiß nicht, sondern nur seine Einseitigkeit, seine unfreie Subjectivität, welche blos gelten lassen will, was ihr selbst wahlverwandt ist, und alles Andere ablehnt, weil es ihrem Belieben nicht entspricht.

Es ist das Glück und das Unglück einer Künstlernatur, daß sie viel zu persönlich mit der Kunst verwachsen ist, um der ganzen Ausdehnung der Phänomene, seien dieselben natürlicher oder geschaffener Art, mit gleich regem, gleich abwägendem Interesse gegenüber zu stehen. Ich habe diesen Umstand bisher nur mit Beziehung auf Herrn Lenbach berührt, will nun aber zur Klarstellung der Frage, in welchem Grade die Künstler überhaupt zur Kunstkritik und Würdigung der alten Meister befähigt sind, einen Ausspruch Hotho's [1]) citiren: „Große Künstler dürfen und müssen vor Allem sie selber sein, nur mit ihrem Auge sehen, mit ihrer Kunstseele richten. Verwandtes erkennen sie tief wie kein Anderer. Jedes Geheimniß der Erfindung und Wirkung erschließt sich ihnen, doch eben um ihrer Gedrungenheit willen fällt ihnen jene bewegliche Ausbreitung schwer, deren sich die vielseitige Kennerschaft doch nicht entschlagen darf. Wollten sie sich auch historischen Forschungen hingeben, sie werden mit bestem Willen nur in dieser oder jener Epoche heimisch."

Herr Lenbach legt sich in beredten Wendungen für die „Perlen" ein und es ist ja selbstverständlich keine Frage, daß solche von Geringerem zu unterscheiden sind, daß es überhaupt gute, meisterhafte und schlechte, handwerkliche Bilder gibt. Sehr seltsam ist jedoch dieses fortwährende Hindeuten auf das Classische, wenn der Begriff von diesem so durchaus besonderer Natur ist. Ueberhaupt hat für jeden, der sich ernstlich mit der Entwickelung der Kunst beschäftigt, das, was von der Tradition classisch genannt wird, nur relative Geltung. Verwerflich wird jedenfalls dieser Begriff, wo er zur Unachtsamkeit und Intoleranz führt. Auch hierüber hat Hotho [2]) goldene Worte gesprochen: „Dieser ganze Traum von Gipfelepochen, die alle Schönheit zusammenfassen, das Suchen nach Werken, die das Beste vereinigen, beruht auf

[1]) Die Malerschule Hubert's van Eyck von H. G. Hotho. Berlin, 1855, I, 6 ff.
[2]) A. a. O. I, 10 ff.

Irrthum und baarer Täuschung. So falsch das Gerede von Ebbe und Fluth, so unabweislich wahr ist der Satz: Die Kunst verlange Entwickelung, Stufenfolge, Geschichte; ihr Grundsatz sei die Beschränkung, die jeden neuen Sieg mit neuer Einbuße ausgleicht."

„Keine Kunst, kein Werk, kein Künstler vermag diesem gerechten Spruche zu entfliehen. Hat nicht jede Kunst in den Schranken ihrer Darstellung schon Vorzüge und Mängel? — Auch das umfassendste Werk muß sich auf begrenzten Inhalt zusammenziehen, und umhegt ihn um so enger, je klarere Gestalt er annehmen soll. Und der Künstler? Mag er Bahnen brechen, noch so neu, Unerhörtes leisten, seinem ganzen Geschlechte voraus, zur Schönheit gelangt durch ihn doch nur, was sonst schon dunkel oder in anderer Form seine Nation bewegt. In dem begrenzten Zeitsinn den echten Gehalt zu entdecken, für ihn die zusagende Gestalt, die genügende Gliederung, die gemäße Ausrundung zu finden, in dem Einen Werk Widerspenstiges selbst in Einigung zu bringen, auf neuem Wege, als Schöpfung innerster Seele, das ist seine Größe, darin liegt sein Ruhm."

„Jedes Volk, der Kunst überhaupt nur fähig, kann so Vollendung erreichen, in Stufenfolgen bestimmter Art. Wie weit wir blicken, fehlt nach einer und anderer Richtung jeder Periode, was frühere hatten, was andere besitzen. Sie bringt herzu, was bisher abging, und steht um so höher, je mehr sie fallen und liegen läßt, was sie zu neuer Geltung nicht mit erfinden und brauchen kann."

„In diesem Sinne allein ist die Behauptung richtig: Die Entfaltung der Kunst kaufe stets mit Verlust; die Hand der Muse nehme im Geben. Daß hierfür, was Maß und Verhältniß angeht, in Epochen und Völkern ein Unterschied herrscht, ändert die Sache nicht. Aufstrebende vergüten durch raschen Wachsthum, in sinkenden überwiegen steigend die Mängel. Hier reizt die Frische gedrungenen Keims, dort befriedigt die Pracht der Entwickelung, die strenge Hoheit, das kühne Wagen, die beruhigte Freiheit, die lockende Anmuth; jede Form echter Kunst hat ihre Zeit und Blüthe. Schärfere Einseitigkeit und reiches Verarbeiten, ursprüngliches Schaffen und nachbildendes Anschließen wechseln und ergänzen sich."

„Wer diese Ueberzeugung nicht theilen kann, halte sich von kunstgeschichtlichen Studien fern." — Und auch von der Galeriepflege! — Es ist der Beruf der kunstgeschichtlichen Studien, „historisch genießen zu lehren. Sie vertreiben von dem schädlichen Standpunkt, sich aus vager Vorstellung oder nach Kenntniß nur Einer Epoche ein Ideal für Kunstwerke festzustellen und überall unbefriedigt vorüberzugehen, wo diese willkürliche enge Norm nicht erreicht oder überschritten ist." —

In seinem ersten Artikel, „ein Minoritätsvotum" schien Herr Lenbach an der im heutigen Künstlerbewußtsein herrschenden Mißachtung der Wissenschaft ganz fröhlichen Antheil zu nehmen. Es ist da von „Katheder-Standpunkt" die Rede, anderseits „von Augen, die sich nicht an kunstwissenschaftlichen Büchern stumpf gelesen haben". Auch ein Spottliedel wird gesungen:

„Sobald die Künste verblühn,
Kommt Wissenschaft in Gunst.
Sie lohnt auch Handwerksmühn,
Denn Wissen ist keine Kunst."

Als nun aber sein Gegner Herr Fr. Pecht, selbst auch ein Maler, hierin sofort beistimmte, sich auf seine jahrelange Bekämpfung der Kunstgelehrtenherrschaft berief, „welche auf die Production durchaus schädlich wirke", und München glücklich pries, daß es nicht unter derselben leide [1]), da entpuppte sich Herr Lenbach plötzlich zu all-

[1]) Daß in Berlin die öffentlichen Sammlungen durch wissenschaftlich geschulte Männer verwaltet werden, ist richtig. Inwiefern soll nun aber die producirende Kunst diesen Umstand als eine schädliche Herrschaft fühlen? Es ist eben nichts Anderes als ein leeres Schlagwort, welches diesem Pecht'schen Ausfall zur Parole dient, denn der Beweis, daß die Wissenschaft die lebendige

seitigem Erstaunen als ein Verehrer der Kunstwissenschaft: „Wie? Ich sollte vergessen haben, was wir Künstler Männern wie Winckelmann, Rumohr, Schnaase, Kugler, Jakob Burckhardt — der Neueren zu geschweigen — verdanken?! Meine „Virtuosen-Narrheiten" sollten mich verleiten, es für verderblich zu halten, wenn feinsinnige und gelehrte Forscher das ungeheure Material der Kunstgeschichte sichten und ordnen und die philosophischen Köpfe darunter sich bemühen, das Geheimniß der Schönheit und der wahren Kunst zu enträthseln und auszudeuten? Nur gegen eine gewisse Classe und Clique von Kunstgelehrten habe ich mich aufgelehnt, die, wenn sie nur ihr „würdig Pergament entrollen", Notizen zusammentragen und Archive durchstöbern, vornehm auf Jene herabsehen, die da glauben, wer nicht mit hellen Augen und künstlerischem Sinne geboren sei, dem bleibe die Kunstgeschichte ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch. Ich weise daher die von Hrn. Pecht mir zugemuthete Cameradschaft auf's Entschiedenste zurück" ꝛc. — Alle Achtung! Solch eine Belesenheit und solch eine helle Idee von dem Berufe der Kunstwissenschaft hätten wir, offen gestanden, nach seinem bisherigen Auftreten von Herrn Lenbach nicht erwartet. — Da nun aber vor Kurzem der Director der Berliner Kunstakademie, Hr. A. v. Werner, uns zurief: „Wir sind die Schaffenden, Ihr seid die Registrirenden!"[1]) und da die große Mehrzahl der Künstler eine so geringe Meinung von unserem Studium hat und sich bei jeder Gelegenheit so höhnisch darüber ausspricht, mag es nicht ganz unnütz sein, einmal ein eingehendes Wort hierüber zu sprechen, damit wenigstens der gebildete Laie auch uns hört und sich von Neuem überzeugt, warum wir existiren.

Der unbestrittene Werth des wahren Kunstvermögens ist seine urwüchsige Triebkraft, sein sinnenfälliges und harmonisches Schaffen und Zeugen. Es ist eine freie Naturpotenz des Geistes, welche wol durch Lernen an Mustern und Uebungen, Studien mannichfaltigster Art zur Reife gelangt, aber weit entfernt ist von Combination und Reflexion. Der Künstler ist fähig, der Welt gegenüber sich wesentlich betrachtend zu verhalten. Die Dinge sind ihm durchaus objectiv und bildartig, weil er ruhig und naiv nach dem Wesen der Erscheinung sieht. Dieses Sehen ist einestheils eine Intuition des ursprünglich Eigenen im Objecte, anderntheils ein Angleichen, Subjectiviren desselben, so daß selbst elementaren Erscheinungen, leblosen Formen menschliche Stimmungen, seelische Intentionen unterlegt werden. Der Künstler ist jedoch nicht beschränkt auf die jeweilige Gegenwart und bedingte Form der Naturerscheinung, denn seine Begabung, als productive Kraft gefaßt, ist Phantasie. Diese haben wir als innere, organische, ideale Bildthätigkeit zu definiren. Hinzu tritt im normalen Falle der naturnothwendige, feurige Drang zur Darstellung. War bis dahin das psychische Verhalten wesentlich beschaulich und illusionär, so wird es nun wollend, activ und handgreiflich in seiner Direction auf das zu schaffende Object und dessen Bestimmung für die Welt. Zu dieser Function bringt nun die Künstlernatur ihre geistige Sinnlichkeit mit, ihre gefühlige sensible Hand (ihren Sprachsinn, ihren Seelenlaut). Die innere Verklärung und persönliche Angleichung des der Natur entnommenen Bildes kommt nun erst recht zum Ausdruck durch das reale Nachgestalten der Formen, welchen unser Auge und mit proteischer Versetzung unser Innenmensch folgt. Nun wird erst recht das Wesentliche und Urverwandte in der Erscheinung mit mimischer Ausdrücklichkeit herausgearbeitet. In seiner Technik und Stilisirung zeigt uns also der Künstler den Grad und den individuellen Charakter seines Talentes und zeigt denselben in einer besonderen Beziehung zur Natur, zeigt einen bestimmten Auszug der Natur durch das Medium seiner Persönlichkeit.

Fragen wir uns nun nach dem Wesen der Wissenschaft, speciell der Kunst-

---

Kunst unterdrücken, tyranniſiren wolle, ist eben nicht zu erbringen. Oder ist es etwa als ein „schädliches, nachtheiliges" Dominiren der Wissenschaft zu betrachten, wenn Vertreter derselben einem kritisirenden Maler subjectiv befangene, launische Auffassung, Inconsequenz, Sünden gegen die Logik nachweisen?

[1]) Vgl. Nr. 19 der „Gegenwart" 1881.

wissenschaft, so haben wir zwei Stufen derselben zu unterscheiden. Auf der ersten steht die materielle Forschung, die kritische Verarbeitung der Thatsachen, das Studium des Einzelnen und seiner engeren Bezüge, der Zeitfolge ꝛc., auch das „Registriren". Hierbei handelt es sich wesentlich um gediegenen Stoffsinn, logischen Verstand, Gedächtniß und strenge Aktivie. Auf der zweiten Stufe dagegen besaßt sich der wissenschaftliche Sinn mit dem Zwecke, zu welchem auf der ersten Stufe die Mittel gesucht werden, und dieser Zweck ist nichts Anderes als das Wesen unseres eigenen Daseins und das Wesen der Erscheinung, der innerste und allgemeinste Gehalt der Dinge. Diese höhere Form der wissenschaftlichen Thätigkeit, das organische Eindringen, das Ideenfinden, das Offenbaren der inneren Structur und Bedeutung, der Entwickelungsgesetze ist aber überhaupt, auch abgesehen von der Kunstsphäre ohne Mitwirkung der Phantasie nicht denkbar, wenn auch hier die Thätigkeit derselben nicht so bestimmend sein kann wie im Gebiete der Muse, weil dem Blick der Ahnung der verständige Beweis folgen muß, weil zu dem Gesichtspunkt der Idee der des Begriffes tritt.

Am meisten jedoch ist die Phantasiemitwirkung nöthig in der Kunstwissenschaft. In höchster Instanz will dieselbe das Wesen bildmäßiger, phänomenaler Erscheinung in Natur und Kunst, will das, was wir schön nennen, und seine integrirenden Bestandtheile, will die Ursache des Gefallens begreifen. Ein Etwas, welches wol nie ganz zu fassen ist, doch darum hat das Streben danach nicht geringeren Werth wie alles Denken, alles Trachten nach Wahrheit. Eine zweite Richtung dieser Disciplin beschäftigt sich speciell mit dem Organismus der Kunst, mit ihren Zweigen und deren Stilgesetzen, eine dritte endlich mit der Kunstgeschichte, welche ihrerseits von Culturstudien, ikonographischen, local- und personal-historischen, urkundlichen und technischen Forschungen zur universalen und philosophischen Reflexion, zum organischen Verständniß des Entwickelungsganges und kraft dieser Einsicht auch zur wahrhaft centralen Erfassung einer einzelnen Künstlerpersönlichkeit, eines einzelnen Kunstwerkes gelangt.

Zur Kritik und Würdigung einer künstlerischen Individualität gehört die Echtheitsprüfung ihrer Werke, welche nur auf Grund ausgebreiteter Kenntnisse und sensibler Erfassung der technischen Geberden möglich ist. Herr A. v. Werner begründet nun seinen Beruf zur Bestreitung der Echtheit eines für das Berliner Museum erworbenen Gemäldes von Rubens ungefähr folgendermaßen: Ich kann malen, verstehe mich also auf Stil und Technik überhaupt und speciell auf die Manier von Rubens. Hierzu möchte ich nur bemerken, daß praktische Kenntniß technischer Prozedur überhaupt noch kein Beweis für künstlerische und kunstkritische Begabung ist. Es kommt auch darauf an, wie man malen kann und ob man von den alten Meistern, in diesem Falle von Rubens, wirklich gelernt hat, ob man den ganzen Umfang der Thätigkeit des Letzteren kennt und hiermit seine Stilphasen. Herr A. v. Werner erklärt zwar, daß er nicht nach „Echtheit" frage, sondern nach „Güte" und nur diese mache den Werth eines Bildes aus. Dagegen ist erstens wiederum zu sagen, daß die ästhetische Anforderung eines Künstlers durch die Qualität seiner Begabung bedingt zu sein pflegt, zweitens, daß die Echtheit nicht schlechtweg ein Gegensatz von Güte ist. Ich kann nach Echtheit eines Bildes fragen erstens ganz einfach in dem Sinne, ob es wirklich von diesem Künstler, d. h. durch ungefälschte Namensinschrift und anderweitige Belege beglaubigt sei, und zweitens, ob es für sein Wesen sofort und durchaus bezeichnend erscheine. Ein Werk kann echt im ersten Sinne und relativ unecht im zweiten sein, aber doch interessant als Ausdruck einer Entwickelungsstufe des Künstlers und sofern dieser ein gereiftes Genie ist, auch bedeutend. Denn ein solches kann nicht klein, schwächlich, verschroben sein. Sofern also das Gepräge directer Emanation aus dem Wesen des schaffenden Feuergeistes, der unmittelbare, in sich einige, in sich wahre Ausdruck desselben in seinem Gebilde waltet, ist auch „Güte" da, naturvolle Macht und Herrlichkeit. —

Die Kunstwissenschaft setzt also lebendiges Formgefühl und Phantasie voraus, weil ja diese Potenzen Grundelemente des Gegenstandes ihrer Betrachtung sind und

so wird auch kein Kunstforscher seine geistigen Schritte fördern, ohne etwas vom Künstler in sich zu haben. Man denke nur an Winckelmann. Lessing hatte vielleicht zu viel Zuspitzung auf das Dialektische, auf das logisch Faßbare und Unterscheidbare, um dem unbewußten Elemente der reinen Anschauung immer gleich nahe und treu zu bleiben. Aber was hat er doch geleistet! Welche Quellen der Kunstweisheit sind sein Laokoon und seine Hamburger Dramaturgie! Auch in den Werken A. Feuerbach's, Schnaase's, Hotho's und so mancher Anderer wird gewiß jeder Künstler etwas von seinem Geiste finden und zugleich den größeren Umfang und Reichthum ihrer Kunstanschauung, ihr ungleich gerechteres Abwägen.

Bei einiger Vertiefung könnte er hierbei auch zu der Ahnung gelangen, daß Sein und Denken überhaupt Eine Wurzel haben müssen, daß Object und Subject kein absoluter Gegensatz sind und ebenso wenig Kunst und Wissenschaft der Kunst. — Indem der Forscher die geistigen Linien in der empirischen Erscheinung sieht und nachzeichnet, ist er auch in gewissem Sinne ein Agens in derselben, sofern man von der Zeitillusion abstrahirt. Er beleuchtet das Netz des Ganzen und die unbewußte Zielstrebigkeit im Einzelnen. Solchermaßen ist auch er ein Schaffender, denn ein Moment der Wirklichkeit dieses Sachverhaltes ist ja sein Bewußtwerden, seine Erhellung in der menschlichen Reflexion. Das, was im Künstler zur Gestaltung herausdrängt und was ihn in der Naturerscheinung zum Ausdruck, zur Darstellung reizt, es ist auch das Problem und das Schicksal des Forschers. Auch dieser greift sich an die Stirne und denkt: Wie seltsam, daß ich so da bin! Und was bedeutet doch dies Alles? Was sitzt hinter diesen Dingen? — Der Maler hilft sich wohlthätig, indem er diese ganze menschliche Situation bildlich constatirt und sich ihrer Realität durch den Schein der Greiflichkeit versichert. Kein Bild ist ja gut, worin nicht ein solcher Hauch von Fragwürdigkeit, von philosophischem Existenzgefühl waltet. — Der Forscher ist so tragisch glücklich, zwischen der Erscheinung und ihrem Wesen unterscheiden und beide wiederum vereinigen zu müssen. Er hat den empirischen Körper zu seciren und dann wieder zum Leben verwachsen zu lassen, hat das Gerüste, die Fäden bloßzulegen, ohne die volle, blühende Form zu verlieren, und er soll diese ganz in seinem Auge hegen, ohne ihrer Ursächlichkeit und allgemeinen Bedeutung zu vergessen. Dies ist eine der wesentlichen Abweichungen in der Verwandtschaft der Kunstforschung mit der Kunst. Aber so viel bleibt bestehen: Kein Maler bewegt die Menschheit mit seinem Bilde, wenn er dasselbe nicht im Bunde mit derselben geschaffen hat, wenn sie nicht als obwaltende Idee in seiner Phantasie gewirkt hat. So darf der Forscher sagen: Jedes große Kunstwerk ist ein Stück von meinem Leben und wenn ich es erfahre und darnach bedenke, seinen causalen Zusammenhang mit dem Weltganzen zu ergründen suche, so bin ich ein Mitarbeiter, Helfer und Erlöser dessen, von dem es geschaffen ist. Die Abstractionen, die philosophischen Perspectiven der Kunstwissenschaft sind also in diesem Sinne Ergänzungen der künstlerischen Praxis und führen dieselbe ihrem letzten Ziele zu. Denn die ganze Weltentwickelung ist ja ein Stufengang der Vergeistigung, der Bewußtwerdung. Der wissenschaftliche Bericht, die letzte Urkunde von diesem Proceß ist aber kein Register, keine Chronik, kein Lexicon. Solche Arbeiten strenger Sachlichkeit braucht man wol unterwegs zur Orientirung; auf dem Gipfel des Berges aber erfreut man sich der Idee. — Es ist ferne von mir zu glauben, diese meine Darlegung werde irgend welchen Einfluß auf das Denken der Künstler haben, von welchen hier die Rede ist. Dasselbe ist überhaupt naiv und wenig entwickelt; derart hält es nun einmal die Wissenschaft überhaupt für eine andere, dürre, schattenhafte Welt, welche zur Kunst keine Beziehung habe. Das eine Mal wird die Arbeit der Kunstforschung für ein bloßes Registriren ausgegeben, als ob ihr nichts Geistiges, Wesenerfassendes eigen wäre, das andere Mal für ein vages Begriffspiel, als ob ihr der lebendige Blick und der sächliche Ernst abginge. Sofern sie aber nicht verachtet wird, sofern in einem Künstlersinn der betreffenden Gattung ein Ahnen von ihren Kräften dämmert, wird sie von demselben doch als etwas Schädliches gemieden, als eine unheilvolle Luft, welche die Frische nehme. Ein Ge-

fühl, das nur im abnormen Falle richtig sein kann, denn blos ein halbes Phantasietalent wird matt, wenn es sich der Reflexion und Kritik, der Gedankenwelt überhaupt mit einiger Energie hingibt; ein ganzes aber stärkt und vertieft sich dadurch (Lionardo, Michelangelo, Raphael, Dürer, Rubens).

Ich weiß wol, daß auf der Seite der Kunstforschung ein psychologisch begründeter Mangel vorliegt und daß hier auch Manches geschah, was dazu beitragen mußte, die Künstler derselben, wie dem höheren Geistesleben überhaupt zu entfremden. Ist es nämlich das unbewußte Schaffen, worin die Kraft und auch die Unverbürglichkeit des Kunstvermögens beruht, so ist es das bewußte Denken der Wissenschaft, welches sich der Natur und Kunst gegenüber bei aller Energie des geistigen Erfassens als unzulänglich erweisen muß. Es vermag wol Strahlen in ihren geheimen Grund zu werfen, ganz erhellen aber kann es ihn nicht, denn das Unbewußte in seinem Innersten ist eben naturdunkel. Die Aufgabe der Forschung, seinem Weben, Bauen und Schaffen bewußte Deutung zu geben, ist nur halbwegs lösbar. Die kritische Sonde irrt und versagt daher vielfach. Dies fühlt der Künstler ebenso deutlich wie das treffende Einschneiden derselben und so findet in diesem Selbstgefühle unbewußter, organisch geschlossener Begabung sowol sein Spott als seine Scheue gegen Reflexion und Wissenschaft eine relative Begründung. — Hierzu kommt nun aber auch ein Mangel an Distinction. Es gibt wol phantasielose, sinnenstumpfe Ideologen und ästhetisirende Schwätzer. Aber man sollte das Korn von der Spreu zu unterscheiden wissen. Es gibt auch eine Gattung von an sich ganz verdienstvollen Forschern, welche bei den Mitteln zum Zwecke stehen bleiben, indem sie sich auf einzelne Specialforschungen und Notizen beschränken, indem sie an der Schale kleben. Ihnen fehlt das frische Leben. Sie denken nicht selbständig, nehmen nicht Theil an der Gährung des Zeitgeistes, an dessen Körper sie nur wie zufällige Anhängsel baumeln. Sie kehren sich auch vom Streben der heutigen Kunst ab, weil sie eben kein rechtes Herz, keine unmittelbare Auffassung, keine Tiefe haben. Andere von besserem Stoffe nehmen wol mit sinnigem Verständniß Theil, aber enthalten sich bescheiden des lauten Urtheils, weil sie fürchten, Producte von Künstlern, mit welchen sie in einer und derselben Geistesluft athmen, sich nicht gegenständlich machen zu können, weil ihnen nur das Alte wahrhaft objectiv erscheint. Es gibt jedoch auch scharf erfassende Kunstkritiker, welche nicht hinter dem Berge halten, sondern ihrer Ansicht über das Neue, Gegenwärtige freien Ausdruck geben; aber gerade diese sind es ja, welche den Künstlern am meisten verhaßt sind; denn die letzteren wollen eben durchaus gelobt sein und fühlen die nicht blos enthusiastische, sondern auch kritische, analysirende, denkende Beleuchtung ihres Schaffens selbst dann als eine Ungeheuerlichkeit, wenn sie sich erkannt fühlen müssen.

Ein Grund der Absonderung des Hauptcontingentes der Künstler von der Wissenschaft liegt vielleicht auch im heutigen System vieler Akademien und Kunstschulen. Der meiste Zuzug kommt ja von den niedersten Schichten des Volkes herauf und ist blutjung. Was aber geschieht nun für die Nahrung, Erziehung, Veredelung seiner Phantasie und seines Denkens? Mit Recht wird jetzt der größte Nachdruck auf den technischen Unterricht und auf die Formenlehre gelegt in schroffem Contrast zur Zeit des naturverlassenen Idealismus, des einseitigen Poetisirens, der traditionverschmähenden Selbstherrlichkeit. Dabei verfällt man aber in das entgegengesetzte Extrem, in die einseitig handwerkliche und naturalistische Pädagogik, wobei die innere Welt des Zöglings verödet und stumpf wird. Würde man etwas mehr Mythologie, Poesie treiben, mit den Culturformen auch den Culturgeist studiren, zu guter Lectüre anregen, Homer, Aeschylos, Sophokles, Ovid, Shakespeare, Schiller, Goethe vorlesen und erklären, dann würde sich auch die Innerlichkeit der Kunstjünger energischer entwickeln und hiermit ihr Sinn für Wissenschaft, dann würden sie auch die gebräuchlichen kunsthistorischen Vorlesungen besser verstehen und diese Disciplin mehr achten lernen.

Im Grunde jedoch ist die Hauptursache des klaffenden Abgrundes zwischen uns in der Sinnlichkeit des künstlerischen Naturells zu suchen. Sie hegt einen eingeborenen

Gallsporn und Giftstachel gegen die Reflexion in sich, einen Fremdenhaß gegen die Gelehrten. Daß Machen und Denken nur relativ zweierlei ist, dies mag bei solcher Anlage nur schwer erkennbar sein.

Die menschliche Vernunft ist aber fähig, diesen Contrast zu versöhnen und sie ist moralisch verpflichtet dazu. Die Schwierigkeit ist kein Dispens. Wer sie nicht überwinden mag, hat die Folgen zu tragen — und diese sind mannigfaltigster Art: Nicht denken, nicht denken wollen, Bildung, Wissenschaft verkennen und verachten, heißt nämlich überhaupt verwildern, der Rohheit anheimfallen, Kunstkaffer werden. — Hiermit ist natürlich auch eine Beschränkung, ein Sinken der artistischen Thätigkeit selbst verbunden: Triviale Intention, materielle Auffassung der Erscheinung, Naturalismus oder hohl decorative Coloristik, falsche Stoffwahl, Stilverirrung, wahlloses Schwanken zwischen den verschiedensten Methoden, Abhängigkeit von einseitigen Mustern wegen Unwissenheit in der Kunstgeschichte.

Mit solcher Sinnesart erwächst nun auch der blinde Hochmuth, welcher das Urtheil über die alten Meister *für sich allein* in Anspruch nimmt mit dem vulgären Trumpf: Ich kann malen! — G. F. Waagen hat einmal einem derartigen Anspruch folgendermaßen beigestimmt: „Ja freilich, deshalb versteht auch der Elephant allein etwas von der Zoologie, weil er selbst das größte Biest ist." — Ich will nun hier diesen Elephanten nicht in's Feld führen, habe vielmehr bereits zugegeben, daß es so manchen Künstler gibt, der ein äußerst feines, liebevolles Verständniß für diesen und jenen alten Meister besitzt und uns in hohem Grade anregen kann. Aber so viel ist sicher, an unseren Studien, an unserer Durchforschung der ganzen alten Kunst, auch der alten Tractate, haben die wenigsten Künstler von Heute theilgenommen. Die Meisten verhalten sich gegen unsere Disciplin wie gegen die Wissenschaft überhaupt fremd und gleichgiltig. Wie reimt es sich nun aber, daß selbst solche von ihnen, welche die Wissenschaft geradezu herabsetzen, in Galerieangelegenheiten mitsprechen und befehlen wollen, wozu doch kunstwissenschaftliche Studien absolute Voraussetzung sind? „Wissen ist keine Kunst", singt uns Herr Lenbach entgegen; wir antworten ihm: Kunst ist kein Wissen.

Die müßige Frage: „Wem gehört die Kunst?" beantworten die Geister der bezeichneten Verfassung höchst einfach, indem sie auf sich selber deuten. Die Kunst gehört dem Künstler. Wer nicht zur Zunft der Maler gehört oder wer nicht blos mit stummem Staunen vor den Bildern steht, wer dabei auch denken und das eigenthümliche Wesen wie den historischen Zusammenhang der alten Meisterwerke kritisch erkennen möchte, der armselige „Registrator" ist geächtet. Wozu sind Galerien da? Um Herrn Lenbach Genuß zu gewähren, was aber nur der Fall ist, wenn wenige Perlen von Tizian, Rubens, Van Dyk, Velasquez, Murillo in Lenbachisch gedämpfter Zusammenstimmung mit dem ganzen Raum herumhängen, und nota bene, wenn auch eine stanza da ist, eine Art Schlafgemach, wo gar nichts hängt[1]), wo sich das satte Ich eines Malers im Leeren spiegeln kann. — Galerien sind auch dazu da, um anderen Künstlern von Heute aufzuhelfen. Wehe dem, der ein Bild betrachten will, das gerade von einem Künstler oder einer Künstlerin copirt wird! — —

Herr Lenbach sagt einmal: „Ein Narr von Künstler kann viel fragen, worauf ein Kunstgelehrter die Antwort schuldig bleibt." Wir antworten füglich: Ein Narr von Kunstforscher kann viel arbeiten, wofür ein Künstler den Dank schuldig bleibt, und ein alter Meister kann so Manches malen, was ein moderner zu würdigen nicht fähig ist. —

München, im Juli 1881. Robert Vischer.

---

[1]) Vgl. Beilage zur Allgem. Zeitung Nr. 153, S. 2234.

Ausstellung von Schülerarbeiten königlicher Kunstschulen.

In den Sälen der königl. Akademie der Künste zu Berlin waren in der letzten Zeit Arbeiten der Berliner, Magdeburger, Danziger, Königsberger, Breslauer Institute ausgestellt, deren Aufgabe ist, junge Leute im Malen, Zeichnen und Modellieren zu unterrichten. Solche Ausstellungen sollen nicht zeigen, was ausgelernte Künstler hervorbringen, die dem Publicum gefallen oder ihrem eigenen Genie nachgehen wollen, sondern was Schüler leisten, um ihren Lehrern zu gefallen und womöglich einen Preis zu erringen. Die Preisvertheilung dann wieder läßt erkennen, was den Lehrern am meisten zusagt. Und daraus wieder ergibt sich, was Diejenigen für wünschenswerth halten, von denen die Lehrer berufen worden sind.

Sollen und wollen unsere Kunstschulen Künstler erziehen? Schwerlich. Auch können die Schüler, deren Arbeiten hier vorliegen, nicht alle die Absicht haben, einmal selbständige Meister zu werden. Vielmehr werden die, welche dies hoffen dürfen, die Minorität der Schüler bilden. Welche nun berücksichtigt der Unterricht zumeist, jene oder diese? Auf diese Frage geben die Berliner Arbeiten zum größten Theile keine Antwort.

Die Berliner Aktzeichnungen haben die Tendenz, etwas zu liefern, das als eine fertige Leistung wirkt. Die Mache tritt hervor, die Ausführung bringt Licht und Schattenwirkung zur Geltung und strebt nach Effekt. Es ist möglich, daß den jungen Verfertigern dieser Blätter am Nützlichsten däucht, dies zu erstreben, und den Lehrern, sie dazu anzuleiten. Als zukünftigen Zeichnern, Retoucheurs ꝛc. müßte unsern jungen Akademikern das Arbeiten auf eine günstige Wirkung im Ganzen dann allerdings das nächste Ziel sein. Wir wollen auch nichts dagegen sagen, aber uns scheint, wenn theoretisch im Allgemeinen darüber zu verhandeln wäre, was denn das Zeichnen nach dem nackten menschlichen Körper an sich zu bezwecken habe, diese Auffassung die nöthige und doch auch die natürliche sei: Eindringen in das Verständniß des menschlichen Baues, in die Lage der Muskeln, deren Veränderung bei verschiedenen Bewegungen, deren Gestalt bei Ruhe und Thätigkeit, ihr Verhältniß zu den Knochen und zu der Haut, ihre Functionen allein oder in Verbindung mit diesen. Wir können uns irren, aber der Weg, den die Berliner Akademie einzuschlagen scheint, ist nicht der, der direct und absichtlich zu diesem Ziele führt. Je geschickter die ausgestellten Blätter angefertigt worden waren, um so deutlicher trat das Bestreben nach jener Eleganz hervor, die gerade bei Schülerarbeiten bedenklich ist.

Aus demselben Grunde, aus dem uns hierin ein Vorbeigehen an der Hauptsache zu liegen scheint, konnte uns bei den Berliner gemalten Akten nicht zusagen, daß die Wiedergabe der zufälligen Hautfärbung so stark betont worden war. Gewiß ist die Fähigkeit schätzenswerth, die richtigen Töne mit einer gewissen freien Sicherheit gleich zu treffen und möglichst zu accentuiren. Allein mit der Fähigkeit, in dieser Richtung recht flott vorzugehen, pflegt meist nicht auch die verbunden zu sein, sicher zu zeichnen und zu modellieren. Akte sollen keine nach der Natur gemalte Skizzen in Lebensgröße sein. Das mit dem ersten Preise gekrönte Stück hatte bei allem unleugbaren Geschick, mit dem es zu Stande gebracht worden war, etwas beinahe widerlich Realistisches. Den gleichen Eindruck machten die ausgestellten, sowol gemalten als gezeichneten Porträtstudien. Hier besonders fiel uns bei der oft bedeutenden Geschicklichkeit ein Grad realistischer Derbheit auf, der an Schülern, denen man in Gedanken immer gern ein gewisses ideales Streben andichtet, etwas Unerfreuliches hat. Aber die Zeiten mögen das mit sich bringen.

Und doch wollen wir nicht ohne Weiteres uns so trösten, denn es stechen von den eben besprochenen Versuchen zukünftiger Maler und Zeichner in auffallender und für unser individuelles Gefühl sehr erfreulicher Weise die Leistungen der zukünftigen

Bildhauer ab. Hier ist offenbar, was Akte anlangt, eine Schule vorhanden, in der man in unserem Sinne das im Auge hat, was ein Schüler lernen soll. Die beiden stehenden Männer, besonders aber die drei die Sense führenden Männer, — jene beiden und diese drei je nach dem gleichen Modelle ausgeführt, — übertreffen als Leistung an sich genommen bei Weitem die oben besprochenen Arbeiten. Wir dürfen nicht unbillig sein: es sind hier nur einige wenige Stücke ausgestellt, gegenüber der großen Masse der Zeichnungen und der Malversuche, aber das Urtheil scheint erlaubt, daß in ihnen eine Sicherheit in Wollen und Können hervortritt, welche dort in demselben Grade nicht vorhanden ist. Man fühlt diesen modellierten Gestalten an, daß ihre Verfertiger genau Rechenschaft zu geben wissen von den nachgebildeten Formen, daß sie nicht nur das Ganze des Körperbaues, sondern auch das Einzelne wirklich kennen, daß sie, mit einem Worte, auf dem besten Wege sind.

Aeußerst interessant war uns bei den drei Sensenführern die Abstufung in der Preisvertheilung. Es wird auf der Berliner Akademie ein erster und ein zweiter Preis ertheilt und außerdem eine „Anerkennung" (die sich bis zur „außerordentlichen Anerkennung" steigern kann) ausgesprochen. Diejenige Figur unter den drei Sensenführern, welche nur die Anerkennung empfing, stand in der Gesammthaltung allerdings zurück, sie wirkte unruhig, es war zu viel Detail daran, aber sie hätte an anderer Stelle gern eine höhere Belobigung errungen. Zwischen dem ersten und zweiten Preise war uns schwer zu entscheiden. Der erste Preis wurde wol in Rücksicht auf die vorzügliche gleichmäßige Durchführung aller Partien zuertheilt. Dagegen schien uns die mit dem zweiten Preise bedachte Gestalt in statuarischer Haltung vielleicht noch über der anderen zu stehen. Aber das Detail war nicht von gleichem Werthe, und das mußte ohne Zweifel den Ausschlag geben. (Wir brauchen nicht zu versichern, daß wir den betreffenden Ateliers, sowie den Persönlichkeiten in jeder Hinsicht fern stehen.)

Die wenigen Versuche, selbständig zu componieren, welche ausgestellt worden sind, konnten kein Interesse erregen. Eine der hier ertheilten „Anerkennungen" dagegen Erstaunen.

Am besten, im Charakter von Schülerarbeiten eben, in denen die Absicht zu lernen, sowie die zu lehren, sich am einfachsten zu erkennen gab und am rationellsten erreicht war, gefielen uns die aus der Breslauer Kunst- und Gewerbeschule stammenden Zeichnungen. So müssen unserer Ansicht nach Akte von Schülern gezeichnet werden, so sind Porträtzeichnungen zu behandeln. Die Blätter, welche Oscar S. geliefert hat, vorzüglich ein Kopf in Rothstift, sowie die von Max K., vorzüglich ein männlicher Akt, haben uns einen ausnehmend günstigen Eindruck gemacht. Sicherheit, Bescheidenheit und nicht die leiseste Absicht, auf den Effect zu arbeiten, treten hier hervor. (Die betreffende Lehrkraft ist uns unbekannt, kommt sicherlich selbst aber aus guter Schule.)

Es sind unter den Berliner Arbeiten in Oel auch einige Copien nach Gemälden älterer Meister zum Theil der Berliner Galerie ausgestellt. Diese waren unbefriedigend. Unserer Ansicht nach sollte dergleichen nicht so leicht genommen werden.

Wir vermißten beim Besuche dieser Ausstellung den Besitz eines kleinen (etwa für 10 Pf. zu erlangenden) Heftes, das den Besucher über die Verhältnisse, unter denen diese Schülerarbeiten entstanden waren, aufklärte. Man hätte z. B. oft gern gewußt, wie alt die jungen Leute sind, die diesen und jenen Preis gewonnen haben, wie lange sie in der betreffenden Classe waren, wie lange und unter welchen Umständen sie ihre Leistungen zu Stande gebracht haben. Solche Ausstellungen haben doch den Zweck, das Publicum für die Anstalten zu interessieren, in deren Treiben und Thätigkeit für einige Zeit hier Einblick gewährt wird. Dieser sollte zu einem möglichst vollständigen gemacht werden.

B. K. F.

Die bevorstehenden deutschen Reichstagswahlen.

Den letzten Reichstagswahlen im Sommer 1878, die mit dem Präsidium des Fürsten Bismarck über den Berliner Congreß zusammenfielen, dem Höhepunkt seiner großen diplomatischen Laufbahn, war die Verhandlung mit dem Führer der Nationalliberalen über den Eintritt in's Ministerium voraufgegangen, welche ergebnißlos auslief. Vielleicht hätte Herr v. Bennigsen sich damals gleich an das Wort erinnern sollen, welches der preußische Ministerpräsident vor dem Bruche des Jahres 1866 an den österreichischen Gesandten gerichtet hatte: „Unsere Beziehungen müssen entweder viel besser oder viel schlechter werden." Für die zu Entscheidungen drängende Seele des Reichskanzlers ist dieses Wort in der inneren Politik nicht minder als in der auswärtigen charakteristisch; und er handelte seinerseits auch sofort danach gegen die gemäßigten Liberalen, als das Project gemeinschaftlicher Regierung mit ihnen einmal gescheitert war, ja es hat ihn aller Wahrscheinlichkeit nach ein wenig befremdet zu sehen, daß der vormalige Präsident des Nationalvereins so garnichts von enttäuschtem oder gekränktem Ehrgeiz verrathen wollte, als ihm der Antheil an der Macht entging. Während der Wahlfeldzug der Reichsregierung damals schon seine wesentliche Richtung und Schärfe gegen den Liberalismus nahm, ohne die Personen der Führer im Mindesten zu schonen, verhielt die gemäßigt liberale Partei sich dann im Reichstage, den sie sehr geschwächt wieder betrat, noch sozusagen neutral. Sie erklärte, die Regierungsvorlagen einzeln je nach ihrem sachlichen Inhalt und Werthe prüfen zu wollen — ein ihr wenig gedanktes und im Grunde auch offenbar unpolitisches Verfahren —, und die sofort brennend werdenden Zollfragen schloß sie sogar von ihren Fractionsentscheidungen ganz aus. So geschah es, daß der neue Zolltarif die Sanction eines guten Theils der Nationalliberalen, wenn auch nicht bei der letzten formellen Gesammtabstimmung, erlangen konnte. Dies trieb in etwas verspäteter, aber sicher hierauf zurückzuführender Nachwirkung im Spätsommer vorigen Jahres den linken Flügel unter Führung der Herren L. Bamberger, v. Forckenbeck, Rickert und v. Stauffenberg — Herr Lasker war schon früher zurückgetreten — aus der Fraction. Als sogenannte Secessionisten pflanzten sie die Fahne der Wiedervereinigung aller wirklichen Liberalen mit der Fortschrittsfraction zu einer großen freisinnigen Gesammtpartei auf.

Es war das Herannahen neuer allgemeiner Wahlen, was zu diesem lange zweifelnd bedachten Austritt bewog. In die Werbung um das Vertrauen des wählenden Volks glaubte man mit einem so völlig unbeschriebenen Programm, wie die Nationalliberalen es seit dem Bruche Bismarck's mit dem Liberalismus befolgt hatten, mit der Auflösung alles politischen Gesammtverhaltens in Einzelfragen, unter Ausscheidung der gerade brennendsten, und mit einem beständigen unabsehbaren Wechsel zwischen Für und Wider nicht eintreten zu können. Man glaubte im Lager der Secessionisten, daß das liberale Bewußtsein im Volke weit energischer als bisher geweckt werden müsse und daß man diese Arbeit auch nicht etwa allein der rastlosen Agitation des großen Redners der Fortschrittspartei überlassen dürfe. Die zurückbleibenden Nationalliberalen dagegen konnten so rasch nicht aufhören an die Möglichkeit ferneren

patriotischen Zusammenwirkens mit dem Schöpfer der deutschen Einheit zu glauben. Sie meinten ihn durch vorsichtige Mäßigung, wo nicht auf den alten Weg der Gemeinschaft zurücklocken, so doch gewissermaßen von innen heraus beschränken zu können. Zwischen ihm und der ultramontanen Partei durch fortdauernde Bereitschaft zu liberal-conservativen Compromissen das Bündniß nicht zu innig werden zu lassen, däuchte ihnen im Interesse der ungefährdeten Entwickelung und Befestigung des Reichs immer noch der Mühe werth, und so sei Temporisiren für gemäßigt liberale Reichsfreunde das Weisheitsgebot der Stunde.

In dem verflossenen Jahre hat diese Auffassungsweise fast alle Stützen verloren und gilt nur noch in einem kleinen Theile des liberalen Deutschlands. Die Stimmen mehren sich auch auf dem rechten Flügel des Liberalismus, ja bis in die freiconservativen Reihen hinein, welche an der Wiederherstellung des so ergiebigen alten Bundes der Mittelparteien unter Bismarck's Aegide verzweifeln, während andererseits die Fortschrittspartei zusehends maßvoller, verständigungsbereiter und auch mit positiveren Ideen auftritt. Für die letztere leise Wandlung ist namentlich ihre Initiative in der letzten Session mit einem verbesserten Haftpflichtgesetz bemerkenswerth. Herr Eugen Richter hat zwar seine oppositionelle Vehemenz womöglich noch erhöht, aber in den Formen ist er angenehmer, gegen verwandte Fractionen duldsamer geworden; und die Idee einer großen geschlossenen liberalen Partei hat keinen eifrigeren Fürsprecher als Herrn Hänel, dessen Organ ihr sogar im Voraus schon für seinen Theil Herrn v. Bennigsen zum obersten Führer gesetzt hat.

So tritt der Liberalismus leidlich geeint und zusammenhaltend in die entscheidende Wahlschlacht ein. Worüber soll sie uns die Entscheidung bringen?

Nicht über den sogenannten Culturkampf. Um die Zurückdrängung der ultramontanen Partei hat sich die Reichsregierung schon bei den vorigen Wahlen nicht mehr gekümmert, sodaß das Centrum in aller Ruhe seine eher vermehrten als verminderten Sitze wieder einnehmen konnte. Man läßt es in Frieden, weil man augenscheinlich hofft, ihm durch den Einfluß des Vaticans auf die römisch-katholische deutsche Geistlichkeit beizukommen, soweit es sich um die Unterstützung der wichtigsten augenblicklichen Regierungsentwürfe handelt und weil seine Entwurzelung mit den Mitteln der Staatsgewalt allein längst als hoffnungslos erkannt worden ist.

Die nächsten parlamentarischen Absichten des Reichskanzlers sind wirthschaftlicher Natur. Fürst Bismarck will das von ihm geschaffene Reich auf feste finanzielle Füße stellen und einige wichtige Classen, deren Unzufriedenheit dem Reiche besonders gefährlich werden könnte, durch ihnen erwiesene Wohlthaten und Dienste über jede Sonderbündelei hinweg an das Reich ketten. Den nationalen Charakter seiner Ziele erkennen auch die deutschen Liberalen an; sie können nur seine Wege nicht mit ihm wandeln.

Nicht dadurch, meinen und sagen sie, daß einzelne Classen, seien sie noch so einflußreich oder unruhig, auf Kosten anderer oder der Allgemeinheit dem Reiche verpflichtet werden, läßt sich dieses für immer stabiliren; denn im Zeitalter des allgemeinen Stimmrechts ruft solche Begünstigung nothwendig früher oder später gerade die Classenkämpfe hervor, an denen Staaten zu Grunde gehen. Was von dem neuen Zolltarif, ist auch von dem Reste des officiellen Steuerreformprogramms zu sagen. Es figurirt darauf die Biersteuer, aber nicht die Branntweinsteuer mit einer Erhöhung; der Taback „soll noch stärker bluten", und zwar in der einschneidend harten Form des Monopols, die Zuckersteuer hingegen fortfahren, ihren reichen Zahlern ganz unbeabsichtigte Vortheile auf Kosten der Steuerzahler im Allgemeinen zu gewähren.

Auf diesem Punkte ist der Widerstand der gemäßigtsten Liberalen gerade der ausgesprochenste von allen. Herr v. Bennigsen hat auf das Stück Mitregierung, welches Fürst Bismarck vor drei Jahren in Varzin ihm bot, verzichtet, weil er es nicht auf sich nehmen wollte, die gewaltig emporgeschossene, weitverzweigte und gesund blühende deutsche Tabackindustrie mit ihren Hunderttausenden von Existenzen zu

Gunsten des Reichs zu confisciren. Seine Fraction ist auch neuerdings noch am Entschiedensten mit der Erklärung hervorgetreten: keine Erhöhung der Biersteuer, wenn nicht gleichzeitig die Branntweinsteuer mindestens in demselben Grade erhöht würde.

Wenn Deutschland in der Entwickelung der indirecten Steuern hinter den übrigen civilisirten Ländern zurückgeblieben ist — eine natürliche Folge seiner schwachen bündischen Organisation —, so gilt dies von der Branntweinbesteuerung mindestens in demselben Maße wie vom Taback. Nirgends schütten die Spirituosen so wenig in die Staatscasse. Wein und namentlich Bier allein stärker heranziehen, hieße geradezu das vor Allem gefährliche Schnapstrinken fördern. Taback rauchen, schnupfen und kauen mag ein Ueberfluß sein; aber es ist kein die Gesundheit, die Moralität und die Wirthschaft des Volkes untergrabendes Laster wie die Trunksucht, wenn ihr bevorzugter Gegenstand der Branntwein ist. Deshalb verlangt sowol das sociale wie das fiscalische Bedürfniß gebieterisch: die Erhöhung der Branntweinsteuer in der Reichssteuerreform obenanzustellen. Muß sie zu diesem Ende aus der Besteuerung des Maischraums in die des Fabrikats übergeführt werden — wie die Gerechtigkeit in der Behandlung der verschiedenen Rohmaterialien schon lange fordert —, so ist das Grund für Aufschub, wenn man beim Taback die noch viel radicalere Umwälzung zur Reichsregie vorhat.

Die Liberalen stellen also den Branntwein voran und sind der Ansicht, daß man den Taback, dessen Besteuerung schon so beträchtlich erhöht worden ist, vorläufig in Ruhe zu lassen habe. Der vorige Reichstag hat sich ausdrücklich dahin und gegen den Uebergang zum Monopol erklärt. Die Schwärmerei für das Tabackmonopol rechnet nicht mit Wahrscheinlichkeiten. Sie hält das Auge eigensinnig auf die hohen Beträge gerichtet, welche die Regie in Frankreich und Oesterreich jetzt erbringt; da doch beide Staaten nicht erst mit schweren Kosten eine mächtige Privatindustrie abzufinden hatten, und da es doch notorisch fast ein halbes Jahrhundert gedauert hat, vom ersten Napoleon bis zum dritten, bevor das französische Monopol, durch den Heeresdienst künstlich unterstützt, wirklich hohe Reinerträge abwarf.

Es ist nun unlängst durch eine Rede des Herrn Prof. Adolf Wagner bekannt geworden, wozu der Gewinn des Tabackmonopols eigentlich bestimmt ist. Bisher wurde angenommen, er solle den proclamirten allgemeinen Zwecken der Reichssteuerreform dienen: der auf den niederen Ständen ruhenden Last directer Steuern in Staat und Gemeinde Erleichterung gewähren und eine Quelle von selbst stetig wachsender unmittelbarer Einkünfte des Reiches werden. Wird es diesen Zwecken entzogen, so müssen hierfür neue Steuerquellen erschlossen werden. Indessen auch davon abgesehen, giebt die neue Bestimmung des Tabackmonopols zu Bedenken Anlaß. Es soll das „Patrimonium der Armen“ werden, sagt eine officiöse Inspiration; aber zunächst *macht* seine Einführung unvermeidlich Arme, die es vorher nicht gab, Arme aus sich redlich selbst erhaltenden Arbeitern und beschränkt ferner nicht wenige Fabrikanten und Kaufleute in den Unterstützungen, welche sie bisher Armen zufließen lassen konnten. Die „Armen“ aber, denen durch Schutz von Reichs wegen gegen die ruinirenden wirthschaftlichen Folgen von Betriebsunfällen, Altersschwäche und Arbeitsunfähigkeit geholfen werden soll, sind es wirklich die, denen vor Anderen beizuspringen wäre? Wir sehen diese nämliche Classe in England vermöge der Friendly Societies (Hilfskassen) und der Trades Unions (Gewerkvereine) sich selbst versichern ohne alle Staatshilfe, außer rechtgewährender Gesetzgebung. Unter dem Einfluß dieser Selbstversicherung des Arbeiterstandes nimmt die Armenausgabe und die Zahl der Armen in England beständig ab. Sowol Hilfskassen als Gewerkvereine haben auch in Deutschland angefangen, sich einzubürgern; die Versicherung gegen Betriebsunfälle ist binnen eines einzigen Jahrzehnts weit genug vorgeschritten, um in einem weiteren Jahrzehnt das ganze Gebiet zu umspannen, ohne daß es der Staatszuschüsse, der Reichsanstalt und des Versicherungszwanges dazu bedürfte. Kurz, die industriellen Arbeiter sind im Wesentlichen fähig, sich selbst zu

helfen oder finden ihren Schutz durch die Selbstbesserungen der Industrie: ihnen beizuspringen hat das Reich nicht nöthig, am Wenigsten durch die Opferung eines großen gesund blühenden Zweiges der nationalen Arbeit. Was es thun will und kann an directen Gaben, muß es für ärmere und beklagenswerthere Leute vorbehalten.

Indem die liberale Politik zu den vom Reichskanzler aufgeworfenen Fragen sich so verhält, lehnt sie weder die finanzielle Sicherung des Reiches durch eigene Einnahmen — eine vielmehr zuerst, und schon im Sommer 1866 vom volkswirthschaftlichen Congreß erhobene Forderung — noch erhöhten gesetzlichen Schutz der Schwachen ab. Sie widersetzt sich nur der völligen Abtragung des Gerüstes der directen Steuern, das in Nothzeiten ein zuverlässigeres Fundament des Staates ist als indirecte Abgaben; die letzteren will sie so umgelegt wissen, daß mit möglichster Gerechtigkeit in der Behandlung aller Interessen und Stände möglichst viel herauskommt, denn die große Aufgabe des Staates ist und bleibt Gerechtigkeit; und sie hält sich dabei auch gegenwärtig, daß nur mäßige Steuern sich diesem unverlierbaren Ideal recht nähern können, daß ein schwerer Steuerdruck mit Nothwendigkeit die Aermeren im Vergleich zu den Wohlhabenderen überbürdet. Durch Festhaltung an gerechter und gleichmäßiger Vertheilung der Reichslast als höchstem Augenmerk, im Gegensatz zu einer gefliſſentlichen Begünstigung bald dieser, bald jener Classe, glaubt der Liberalismus zugleich einer gefährlichen inneren Zersetzung vorzubeugen, die er, wie unbeabsichtigt immer, doch unabwendbar auf der gegenwärtig eingeschlagenen Bahn entstehen sieht. Diese däucht ihm nicht zu höherem Wohlstande zu führen; noch weniger zur gleichmäßigeren Vertheilung der Güter unter Alle; am Wenigsten zum inneren Frieden.

Um den bevorstehenden Entscheidungskampf siegreich zu bestehen, wird der Liberalismus, abgesehen von geschlossener Einigung, auch positiver und activer werden müssen. Im Bunde mit der Regierung war der Nationalliberalismus fruchtbar und schöpferisch; seitdem hat er nicht viel practicable Ideen mehr producirt. Da jedoch das nationale Leben in beständiger Bewegung ist, die wählenden Massen für ihre Unzufriedenheit mit dem Bestehenden stets neue Auswege wissen wollen, so müssen auch die leitenden Köpfe der Liberalen sich auf dem Markte einstellen. Sie müssen gleichsam ein in der nöthigen Flüssigkeit und Elasticität erhaltenes Regierungsprogramm, wenn auch nur in Bruchstücken, wenn auch ohne jedesmalige ausdrückliche Verantwortlichkeit der gesammten Partei, mit voller Hingebung an die dazu drängenden Gegenstände herausarbeiten. Die höhere politische Arbeit ist in unserem Liberalismus, den ja noch keine Zeit actueller Regierung hat schulen können, nicht planmäßig genug getheilt und vorherbestimmt. Er verfügt über ausgezeichnete Einzelkräfte; doch fehlt es an der Organisation, welche dieselben erst wirksam machen könnte. Eine prompte Ideenproduction, den wechselnden Bedürfnissen der Zeit sich anpassend, der großen Regierungsfabrik Schritt haltend oder womöglich vorauseilend, würde dem deutschen Liberalismus auch für die Reichstagswahlen noch nützliche Dienste leisten. Sollte er aber geschlagen aus denselben hervorgehen, d. h. sollte er nicht die zwanzig oder dreißig Stimmen mehr gewinnen, welche hinreichen würden, um in entscheidenden Fällen sein Gewicht in die Wagschaale zu werfen, so müßte er dann im Interesse der ruhigen, glücklichen Fortentwickelung der Nation in Frieden und Freiheit erst recht seine geistige Leistung zu erhöhen streben.

Schiller's Briefwechsel mit dem Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg.

Neue Briefe des Herzogs.

Schiller's Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Eingeleitet und herausgegeben von F. Max Müller. Berlin, Gebrüder Paetel. 1875.

In der unter diesem Titel im Jahre 1875 in Berlin erschienenen Broschüre hatte ich die Freude, dem deutschen Volke einige der werthvollsten, zuerst in der „Deutschen Rundschau“ [1]) veröffentlichten Actenstücke aus der Glanzperiode der Goethe- und Schillerzeit wieder zugänglich zu machen. Nichts ist wohlthuender als die Briefe zwischen dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg und Schiller zu lesen. Nichts spiegelt so hell den erhabenen Geist, der damals im deutschen Volke, auf Thronen wie in Hütten, waltete. Nach aller menschlichen Berechnung kann man wol sagen, daß ohne den begeisterten Zug des Herzogs, ohne das Jahrgehalt von 1000 Thalern, Schiller schwerlich mehr als Räuber, Fiesco, Kabale und Liebe und Don Carlos beendigt haben würde. Diese stille, einfache That des edlen Holsteiner Fürsten sollte nie vergessen werden; und daß das gute Blut dieses Hauses dereinst in den Adern der deutschen Kaiser fließen wird, ist ja auch einer der hellen Fäden, aus denen wir uns den schönen Traum einer frohen Zukunft für Deutschland weben dürfen.

Als ich jenen Brief vor etwa sechs Jahren abdruckte, hatte ich nur eine Abschrift des Conceptes, jetzt habe ich das Concept selbst, propria manu vom Prinzen geschrieben und corrigirt; und da nun manche schwierige und zweifelhafte Lesarten ein für alle Mal festgestellt werden, so theile ich hier einen genauen Abdruck dieses oft besprochenen Schriftstückes mit, so wie es fortan in der Geschichte der deutschen Literatur citirt werden kann.

Schreiben an Schiller von Schimmelmann und mir.

Abgegangen 27. November 1791.

Zwey Freunde durch Weltbürgersinn mit einander verbunden erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beyde sind Ihnen unbekant, aber beyde verehren und lieben Sie. Beyde bewundern den hohen Flug Ihres Genius der verschiedene Ihrer neuern Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Werken [2]) gestempelt

---

[1]) Man vergl. „Deutsche Rundschau“, Band III, S. 38 ff., 1875.

[2]) Auf den ersten Anblick liest man entschieden Zwecken, statt Werken, aber bei genauer Prüfung der eigenthümlichen Handschrift des Prinzen neigt man sich doch wieder der Lesung Werken zu.

hat (sec. man. stempeln konnte). Sie fanden in diesen Werken die Denkart, den Sinn den Enthusiasmus der das Band ihrer Freundschaft knüpfte und gewöhnten sich daher (sec. man. ausgestrichen) sehr bald an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied Ihres freundschaftlichen Bundes anzusehn. Groß war also auch ihre Trauer bey der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der grosen Zahl der guten Menschen die ihn kennen und lieben.

Dieses lebhafte Interesse welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann vertheidige uns bey Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens! Wir fassen es ab, mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten daß auch ihr, der Tugend edler und gebildeter Seelen, ein gewisses Maaß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Misbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf.

Ihre, durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit einer grosen Ruhe (sec. man. Geistes, und ausgestrichen) wenn sie wiederhergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll, allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände machen Ihnen den Genuß derselben unmöglich (durchgestrichen und ersetzt durch „verhindern Sie sich dieser Ruhe zu überlassen"). Wolten Sie uns die Freude gönnen Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern. Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drey Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Rthlr. an.

Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht es abzulehnen. Wir wissen diese zu schäzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den Menschen zu seyn, Bürger in der grosen Republik deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen mehr als die Gränzen eines Erdballs umfassen. Sie haben hier nur Menschen Ihre Brüder vor sich, nicht eitle Grose, die durch einen solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Hochmuth fröhnen.

Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe geniesen wollen. Hier bey uns würde es Ihnen nicht an Befriedigungen für die Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt die der Siz einer Regierung zugleich ein großer Handlungsplaz ist und sehr schäzbare Bücherſammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dännemark angenehm zu machen denn wir sind hier nicht die einzigen welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestelter Gesundheit wünschen solten im Dienste unsres Staates angestelt zu werden, so würde es uns nicht schwer fallen (sec. man. Ihnen, durchgestrichen) diesen Wunsch zu befriedigen.

Doch wir sind nicht so kleineigennüzig diese Veränderung Ihres Aufenthalts zu einer Bedingung zu machen. Wir überlassen dieses Ihrer eigenen freyen Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsch muß jede andere Betrachtung nachstehn.

Wie ich auf S. 35 meiner Broschüre bemerkte, besaß ich, als ich den Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian veröffentlichte, nur Abschriften. Die Originale, hieß es, wären nicht zu finden. Die Originale haben sich aber endlich doch in den herzoglichen Archiven gefunden und sind jetzt in sicherem Gewahrsam. Sie liefern hier und da kleine Correcturen, die aber am großen Ganzen der Correspondenz nichts ändern. So schreibt Schiller (S. 58) nicht: „Aber noch ist unsere Sprache dieser großen Revolution nicht ganz fähig, und alles, was gute Schriftsteller vermögen, ist auf dieses Ziel von Form hinzuarbeiten", sondern „auf dieses Ziel von ferne hinzuarbeiten". Das Citat aus Fiesco (S. 38) bleibt wie es ist. Nur hatte Schiller geschrieben: „Sie haben gethan, was ich höchstens nur mahlen kann", dann aber höchstens ausgestrichen. Auch hierin zeigt sich der einfache männliche Sinn Schiller's,

daß er bei aller wahren Verehrung für seinen fürstlichen Wohlthäter, nie zum Höfling wird und sich also nicht scheut, in seinen Briefen an den Herzog auszustreichen und zu corrigiren, wo doch gewiß mancher andere arme Professor den Brief lieber zehnmal abgeschrieben, als einmal radirt, geschweige denn corrigirt haben würde.

Neue Briefe von Schiller sind bis jetzt noch nicht gefunden. Zwei Schreiben vom Herzog aber sind zu der Sammlung neu hinzugekommen, welche ich auf S. 41 als im Privatbesitz befindlich und unzugänglich bezeichnet hatte. Sie zeigen den Herzog in demselben schönen Lichte wie sein erster Brief an Schiller, und fügen wenigstens eine Thatsache zur Geschichte der deutschen Literatur hinzu, daß nämlich Schiller dem Herzog das Versprechen gegeben zu haben scheint, in den dänischen Staatsdienst zu treten. „Ich sehe dem Augenblick mit verdoppelter Ungeduld entgegen," schreibt der Herzog im Januar 1792, „an welchem ich Sie als Mitbürger meines Vaterlandes werde begrüßen können."

Briefe des Prinzen Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein an Schiller.

I.

Erlauben Sie edler und verehrter Mann daß ich Ihnen meine Freude über Ihre Antwort und die uns gegebene Hofnung bezeuge Sie hier in Dännemark zu besizen. Ihr Betragen in dieser Angelegenheit ist ganz Ihrer würdig, und vermehrt die Hochachtung welche ich schon bisher für Sie hegte. Nichts könnt jetzt meiner Sehnsucht bey, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und ich sehe dem Augenblick mit verdoppelter Ungeduld entgegen in welchem ich Sie als Mitbürger meines Vaterlandes werde begrüßen können.

Sie werden wahrscheinlich schon durch den Professor Baggesen die Anzeige des Kaufmannshauses in Leipzig erhalten haben, bei welchem Ihnen ein Credit von 200 Louisdor gemacht ist. Sollte diese Anzeige noch nicht geschehen seyn, so wird sie unverzüglich erfolgen.

Möchte Ihre eigene Gesundheit doch bald völlig wieder hergestellt seyn dies ist einer der lebhaftesten Wünsche

Ihres
wahrhaft ergebenen
Friedr. Christians
P. z. Schleswig-Holstein.

C. 1st. Januar 1792.

Der zweite Brief bezieht sich auf den Brand der Königsburg in Kopenhagen, wobei auch einige von Schiller's Briefen verloren gingen. Die Gesinnungen, die der erleuchtete Prinz hier gegen Schiller ausspricht, verdienen es, der Vergessenheit entrissen zu werden.

II.

Seit dem Abgange meines letzten Briefes an Sie theuerster Herr Hofrath, von dessen Ankunft ich bis itzt Keine Nachricht habe, hat ein zufälliges Ereigniß in der Lage der Dinge in meinem Vaterlande wie in der mir persönlich eigenen einige Veränderung hervorgebracht. Sie müssen durch die öffentlichen Zeitungsblätter erfahren haben, daß unsere Königsburg ein Raub der Flammen geworden ist. Es scheint widersprechend zu behaupten, daß dieser Brand, durch den so vieles verzehrt worden, bey welchem mehrere Menschen theils ihr Leben oder ihre Gesundheit, theils ihr Eigenthum verlohren haben, ein glückliches Ereigniß seyn. Und doch ist nichts gewisser. Die gegenseitig aufsprossenden Keime des Mistrauens zwischen Regierung und Volk, die durch Späher Ohrenbläser und Geschichtenträger gepflanzt und genährt wurden, scheinen unter den Ruinen des stolzen Gebäudes begraben zu seyn. Das liberale Regierungssystem, das in manchen Augenblicken demjenigen, der in der Nähe aufmerksamer Beobachter seyn konnte, zu wanken schien, ist mehr als je befestigt worden, und steht nun so viel ich einsehen kann für die ganze Dauer der

Regierung unsers Kronprinzens[1]) unerschütterlich feste. Unser Kronprinz erhält die überzeugendsten Beweise allgemeiner Liebe und Achtung gegen die Regierung. Es hat sich zugleich ein Gemeingeist geäussert, die natürliche Folge des bisherigen Regierungssystems, der ihn lehrt wie sehr er auf die Unterstützung der Nation bauen kann, so lange die öffentliche Meinung ihm günstig ist, und in der That sind dadurch die politischen Kräfte des Staats verdoppelt. Von einem Ende des Reichs zum andern strömen freywillige Gaben hin zum Altar des Vaterlandes. Kleine und Große, Arme und Reiche, alles giebt seinen Beytrag zu den durch die augenblicklichen Umstände vermehrten Bedürfnissen des Staats. Die niedrigsten im Volke halten es für Schande nicht auch etwas für denselben zu thun. Man hat Höckerweiber gesehen, die das Anerbieten bey einer nahe vermutheten ausserordentlichen Steuer, die aber nicht statt finden wird, für sie bezahlen zu wollen mit dem Zusatz abgelehnt haben, sie müßten das Vergnügen haben von ihrem eigenen Erwerb einige Schillinge zu geben. Wie wenig ist da für den Thron zu fürchten, wo er auf das allgemeine Gefühl der bürgerlichen Glückseeligkeit und auf die Achtung und Ergebenheit gegen die Person des Regenten gestützt ist. Möchte doch der Anblick des glücklichen Dännemarks die übrigen Könige und Fürsten Europas belehren, daß sie auf weit sichererm Wege ihre Thronen befestigen können, als durch Maasregeln und Gesetze, welche dem Orient oder dem barbarischen Mittelalter abgeborgt zu seyn scheinen.

Mir hat jener Brand meine Bücherſammlung und den größten und für mich interessantesten Theil meiner Papiere gekostet. Alles ist im Feuer aufgegangen. Auch Ihre lehrreichen Briefe, edler und verehrter Mann, die ich oft und mit immer wiederholten Vergnügen las, haben das nemliche Schicksal gehabt. Können Sie diesen Verlust ersetzen, so werden alle Ihre hiesigen Freunde Ihnen dankbar seyn, und niemand mehr als ich, da niemand den Verfasser dieser Briefe und des Don Karlos höher schätzen und lieben kann als Ihr

Kopenhagen 4 April 74.

ergebenster Friedrich Christian.

So viel für jetzt. Wo so viele Schätze gefunden, lassen wir die Hoffnung auf neue Gänge nicht sinken.

Oxford, Aug. 1881. F. Max Müller.

[1]) Nachmaligen König Friedrich VI. von Dänemark.

Literarische Rundschau.

C. Ferd. Meyer's „Hutten".

Hutten's letzte Tage. Ein Gedicht von Conrad Ferdinand Meyer. Dritte Auflage. Leipzig, H. Haessel. 1881.

Es sind nun bald zehn Jahre, daß Conrad Ferdinand Meyer, der Verfasser des „Georg Jenatsch" und des „Heiligen", welcher letztere den Lesern der „Deutschen Rundschau" in einem ganz besonderen Sinne angehört, die Dichtung „Hutten's letzte Tage" an's Licht treten ließ. Vor ihm hat sich dieser und jener an den Stoff gewagt; aber es ist dabei nicht viel Ersprießliches herausgekommen. Beides erscheint begreiflich. Der Vorwurf liegt nicht so sehr abseits und besitzt das Aussehen, um einen Poeten wohl anzumuthen: eine große, gewaltige Zeit; ein Mann, ihr echter Sohn, der stürmische Erlebnisse und bedeutende Thaten hinter sich hat, ein Mann, der früh in's Grab sinkt, eigener Schuld und herbem Verhängniß erliegend; dazu eine scharf abgezirkelte Reihe von Tagen, in deren Bereich die Vorgänge gebannt sind, und ein ebenso eng begrenzter und mit allen Schönheiten der Natur gesegneter Fleck Erde — sollte hier nicht für eine gute Dichterkraft in fast seltenem Maße vorgearbeitet und selbst ohne große poetische Gaben eine gewisse Wirkung bedingt sein? Allein den Vorzügen des Stoffes wird durch seine Nachtheile mindestens die Wage gehalten: das ganze Thun des Helden ist nichts als Sterben, ein allmäliges stilles Erlöschen und ein Zurückblicken in die Vergangenheit; jede Handlung, jede Fabel, ja selbst ein eigentliches Motiv fehlt; kein Drama, kein Schauspiel, keine epische Erzählung, nicht einmal eine Novelle läßt sich da herausbilden, es wäre denn, man wollte Dinge hinzuerfinden, die das Gegebene als Nebensache ganz zurückschöben und mit der geschlossenen Tradition in grellem Widerspruche ständen. An dem Vorwurf haftet — wie an einem anderen: Napoleon auf Helena — ein Fluch: die Monotonie des Sterbens. Conrad Ferdinand Meyer wußte diesem Fluch zu entgehen; er gliederte den Stoff in einzelne Monologe, die sich als Situationspoesie oder kleine Erzählungen gestalten, und wahrte dabei eine einheitliche Form, indem er sich durchgehends des fünffüßigen, männlichen Reimpaares bediente.

Reichthum und Anschaulichkeit der historischen, Schönheit, Kraft und Tiefe der psychologischen Momente sind an der Dichtung Seite für Seite zu bewundern. Wie greifbar, wie lebendig treten uns des Helden Zeit und Zeitgenossen entgegen, mit welcher Kunst weiß der Dichter eines im anderen zu spiegeln! In dieser Beziehung vorab ist die vorliegende dritte Auflage verändert und erweitert; moderne Anklänge der früheren Fassung sind durch den harschen Ruf des sechszehnten Jahrhunderts überschrien, verschwommene Linien sicher und stark umrissen, blasse Farben kräftig übermalt und mancher Schatten tiefer gelegt. An all diesen Aenderungen — und es sind ausnahmslos Verbesserungen — erkennt man den rechten Künstler, der sich im

Streben nach möglichster Vollendung seines Werkes selber nie genug thun kann. Wirkungsvoll sind auf specielle Situationen bezügliche Wendungen und Stellen aus der Tradition herübergenommen, oder Rede und Denkweise der Zeit abgelauscht und glücklich nachgebildet. Natürlich steht hier der Held voran, keines seiner zündenden Worte ist vergessen; aber um neben ihm auch die Signatur seiner Tage gehörig auszuprägen und alle wichtigen Perspectiven zu eröffnen, ist Vieles herbeigezogen. Ueber Hutten's hervorragenderen Mitstreiter wurde nie etwas Schöneres und Größeres gesagt als die Worte, die der Dichter dem Ufenauer Verbannten in den Mund legt:

Je schwerer sich ein Erdensohn befreit,
Je mächt'ger rührt er unsre Menschlichkeit.

Der selber ich der Zelle früh entsprang,
Mir graut, wie lang der Luther drinnen rang.

Er trug den Kampf in breiter Brust verhüllt,
Der jetzt der Erde halben Kreis erfüllt.

Er brach in Todesangst den Klosterbann —
Das Große thut nur „wer nicht anders kann!"

Er fühlt der Zeiten ungeheuern Bruch
Und fest umklammert er sein Bibelbuch.

In seiner Seele kämpft was wird und war,
Ein keuchend hart verschlungen Ringerpaar.

Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet —
Mich wundert's nicht, daß er Dämonen sieht!

Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, tritt als Repräsentant der absterbenden Ritterzeit im Gegensatz zu Hutten hervor, der über den steifen Gesellen in seiner Jugend gelacht hat, nun aber einsieht, daß sie sich insofern verwandt sind, als sie beide nicht in die Gegenwart taugen, indem der eine in die Vergangenheit, der andere in eine ungewisse Zukunft blickt. Geistreich concipirt ist es, daß der Vertreter einer aus den Reformationsbestrebungen erwachsenen rückläufigen Strömung, daß Ignaz Loyola auf einer Wallfahrt nach dem Kloster Einsiedeln unter Hutten's Dach nächtigt. Auch den Erzwidersacher, den Herzog Ulrich von Württemberg, trifft der Held auf seinem Friedenseiland. Für den vertriebenen Fürsten wirbt der Schaffner des Ufenauer Pfarrhauses Schweizersöldner, und so sehen wir dann auch schweizerische Reisläufer und deutsche Landsknechte; wir sehen die Bewohner der Seeufer, bei denen die reformatorische Bewegung die Oberhand gewonnen; wir sehen die Träger und Feinde dieser Bewegung selbst, natürlich zum Theil aus der Ferne, d. h. in Hutten's Erinnerung: Karl V., Zwingli, Erasmus; wir begegnen auch Paracelsus, dem Zauberer Faust u. a. m. Sickingen schreitet in der Dämmerung durch das kleine Gemach und winkt mit der Hand, „Als wollt' er sagen: komm nun!" Humanismus, Literatur und Kunst der Zeit bleiben nicht vergessen; mit Dürer's Schnitt „Ritter, Tod und Teufel" ziert Hutten die kahle Kammerwand; Holbein wird aufgefordert:

Freund Holbein, fehlt im Todtentanze dir
Der Dichter noch, so komm' und mal' mich hier!

Ariost's „Rasenden Rolands" und der Luther'schen Bibelübersetzung wird bewundernd gedacht; ein Spruch aus Sokrates' Apologie und ein christliches Sprüchlein erbauen den Dulder, den in den letzten Tagen der „Arme Heinrich" des Hartmann von Aue erfrischt. Neben diesen Dingen kommen die politischen Ideen und Wünsche, die in Hutten's Leben eine so große Rolle gespielt, ebenfalls zur Geltung. Der Kranke bringt

Den ersten Trunk dem heil'gen röm'schen Reich!
Möcht' es ein weltlich deutsches sein zugleich!

Angesichts der trostlosen politischen Zustände seines Vaterlandes hofft er auf ein einiges Deutsches Reich:

Geduld! Es kommt der Tag, da wird gespannt
Ein einig Zelt ob allem deutschen Land!

Geduld! wir stehen einst um Ein Panier
Und wer uns scheiden will, den morden wir!

Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark!
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark!

Geduld! Was langsam reift, das altert spat!
Wann andre welken, werden wir ein Staat.

Noch mehr! Er sieht im Traum ein protestantisch Kaiserhaupt, „Ein treues, tapfres Haupt mit greisem Bart". Es ist gewiß erfreulich und sehr beachtenswerth bei einem schweizerischen Dichter die Wiedergeburt eines starken Deutschen Reiches so freudig betont zu sehen; ob indessen gerade diese Erfindung eine rein poetische Wirkung übt, mag dahingestellt bleiben, ebenso, ob er gut thut — offenbar im Hinblick auf gegenwärtige Zustände — ein bitteres Wort über das Asylrecht der Schweiz fallen zu lassen. Die Kaiservision findet ihr Gegenstück in einer zweiten „Die Menschheit"; man möchte ihren Grundgedanken als die ideale Blüthe der Reformationskämpfe betrachten. Hutten sieht einen Geisterstreit, der zur Freiheit führt, in dem aber auch nicht ein Einziger unterliegen darf, sollen nicht alle verloren sein. Organische Verbindung von Realismus mit gedankenschwerem Pathos, wie sie hier und anderwärts zu Tage tritt, erweist sich überhaupt als Meyer's großer und eigener Vorzug.

Aus lichten Wolken scholl Posaunenton,
Doch war's ein Siegesjubel, nicht ein Drohn.

Da plötzlich stand ich im Gewölk vorn
Und stieß aus voller Brust in's Jägerhorn,

Aufschwebt der sel'ge Zug in mächt'gem Drang,
Ich stieß in's Horn, daß mir das Herz zersprang.

Das ist der wilde Ritter, der im Kampfe lebt und den der Kampf auch vor der Zeit in's Grab stürzt. Seine beherzte Tapferkeit, sein heißblütiges Ungestüm, das unerschrockene Drauf- und Drangehen und das zornmüthige Eisern gegen seine und seines Volkes Feinde bricht allenthalben ungehemmt hervor, und hier zeigt sich die gedrungene Kraft und energische Gluth der Diction im vollen Glanze. „Jetzt, Hutten, schilt, sonst tödtet's dich!" ruft er sich angesichts der schmählichen Zustände in Rom zu. Es überfällt ihn zum ersten Mal auf seinem Eiland „ein Sturm von Lustigkeit", wenn er bedenkt, wie verwegen er mit dem Papste umgesprungen. Er betet zwar täglich, daß Friede in der Welt sei, aber er ist „ein Freund von Krieg und Kriegsgeschrei". Er weiß es eben wohl:

... ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Und da er, sein Leben überdenkend, sich selber Beichte thut, muß er gestehn:

Mich reut die Stunde, die nicht Harnisch trug!
Mich reut der Tag, der keine Wunde schlug!

Mich reut — ich beicht' es mit zerknirschtem Sinn —
Daß ich nicht dreifach kühn gewesen bin!

Diese Seite des Helden vermöchte kaum besser zum Ausdruck gebracht zu werden; aber da, wo ihn Melancholie und weiche Stimmung überfällt, wo die Schatten des nahen Todes seine verwüsteten Lebensgefilde verdunkeln, da erweist sich das Können des Dichters vielleicht noch größer. Wie ergreifend, wo dem Dulder verkündet wird, daß er unrettbar verloren ist:

Es war ein goldner Morgen im August,
Das zweite Gras im Jahr gedieh mit Lust!

Die ganze dichte blüh'nde Wiese klang
Und wogt' und schwirrt' und flattert', zirpt' und sang.

Ich schritt in Halm und Blumen, überflammt
Vom süßen Sonnenlicht, — zum Tod verdammt!

Da warf ich in die duft'ge Wiese mich,
Verbarg das Haupt und weinte bitterlich.

Und lange lag ich still im grünen Thal,
Mein eigen Bildniß oder Grabesmal.

Die schönen Erinnerungen seiner Kindheit und die landschaftlichen Reize seines Zufluchtsortes werfen indessen noch manches helle Licht in seine düstern Tage; und nachdem er alle verloren, die er geliebt, ist seiner glühenden Liebe immer noch das Vaterland geblieben:

Heimath, aus der ich, hart vervehmt, entwich,
Der Ulrich Hutten stirbt und segnet dich.

Du meine Liebe, mein germanisch Land,
Ich segne dich mit ausgestreckter Hand!

Ich segne dich, du schroffe deutsche Stirn,
Die du des Lichts bedarfst, wie dort die Firn!

Ich segne deutsche Waffen allezeit,
In Noth, in Blut, in Ruhm, in Herrlichkeit!

Ihr Dörfer, Burgen, Städte, Wälder, Au'n,
Du Stromeswandel, du Gebirgesblau'n,

Euch segnet, schon den Wanderstab erfaßt,
Der kleinen grünen Zürcherinsel Gast.

Er weiß es, daß er den Wanderstab erfaßt hat und daß es zu Ende geht:

Mir war: ich fuhr in halber Finsterniß
Auf einem Strom, der mich von dannen riß.

Unwiderstehlich, ohne Frist und Halt
Entführte mich die jähe Stromgewalt.

Vorüber glitten dunkel Stadt und Schloß.
Ein ferner Donner scholl. Der Nachen schoß.

Und ich errieth, daß ich den Rhein befuhr
Ein wenig über seinem Sturze nur.

Wie er gelebt, so stirbt er:

Ich reise heut. Bestell mir einen Kahn!
Freund Arzt, die Hand .... Dank, was du mir gethan!

Ufnau, genug an deinem Strand geträumt
Hab' ich, den Tag verdehnt, die Zeit versäumt ...

Noch gibt's zu thun ... Wo bleibt der Kahn? Geschwind!
Klar wird das Wetter, günstig ist der Wind!

Schwarz rollt die Flut, doch schwebt die Sonne licht ...
Die Firne starren mir in's Angesicht ...

Ein langer, hagrer Ferge rudert dort ...
Hehe! Hieher! Es will ein Wandrer fort!

Was hältst du, Freund, mich an die Brust gepreßt?
Bin ich ein Sklave, der sich fesseln läßt?

Gib frei! Gib frei! Zurück! Ich spring' in's Boot ...
Fährmann — wer bist du? — Sprich! Bist du — der Tod? ...

Mein Vater, der du meine Fehle weißt,
In deine Hände geb' ich meinen Geist. — —

Wir heißen das Werk in seiner neuen Gestalt, fast ein neues in seiner herben Manneskraft und reifen Schönheit, freudig willkommen [1]). Möge es in allen deutschen Landen Freunde finden, und möge sich der Wanderer, der den schönen Zürichsee befährt, der Dichtung und ihres Schöpfers erinnern, wenn er an den großen Todten denkt, der unter dem Rasen des stillen Eilands ruht. Adolf Frey.

Entgegnung.

Im Septemberheft der „Deutschen Rundschau" hat Herr Geheimer Rath E. du Bois-Reymond die Rede über „Die sieben Welträthsel" zum Abdruck gebracht, welche er in der Berliner Akademie am 8. Juli 1880 gehalten hat. In dieser Rede sind auf p. 353 und 356 scharfe Angriffe gegen meine, von der des Herrn du Bois sehr verschiedene, monistische Naturanschauung enthalten. Im Begriffe, eine halbjährige wissenschaftliche Reise nach Indien anzutreten, fehlt mir ebenso wol Zeit als Neigung, jenen Angriffen die verdiente Antwort zu geben. Indessen möchte ich doch diejenigen Leser der „Deutschen Rundschau", welche sich für diese Streitfragen interessiren, darauf aufmerksam machen, daß die erwünschte Entgegnung großentheils bereits in meiner Schrift über „Freie Wissenschaft und freie Lehre" (Stuttgart 1878) in dem letzten, „Ignorabimus et restringamur" überschriebenen Abschnitte enthalten ist. Es ist gewiß sehr bezeichnend, daß Herr du Bois verschiedene andere Schriften von mir citirt, aber gerade nicht diese ihm wohlbekannte „Entgegnung", in welcher ich bereits die wichtigsten Kernpunkte der „Ignorabimus-Philosophie" widerlegt zu haben glaube (l. c. p. 78—93). Mein Gegner geht fortgesetzt in weiten Kreisen um die eigentlichen Kernpunkte herum, indem er „die Schwächen der Beweisführung und die mangelnde Tiefe der Gedanken höchst geschickt durch glänzende Thesen und Antithesen, durch treffende Bilder und blumenreiche Gleichnisse, kurz durch rhetorisches Phrasenwerk zu verstecken weiß" (l. c. p. 78). Wer von uns Beiden Recht hat, wird die Zukunft lehren.

Jena, im September 1881. Ernst Haeckel.

---

[1]) Gleichzeitig mit dieser dritten Auflage publicirt der Verleger eine vierte, wenig veränderte, welche in Quart auf schönes Kupferdruckpapier mit alterthümlicher Schrift gedruckt ist. Für Freunde einer gehaltvollen ernsten Poesie wüßten wir kein geeigneteres Geschenk.

αλ. **Aus dem politischen Briefwechsel des deutschen Kaisers mit dem Prinz-Gemahl von England** aus den Jahren 1854 bis 1861. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1881.

Das umfangreiche, fünfbändige Werk Sir Theodore Martin's, welches das Leben Prinz Albert's im Rahmen der Zeitgeschichte darstellt, hat wol trotz seiner bedeutenden Vorzüge und trotz einer bereits erschienenen deutschen Uebersetzung nicht viel Aussicht, über die Kreise der Staatsmänner, Politiker und Geschichtsforscher hinaus in das deutsche Volk einzudringen. Dafür setzt es zuviel Kenntniß specifisch englischer Verhältnisse und ausdauerndes Interesse nicht blos an der im höchsten Grade anziehenden und gerade für uns Deutsche sympathischen Gestalt des Helden, sondern auch an den wechselvollen Verschlingungen englischer Politik voraus, wie sie sich während der ersten dreißig Regierungsjahre der jetzigen Herrscherin abgespielt haben. Weitgehende Theilnahme auch in deutschen Leserkreisen verdient dagegen der in Perthes' Verlag erschienene Auszug, der einen Blick in das freundschaftliche Verhältniß des Prinz-Gemahls zu dem damaligen Prinzen von Preußen, unserem allverehrten Kaiser, thun läßt. Von den brieflichen Aeußerungen des letzteren hat freilich, nach dem Umfange bemessen, nur wenig mitgetheilt werden können, theils weil unser Kaiser, mehr ein Mann der That als des Wortes, nie zu langen Ergüssen seiner Gedanken in Rede und Schrift geneigt gewesen ist, theils weil nicht alles noch vorhandene Material sich zur Veröffentlichung eignen mag. Der Herausgeber hat aber durch eine verständig orientirende Einleitung und durch einen fortlaufenden Commentar, sowie durch gleichzeitige Mittheilung der Fragen und Antworten des englischen Correspondenten dafür gesorgt, daß die größtentheils politische Angelegenheiten behandelnden Auslassungen des damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen vollkommen zu der ihnen gebührenden Geltung gelangen und die gerade durch den Einfluß englischer Anschauungen genährte Befestigung seiner constitutionellen Ueberzeugungen erkennen lassen. Die einfach vornehme Ausstattung ist dem Inhalt des Werkchens angemessen.

ρ. **Die deutsche Kaiserstadt Berlin.** Stadtgeschichten, Sehens- und Wissenswerthes der Reichshauptstadt und deren Umgebung. Von Ernst Friedel. Mit 110 Text-Illustrationen, drei Tonbildern, einer Ansicht Berlins aus der Vogelschau und einem Plane der Residenz. Berlin und Leipzig, Druck und Verlag von Otto Spamer. 1882.

Ein Buch wie dieses ist lange ein anerkanntes Bedürfniß gewesen; und es zu schreiben war gewiß Niemand mehr berufen, als der Verfasser, Stadtrath von Berlin und Dirigent des Märkischen Provinzialmuseums. Er vereinigt in hohem Grade die beiden für eine solche Aufgabe nothwendigen Eigenschaften: Liebe zu seinem Gegenstand und die genaueste Kenntniß desselben. Er ist Berliner mit ganzem Herzen und ganzer Seele; seine Erfahrung reicht über eine gute Strecke rückwärts und überall, wo er das Neue schildert, weiß er auch von dem Alten zu erzählen, so daß wir in der That ein vorzügliches und deutliches Bild von dem Wachsen und Werden dieser Stadt erhalten, welche sich in unglaublich kurzer Zeit zu ihrem gegenwärtigen Rang emporgeschwungen hat. Daß sich gegenüber jenen Angriffen auf ihre unbestrittene Macht und Stellung, welche wir auch an dieser Stelle charakterisirt haben, in der Brust des auf seine Stadt stolzen Patrioten ein Gefühl des Unmuths und der Bitterkeit regt, ist sehr natürlich, zumal es einer von den Bätern der Stadt ist, der hier das Wort ergreift. Aber es bedurfte wahrlich keines andern Beweises, als des durch die Thatsachen ihres ungeheuern Aufschwungs erbrachten, um die oben berührten ungerechten Beschuldigungen zu widerlegen. Wer in der einfachen und anziehenden Darstellung des vorliegenden Buches liest, wie Berlin auf allen Gebieten sich mächtig entfaltet, materiell gehoben, künstlerisch verschönt und gesundheitlich verbessert hat, der wird der Thatkraft und Loyalität der Männer, welche die Anforderungen einer großen Zeit, eines Wendepunktes in der deutschen und preußischen Geschichte so richtig erfaßten und die gebotenen Mittel so gut benutzten, seine Anerkennung nicht versagen. Das Buch, von der Verlagshandlung typographisch und artistisch vortrefflich ausgestattet, verdient als eine populäre Lectüre warm empfohlen zu werden; es wird dazu beitragen, gute Bürger zu bilden, den Respect vor dem Bürgerthum zu vermehren und auch über Berlin hinaus die Sympathie für die Reichshauptstadt zu verbreiten, welche, wenn sie der Vorliebe der Hohenzollern, der Gunst der Umstände viel verdankt, doch darum nicht vergessen wird, was sie der Arbeit seiner Bürger schuldet.

αγ. **Aus Sturm und Noth.** Selbstschriften-Album des deutschen Reiches. Im Auftrage der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger herausgegeben von der Verlagshandlung des „Deutschen Familienblattes" (J. H. Schorer) zu Berlin. 1881.

Vom Verlag des „Deutschen Familienblattes" ist die Idee ausgegangen, ein Autographen-Album im Stile von Paris-Mureie und Vindobona herzustellen. Im Gegensatze zu diesen Mustern sollte das Unternehmen nicht der raschen Linderung großen Nothstandes dienen; sein Reinertrag ist vielmehr zur Unterstützung der 1865 gegründeten „Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" bestimmt, deren Strandwachen nahezu 1200 Menschenleben aus drohender Todesgefahr gerettet haben. Weil also das bis dat qui cito dat hier weniger in Frage kam, war eine größere Spanne Zeit zur Beschaffung der literarischen und artistischen Beiträge, vor Allem aber zur Reproduction derselben geboten. In der That übertrifft denn auch „Aus Sturm und Noth" alle ähnlichen Sammlungen rücksichtlich des reichen Inhalts und dessen vollendeter technischer Ausführung. An die Unterschriften des deutschen Kaiserpaares schließen sich im Ganzen etwa dreihundert Handschriften und Zeichnungen an; auch Oesterreich und die Schweiz sind vertreten. Deutschland dürfte kaum einen Mann von Namen aufweisen, den wir hier nicht fänden; oft verbindet sich mit dem autographischen Werth des Bei-

trages ein literarischer, wie denn der literarische Theil mindestens so werthvoll sein mag, wie der artistische, der selbstverständlich in erster Linie das Auge fesselt. Die Ausstattung ist eine würdige und elegante, die Reproduction der Bilder auf dem Wege der Zinkographie und des Holzschnittes tadellos; Deutschland dürfte sich kaum besserer xylographischer Leistungen rühmen können, als sie hier in der Wiedergabe der Skizze von Knaus und des Studienkopfes von Kaulbach vorliegen.

βϱ. **Moses Mendelsohn's Schriften** zur Philosophie, Aesthetik und Apologetik. Mit Einleitungen, Anmerkungen und einer biographisch-historischen Charakteristik Mendelssohn's herausgegeben von Dr. Moritz Brasch. 2 Bände. Leipzig, Leop. Voß. 1880.

Wir glauben, daß es durchaus angemessen ist, das Andenken an Mendelsohn's edle Persönlichkeit zu erneuern und daß die Auswahl des Verfassers eine passende und sachgemäße ist. Wer weiter nichts gegen Mendelsohn zu sagen weiß, als daß er kein Philosoph ersten Ranges ist, hat gar nichts gegen ihn zu sagen. Wir dagegen wollen sein Verhältniß zu Lessing und Kant nicht vergessen und glauben, daß seine apologetischen Schriften (hier II. 365 f.) durchaus nicht veraltet sind, wenn sie auch heutzutage, wie damals, nur wenig auf wohlwollende Leser zu rechnen haben.

μ. **Altes und Neues.** Von Friedr. Theod. Vischer. Zweites Heft. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1881.

Dieses zweite Heft ist so anregend wie das erste, das wir kürzlich besprochen; wir wollen aber hier nur den Inhalt registriren. Die ersten Aufsätze beschäftigen sich mit Goethe's Faust, und zwar setzt sich der Verfasser mit denjenigen auseinander, welche sein Buch von 1875 über den Gegenstand beiläufig oder eingehend einer Kritik unterzogen; er gibt dadurch selbst eine Anzahl neuer Beiträge zum Verständniß des unsterblichen Werkes, ohne doch alle neuesten Erscheinungen der Faust-Literatur erschöpfend besprechen zu wollen. Wir machen namentlich auf die Auseinandersetzung mit Düngelstedt (S. 23) und Kuno Fischer (S. 27) aufmerksam: die beiden Arbeiten sind in der „Deutschen Rundschau" zuerst erschienen und unsern Lesern gewiß noch wohl erinnerlich. Eine weitere ausführliche Studie wird Gottfried Keller gewidmet; sie bezieht sich auf erste Fassung des grünen Heinrich, die Leute von Seldwyla und die sieben Legenden, und ist reich an schönen Beobachtungen zur Charakteristik des eigenartigen Dichters. Eine kurze „Nachbemerkung" geht auf die neue Fassung des „grünen Heinrich" mit wenigen Worten ein; und eine „Vorbemerkung" setzt beiläufig dem Landsmanne Kellers Konrad Ferdinand Meyer eine kleine Ehrensäule. Gewiß wird Jedermann, der Meyer's Sachen kennt, dem Urtheile des Aesthetikers beipflichten, „daß hier eine echte stahlhaltige Kraft in unsere Literatur eingetreten ist, wiederum, ähnlich wie Gottfried Keller, eine Kraft, die das Ideal in den Granitgrund der unerbittlichen Lebenswahrheit einzusenken versteht und wie ein strenger Arzt vor das Angesicht unseres verwöhnten und verweichlichten Geschmackes und Seelenlebens tritt, zugleich eine Kraft, die ihr Deutsch am Urquell der Sprache schöpft". Die letzten Aufsätze endlich handeln über Thierquälerei in Italien und zeigen den Verfasser von einer Seite, die namentlich aus dem Roman „Auch Einer" bekannt ist. Die berechtigte Leidenschaft, mit der er das Thema erörtert, verbindet sich in echt künstlerischem Vortrag mit einem Stück Reisebeschreibung und Naturschilderung; und das Ganze wird durch einen Traum symbolisch eingeleitet. Vortrefflich sind die Bemerkungen über das, was der Städter im Hochgebirge sucht (S. 227). Ueberhaupt müssen wir bekennen, daß dieser letzte Aufsatz voll Ideen, Anschauungen und sittlichem Pathos uns in dem Heft am meisten angesprochen hat, obgleich er den Eindruck des Improvisirten macht; oder vielleicht gerade deshalb.

βϱ. **Der Seelencult** in seinen Beziehungen zur altheidnischen Religion. Eine ethnologische Studie von Julius Lippert. Berlin, Th. Hofmann. 1881.

Nachdem uns der Verfasser S. 1—82 über den Seelencult bei nicht-hebräischen Völkern unterrichtet hat, legt er uns seine Grundanschauung dar, daß auch bei den Hebräern die religiösen Vorstellungen von der Pflege und Verehrung der Seelen ausgegangen sind, daß sich daraus Ahnencult und Gottesverehrung entwickelt haben. Indem wir die anregende Schrift dem Leser empfehlen, gestehen wir, des Verfassers Ergebnisse in Bezug auf das alte Testament einstweilen nur stückweise annehmbar zu finden.

γγ. **Aquileja, das Emporium an der Adria** vom Entstehen bis zur Vereinigung mit Deutschland. Ein geschichtliches Essay von Otto von Breitschwert. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1880.

Eine unbedeutende sehr pathetische Schrift, deren Zweck ist, die Begründung einer neuen Stadt auf dem Platze des alten Aquileja als eine Pflicht der Deutschen hinzustellen. Eine solche Begründung kann freilich am allerwenigsten historisch sein; für Städteerbauungen geben politische, nationalökonomische und geographische Gründe den Ausschlag: der bloßen Pietät wegen hat man noch niemals eine Stadt errichtet; sollte aber eine historische Darlegung versucht werden, so mußte dies mit weit größerer Kenntniß und umfassenderem Material unternommen werden, als es hier geschehen ist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 7. September zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit und vorbehaltend:

Almanach der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. Herausgegeben von Ernst Gettke, Kgl. Schausp. und Regiss. in Cassel. IX. Jahrgang. 1881. Inhalt: Bureaukalender für 1881. — Schreib- und Notizkalender für 1881 mit den für das Theater bemerkenswerthen Tagen. — Porto-, Packet- und Depeschentarif. — Literarischer Theil. — Jahres-Chronik des deutschen Theaters. — Der Bühnenverkehr. — Geschäftlicher Theil. Kassel, P. Voigt's Musikalien-Verlag.

Arnold. — Novellen von Hans Arnold. Inhalt: Hausgenossen. — Und doch! — Der tolle Junker. — Finderlohn. — Glück muß man haben. Berlin, Gebrüder Paetel. 1881.

Bach. — Eitriede. Roman aus der vollen Gegenwart. Von O. Bach. Berlin, C. Le Coutre. 1881.

Bach. — Des Vaters Schuld. Roman von O. Bach. Berlin, C. Le Coutre. 1881.

Börnstein. — Fünfundsiebzig Jahre in der alten und neuen Welt. Memoiren eines Unbedeutenden. Von Heinrich Börnstein. 2 Bde. Leipzig, Otto Wigand. 1881.

Brandes. — Die Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt von Georg Brandes. 1. Band. Die Emigrantenlitteratur. Leipzig, Veit & Comp. 1882.

Brendicke. — Genealogieen sämmtlicher griechischer Götter und Heroen in 18 Uebersichtstafeln mit Erklärungen. Zum Handgebrauche für Freunde des klassischen Alterthums. Insbesondere für Schüler höherer Lehranstalten zusammengestellt von Dr. Hans Brendicke. Mit einem Anhange und einem Register. Köthen, P. Schettler's Verlag.

Buchner. — Ferd. Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Von Wilhelm Buchner. 3. Lfg. Lahr, M. Schauenburg. 1881.

Charakterbilder bedeutender Künstler. Heft 1. Filippo Brunelleschi von F. Holzhausen. Leipzig, E. L. Morgenstern.

Cittadella. — L'Italia nelle suo discordie. Studj storici di Giovanni Cittadella. 2 Vols. Verona, H. F. Münster.

Collection Spemann. Deutsche Hand- und Hausbibliothek. Band 7. Die Erbin wider Willen. Von Sophie Junghans. Mit einer Einleitung von Joseph Kürschner. Stuttgart, W. Spemann.

Doherty. — L'homme et la nature. Immortalité de l'amo. Circulation de la vie. Moudes naturels et surnaturels. Matière et forces indestructibles. Sciences et religion. Par Le D'Hugh Doherty. Paris, Didier et Cie.

Dulcamara. — Welche Gefahren drohen von Seiten des Materialismus? Eine Dissertation von Dulcamara. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdg. 1881.

Erholungsstunden. Neue deutsche Romanzeitung. 1881. Heft 11—16. Breslau, S. Schottlaender.

Falke. — Costümgeschichte der Culturvölker von Jakob von Falke. Lfg. 11. 12. Stuttgart, W. Spemann. 1881.

Frenzel. — Die Geschwister. Roman in vier Büchern. Von Karl Frenzel. 4 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel. 1881.

Gesellschafter, Der. Ein nützlicher und unterhaltender Volkskalender auf das Jahr 1882. Mit vielen Illustrationen. 42. Jahrg. Mit der Zugabe eines Notiz-Taschenbuches. Oldenburg, G. Stalling.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie, unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Ludwig Eisenlohr und Karl Weigle, Architekten in Stuttgart. 19. Jahrg. Heft 9. Stuttgart, J. Engelhorn. 1881.

Goethe's Briefe. Verzeichniß derselben unter Angabe von Quelle, Ort, Datum und Anfangsworten. Ueberschrieb nach den Empfängern geordnet, mit einer kurzen Darstellung des Verhältnisses Goethe's zu diesen unter Mittheilung vieler bisher ungedruckter Briefe Goethe's. Bearbeitet von Fr. Strehlke. 1. Lfg. Berlin, G. Hempel. 1881.

Göttinger. — Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- u. Nachschlagebuch für Studirende u. Laien bearbeitet von Ernst Göttinger. Heft 3. Leipzig, W. Urban. 1881.

Groteske, Eine. Leipzig, A. Lorentz. 1881.

Grove. — A dictionary of Music and Musicians (A. D. 1450—1880) by eminent writers, english and foreign. With illustrations und woodcuts. Edited by George Grove, D. C. L. Vol. III. Part XIV. (Richter to Schoberlechner). London, Macmillan & Co. 1881.

Heimgarten. Eine Monatsschrift gegründet und geleitet von P. K. Rosegger. V. Jahrg. Heft 12. September 1881. Graz, Leykam-Josefsthal.

Heinemann. — Aus der Vergangenheit des Welfischen Hauses. Sechs Vorträge von O. von Heinemann. Wosenblätter, Julius Zwißler. 1881.

Hellwald. — Naturgeschichte des Menschen von Friedrich v. Hellwald. Illustrirt von F. Keller-Leuzinger. Lfg. 7. 8. Stuttgart, W. Spemann. 1881.

Heppe. — Katechismus der Farbwarenkunde. Von Dr. G. Heppe. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Hoffmann. — Das Orakelwesen im Alterthume. Zum Selbstunterricht von Frl. Franziska Hoffmann. Basel, Chr. Krüsi. 1880.

Hohenzollern, Die, und das **Deutsche Vaterland,** von Dr. R. Graf Stillfried-Alcantara und Professor Dr. Bernhard Kugler. Illustrirt von den ersten deutschen Künstlern. Lfg. 9—11. München, Friedr. Bruckmann's Verlag. 1881.

Hübner. — Ein Spaziergang um die Welt von Alexander Freiherrn von Hübner. Mit ca. 350 Abbildungen. Lfg. 23—27. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1881.

Jäger. — Katechismus der Nutzgärtnerei oder Grundzüge des Gemüse- und Obstbaues. Von H. Jäger, Großherzogl. Sächs. Hofgarten-Inspector in Eisenach. Mit 54 in den Text gedruckten Abbildungen. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Jordan. — Das fünfzigjährige Jubelfest. Eine Dichtung in Stabreimen von Wolfgang Arthur Jordan. Leipzig, P. Ehrlich. 1882.

Kolbenetz. — Lebens- und Charakterbilder. Von Dr. Friedrich Kolbenetz, Professor am Herzogl. Gymnasium zu Wolfenbüttel. Wolfenbüttel, J. Zwißler. 1881.

Lange. — Katechismus der Baukonstruktionslehre. Mit besonderer Berücksichtigung von Reparaturen und Umbauten. Von Walther Lange. Mit 208 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber 1881.

Lankenau. — Die Klitukscha. Erzählung von H. von Lankenau. Berlin, Gebrüder Paetel. 1881.

Lazarus. — Erziehung und Geschichte. Ein Vortrag von Prof. Dr. M. Lazarus. Breslau, S. Schottlaender. 1881.

Leichhardt. — Dr. Ludwig Leichhardt's Briefe an seine Angehörigen. Herausgegeben im Auftrage der Geographischen Gesellschaft in Hamburg von Dr. G. Neumayer und Otto Leichhardt. Mit einem Anhange: Dr. Ludwig Leichhardt als Naturforscher und Entdeckungsreisender von Dr. G. Neumayer. Mit einem Porträt Dr. Leichhardt's und einer Karte von Australien. Hamburg, Friederichsen & Co. 1881.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 25—28. Stuttgart, J. Engelhorn. 1881.

Lessing, Gotthold Ephraim. — Festblatt zum 8. September 1881. Mit über 40 von den hervorragendsten Hamburger Künstlern gezeichneten Illustrationen. Der die Bilder begleitende Text, erklärende Text, Lessings Leben in Hamburg behandelnd, von Dr. Rud. Dietrich, Director der höheren Bürger-Schule in Hamburg. Hamburg, Strumper & Co.

Lilienfeld. — Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft von Paul v. Lilienfeld. 5. Theil: Die Religion, betrachtet vom Standpunkte der real-gesetzlichen Socialwissenschaft, oder: Versuch einer naturlichten Theologie. Mitau, E. Behre's Verlag. 1881.

Löbe. — Katechismus der Drainirung und der Entwässerung des Bodens überhaupt. Von Dr. William Löbe. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit 92 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Locke. — Die Pädagogik des John Locke. Historisch und psychologisch beleuchtet von Wilhelm Gittermann, Dr. phil. Köthen, P. Schettler's Verlag. 1881.

Ludewig. — Geist und Stoff. Erörterungen und Betrachtungen über die Souveränetaet der Materie von J. Ludewig. Iserlohn, J. Baedeker. 1881.

Ludwig. — Pontresina und seine Umgebung von J. M. Ludwig. Mit einer Karte. Fünfte (dritte deutsche) Aufl. Chur. Hitz & Hall. 1881.

Meisterwerke, Historische, der Griechen und Römer in vorzüglichen deutschen Uebertragungen übersetzt und herausgegeben von Wolfrath Deneke. Dr. E. Flemming, Dr. Lorentz, Dr. Victor Pfannschmidt u. A. 2. Heft. Des Publius Cornelius Tacitus Geschichtswerke übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt. Heft 2. Annalen. Lfg. 2. Leipzig, E. Kempe. 1881.

Messalina. Eine Satyre vom Verfasser der „Scherben". (Richard Voß.) Zürich, C. Schmidt. 1881.

Mickiewicz. — Herr Thaddäus oder Der letzte Eintritt in Lithauen. Eine Adelsgeschichte von Adam Mickiewicz. Aus dem Polnischen metrisch übertragen von Dr. Albert Weiß. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1882.

Monogramm-Album. Sechshundert stilvoll verschlungene Buchstaben für Plattstichstickerei in verschiedenen Größen. Nebst vielen Vexierungen. Entworfen und gezeichnet von Erna von Manteuffel. Heft 1. Hardurg, G. Gltan.

Mündel. — Die Vogesen. Ein Handbuch für Touristen. Auf Grundlage von Schricker's Vogesenführer neu bearbeitet von Curt Mündel. Unter Mitwirkung von Professor Julius Enting, Präsident des Vogesenclubs und Dr. August Schricker. Mit 12 Karten, einem Plan, 2 Panoramen und mehreren Holzschnitten. Strassburg, Karl J. Trübner. 1881.

Murad Efendi, Dramatische Werke. 3 Bände. Leipzig, T. O. Weigel. 1881.

Museen, Königliche, zu Berlin. Führer durch die Königlichen Museen, Herausgegeben von der Generalverwaltung. 2. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhdl. 1881.

Naumann. — Illustrirte Musikgeschichte. Die Entwickelung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart von Emil Naumann, K. Professor und Hofkirchenmusikdirector. Heft 10. 11. Stuttgart, W. Spemann. 1881.

Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Brennecke, Francis Broemel, Dr. Hans Hoffmann, A. Oberländer, Joh. Proelß, Dr. Adolf Rosenberg, Hugo Scheube, H. von Wobeser. Illustrirt durch mehrere hundert Holzschnitte nach Original-Zeichnungen von den bewährtesten Künstlern an Ort und Stelle eigens für dies Werk aufgenommen. 9. 10. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Novellenbuch. — Separatabdruck von Original-Novellen und Erzählungen aus der Zeitschrift „Zur Unterhalte". Inhalt: 1. Romeo und Julia. Novelle von Richard Grothe. 2. Eine Glückstunde. Skizzenblatt von Elise Polko. 3. An der Schwelle der Ewigkeit. Von M. v. Schlägel. 4. Isola bella. Novelle von R. Spattelholz. 5. Am Scheidewege. Von Friedrich Friedrich. 6. Der Ganef. Von Jacob Stoeckel. 7. Granatblüthen. Aus den Erinnerungen eines Arztes. Von Hermine Schiebel. 8. Ein gefährliches Spiel. Humoreske von Paul Lindenberg. Leipzig, H. Burckhardt & Co. 1881.

Oswald. — Thomas Carlyle. Ein Lebensbild und Goldkörner aus seinen Werken. Dargestellt, ausgewählt, übertragen durch Eugen Oswald von Heidelberg. Leipzig, W. Friedrich. 1882.

Pabst. — Vorlesungen über G. E. Lessing's Nathan von Dr. C. R. Pabst, vormals Professor an der Hochschule in Bern. Aus den hinterlassenen Papieren desselben herausgegeben von Fr. Edinger, Lehrer am Gymnasium in Bern. Bern, B. F. Haller. 1881.

Palästina in Bild und Wort. Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen. Herausgegeben von Georg Ebers und H. Guthe. Pracht-Ausg. Mit 40 prachtvollen Stahlstichen und gegen 600 Holzschnitte von der Hand vorzüglicher Künstler. 4.—6. Lfg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, vormals Ed. Hallberger. 1881.

Pallmann. — Der deutsche Exporthandel der Neuzeit und die nordamerikanische Concurrenz. Eine handelsgeographisch-statistische Studie von Reinhold Pallmann, Dr. phil. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1881.

Pantenius. — Das rothe Gold. Ein Roman von Theodor Hermann Pantenius. Mitau, E. Behre's Verlag. 1881.

Passarge. — Drei Sommer in Norwegen. Reiseerinnerungen und Kulturstudien von L. Passarge. Leipzig, B. Schlicke. 1881.

Pawel. — Die literarischen Reformen des XVIII. Jahrhunderts in Wien. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur von Jaro Pawel. Wien, C. Kouegen. 1881.

Perels. — „Meine Krankheitsgeschichte." Aus dem Tagebuche eines Irren! Separat-Abdruck aus den Vorträgen über Sinnestäuschungen, Dämonomanie, Traum- und Seelenleben, Attentat, Wahnsinn und Selbstmord! Von Dr. Martin Perels. 6. Aufl. Frankfurt a. M., M. Perels. 1881.

Ploss. — Das kleine Kind vom Tragbett bis zum ersten Schritt. Ueber das Legen, Tragen und Wiegen, Gehen, Stehen und Sitzen der kleinen Kinder bei den verschiedenen Völkern der Erde. Beobachtungen und Studien von Dr. H. Ploss. Mit weit über 100 Abbildungen. Berlin, A. B. Auerbach. 1881.

Post. — Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft auf vergleichend-ethnologischer Basis von Dr. Alb. Herm. Post, Richter in Bremen. II. Band. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhdlg. 1881.

Potvin. — Prix Joseph de Keyn. Rapport du jury chargé de juger la première période (enseignement primaire), du 1er Janvier au 31 Décembre 1880, par M. Ch. Potvin. Bruxelles. 1881.

Probst. — Elisabeth Tarrakanow. Dramatische Dichtung in vier Aufzügen von Engen Probst. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1882.

Proelß. — Emancipirte Novellen von Johannes Proelß. Die Gleichheitsbrüder. — Die Studentin. — Unsere liebe Frau von Köln. — Ebbe und Fluth. Leipzig, C. Reißner. 1881.

Putlitz. — Das Fröschenhaus. Novelle von Gustav zu Putlitz. Berlin, Gebrüder Paetel. 1881.

Reuleaux. — Dichtungen von Carl Reuleaux. Opus 5. „Vaterländische Sonette". (Städtebilder.) Mit einem Anhange: „Drei Speerwürfe der Bivisectionisten". Nebst einer Illustration. München, C. Merhoff's Verlag. 1881.

Rohr. — Der Antheil Blücher's an den Befreiungskriegen. Ein Vortrag von Otto von Rohr, Secondelieutenant. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhdlg.

Rosegger. — P. K. Rosegger's ausgewählte Schriften. Lfg. 21—30. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1881.

Rossberg. — Deutsche Lehnwörter in alphabetischer Anordnung. Zusammengestellt und auf ihren Ursprung zurückgeführt von Dr. Konrad Rossberg Hagen, H. Risel. 1881.

Rundschau, Deutsche, für **Geographie** und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts in München. III. Jahrg. Heft 11. 12. Wien, A. Hartleben. 1881.

Salm. — Atlas oder Paradies? oder Sinnenweg zu Verstand und Liebe. Von Carl Salm. Stettin, Selbstverlag des Verfassers. 1881.

Salvador. — J. Salvador. Sa vie, ses œuvres et ses critiques par le Colonel Gabriel Salvador. Paris, C. Levy. 1881.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 67. Die Blindheit und ihre Ursachen. Von Dr. A. Ritter von Reuß, Docent an der k. k. Universität in Wien. Prag. 1881.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XVI. Serie, Heft 372. Die schöne Literatur der Spanier. Von Gustav Diercks. — Heft 373. Thierpflanzen und Pflanzenthiere. Von Dr. Pfuhl. — Heft 374. Kaiser Heinrich IV. Von Theodor Lindner. — Heft 375. Ueber Wellenbewegung. Von Dr. L. Sohncke. Mit 16 Holzschnitten. Berlin, C. Habel. 1881.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von M. Frommel und Friedr. Pfaff. VI. 3. Arbeit und Arbeiter. Vortrag von O. Schwarzkopf, Dekan in Langenburg. — VI. 4. Die angelsächsische Herrschaft in England von Dr. Heinr. Geffcken, Staatsrath u. o. Professor in Straßburg i. E. Heidelberg, G. Winter's Univ.-Buchhdlg. 1881.

Scherr. — Allgemeine Geschichte der Literatur. Ein Handbuch in 2 Bänden, umfassend die national-literarische Entwickelung sämmtlicher Völker des Erdkreises von Dr. Johannes Scherr, Professor der Geschichte. 6. neubearbeitete und stark vermehrte Auflage. Lfg. 7—19 (Schluß des Werkes). Stuttgart, E. Conradi. 1881.

Schmidt. — Handbuch zur Discussion von Curven einfacher und doppelter Krümmung und von Oberflächen. Für den Gebrauch an technischen Lehranstalten und zum Selbstunterricht bearbeitet von E. Schmidt. Mitau, E. Behre's Verlag. 1881.

Schmidt. — Planimetrische Aufgaben von O. E. Schmidt. Mitau, E. Behre's Verlag. 1881.

Schmidt-Weißenfels. — Porträits aus Frankreich. Von Schmidt-Weißenfels. Berlin, Abendheim'sche Verlagsbuchhdlg. 1881.

Schrader. — Das Geheimniß und die innere Einheit der drey Göthe'schen Balladen der Fischer, der Erlkönig und der Todtentanz. Von Hermann Schrader. Berlin, H. Dotuß. 1881.

Schultze. — Philosophie der Naturwissenschaft. Eine philosophische Einleitung in das Studium der Natur und ihrer Wissenschaften. Von Dr. Fritz Schultze, o. ö. Professor der Philosophie an der techn. Hochschule

zu Dresden. I. Theil. Leipzig, Ernst Günther's Verlag. 1881.

Schweiger-Lerchenfeld. — Der Orient. Geschildert von Amand von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt und 32 Farbendrucken. Lfg. 10—15. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1881.

Seherr Thoß. — Erinnerungen aus meinem Leben. Von Arthur Graf Seherr Thoß. Berlin, Gebrüder Paetel. 1881.

Seraphim. — Zur Lehre vom Eigenthumserwerbe durch Verbindung und Verarbeitung beweglicher Sachen nach dem Rechte der Ostseeprovinzen mit besonderer Berücksichtigung der einschlägigen Bestimmungen des Preußischen Rechts von Mag. jur. Ferdinand Seraphim, Oberhofgerichtsadvocat in Mitau. Mitau, E. Behre's Verlag. 1881.

Shakespeare's sämmtliche Werke. Illustrirt von John Gilbert. Lfg. 5—9. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger). 1881.

Siegmund. — Aus der Werkstätte des menschlichen und thierischen Organismus. Eine populäre Physiologie für gebildete Leser aller Stände. Nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet von Ferdinand Siegmund. Mit 500 Abbildungen. Lfg. 13—20. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Solowieff. — Der kleine Czar. Russisch-historische Roman-Chronik aus dem achtzehnten Jahrhundert von Wsevolod Solowieff. Frei in's Deutsche übersetzt von Angelika Gerkuroff. 3 Thle. St. Petersburg. 1881.

Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Heinrich Berghaus. Heft 14. Berlin, R. Eisenschmidt. 1881.

Storm. — Der Herr Etatsrath. — Die Söhne des Senators. Novellen von Theodor Storm. Berlin, Gebrüder Paetel. 1881.

Sutermeister. — Welt und Geist. Alte und neue Tagebuchblätter in Sprüchdichtungen von Otto Sutermeister. Bern, J. Dalp'sche Buchhdlg. 1881.

Sybow. — Novellen. Von Clara von Sybow. Inhalt: Was macht man auf Hohenstein? — Dorette Rickmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1881.

Turgénjew. — Stilleben. Frau. Die erste Liebe. Drei Novellen von Iwan Turgénjew. Autorisirte Ausgabe. Mitau, E. Behre's Verlag. 1881.

Turgénjew. — Eine Unglückliche. Abenteuer des Lieutenants Jergunow. Ein Briefwechsel. Asja. Vier Novellen von Iwan Turgénjew. Autorisirte Ausgabe. 2. Aufl. Mitau, E. Behre's Verlag. 1881.

Universal-Bibliothek. No. 1497. Der Improvisario von Smyrna. Lustspiel in fünf Aufzügen von Carlo Goldoni. Deutsch von Konrad Telmann. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Universal-Lexikon der Kochkunst. Wörterbuch aller in der bürgerlichen und feinen Küche und Backkunst vorkommenden Speisen und Getränke, deren Naturgeschichte, Zubereitung, Gesundheitswerth und Verfälschung. Zweite, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage. Lfg. 5. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Vaihinger. — Commentar zu Kant's Kritik der reinen Vernunft. Zum hundertjährigen Jubiläum derselben herausgegeben von Dr. H. Vaihinger. I. Bd. 1. Hälfte. Stuttgart, W. Spemann. 1881.

Verhandlungen des Internationalen Vereins gegen Verunreinigung der Flüsse, des Bodens und der Luft. III. Versammlung am 16. und 17. September 1879 in Baden-Baden. (Mit eingedruckten Holzschnitten.) Frankfurt a. M., G. L. Danbe & Co. 1881.

Verzeichniss einer kostbaren Sammlung von Autographen der berühmtesten Fürsten, Feldherren, Staatsmänner sowie Dichter und Gelehrten aller Nationen des 15.—19. Jahrhunderts. Leipzig, O. A. Schmitz. 1881.

Voigt. — Friedrich Rückert's Gedankenlyrik nach ihrem philosophischen Inhalte dargestellt von Dr. Georg Voigt. Annaberg, H. Graser. 1881.

Volksbote. Ein gemeinnütziger Volks-Kalender auf das Jahr 1882. Mit einem Notizkalender als Gratis-Zugabe. 35. reich illustrirter Jahrgang. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg.

Wanderbilder, Europäische. Nr. 18. Schaffhausen und der Rheinfall. Mit 18 Illustrationen von H. Mezger & J. Weber, und einer Karte. — Nr. 20 & 21. Mailand von J. Hardmeyer. Mit 16 Illustrationen von J. Weber, und einem Plan. Zürich, Orell Füssli & Co.

Weck. — Alterdeutschentag. Ein Protest zu Gunsten der Sedanfeier von Professor Dr. Gustav Weck. Dritte mehrfach veränderte und erweiterte Auflage. Wittenberg, R. Herrose. 1881.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt! Ein Flugblatt zu den Wahlen. Von einem Antiklerikal-Konservativen. Trier, O. Troschel. 1881.

Weltpost. — Blätter für deutsche Auswanderung, Colonisation und Weltverkehr. 1881, September. 6. Heft. Leipzig, Verlags-Expedition der „Weltpost".

Weltpostverkehr. — Uebersichtskarte der überseeischen Postdampfschiffslinien im Weltpostverkehr unter Berücksichtigung der Postverbindungen nach den aussereuropäischen Consulatsorten. Nach dem Stande am 1. August 1881. Bearbeitet im Kursbureau des deutschen Reichs-Postamts. Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.

Widemann. — Rector Mästlin's italienische Reise. Von J. V. Widmann. Zürich, C. Schmidt. 1881.

Wiel — Diätetisches Koch-Buch für Gesunde u. Kranke, mit besonderer Rücksicht auf den Tisch für Magenkranke. Von med. Dr. Josef Wiel. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 5 Holzschnitten. Freiburg i. Br., Fr. Wagner'sche Buchhdl. 1881.

Wolff. — Die directen Staatssteuern in sächsischen Städten mit besonderer Rücksicht auf Hermannstadt. Von Dr. Carl Wolff. Hermannstadt. 1881.

Wolff. — Humoresken aus dem jüdischen Volksleben von Lion Wolff. Inhalt: Im Cheder. Die Schabbeskuggel. Gezwickt. Der Mohel auf Reisen. Rostock, Carl Meyer's Verlag. 1881.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XVI. Band. Heft 3. Mit Gratisbeilage. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. Band VIII Nr. 4, 5. Berlin, Diedrich Reimer. 1881.

Zeitschrift, Historische. Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Neue Folge zehnter Band. Der ganzen Reihe 46. Band. Zweites Heft. (Jahrgang 1881 fünftes Heft.) München, R. Oldenbourg. 1881.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers ꝛc. herausgegeben von Frranz von Holtzendorff. Jahrg. X. Heft 154. Königthum und Verfassung. Von Theodor Hergenhahn. — Heft 155. Lessing's Streit mit Hauptpastor Göze. Von Dr. phil. Johannes Tropp. Berlin, C. Habel. 1881.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Das Brigittchen von Trogen.

Von

Conrad Ferdinand Meyer.

Nach einem heißen Sommertage hatte sich vor einem Casino der mediceischen Gärten zum Genusse der Abendkühle eine Gesellschaft gebildeter Florentiner um Cosmus Medici, den „Vater des Vaterlandes", versammelt. Der reinste Abendhimmel dämmerte in prächtigen, aber zart abgestuften Farben über den mäßig Zechenden, unter welchen sich ein scharf geschnittener, greiser Kopf auszeichnete, an dessen beredt geformten Lippen die Aufmerksamkeit der lauschenden Runde hing. Der Ausdruck dieses geistreichen Kopfes war ein seltsam gemischter: über die Heiterkeit der Stirn, die lächelnden Mundwinkel war der Schatten eines trüben Erlebnisses geworfen.

„Mein Poggio," sagte nach einer eingetretenen Pause Cosmus Medici mit den klugen Augen in dem häßlichen Gesichte, „neulich habe ich das Büchlein Deiner Facetien wieder durchblättert. Freilich weiß ich es auswendig, und dieses mußte ich bedauern, da ich nur noch an den schlanken Wendungen einer glücklichen Form mich ergötzen, aber weder Neugierde noch Ueberraschung mehr empfinden konnte. Es ist unmöglich, daß Du nicht, wählerisch wie Du bist, diese oder jene Deiner witzigen und liebenswürdigen Possen, sei es als nicht gesalzen genug oder als zu gesalzen, von der anerkannten Ausgabe des Büchleins ausgeschlossen hast. Besinne Dich! Gib diesem Freundeskreise, wo die leiseste Anspielung verstanden und der keckste Scherz verziehen wird, eine Facezia inedita zum Besten. Erzählend und schlürfend" — er deutete auf den Becher — „wirst Du Dein Leid vergessen!"

Den frischen Kummer, auf welchen Cosmus als auf etwas Stadtbekanntes anspielte, hatte dem greisen Poggio — dem jetzigen Secretär der florentinischen Republik und dem vormaligen von fünf Päpsten, dem früheren Bischof und späteren Ehemanne — einer seiner Söhne verursacht, welche alle herrlich begabt waren und alle nichts taugten. Dieser Elende hatte die greisen Haare des Vaters mit einer That beschimpft, die nahe an Raub und Diebstahl grenzte und dem für den Sohn einstehenden, sparsamen Poggio überdies eine empfindliche ökonomische Einbuße zuzog.

Nach einem kurzen Besinnen antwortete der Greis: „Jene Possen oder ähnliche, die Dir schmecken, mein Cosmus, kleiden, wie üppige Kränze, nur braune Locken und mißziemen einem zahnlosen Munde.“ Er lächelte und zeigte noch eine hübsche Reihe weißer Zähne. „Und“ — seufzte er — „nur ungern kehre ich zu jenen Jugendlichkeiten zurück, jetzt da ich die Unbefangenheit meiner Standpunkte und die Läßlichkeit meiner Lebensauffassung bei meinem Sohne — ich weiß nicht kraft welches unheimlichen Gesetzes der Steigerung — zu unerträglicher Frechheit, ja zur Ruchlosigkeit entarten sehe.“

„Poggio, Du predigst!“ warf ein Jüngling ein. „Du, welcher der Welt die Komödien des Plautus wiedergegeben hast!“

„Dank für Deine Warnung, Romolo!“ rief der unglückliche Vater, sich aufraffend, da er selbst als ein guter Gesellschafter es für unschicklich hielt, mit seinem häuslichen Kummer auf den Gästen zu lasten. „Dank für Deine Erinnerung! Die „Entdeckung des Plautus“ ist die Facetie, mit welcher ich heute Euch, Ihr Nachsichtigen, bewirthen will.“

„Nenne sie lieber den „Raub des Plautus“,“ warf ein Spötter ein.

Poggio aber, ohne ihn eines Blickes zu würdigen: „Möge sie Euch ergötzen,“ fuhr er fort, „und zugleich belehren, Freunde, wie ungerecht der Vorwurf ist, mit welchem mich meine Neider verfolgen, als hätte ich jene Classiker, deren Entdecker ich nun einmal bin, mir auf eine unedle, ja verwerfliche Weise angeeignet, als hätte ich sie — plump geredet — gestohlen. Nichts ist unwahrer.“

Ein Lächeln ging im Kreise, zu welchem erst Poggio sich ernst und ablehnend verhielt, an dem er aber endlich selbst sich mitlächelnd betheiligte; denn ihm war, als einem Menschenkenner, bewußt, daß auch die falschesten Vorurtheile sich nur schwer wieder entwurzeln lassen.

„Meine Facetie,“ parodirte Poggio die den italienischen Novellen gewöhnlich voranstehende breite Inhaltsangabe, „handelt von zwei Kreuzen, einem schweren und einem leichten, und von zwei barbarischen Nonnen, einer Novize und einer Aebtissin.“

„Göttlich, Poggio,“ unterbrach ihn ein Nachbar, „von der Art jener unschuldigen germanischen Bestalen, mit welchen Du in Deinem bewundernswerthen Reisebriefe die warmen Heilbäder an der Limmat wie mit Najaden bevölkert hast — das Beste, was Du geschrieben, bei den neun Musen! Jener Brief verbreitete sich in tausend Abschriften über Italien ...“

„Ich übertrieb, Euern Geschmack kennend,“ scherzte Poggio. „Immerhin, Ippolito, wirst Du, als ein Liebhaber der Unschuld, an meiner barbarischen Nonne Deine Freude haben. Ich beginne.

„In jenen Tagen, erlauchter Cosmus, da wir unserer zur lernaeischen Schlange entarteten heiligen Kirche die überflüssigen Köpfe abschlugen, befand ich mich in Constanz und widmete meine Thätigkeit den großartigen Geschäften eines ökumenischen Concils. Meine Muße aber theilte ich zwischen der Betrachtung des ergötzlichen Schauspiels, das auf der beschränkten Bühne einer deutschen Reichsstadt die Frömmigkeit, die Wissenschaft, die Staatskunst des Jahrhunderts mit seinen Päpsten, Ketzern, Gauklern und Buhlerinnen zusammendrängte — und der gelegentlichen Suche nach Manuscripten in den umliegenden Klöstern.

Verschiedene Spuren und Fährten verfolgend, gerieth ich auf die der Gewißheit nahe Vermuthung, daß sich in einem benachbarten Nonnenkloster ein Plautus in den Händen barbarischer Nonnen befand, wohin er sich aus irgend einer abgehausten Benedictinerabtei als Erbe oder Pfand mochte verirrt haben. Ein Plautus! Denke Dir, mein erlauchter Gönner, was es sagen wollte, damals wo nur wenige, die Neugier unerträglich stachelnde Fragmente des großen römischen Komikers vorhanden waren! Daß ich darüber den Schlaf verlor, das glaubest Du mir, Cosmus, der Du meine Begeisterung für die Trümmer einer niedergegangenen größeren Welt theilst und begünstigst! Hätte ich nur Alles im Stiche gelassen und wäre auf die Stätte geeilt, wo ein Unsterblicher, statt die Welt zu ergötzen, in unwürdigem Dunkel moderte! Doch es waren die Tage, da die Wahl des neuen Papstes alle Gemüther beschäftigte und der heilige Geist die versammelten Väter auf die Verdienste und Tugenden des Otto Colonna aufmerksam zu machen begann, ohne daß darum das tägliche und stündliche Laufen und Rennen seiner Anhänger und Diener, unter welche ich zählte, im Geringsten entbehrlich geworden wäre.

So geschah es, daß mir ein untergeordneter und unredlicher Sucher, leider ein Landsmann, in dessen Gegenwart ich in meiner Herzensfreude ein unbesonnenes Wort über die Möglichkeit eines so großen Fundes hatte fallen lassen, zuvorkam und — der Ungeschickte! — ohne den Classiker per fas oder nefas zu gewinnen, die Aebtissin des Klosters, wo er von Staub bedeckt lag, mißtrauisch und auf den Schatz, den sie unwissend besaß, aufmerksam machte.

Endlich bekam ich freie Hand und setzte mich — trotz der bevorstehenden Papstwahl — auf ein rüstig schreitendes Maulthier, den Auftrag hinterlassend, mir nach Eintritt des Weltereignisses einen Boten nachzusenden. Der Treiber meines Thieres war ein von dem Bischofe zu Chur unter seinem Gesinde nach Constanz gebrachter Rhäter und nannte sich Anselino de Spiuga. Er hatte ohne Zögern in mein niedriges erstes Angebot gewilligt und wir waren um einen unglaublich billigen Preis übereingekommen.

Tausend Possen gingen mir durch den Kopf. Die Bläue des Aethers, die mit einem frischen, fast kalten Hauch aus Norden zu gleichen Theilen gemischte Sommerluft, der wohlfeile Ritt, die überwundenen Schwierigkeiten der Papstwahl, der mir bevorstehende höchste Genuß eines entdeckten Classikers, diese himmlischen Wohlthaten stimmten mich unendlich heiter und ich hörte die Musen und die Englein singen. Mein Begleiter dagegen, Anselino de Spiuga, ergab sich — so schien mir — den schwermüthigsten Betrachtungen.

Selbst glücklich, suchte ich aus Menschenliebe auch ihn glücklich zu machen, oder wenigstens zu erheitern, und gab ihm allerhand Räthsel auf. Meist aus der biblischen Geschichte, die dem Volke geläufig ist. „Kennst Du," fragte ich, „den Hergang der Befreiung des Apostelfürsten aus den Ketten?" und erhielt die Antwort, er habe denselben abgebildet gesehen in der Paulskirche von Tosana. „Gib Acht, Hänschen!" fuhr ich fort. „Der Engel sprach zu Petrus: Zeuch deine Schuhe an und folge mir! Und sie gingen, ohne daß Petrus den Engel erkannt hätte, durch die erste und andere Hut, durch das Thor und eine Gasse lang. Jetzt schied der Begleiter, und alsbald sprach Petrus: Nun weiß ich

wahrhaftig, daß mich ein Engel geführt hat. Woher, Hänschen, kam ihm dieses plötzliche Wissen, diese unumstößliche Ueberzeugung? Das sage mir, wenn Du es errathen kannst." Anselino sann eine Weile und schüttelte dann den eigensinnigen Krauskopf. „Gib Acht, Hänschen," sagte ich, „ich löse die Frage. Daran erkannte Paulus den Engel, weil er für seine Mühe kein Trinkgeld verlangte! Solches ist nicht irdisch. So handelt nur ein Himmlischer!"

Man soll mit dem Volke nicht scherzen. Hänschen suchte in dem Spaße, welcher mir aus dem Nichts zugeflogen war, eine Absicht oder Anspielung.

„Es ist wahr, Herr," sagte er, „ich führe Euch fast umsonst und, ohne daß ich ein Engel wäre, werde ich auch kein Trinkgeld fordern. Wisset, mich zieht es auch meinestheils nach *" — und er nannte das Nonnenkloster, das Ziel unserer Fahrt — „wo morgen die Gertrude ihre Hüften mit dem Strick umgürtet und ihre Blondhaare unter der Scheere fallen."

Dem kräftigen Jüngling, der übrigens in Geberde und Rede — es mochte ein Tropfen romanischen Blutes in dem seinigen fließen — viel natürlichen Anstand hatte, rollten Thränen über das sonneverbrannte Gesicht. „Bei dem Bogen Cupido's," rief ich aus, „ein unglücklich Liebender!" und ließ mir die einfache, aber keineswegs leicht verständliche Geschichte erzählen:

Er habe, mit seinem Bischofe nach Constanz gekommen und dort ohne Beschäftigung, in der Umgegend als Zimmerer Arbeit gesucht. Diese habe er bei den Bauten des Nonnenklosters gefunden und dann die in der Nähe hausende Gertrude kennen lernen. Sie Beide seien sich gut geworden und haben ein Wohlgefallen aneinander gefunden. So haben sie gern und oft zusammengesessen. „In allen Zuchten und Ehren," sagte er, „denn sie ist ein braves Mädchen." Da plötzlich sei sie von ihm zurückgetreten, ohne Abbruch der Liebe, sondern etwa wie wenn eine strenge Frist verlaufen wäre, und er habe als gewiß vernommen, sie nehme den Schleier. Morgen werde sie eingekleidet und er werde dieser Handlung beiwohnen, um das Zeugniß seiner eigenen Augen anzurufen, daß ein redliches und durchaus nicht launenhaftes Mädchen einen Mann, den sie eingestandenermaßen liebe, ohne einen irgend denkbaren Grund könne fahren lassen, um eine Nonne zu werden; wozu Gertrude, die Natürliche und Lebenskräftige, so wenig als möglich tauge und — wunderlicher Weise — aus ihren eigenen Aeußerungen zu schließen, auch keine Lust habe, ja, wovor ihr graue und bange.

„Es ist unerklärlich!" schloß der schwermüthige Rhäter und fügte bei, „durch eine Güte des Himmels sei kürzlich seine böse Stiefmutter Todes verblichen, vor welcher er das väterliche Haus geräumt, und dieses ihm nun wieder offen, wie die Arme seines greisen Vaters. Dergestalt würde seine Taube ein warmes Nest finden, aber sie wolle schlechterdings und unbegreiflicher Weise in einer Zelle nisten."

Nach beendigter Rede verfiel Hänschen wieder in ein trübes Brüten und hartnäckiges Schweigen, welches es nur brach, um meine Frage nach dem Wesen der Aebtissin dahin zu beantworten, sie sei ein garstiges, kleines Weib, aber eine meisterliche Verwalterin, welche den verlotterten Haushalt des Klosters herge-

stellt und in die Höhe gebracht hätte. Sie stamme aus Abbatis Cella und heiße im Volke nur „das Brigittchen von Trogen."

Endlich tauchte das Kloster aus monotonen Weinbergen auf. Jetzt bat mich Anselino, ihn in einer Schenke am Wege zurückzulassen, da er Gertruden nur noch einmal erblicken wolle — bei ihrer Einkleidung. Ich nickte einwilligend und ließ mich vom Maulthiere heben, um gemächlich dem nahen Kloster zuzuschlendern.

Dort ging es luftig her. In der Freiheit der Klosterwiese wurde ein großer, dunkler Gegenstand versteigert oder zu anderem Behufe vorgezeigt. Ein Schwartenhals, die Sturmhaube auf dem Kopfe, mit geflicktem Wams und zerlumpten Hosen, dem die nackten Zehen aus den zerrissenen Stiefeln blickten, stieß von Zeit zu Zeit in eine mißtönige Drommete, vielleicht ein kriegerisches Beutestück, vielleicht ein kirchliches Geräthe. Um diesen zweideutigen Herold bildeten Laien und Mönche einen bunten Kreis in den traulichsten Stellungen. Unter den Bauern stand hin und wieder ein Edelmann — es ist in Turgovia, wie diese deutsche Landschaft sich nennt, Ueberfluß an kleinem und geringem Wappengevögel — aber auch Bänkelsänger, Zigeuner, fahrende Leute, Dirnen und Gesindel jeder Art, wie sie das Concil herbeigelockt hatte, mischten sich in die seltsame Corona. Aus dieser trat Einer nach dem Andern hervor und wog den Gegenstand, in welchem, näher getreten, ich deutlich ein graufiges, alterthümliches, gigantisches Kreuz erkannte. Es schien von außerordentlicher Schwere zu sein, denn nach einer kurzen Weile begann es in den unsicher werdenden Händen selbst des stärksten Trägers hin und her zu schwanken, senkte sich bedrohlich und stürzte, wenn nicht andere Hände und Schultern sich tumultuarisch unter das centnerschwere Holz geschoben hätten. Jubel und Gelächter begleiteten das Aergerniß. Um die Unwürdigkeit der Scene zu vollenden, tanzte die bäurische Aebtissin wie eine Besessene auf der frischgemähten Wiese herum, begeistert von dem Werth ihrer Reliquie — das Verständniß dieses Marktes begann mir zu dämmern — und wol auch von dem Klosterweine, welcher in ungeheuern hölzernen Kannen, ohne Becher und Ceremonie, von Mund zu Munde ging.

„Bei den Waden der Mutter Gottes," schrie das freche Weibchen, „dieses Kreuz unserer seligen Herzogin Amalaswinta hebt und trägt mir Keiner, selbst der stämmigste Bursche nicht; aber morgen lüpft's das Gertrudchen wie einen Federball. Wenn mir die sterbliche Creatur nur nicht eitel wird! Gott allein die Ehre!" sagt das Brigittchen. „Leute, das Wunder ist tausend Jahr alt und noch wie funkelnagelneu! Es hat immer richtig gespielt und, auf Schwur und Eid, auch morgen läuft es glatt ab." — Sicherlich, die brave Aebtissin hatte sich unter dem himmlischen Tage ein Räuschlein getrunken.

Diesen possierlichen Vorgang mit ähnlichen, in meinem gesegneten Vaterland erlebten zusammenhaltend, begann ich ihn zu verstehen und zu würdigen — nicht anders, als ich mir ihn, eine Stunde später, bei größerer Sachkunde endgültig zurechtlegte; aber ich wurde in meinem Gedankengange plötzlich und unangenehm unterbrochen durch einen kreischenden Zuruf der Hanswurstin in der weißen Kutte mit dem hochgerötheten Gesichte, den dumm pfiffigen Aeuglein, dem

kaum entdeckbaren Stülpnäschen und dem davon durch einen ungeheuern Zwischenraum getrennten bestialischen Munde.

„He dort, welscher Schreiber!" schrie sie mich an. Ich war an diesem Tage schlicht und reisemäßig gekleidet und trage meinen classischen Ursprung auf dem Antlitz. „Tretet ein bischen näher und lüpft mir da der seligen Amalaswinte Kreuz!"

Alle Blicke richteten sich lachlustig auf mich, man gab Raum und ich wurde nach alemanischer Sitte mit derben Stößen vorgeschoben. Ich entschuldigte mich mit der, Freunde, Euch bekannten Kürze und Schwäche meiner Arme. Der Erzähler zeigte dieselbe mit einer schlenkernden Geberde.

Da rief die Schamlose, mich betrachtend: „Um so längere Finger hast Du, sauberer Fink!" und in der That, dieses Organ hat sich bei mir durch die tägliche Uebung des Schreibens ausgebildet. Die Menge des umstehenden Volkes aber schlug eine tobende Lache auf, deren Sinn mir unverständlich blieb, die mich aber beleidigte und welche ich der Aebtissin ankreidete. Unmuthig wandte ich mich ab, bog um die Ecke der nahen Kirche und, den Haupteingang derselben offen findend, betrat ich sie. Der edle Rundbogen der Fenster und Gewölbe, statt des modischen Spitzbogens und des närrischen französischen Schnörkels, stimmte mich wieder klar und ruhig. Langsam schritt ich vorwärts durch die Länge des Schiffes, von einem Bildwerke angezogen, das sich, von Oberlicht erhellt, in kräftiger Rundung aus dem heiligen Dämmer hob und etwas in seiner Weise Schönes zu sein schien. Ich trat nahe und wurde nicht enttäuscht. Das Steinwerk enthielt zwei, durch ein Kreuz verbundene Gestalten und dieses Kreuz glich an Größe und Verhältnissen vollständig dem auf der Klosterwiese zur Schau stehenden, welches von beiden dem andern nachgeahmt sein mochte. Ein gewaltiges, dorngekröntes Weib trug es fast wagrecht mit kraftvollen Armen auf mächtiger Schulter und stürzte doch unter ihm zusammen, wie die derb in dem Gewande sich abzeichnenden Kniee zeigten. Neben und vor dieser hinfälligen Gigantin schob eine kleinere Gestalt, ein Krönlein auf dem lieblichen Haupte, ihre schmalere Schulter erbarmungsvoll unter die untragbare Last. Der alte Meister hatte — absichtlich, oder wol eher aus Mangel an künstlerischen Mitteln — Körper und Gewandung roh behandelt, sein Können und die Inbrunst seiner Seele auf die Köpfe verwendend, welche die Verzweiflung und das Erbarmen ausdrückten.

Davon ergriffen, trat ich, das gute Licht suchend, einen Schritt zurück. Siehe, da kniete mir gegenüber an der andern Seite des Werkes ein Mädchen, wol eine Eingeborene, eine Bäuerin der Umgebung, fast eben so kräftig gebildet wie die steinerne Herzogin, die Kapuze der weißen Kutte über eine Last von blonden Flechten und einen starken, braunen, luftbedürftigen Nacken zurückgeworfen.

Sie erhob sich, denn sie war, in sich versunken, meiner nicht früher ansichtig geworden, als ich ihrer, wischte sich mit der Hand quellende Thränen aus dem Auge und wollte sich entfernen. Es mochte eine Novize sein.

Ich hielt sie zurück und bat sie, mir das Steinbild zu deuten. Ich sei einer der fremden Väter des Concils, sagte ich ihr in meinem gebrochenen Ger-

manisch. Diese Mittheilung schien ihr nicht viel Eindruck zu machen. Sie berichtete mir in einer einfachen Weise, das Bild stelle eine alte Königin oder Herzogin dar, die Stifterin dieses Klosters, welche, darin Profeß thuend, zur Einkleidung habe schreiten wollen: das Haupt mit Dornen umwunden und die Schulter mit dem Kreuze beladen. „Es heißt," fuhr das Mädchen bedenklich fort, „sie war eine große Sünderin, mit dem Giftmord ihres Gatten beladen, aber so hoch, daß die weltliche Gerechtigkeit ihr nichts anhaben durfte. Da rührte Gott ihr Gewissen und sie gerieth in große Nöthe, an dem Heil ihrer Seele verzweifelnd!" Nach einer langen und schweren Buße habe sie, ein Zeichen verlangend, daß ihr vergeben sei, dieses große und schwere Kreuz zimmern lassen, welches der stärkste Mann ihrer Zeit kaum allein zu heben vermochte, und auch sie brach darunter zusammen, hätte es nicht die Mutter Gottes in sichtbarer Gestalt barmherzig mit getragen, die ambrosische Schulter neben die irdische schiebend.

Nicht diese Worte brauchte die blonde Germanin, sondern einfachere, ja derbe und plumpe, welche sich aber aus einer barbarischen in unsere gebildete toscanische Sprache nicht übersetzen ließen, ohne bäurisch und grotesk zu werden, und das, Herrschaften, würde hinwiederum nicht passen zu dem großen Ausdrucke der trotzigen, blauen Augen und der groben, aber wohlgeformten Züge, wie ich sie damals vor mir gesehen habe.

„Die Geschichte ist glaublich!" sprach ich vor mich hin, denn diese Handlung einer barbarischen Königin schien mir in die Zeiten und Sitten um die dunkle Wende des ersten Jahrtausends zu passen. „Sie könnte wahr sein!"

„Sie ist wahr!" behauptete Gertrude kurz und heftig, mit einem finstern, überzeugten Blicke auf das Steinbild, und wollte sich wiederum entfernen; aber ich hielt sie zum andern Male zurück mit der Frage, ob sie die Gertrude wäre, von welcher mir mein heutiger Führer Hans von Splügen erzählt habe? Sie bejahte unerschrocken, ja unbefangen, und ein Lächeln verbreitete sich von den derben Mundwinkeln langsam wie ein wanderndes Licht über das braune, aber schon in der Klosterluft bleichende Antlitz.

Dann sann sie und sagte: „Ich wußte, daß er meiner Einkleidung beiwohnen werde und mir ist es recht. Sieht er meine Flechten fallen, so hilft ihm das, mich vergessen. Da ihr einmal hier seid, ehrwürdiger Herr, will ich eine Bitte an Euch richten. Fährt der Mann mit Euch nach Constanz zurück, so steckt ihm ein Licht an, warum ich mich ihm verweigert habe, nachdem ich — und sie erröthete kaum merklich — in Ehren und nach Landessitte mit ihm freundlich gewesen bin. Mehr als einmal war ich im Begriff, ihm den Handel zu erzählen, aber ich biß mich in die Lippe, denn es ist ein geheimer Handel zwischen mir und der Gottesmutter und da taugt Schwätzen nicht. Euch aber, einem in den geistlichen Geheimnissen Bewanderten, kann ich ihn ohne Verrath mittheilen. Ihr berichtet dann dem Hans davon, so viel sich schickt und Euch gut dünkt. Es ist nur, damit er mich nicht für eine Leichtfertige halte und für eine Undankbare und ich ihm dergestalt im Gedächtniß bleibe.

Mit meiner Sache aber ist es so bestellt. Als ich noch ein unmündiges Kind war — ich zählte zehn Jahre und der Vater war mir schon gestorben — erkrankte mir das Mütterlein schwer und hoffnungslos. Da befiel mich eine

Angst, allein in der Welt zu bleiben. Aus dieser Angst und aus Liebe zu dem Mütterlein gelobte ich mich der reinen Magd Maria für mein zwanzigstes Jahr, wenn sie mir es bis dahin erhielte, oder nahezu. So that sie und erhielt es mir bis letzten Frohnleichnam, wo es selig verstarb, gerade da der Hans im Kloster mit Zimmerwerk zu thun hatte und dann auch dem Mütterlein den Sarg zimmerte. Da ich nun allein war, was ist da viel zu wundern, daß er mir lieb wurde. Er ist brav, sparsam, was die Welschen meistentheils sind, „modest und discret," wie sie ennetbirgisch sagen. Auch konnten wir in zwei Sprachen mit einander verhandeln, denn der Vater, der ein starker und beherzter Mann war, hatte früher oft einen schmächtigen, furchtsamen Handelsherrn, nicht zu seinem Schaden, über das Gebirge begleitet und von jenseits ein paar welsche Brocken heimgebracht. Nannte mich nun der Hans „una buona creatura", so hieß ich ihn dagegen „una brava persona" und beides lautet wohl, ob ich auch unsere landesüblichen Liebeswörter nicht schelten will, wenn sie ehrlich gemeint sind.

Zugleich aber war mein Gelübde verfallen und mahnte mich mit jedem Aveläuten.

Da kamen mir oft flüsternde Gedanken, wie z. B.: „Das Gelübde eines unschuldigen Kindes, das nicht weiß, was Mann und Weib ist, hat dich nicht weggeben können!" oder: „Die Mutter Gottes, nobel wie sie ist, hätte dir das Mütterlein wohl auch umsonst und vergebens geschenkt!" Doch ich sprach dagegen: „Handel ist Handel!" und „Ehrlich währt am längsten!" Sie hat ihn gehalten, so will ich ihn auch halten. Ohne Treu und Glauben kann die Welt nicht bestehen. Wie sagte der Vater selig? Ich hielte dem Teufel Wort, sagte er, geschweige dem Herrgott.

Nun höret, ehrwürdiger Herr, wie ich es meine! Seit die Mutter Gottes der Königin das Kreuz trug, hilft sie es, ihr Kloster bevölkernd, seit urewigen Zeiten allen Novizen ohne Unterschied tragen. Es ist ihr eine Gewohnheit geworden, sie thut es gedankenlos. Mit diesen meinen Augen habe ich — eine Neunjährige — gesehen, wie das Lieschen von Weinfelden, ein sieches Geschöpf, da es hier Profeß that, das centnerschwere Kreuz spottend und spielend auf der schiefen Schulter trug.

Nun sage ich zur Mutter Gottes: „Willst Du mich, so nimm mich! Obwol ich — wenn Du die Gertrude wärest und ich die Mutter Gottes — ein Kind vielleicht nicht beim Wort nehmen würde. Aber gleichviel — Handel ist Handel! Nur ist ein Unterschied. Der Herzogin, von Sünden schwer, ward es wohl im Kloster; mir wird es darinnen wind und weh. Trägst Du mir das Kreuz, so erleichtere mir auch das Herz; sonst gibt es ein Unglück, Mutter Gottes! Kannst Du mir aber das Herz nicht erleichtern, so laß mich tausend Male lieber zu meiner Schande und vor aller Leute Augen stürzen und schlagen platt auf den Boden hin."

Während ich diese schwerfälligen Gedanken, langsam arbeitend, tiefe Furchen in Gertrudens junge Stirn ziehen sah, lächelte ich listig: „Ein behendes und kluges Mädchen zöge sich mit einem Straucheln aus der Sache!" Da loderten ihre blauen Augen. „Meinet Ihr, ich werde fälschen, Herr?" zürnte sie. „So

wahr mir helfe Gott Vater, Sohn und Geist in meinem letzten Stündlein, so redlich will ich das Kreuz tragen mit allen Sehnen und Kräften dieser meiner Arme!" und sie hob dieselben leidenschaftlich, als trüge sie es schon, so daß die Aermel der Kutte und des Hemdes weit zurückfielen. Da betrachtete ich, als ein Florentiner der ich bin, die schlankkräftigen Mädchenarme mit künstlerischem Vergnügen. Sie wurde es gewahr, runzelte die Stirn und wandte mir unmuthig den Rücken.

Nachdem sie gegangen war, setzte ich mich in einen Beichtstuhl, legte die Stirn in die Hand und sann — wahrlich nicht an das barbarische Mädchen, sondern an den römischen Classiker. Da jubelte mein Herz und ich rief überlaut: „Dank, Ihr Unsterblichen! Geschenkt ist der Welt ein Liebling der komischen Muse! Plautus ist gewonnen!"

Freunde, eine Verschwörung von Gelegenheiten verbürgte mir diesen Erfolg.

Ich weiß nicht, mein Cosmus, wie Du vom Wunderbaren denkst? Ich selbst denke läßlich davon, weder abergläubisch, noch verwegen; denn ich mag die absoluten Geister nicht leiden, welche, wo eine unerklärliche Thatsache einen Dunstkreis von Aberglauben um sich sammelt, die ganze Erscheinung — Mond und Hof — ohne Prüfung und Unterscheidung entweder summarisch glauben oder eben so summarisch verwerfen.

In diesem einzelnen Falle aber zweifelte ich keinen Augenblick: dem Wunder lag ein derber Betrug zu Grunde.

Das schwere Kreuz war echt und eine großartige Sünderin, eine barbarische Frau, mochte es gehoben haben mit den Riesenkräften der Verzweiflung und der Inbrunst. Aber diese That hatte sich nicht wiederholt, sondern wurde seit Jahrhunderten gaunlerisch nachgeäfft. Wer war schuldig dieses Betruges? Irre Andacht? rechnende Habsucht? Das bedeckte das Dunkel der Zeiten. So viel aber stand fest: Das graufige, alterschwarze Kreuz, das vor dem Volke schaustund, und das von einer Reihenfolge einfältiger oder einverstandener Novizen und neulich noch von dem schwächlichen und verschmitzten Lieschen zu Weinfelden bei ihrer Einkleidung getragene waren zwei verschiedene Hölzer und während das schwere auf der Klosterwiese gezeigt und gewogen wurde, lag ein leichtes Gaukelkreuz in irgend einem Verstecke des Klosters aufgehoben und eingeriegelt, um dann morgen mit dem wahren die Rolle zu wechseln und die Augen des Volkes zu täuschen.

Das Dasein eines Gaukelkreuzes, von welchem ich wie von meinem eigenen überzeugt war, bot mir eine Waffe. Eine zweite bot mir ein Zeitereigniß.

Drei entsetzte Päpste und zwei verbrannte Ketzer genügten nicht, die Kirche zu reformiren; die Commissionen des Concils beschäftigten sich, die eine mit diesem, die andere mit jenem abzustellenden Uebelstande. Eine derselben, in welcher der Doctor christianissimus Gerson und der gestrenge Pierre d'Ailly saßen und ich zeitweilig die Feder führte, stellte die Zucht in den Nonnenklöstern her. Die in unsichern Frauenhänden gefährlichen Scheinwunder und die schlechte Lectüre der Schwestern kamen da zur Sprache. Im Vorbeigehen —, diese Dinge wurden von den zwei Franzosen mit einer uns Italienern geradezu unbegreiflichen Pedanterie behandelt, ohne den leichtesten Scherz, wie nahe er liegen

mochte. Genug, die Thatsache dieser Verhandlungen bildete den Zettel, die Verschuldung eines Scheinwunders den Einschlag meines Gewebes und das Netz war fertig, welches ich der Aebtissin unversehens über den Kopf warf.

Langsam erstieg ich die Stufen des Chores und wandte mich aus demselben rechts in die ebenfalls hoch und kühn gewölbte Sacristei, in welcher ich die mit prahlerischen Inschriften bezeichnete leere Stelle fand, wo das schwere Kreuz gewöhnlich an die hohe Mauer lehnte und wohin es bald wieder von der Klosterwiese zurückkehrte. Zwei Pförtchen führten in zwei Seitengelasse. Das eine zeigte sich verschlossen. Das andere öffnend, stand ich in einer durch ein von Spinneweb getrübtes Rundfenster dürftig erhellten Kammer. Siehe, es enthielt die auf ein paar wurmstichige Bretter zusammengedrängte Bibliothek des Klosters.

Mein ganzes Wesen gerieth in Aufregung, nicht anders als wäre ich ein verliebter Jüngling und beträte die Kammer Lydia's oder Glycere's. Mit zitternden Händen und bebenden Knieen nahte ich mich den Pergamenten und, hätte ich darunter die Komödien des Umbriers gefunden, ich bedeckte sie mit unersättlichen Küssen.

Aber, ach, ich durchblätterte nur Rituale und Liturgien, deren heiliger Inhalt mich Getäuschten kalt ließ. Man hatte wahr berichtet. Ein plumper Sammler hatte durch ein täppisches Zugreifen den Hort, statt ihn zu heben, in unzugängliche Tiefen versinken lassen. Ich fand — als einzige Beute — unter dem Staube die „Bekenntnisse St. Augustin's", und da ich das spitzfindige Büchlein stets geliebt habe, steckte ich es mechanisch in die Tasche, mir, nach meiner Gewohnheit, eine Abendlectüre vorbereitend. Siehe — da fuhr, wie der Blitz, meine kleine Aebtissin, welche das Kreuz wieder in die Sacristei hatte schleppen lassen und mir, ohne daß ich es, in der Betäubung des Verlangens und der Enttäuschung, vernommen hätte, durch die offengebliebene Thüre in die Bücherkammer nachgeschlichen kam — wie der Blitz fuhr das Weibchen, sage ich, auf mich los, schimpfend und scheltend, ja sie betastete meine Toga mit unziemlichen Handgriffen und holte daraus den Heiligen hervor.

„Männchen, Männchen," kreischte sie, „ich habe es gleich Euerer langen Nase angesehen, daß Ihr einer der welschen Büchermarder seid, welche zeither unsere Klöster beschleichen. Aber, lernet, es ist ein Unterschied zwischen einem weinschweren Mönch des heiligen Gallus und einer hurtigen Appenzellerin. Ich weiß," fuhr sie schmunzelnd fort, „um welchen Speck die Katzen streichen. Sie belauern das Buch des Pickelhärings, welches wir hier aufbewahren. Keine von uns wußte, was drinnen stand, bis neulich ein welscher Spitzbube unsere hochheiligen Reliquien verehrte und dann unter seinem langen, geistlichen Gewande" — sie wies auf das meinige — „den Possenreißer ausführen wollte. Da sagte ich zu mir: Brigittchen von Trogen, laß dich nicht prellen! Die Schweinshaut muß Goldes werth sein, da der Welsche den Strick dafür wagt. Denn bei uns, Mann, heißt es: „wer eines Strickes Werth stiehlt, der hangt am Strick!" Das Brigittchen, nicht dumm, zieht einen ehrlichen französischen Kleriker zu Rathe und erfährt von ihm: Die närrischen, vergilbten Schnörkel gelten im gelehrten Handel und gelten so viel, daß ich meinem Klösterlein die geräumigste Scheune daraus bauen kann. Was thut das Brigittchen? Nicht

faul, ergreift es das Buch, flüchtet es unter seinen Pfühl, legt sich auf den Podex — so nannte es der aufrichtige Franzose — und bleibt — bei der Krone der Mutter Gottes — darauf liegen, bis sich ein redlicher Käufer meldet."

Ich verwand ein Lächeln über das Nachtlager des Umbriers, welches ihm die drei Richter der Unterwelt für seine Sünden mochten zugesprochen haben, und zeigte, mir die Würde gebend, die mir unter Umständen eignet, ein ernstes und strafendes Gesicht.

„Aebtissin," sprach ich in feierlichem Tone, „Du verkennest mich. Vor Dir steht ein Gesandter des Concils, einer der in Constanz versammelten Väter, einer der heiligen Männer, welche geordnet sind zur Reform der Nonnenklöster." Und ich entfaltete eine stattlich geschriebene Wirthshausrechnung; denn mich begeisterte die Nähe des versteckten komischen Dichters.

„Im Namen," las ich, „und mit der Vollmacht des siebzehnten und ökumenischen Concils! Die Hände keiner christlichen Vestale verunreinige eine jener sittengefährlichen, sei es lateinisch, sei es in einer der Vulgärsprachen verfaßten Schriften, mit deren Erfindung ihre Seele befleckt haben . . . Fromme Mutter, ich darf Eure keuschen Ohren nicht mit den Namen dieser Verworfenen beleidigen . . . .

„Gaukelwunder, herkömmliche oder einmalige, verfolgen wir mit unerbittlicher Strenge. Wo sich ein wissentlicher Betrug feststellen läßt, büßt die Schuldige — und wäre es die Aebtissin — das Sacrilegium unnachsichtlich mit dem Feuertode."

Diese wurde bleich wie eine Larve. Aber gleich wieder faßte sich das verlogene Weibchen mit einer bewundernswürdigen Geistesgegenwart.

„Gott sei gepriesen und gelobt," rief es aus, „daß er endlich in seiner heiligen Kirche Ordnung schafft!" und holte zuthulich grinsend aus einem Winkel des Schreines ein zierlich gebundenes Büchlein hervor. „Dieses," sagte es, „hinterließ uns ein welscher Cardinal, unser Gastfreund, welcher sich damit in sein Mittagsschläfchen las. Jener französische Geistliche, welcher es musterte, that dann den Ausspruch, es sei das Unflätigste, was seit Erfindung der Buchstaben und noch dazu von einem Cleriker ersonnen wurde. Frommer Vater, ich lege Euch den Greuel vertrauensvoll in die Hände. Befreit mich von dieser Pest!" Und sie übergab mir — meine Facetien!

Obwohl diese Ueberraschung eine Bosheit eher des Zufalls als des geistlichen Weibchens war, verletzte und verstimmte sie mich dennoch. Denn unsere Schriften sind unser Fleisch und Blut und ich schmeichle mir, in den meinigen über Sumpfboden mit leichten Sohlen hinwegzueilen, ohne je plump darein zu versinken.

„Gut," sagte ich. „Möchtest Du, Aebtissin, auch in dem zweiten und wesentlicheren Punkt unsträflich erfunden werden! Dem versammelten Volke hast Du in der Nähe und unter den Augen des Concils," sprach ich vorwurfsvoll, „ein Wunder versprochen, so marktschreierisch, daß Du es jetzt nicht mehr rückgängig machen kannst. Ich weiß nicht, ob das klug war. Erstaune nicht, Aebtissin, daß Dein Wunder geprüft wird! Du hast Dein Urtheil gefordert!"

Die Kniee des Weibchens schlotterten, und seine Augen gingen irre. „Folge mir," sagte ich streng, „und besichtigen wir die Organe des Wunders!"

Sie folgte niedergeschlagen und wir betraten die Sacristei, wohin das echte Kreuz zurückgekehrt war und in dem weiten Halbdunkel des edeln Raumes mit seinen Rissen und Sprüngen und mit seinem gigantischen Schlagschatten so gewaltig an die Mauer lehnte, als hätte heute erst eine verzweifelnde große Sünderin es ergriffen und wäre darunter in's Knie gesunken, die Steinplatte schon mit der Stirne berührend in dem Augenblicke da die Himmelskönigin erschien und ihr beistand. Ich wog es, konnte es aber nicht einen Augenblick heben. Um so lächerlicher schien mir der Frevel, diese erdrückende Bürde mit einem Spielzeuge zu vertauschen. Ich wendete mich entschlossen gegen das hohe, schmale Pförtchen, dahinter ich dieses vermuthete.

„Den Schlüssel, Aebtissin!" befahl ich. Das Weibchen starrte mich mit entsetzten Augen an, aber antwortete frech: „Verloren gegangen, Herr Bischof! Seit mehr als einem Jahrzehend!"

„Frau," sprach ich mit furchtbarem Ernste, „Dein Leben steht auf dem Spiel! Dort gegenüber haust ein Dienstmann des mir befreundeten Grafen von Kyburg. Dorthin schicke oder gehe ich nach Hilfe. Findet sich hier ein dem echten nachgebildetes Scheinkreuz von leichterem Gewichte, so flammst und loderst Du, Sünderin, wie der Ketzer Huß, und nicht minder schuldig als er!"

Nun trat eine Stille ein. Dann zog das Weibchen — ich weiß nicht zähneklappernd oder zähneknirschend — einen alterthümlichen Schlüssel mit krausem Barte hervor und öffnete. Schmeichelhaft — mein Verstand hatte mich nicht betrogen. Da lehnte an der Mauer des hohen kaminähnlichen Kämmerchens ein schwarzes Kreuz mit Rissen und Sprüngen, welches ich gleich ergriff und mit meinen schwächlichen Armen ohne Schwierigkeit in die Lüfte hob. In jeder seiner Erhöhungen und Vertiefungen, in allen Einzelheiten war das falsche nach dem Vorbilde des echten Kreuzes geformt, diesem auch für ein scharfes Auge zum Verwechseln ähnlich, nur daß es zehnmal leichter wog. Ob es gehöhlt, ob es aus Kork oder einem anderen leichtesten Stoffe verfertigt sein mochte, habe ich, bei dem raschen Gang und der Ueberstürzung der Ereignisse, niemals in Erfahrung gebracht.

Ich bewunderte die Vollkommenheit der Nachahmung und der Gedanke stieg in mir auf: Nur ein großer Künstler, nur ein Welscher kann dieses zu Stande gebracht haben; und da ich für den Ruhm meines Vaterlandes begeistert bin, brach ich in die Worte aus: „Vollendet! Meisterhaft!" — wahrlich nicht den Betrug, sondern die darauf verwendete Kunst lobend.

Dann konnte ich mich eines gründlichen Lächelns nicht erwehren über die Aehnlichkeit dieses hohlen Gaukelkreuzes mit dem federleichten Christenthum unseres XV. Jahrhunderts, welches wir spielend tragen, während uns die Wucht des echten Kreuzes erdrücken würde.

„Schäker, Schäker," grinste mit gehobenem Finger das schamlose Weibchen, welches mich aufmerksam beobachtet hatte: „Ihr habet mich überlistet und ich weiß, was es mich kostet! Nehmet Euern Possenreißer, den ich Euch stracks holen werde, unter den Arm, haltet reinen Mund und ziehet mit Gott!" Wann

auf den sieben Hügeln zwei Auguren sich begegneten und, nach einem antiken geflügelten Worte, sich zulächelten, mag es ein feineres Spiel gewesen sein, als das unreinliche Gelächter, welches die Züge meiner Aebtissin verzerrte und sich in die cynischen Worte übersetzen ließ: „Wir Alle wissen, wo Bartel den Most holt, wir sind Schelme allesammt und keiner braucht sich vor dem anderen zu zieren."

Ich aber sann inzwischen auf die Bestrafung des nichtsnutzigen Weibchens.

Da vernahmen wir bei der plötzlich eingetretenen Stille ein Trippeln, ein Wispern, ein Kichern aus dem nahen Chore und erriethen, daß wir von den müßigen und neugierigen Nonnen belauscht wurden. „Bei meinem theuern Magdthum," beschwor mich das Weibchen, „verlassen wir uns, Herr Bischof! Um keine Güter der Erde möchte ich mit Euch von meinen Nonnen betroffen werden; denn Ihr seid ein wohlgebildeter Mann und die Zungen meiner Schwestern schneiden wie Scheeren und Messer!" Dieses Bedenken fand ich gerechtfertigt und hieß sie sich entfernen, ihre Nonnen mit sich nehmend.

Nach einer Weile dann räumte auch ich die Sacristei. Die Thür zu der Kammer des Gaukelkreuzes aber legte ich nur behutsam ins Schloß, ohne den Schlüssel darin umzudrehen. Diesen zog ich, steckte ihn unter mein Gewand und ließ ihn im Chore in eine Spalte zwischen zwei Stühlen gleiten, wo er sich nicht leicht finden ließ. So aber that ich ohne bestimmten Plan auf die Einflüsterung irgend eines Gottes oder einer Göttin.

Wie ich in der niederen äbtlichen Stube mit meiner Aebtissin und einem Klostergerüchlein zusammensaß, empfand ich eine solche Sehnsucht nach dem unschuldigen Spiele der Muse und einen solchen Widerwillen gegen die Drehungen und Windungen der ertappten Lüge, daß ich beschloß, es kurz zu machen. Das geistliche Weibchen mußte mir bekennen, wie es in das hundertjährige Schelmstück eingeweiht wurde und ich machte ein Ende mit ein paar prätorischen Edicten. Sie gestand: ihre Vorgängerin im Amte habe sich sterbend mit ihr und dem Beichtiger eingeschlossen und Beide hätten ihr das von Aebtissin auf Aebtissin vererbte Scheinwunder als das wirthschaftliche Heil des Klosters an das Herz gelegt. Der Beichtiger — so erzählte sie geschwätzig — habe des Ruhmes kein Ende gefunden über das ehrwürdige Alter des Betrugs, seinen tiefen Sinn und seine belehrende Kraft. Besser und überzeugender als jede Predigt versinnliche dem Volke das Trugwunder die anfängliche Schwere und spätere Leichtigkeit eines gottseligen Wandels. Diese Symbolik hatte den Kopf des armen Weibchens dergestalt verdreht, daß es in einem Athemzuge behauptete, etwas Unrechtes hätte es nicht begangen, als Kind aber sei es auch einmal ehrlich gewesen.

„Ich schone Dich um der Mutter Kirche willen, auf welche die Flamme Deines Scheiterhaufens ein falsches Licht würfe," schnitt ich diese bäuerliche Logik ab und befahl ihr kurz, das Gaukelkreuz zu verbrennen, nachdem das schon ausposaunte Wunder noch einmal gespielt habe — dieses wagte ich aus Klugheitsgründen nicht zu verhindern — den Plautus aber ohne Frist auszuliefern.

Die Aebtissin gehorchte schimpfend und schmählend. Sie unterzog sich den

Verordnungen des Conciles von Constanz, wie dieselben mein Mund formulirte, ob auch ohne das Vorwissen der versammelten Väter, sicherlich in ihrem Sinne und Geiste.

Wie das Brigittchen mir knurrend den Codex brachte — ich hatte mich in ein bequemes Gemach des an der Ringmauer gelegenen klösterlichen Gasthauses geflüchtet — drängte ich die Ungezogene aus der Thür und schloß mich mit den komischen Larven des Umbriers ein. Kein Laut störte mich dort, wenn nicht der Kehrreim eines Kinderliedes, welches Bauermädchen auf der Wiese vor meinem Fenster sangen, das mir aber nur meine Einsamkeit noch ergötzlicher machte.

Nach einer Weile freilich polterte draußen das geistliche Weibchen in großer Aufregung und schlug mit verzweifelten Fäusten gegen die verriegelte schwere Eichenthür, den Schlüssel der offenstehenden Kammer des Gaukelkreuzes fordernd. Ich gab ihr bedauernd den kurzen und wahrhaften Bescheid, derselbe sei nicht in meinen Händen, achtete ihrer weiter nicht und ließ, im Himmel des höchsten Genusses, die Unselige jammern und stöhnen, wie eine Seele im Fegefeuer. Ich aber schwelgte in hochzeitlichen Wonnen.

Ein an das Licht tretender Classiker und nicht ein dunkler Denker, ein erhabener Dichter, nein das Nächstliegende und ewig Fesselnde, die Weltbreite, der Puls des Lebens, das Marktgelächter von Rom und Athen, Witz und Wortwechsel und Wortspiel, die Leidenschaften, die Frechheit der Menschennatur in der mildernden Uebertreibung des komischen Zerrspiegels — während ich ein Stück verschlang, hütete ich schon mit heißhungrigen Blicken das folgende.

Ich hatte den witzigen Amphitryo beendigt, schon lag der Aulularius mit der unvergleichlichen Maske des Geizhalses vor mir aufgeschlagen — da hielt ich inne und lehnte mich in den Stuhl zurück; denn die Augen schmerzten mich. Es dämmerte und dunkelte. Die Mädchen auf der Wiese draußen hatten wol eine Viertelstunde lang unermüdlich den albernen Reigen wiederholt:

„Adam hatte sieben Söhn' . . . ."

Jetzt begannen sie neckisch einen neuen Kehrreim und sangen mit drolliger Entschlossenheit:

In das Kloster geh' ich nicht,
Eine Nonne werd' ich nicht . . . .

Ich lehnte mich hinaus, um dieser kleinen Feindinnen des Cölibates ansichtig zu werden und mich an ihrer Unschuld zu ergötzen. Aber ihr Spiel war keineswegs ein unschuldiges. Sie sangen, sich mit dem Ellbogen stoßend und sich Blicke zuwerfend, nicht ohne Bosheit und Schadenfreude, an ein vergittertes Fenster hinauf, hinter welchem sie wol Gertruden vermutheten. Oder kniete diese schon in der Sacristei, dort unter dem bleichen Schimmer des ewigen Lichtes, nach der Sitte der Einzukleidenden, welche die Nacht vor der himmlischen Hochzeit im Gebete verbringen. Doch was kümmerte mich das? Ich entzündete die Ampel und begann den Aulularius zu lesen.

Erst da dieser das Oel gebrach und mir die Lettern vor den müden Augen schwammen, warf ich mich auf das Lager und verfiel in einen unruhigen Schlummer. Bald umkreisten mich wieder die komischen Larven. Hier prahlte ein Soldat mit großen Worten, dort küßte der trunkene Jüngling ein Liebchen,

das sich mit einer schlanken Wendung des Halses seinen Küssen entgegenbog. Da — unversehens — mitten unter dem lustigen, antiken Gesindel stand eine barfüßige, breitschultrige Barbarin, mit einem Strick gegürtet, als Sclavin zu Markte gebracht, wie es schien, unter finsteren Brauen hervor mich anstarrend mit vorwurfsvollen und drohenden Augen.

Ich erschrak und fuhr aus dem Schlummer empor. Der Morgen graute. Eine Hälfte des kleinen Fensters stand offen bei der Sommerschwüle und ich vernahm aus dem nahen Chore der Klosterkirche eine eintönige Anrufung, unheimlich übergehend in ein ersticktes Stöhnen und dann in ein gewaltsames Schreien.

„Mein gelehrter und ruhmbedeckter Freund," unterbrach sich der Erzähler selbst, gegen einen gravitätischen Mann gewendet, welcher ihm gegenüber saß und sich trotz der Sommerwärme mit dem Faltenwurfe seines Mantels nach Art der Alten drapirte, „mein großer Philosoph, sage mir, ich beschwöre Dich, was ist das Gewissen?"

Ist es ein allgemeines? Keineswegs. Wir alle haben Gewissenlose gekannt und, daß ich nur Einen nenne, unser heiliger Vater Johannes XXIII., den wir in Constanz entthronten, hatte kein Gewissen, aber dafür ein so glückliches Blut und eine so heitere, ich hätte fast gesagt kindliche Gemüthsart, daß er, mitten in seinen Unthaten, deren Gespenster seinen Schlummer nicht beunruhigten, jeden Morgen aufgeräumter erwachte als er sich gestern niedergelegt hatte. Als ich auf Schloß Gottlieben, wo er gefangen saß, die ihn anklagende Rolle entfaltete und ihm die Summe seiner Sünden — zehnmal größer als seine Papstnummer, scelera horrenda, abominanda — mit zager Stimme und fliegenden Schamröthen vorlas, ergriff er gelangweilt die Feder und malte einer heiligen Barbara in seinem Breviarium einen Schnurrbart ....

Nein, das Gewissen ist kein allgemeines und auch unter uns, die wir ein solches besitzen, tritt es, ein Proteus, in wechselnden Formen auf. In meiner Wenigkeit, z. B. wird es wach jedes Mal, wo es sich in ein Bild oder in einen Ton verkörpern kann. Als ich neulich bei einem jener kleinen Tyrannen, von welchen unser glückliches Italien wimmelt, zu Besuche war und in dieser angenehmen Abendstunde mit schönen Weibern bei Chier und Lautenklang zusammensaß auf einer luftigen Zinne, welche, aus dem Schloßthurm vorspringend, über dem Abgrund eines kühlen Gewässers schwebte, vernahm ich unter mir einen Seufzer. Es war ein Eingekerkerter. Weg war die Lust und meines Bleibens dort nicht länger. Mein Gewissen war beschwert, das Leben zu genießen, küssend, trinkend, lachend neben dem Elende.

Gleicherweise konnte ich jetzt das nahe Geschrei einer Verzweifelnden nicht ertragen. Ich warf Gewand um und schlich durch den dämmernden Kreuzgang nach dem Chore, mir sagend, es müsse sich, während ich den Plautus las, mit Gertruden geändert haben: an der Schwelle des Entscheides sei wol die gestern noch Gelassenere zur Ueberzeugung gekommen, sie werde zu Grunde gehen in dieser Gesellschaft, in dem Nichts oder — schlimmer — in der Fäulniß des Klosters, mit der Gemeinheit zusammengesperrt, sie verachtend und von ihr gehaßt.

In der Thüre der Sacristei blieb ich lauschend stehen und sah Gertruden

vor dem wahren, schweren Kreuze die Hände ringen. Wahrhaftig, sie bluteten und auch ihre Kniee mochten bluten, denn sie hatte die ganze Nacht im Gebete gelegen, ihre Stimme war heiser und ihre Rede mit Gott, nachdem sie ihr Herz und ihre Worte erschöpft hatte, gewaltsam und brutal, wie eine letzte Anstrengung:

„Maria Muttergottes, erbarm Dich mein! Laß mich stürzen unter Deinem Kreuz, es ist mir zu schwer! Mir schaudert vor der Zelle!“ und sie machte eine Geberde, als risse oder wickelte sie sich eine Schlange vom Leibe los, und dann, in höchster Seelenqual selbst die Scham niedertretend: „Was mir taugt,“ schrie sie, „ist Sonne und Wolke, Sichel und Sense, Mann und Kind .....“

Mitten im Elende mußte ich lächeln über diese der Intemerata gemachte Mittheilung; aber mein Lächeln erstarb mir auf den Lippen .... Gertrude war jählings aufgesprungen und richtete die unheimlich großen Augen aus dem bleichen Angesichte starr gegen die Mauer auf eine Stelle, die ich weiß nicht welcher rothe Fleck verunzierte.

„Maria Muttergottes, erbarm Dich mein!“ schrie sie wieder. Meine Gliedmaßen haben keinen Raum in der Zelle und ich stoße mit dem Kopf an die Diele. Laß mich unter Deinem Kreuze sinken, es ist mir zu schwer! Erleichterst Du mir's aber auf der Schulter, ohne mir das Herz erleichtern zu können, da siehe zu“ — und sie starrte auf den bösen Fleck — „daß sie mich eines Morgens nicht mit zerschmettertem Schädel auflesen!“ Ein unendliches Mitleid ergriff mich, aber nicht Mitleid allein, sondern auch eine tödtliche Angst.

Gertrude hatte sich ermüdet auf eine Truhe gesetzt, die irgend ein Heilthum verwahrte, und flocht ihre blonden Haare, welche im Ringkampfe mit der Gottheit sich aus den Flechten gelöst hatten. Dazu sang sie vor sich hin, halb traurig, halb neckisch, nicht mit ihrem kräftigen Alte, sondern mit einer fremden, hohen Kinderstimme:

„In das Kloster zieh' ich ein,
Eine Nonne werd' ich sein .....

jenen Kehrreim parodirend, mit welchem die Bauerkinder ihrer gespottet hatten.

Das war der Wahnsinn, der sie belauerte, um mit ihr in die Zelle zu schlüpfen. Der Optimus Maximus aber bediente sich meiner als seines Werkzeuges und befahl mir Gertruden zu retten, koste es, was es wolle.

Auch ich wandte mich in freier Frömmigkeit an jene jungfräuliche Göttin, welche die Alten als Pallas Athene anriefen und wir Maria nennen. „Wer Du seist,“ betete ich mit gehobenen Händen, „die Weisheit, wie die Einen sagen, die Barmherzigkeit, wie die Andern behaupten — gleichviel, die Weisheit überhört das Gelöbniß eines weltunerfahrenen Kindes und die Barmherzigkeit fesselt keine Erwachsene an das thörichte Versprechen einer Unmündigen. Lächelnd löset Du das nichtige Gelübde. Deine Sache führe ich, Göttin. Sei mir gnädig!“

Da ich der Aebtissin, welche Verrath befürchtete, mein Wort gegeben, mit Gertruden nicht weiter zu verkehren, beschloß ich, in antiker Art mit drei symbolischen Handlungen der Novize die Wahrheit nahe zu legen, so nahe, daß dieselbe auch der harte Kopf einer Bäuerin begreifen mußte.

Ich trat hin vor das Kreuz, Gertruden übersehend. „Will ich einen

Gegenstand wieder erkennen, so markire ich ihn," sagte ich tiefsinnig, zog meinen scharfen Reisedolch, welchen mir unser geschickter Mitbürger Pantaleone Ubbriaco geschmiedet hatte, und schnitt zwischen Haupt- und Querbalken einen nicht kleinen Span gleichsam aus der Achselhöhle des Kreuzes.

Zum Zweiten that ich fünf gemessene Schritte. Dann lachte ich aus vollem Hals und begann mit ausdrucksvollem Geberdenspiele: „Komisches Gesicht, das des Lastträgers in der Halle zu Constanz, da mein Gepäck anlangte! Er faßte das gewaltigste Stück darunter, eine ungeheure Truhe, in's Auge, schürzte die Aermel bis über den Ellbogen, spie sich — der Unanständige — in die Hände und hob, jede Muskel zu der größten Kraftanstrengung gespannt, die nichtige Bürde eines — leeren Koffers spielend auf die getäuschte Schulter. Hahaha!"

Zum Dritten und Letzten stellte ich mich närrisch feierlich zwischen das wahre Kreuz in der Sacristei und das Gaukelkreuz in seiner unverschlossenen Kammer, doch näher der Behausung des Truges, und räthselte mit wiederholten Fingerzeigen: „Dort die Wahrheit, hier die Lüge!" — husch und ich klatschte in die Hände: „Dort die Lüge, hier die Wahrheit!"

Ich schickte einen schrägen Blick auf die im Halbdunkel sitzende Novize, die Wirkung der drei Orakelsprüche aus den Mienen der Barbarin zu lesen. In diesen gewahrte ich die Spannung eines unruhigen Nachdenkens und das erste Wetterleuchten eines flammenden Zorns.

Dann suchte ich meine Stube wieder, behutsam schleichend, wie ich sie verlassen hatte, warf mich angezogen auf das Lager und genoß den süßen Schlummer eines guten Gewissens, bis mich das Getöse der dem Kloster zuziehenden Menge und die mir zu Häupten dröhnenden Festglocken aufweckten.

Als ich die Sacristei wieder betrat, kehrte eben Gertrude, zum Sterben blaß, als würde sie auf das Schaffot geführt, von einem wol zum Behufe der unredlichen Kreuzesverwechselung von Alters her eingerichteten Bittgange nach einer benachbarten Kapelle zurück. Der Putz der Gottesbraut begann. Im Kreise der psalmodirenden Nonnen umgürtete sich die Novize mit dem groben, dreifach geknoteten Stricke und entschuhte dann langsam ihre kräftig, aber edel gebildeten Füße. Jetzt bot man ihr die Dornenkrone. Diese war, anders als das symbolische Gaukelkreuz, aus hartem, lebendigem Holze frisch geschnitten und starrte von scharfen Spitzen. Gertrude ergriff sie begierig und drückte sie sich mit grausamer Lust so hart auf das Haupt, daß daraus der warme Regen ihres jungen Blutes hervorspritzte und dann in schweren Tropfen an der einfältigen Stirne niederrann. Ein erhabener Zorn, ein göttliches Gericht flammte vernichtend aus den blauen Augen der Bäurin, sodaß die Nonnen sich vor ihr zu fürchten begannen. Sechse derselben, welche die Aebtissin in das fromme Schelmstück mochte eingeweiht haben, legten ihr jetzt das Gaukelkreuz auf die ehrliche Schulter mit so plumpen Grimassen, als vermöchten sie das Spielzeug kaum zu tragen, und mit so dumm heuchelnden Gesichtern, daß ich in der That die göttliche Wahrheit im Dornenkranze zu sehen glaubte, öffentlich geehrt und gefeiert von der menschlichen Unwahrheit, aber hinterrücks von ihr verspottet.

Jetzt entwickelte sich Alles rasch wie ein Gewitter. Gertrude warf einen schnellen Blick nach der Stelle, wo mein Dolch an dem echten Kreuz eine tiefe

Marke geschnitten, und fand sie an dem falschen unversehrt. Verächtlich ließ sie das leichte Kreuz, ohne es mit den Armen zu umfangen, von der Schulter gleiten. Dann ergriff sie es wieder mit einem gellenden Hohngelächter und zerschlug es frohlockend an dem Steinboden in schwächliche Trümmer. Und schon stand sie mit einem Sprunge vor der Thür der Kammer, wo jetzt das wahre, das schwere Kreuz verborgen stand, öffnete, fand und wog es, brach in wilden Jubel aus, als hätte sie einen Schatz gefunden, umschlang es triumphirend mit ihren tapferen Armen und wendete sich langsam schreitend mit ihrer Bürde dem Chore zu, auf dessen offener Bühne sie der Menge sichtbar werden sollte, die, athemlos lauschend, Kopf an Kopf, Adel, Pfaffheit, Bauersame, eine ganze Bevölkerung, das geräumige Schiff der Kirche füllte. Wehklagend, scheltend, drohend, beschwörend warf sich ihr die Aebtissin mit ihren Nonnen in den Weg.

Sie aber, die leuchtenden Augen nach oben gerichtet: „Jetzt, Muttergottes, schlichte du den Handel ehrlich!“ rief sie aus und dann mit kräftiger Stimme: „Platz da!“ wie ein Handwerker, der einen Balken durch eine Volksmenge trägt.

Alles wich und sie betrat den Chor, wo sie die ländliche Geistlichkeit mit einem Vicar des Bischofs erwartete. Aller Blicke trafen zusammen auf der belasteten Schulter und dem blutbeträufelten Antlitz. Aber das wahre Kreuz wurde Gertruden zu schwer und keine Göttin erleichterte es ihr. Sie schritt mit keuchendem Busen, immer niedriger und langsamer, als hafteten und wurzelten ihre nackten Füße im Erdboden. Sie strauchelte ein wenig, raffte sich zusammen, strauchelte wieder, sank in's linke, dann auf das rechte Knie und wollte sich mit äußerster Anstrengung wieder erheben. Umsonst. Jetzt löste sich die linke Hand vom Kreuze und trug, vorgestreckt, auf den Boden gestemmt, einen Augenblick die ganze Körperlast. Dann knickte der Arm im Gelenk und brach zusammen. Das dorngekrönte Haupt neigte sich schwer vornüber und schlug schallend auf die Steinplatte. Ueber die Sinkende rollte mit Gepolter das Kreuz, welches ihre Rechte erst in jähem Sturze freigab.

Das war die blutige Wahrheit, nicht der gaukelnde Trug. Ein Seufzer stieg aus der Brust von Tausenden.

Von den bestürzten Nonnen wurde Gertrude unter dem Kreuze hervorgezogen und aufgerichtet. Sie hatte im Sturze das Bewußtsein verloren, aber bald kehrte dem kräftigen Mädchen die Besinnung wieder. Sie strich sich mit der Hand über die Stirn. Ihr Blick fiel auf das Kreuz, welches sie erdrückt hatte. Ueber ihr Antlitz verbreitete sich ein Lächeln des Dankes für die ausgebliebene Hilfe der Göttin. Dann sprach sie mit einer himmlischen Heiterkeit und einem seltsamen Humor die erstaunlichen Worte: „Du willst mich nicht, reine Magd: so will mich ein Anderer!“

Noch die Dornenkrone tragend, ohne aber ihre blutigen Spitzen zu fühlen, setzte sie jetzt den Fuß auf die erste der aus dem Chor in das Schiff niederführenden Stufen und zugleich wanderten ihre Augen suchend im Volke. Sie schienen, wen sie suchten, gefunden zu haben. Da ward eine große Stille. „Hans von Sylügen,“ begann jetzt Gertrude laut und vernehmlich, „nimmst Du mich zu Deinem Eheweibe?“ „Ja freilich! Mit tausend Freuden! Steig

nur herunter!" antwortete fröhlich aus der Tiefe des Schiffes eine überzeugende Männerstimme.

In diesem Augenblicke wurde ich, ebenfalls aus dem Chor in das Schiff niedersteigend, von meinem Boten am Aermel gezupft, welcher mir die durch plötzlichen, begeisterten Zuruf vollzogene Papstwahl des Otto Colonna mit ein paar merkwürdigen Einzelheiten berichtete.

Als ich wieder aufblickte, war Gertrude verschwunden. Die erregte Menge aber tobte und lärmte mit getheilten Meinungen. Dort scholl es aus einem Männerhaufen: „Bettel! Gauklerin!" und galt der Aebtissin. Hier zeterten weibliche Stimmen: „Sünderin! Schamlose!" womit wol Gertrude gemeint war. Ob aber Jene den frommen Betrug ahnten, Diese durch die weltliche Gesinnung Gertrudens das Wunder zerstört glaubten, gleichviel — in beiden Fällen war die Reliquie entkräftet und die Laufbahn des Mirakels geschlossen.

Vom Volke grob gescholten, begann das „Brigittchen von Trogen" derb wieder zu schelten und die verblüfften Gesichter der anwesenden Pfaffen zeigten eine vollständige Stufenleiter von einverstandener Schlauheit bis zu der redlichsten Dummheit hinunter.

Ich fühlte mich als Cleriker und machte der Scene ein Ende. Die Kanzel besteigend, verkündigte ich der versammelten Christenheit feierlich: „Habemus pontificem Dominum Othonem de Colonna!" und stimmte ein schallendes Te deum an, in welches erst der Nonnenchor und dann das gesammte Volk dröhnend einfiel. Nach gesungener Hymne beeilten sich Adel und Bauerschaft ihre Thiere zu besteigen oder zu Fuß sich auf den Weg nach Constanz zu machen, wo der nach Beendigung des Triregnum urbi und orbi gespendete Segen dreifach kräftig wirken mußte.

Meine Wenigkeit schlüpfte in den Kreuzgang zurück, um den Plautus in aller Stille auf meiner Kammer zu holen. Wieder mich wegschleichend, den Codex unterm Arm, gerieth ich der Aebtissin in den Weg, welche, haushälterisch wie sie war, die Stücke des Gaukelkreuzes in einem großen Korbe sorgfältig in die Küche trug. Ich beglückwünschte sie, aus einer argen Verwickelung sich gelöst zu sehn. Aber das Brigittchen glaubte sich geprellt und schrie mich wüthend an: „Schert euch zum Teufel, ihr zwei italienischen Spitzbuben," worunter es den Umbrier Marcus Accius Plautus und den Tusker Poggio Bracciolini, euern Mitbürger, verstehen mochte. Ein hübscher blonder Knabe, auch ein Krauskopf, welchen mir der mit Gertruden entweichende Hans von Splügen noch vorsorglich bestellt hatte, führte mir dann das Maulthier vor, welches mich nach Constanz zurückbrachte.

„Plaudite! Ich bin zu Ende. Als das Concil von Constanz, welches länger dauerte als dieses Geschichtchen, ebenfalls zu Ende war, kehrte ich mit meinem gnädigen Herrn, der Heiligkeit Martin's V. über die Berge zurück und traf als unsere Wirthe im Gasthause von Spiuga, noch nordwärts des gefährlichen Passes, Anselino und Gertrude in blühender Gesundheit, diese nicht in einer dumpfen Zelle, sondern in winddurchrauschtem Felsthal, ein Kind an der Brust und das eheliche Kreuz auf der Schulter tragend.

Sei Dir, erlauchter Cosmus, diese Facezia inedita eine nicht unwillkommene

Beigabe zu dem Codex des Plautus, welchen ich Dir schenke zu dieser Stunde oder richtiger dem Vaterlande, dessen „Vater" Du bist und der Wissenschaft, der Deine Säle mit den darin gehäuften Schätzen offen stehen.

Ich wollte Dir das berühmte Manuscript testamentarisch vermachen, um mir nicht, ein Lebender, das zehnfache Gegengeschenk zuzuziehen, womit Du jede huldigend Dir überreichte Gabe zu lohnen pflegst in Deiner freigebigen Weise, von welcher Du einmal nicht lassen kannst. Doch — seufzte Poggio melancholisch — wer weiß, ob meine Söhne meinen letzten Willen ehren würden?"

Cosmus erwiederte liebenswürdig: „Ich danke Dir für Beides, Deinen Plautus und Deine Facetie, welche Du wol, jung wie Du damals warest, scrupelloser lebtest und ausführtest, als Du, ein Gereifter, sie mit weisen Sprüchen uns erzählt hast. Dieses" — er hob eine edle, von einem lachenden Satyr umklammerte Schale — „bringe ich meinem redlichen Poggio und seiner blonden Barbarin!"

Man trank und lachte. Dann sprang das Gespräch vom Plautus über auf die tausend gehobenen Horte und aufgerollten Pergamente des Alterthums und auf die Größe des Jahrhunderts.

Besuche im Jenseits.

Von

Ferdinand Hiller.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

VIII.

„Ruhe that dir noth," sagte ich zu Berlioz, „wie fühlst du dich hier, sans indiscrétion?" Er antwortete lachend: „Man ärgert sich nicht und das ist keine Kleinigkeit. Hatte ich doch dort unten den Aerger als täglichen Besucher zu empfangen; ich hätte ihn oft abweisen können, ich that es nicht, ich hatte mich an ihn gewöhnt. Fast fehlte mir etwas wenn er sich nicht einstellte." „Durftest du nicht Manches leichter nehmen?" frug ich ihn; — „während der Jahre wenigstens, während welcher wir uns viel sahen, fiel es mir oft auf, wie schwer du die Dinge nahmst — ich war damals freilich noch übertrieben jung." „Sache des Temperaments," erwiderte er, „und noch immer kann ich's nicht so ganz los werden. Das Gesindel ist auch gar zu dick gesäet bei euch." „Merci," sagte ich. „Present company allways excepted," rief Berlioz aus; „ich denke, du wirst meiner Ansicht nicht widersprechen; thätest du's, so würde ich dir entgegnen, daß mein Blick viel geschärfter ist, als der deine. — Entsetzlich ist's welch ein Abgrund von Gemeinheit sich vor dem Auge aufthut, wenn man es halbwegs anstrengt, und zwar bei Vielen, die sehr anständig thun und auch für sehr anständig gelten." „Bedenke doch," versetzte ich, „wie schwer es ist, durch alle die engen winkeligen Straßen des Lebens sich zu Fuße durchzudrängen, ohne sich zu beschmutzen oder bespritzt zu werden." „Als ob die Fahrenden reinlich blieben," antwortete Berlioz. „Müssen sie doch ein- und aussteigen," sagte ich lachend. „Glaube mir," fuhr der kühne Hector fort, „wenn du nicht weißt, ob es einer gut oder schlimm mit dir meint, so glaube stets das Letztere, du wirst dabei sicherer fahren und vorwärts kommen. Am Besten, man setzt stets voraus, man werde hintergangen und ist immer schon zur Abwehr bereit." „Darf ich dir jetzt hier Vorwürfe machen? lieber Berlioz," sagte ich, „ich finde dich undankbar, du hattest viele Freunde, warme, aufrichtige, thätige Freunde, solche die es hinter dem Rücken sind!" „Das leugne ich nicht," entgegnete Berlioz, „doch wie Viele handelten aus Angst, aus Eigensucht, wie Viele wollten mich benutzen!" „S'ist ein nicht zu verachtendes Ding, die Macht nützlich sein zu können," sagte ich, „vollends wenn man Gebrauch davon macht — ich meine im guten Sinne, wie du es, meines Wissens, oft genug gethan!" „Ich war gutmüthig bis zur Schwäche," murmelte Berlioz. „Das liest man aus deinen Schriften nicht heraus," sagte ich; „aber wol magst du zuweilen mit mehr Nachsicht geschrieben als geurtheilt haben." „Wer die kritische Feder in die Hand nimmt," erwiderte Berlioz, „müßte so unabhängig sein — so unabhängig — wie es Niemand zu sein vermag." „Nicht einmal die Götter des Olymps sind es gewesen!" rief ich. „Arme Götter! aber sie hatten doch ein hübsches Leben," meinte Berlioz, „jedenfalls ein besseres als ein schel-

tender Schriftsteller oder ein kämpfender Componist, vollends als Einer der beides in sich vereinigt." „Der Eine hilft dem Andern," sagte ich, „das hat man an Gluck, an dir und an Wagner gesehen. Was die Leute euern Worten nicht glaubten, das glaubten sie eueren Tönen — und —" „Und," unterbrach mich der Freund, „was sie unsern Tönen nicht glaubten, das glaubten sie unsern Worten, willst du sagen? Gluck laß vor Allem aus dem Spiel, du weißt wie ich an dem hing und hänge — er hat für sich geschrieben, er that wohl daran, er durfte an sich glauben und hat an sich geglaubt. Was mich betrifft: wenn ich nicht an mich geglaubt hätte, wie hätte ich Etwas hervorbringen können? Weder Cherubini noch Rossini setzten Vertrauen in mein Talent — und Wagner! wohl, du weißt, ich liebte ihn nicht und — liebe ihn nicht; daß er aber aufrichtig, davon bin ich überzeugt und zwar nicht allein wenn er sich lobt, auch wenn er Andere herabsetzt. Glücklicherweise findet er mehr Gläubige für's Erstere als für's Letztere." „Er findet für Alles Gläubige," entgegnete ich; „aber du, was sagst du dazu, daß die Pariser dir jetzt Altäre errichten und Opfer bringen?" „Ich wollte sie hätten es gethan, als ich noch unter ihnen lebte! Unten verlangte ich danach und es hätte mich beglückt. Wenn man schon über sich selbst hinaus ist, kommen sie nachgehinkt! Damals hätte es mich gehoben, zu neuer Arbeit angestachelt — jetzt ist mir's gleichgültig, ich habe Anderes zu thun. Habe ich doch gearbeitet wie kaum Einer! Wenn ich meine Sachen gut hörte und sie packten das Volk, das war ganz schön — aber welche Anstrengung, welche Kämpfe, welche Geduld! Nie begriff ich's, wenn ich hörte, daß das Componiren Dem und Jenem eine Lust sei! — mir war's ein mühsam Aufgebot aller meiner Kräfte; wunderbar genug, daß ich ihm nicht unterlag. Und da kamen diese kleinen Scribler, mit ihren kleinen Liedchen und ihren erbärmlichen Späßchen — und das war ein stetes Amüsement — sie amüsirten sich, die Pinsel amüsirten sich, alle Welt amüsirte sich und man spielte selbst die Rolle eines Einfaltspinsels, wenn man nicht mitthat. Gottlob, daß ich das hinter mir habe und so viel Anderes obendrein! Die Rücksicht und die Vorsicht, und die Nachsicht, und die Umsicht, — das Einzige, was ich mir zuweilen noch herbeiwünschte, wäre ein Orchester, um hineinzufahren und herauszuarbeiten, was Alles drinnen steckt. Vergeblicher Wunsch! aber es gibt Besseres. Leb' wohl und freu dich deines Lebens!" „Es ist noch ein gut Stück vom alten, oder vielmehr vom jungen Berlioz in ihm geblieben," sagte ich zu mir selbst, nachdem er mich verlassen, und er hat noch viele Aehnlichkeit mit seiner Musik. Doch wer kommt dort her? ein bekanntes Gesicht! — wahrhaftig, Dr. Eckermann, mein alter Dr. Eckermann! Vor einigen fünfzig Jahren mein Freund und Lehrer. Freundlich lächelte er mich an. „Ihnen ist ein langer Aufenthalt auf Erden vergönnt und ich wünsche Ihnen Glück dazu," sagte er, „die freundliche Gewohnheit des Daseins ist ein gutes Ding. Hie und da erfahre ich, was Sie treiben, und sehe gern, daß Sie sich unsere Weimarer Ueberzeugungen bewahrten. Ich habe sie mit hieher gebracht und habe es nicht zu bereuen. Goethe ist immer groß und herrlich — wunderbar!" „Sie sehen ihn auch hier häufig, Sie Glücklicher?" frug ich. „Gewiß," erwiderte er, „Goethe war stets so treu wie gut, nur die konnten ihn verkennen, die ihn nicht kannten." „Oder ihn nicht erkannten," fügte ich hinzu. „Aber zeigte er sich nicht zuweilen

wie die Kastanie „„umschalet stachlig"", wie es im Divan heißt? Neulich las ich, er habe den armen Weber einst so kühl empfangen, daß dieser aus Schmerz darüber krank geworden." „Das kann doch nur Folge eines Mißverständnisses gewesen sein," erwiderte Eckermann. „Bedenken Sie, welche Ansprüche an den fast achtzigjährigen Mann fortwährend gemacht wurden! Anerkennung des Talentes, des Verdienstes Anderer war so tief in seiner Natur begründet — ja, er mag darin vielleicht zu viel gethan haben. Schließlich war er ein Mensch!" „Die Idealgestalt eines Menschen", rief ich aus. „Die sucht man freilich zu verwischen," entgegnete Eckermann. „Spürt man nicht heute noch, unter dem Vorwande gewissenhafter Forschung, jeder seiner kleinsten Schwächen nach? Beschäftigt man sich nicht ernsthaft mit Dingen, die ohne allen Werth sind für das Verständniß des Dichters, des Forschers, des Weisen?" „Sie müssen aber auch zugestehen," sagte ich, „daß viele tüchtige Männer in würdigster Weise sich eine Lebensaufgabe daraus machen, den größten Dichter seinem Volke stets näher zu bringen, nicht nur die Bewunderung für ihn zu erhöhen, auch die Bildung durch ihn zu verallgemeinern." „Das wird hier nicht verkannt," entgegnete Eckermann, „wir sehen aber nicht, daß Viel dadurch erreicht werde. Ihr habt jetzt Aufgaben, die die besten Kräfte in Anspruch nehmen, — es ist Großes geleistet worden und Größeres muß geleistet werden, wenn ein hohes Ziel erreicht werden soll. Befindet ihr euch doch auch jetzt wieder in einer Sturm- und Drangperiode, anders geartet und gefährlicher, als jene erste es war. Schade, daß ihr unten nicht vorwärts kommen könnt, ohne bald nach rechts, bald nach links auszugleiten, — daß ihr im Gefühle ermangelnder Kraft Reizmittel zu Hilfe nehmt, die weniger stärken als benebeln. Das ist nicht die richtige Zeit für Goethe'sche Lehre. Doch der Augenblick wird kommen, wo das Bedürfniß wieder erwacht, sich gesund zu baden in Klarheit und Reinheit und wahrer Schöne. Dann werden die Deutschen das hohe Glück erkennen, das ihnen zu Theil ward, einen Homer zu besitzen, der Goethe heißt; der nicht nur göttlichem Kampfe, der auch göttlichem Frieden Ausdruck verliehen, in dem der Größte wie der Geringste finden mag, was ihm noth thut, nicht zum Kampf um's Dasein, wie euer Lieblingswort lautet, sondern zum Sieg über den Kampf." „Es muß noch viel gekämpft werden bis dahin," sagte ich, „doch verlassen wir die Gedanken an die Zukunft, lieber Doctor. Für den Augenblick habe ich nur einen Wunsch — Sie errathen ihn?" „Sie möchten Goethe sehen?" frug Eckermann freundlich, „Sie *sollen* ihn sehen." Er wendete sich nach hinten, mir winkend ihm zu folgen — das Herz schlug mir vernehmbar. Da plötzlich stand Goethe vor mir, nicht als Greis, wie ich ihn einstmals gesehen, als reifer, kräftiger, blühender Mann, Ehrfurcht und Liebe erweckend. „Eckermann hat mir mitgetheilt," hub er an, „daß Sie sich meiner angenommen und den Leuten zu beweisen versucht haben, mein Verhältniß zu Ihrer Kunst sei nicht das eines Verständnißlosen vor einem Geheimnisse gewesen. Gewiß nicht! Doch hatte ich stets das Bewußtsein, der Tonkunst nicht hinreichend gerüstet gegenüber zu stehen. Man begreift nur, was man gelernt und geübt hat — in der Musik spielt freilich das ewig Unbegreifliche, nur Nachzufühlende, eine große Rolle. Vor Allem muß hierbei das Ohr mit dem, was ihm geboten wird, in's Reine kommen; es muß das Neue, ihm Ungewohnte, gut und oft hören. In meinen jüngern

Jahren wurde mir dies Glück und ich wußte es zu schätzen und zu genießen. Die großen Erscheinungen jener Zeit haben mich durch's Leben begleitet. Später brachte es der Lauf der Dinge mit sich, daß mir solche Wohlthat seltner und immer seltner zu Theil wurde, die organisch sich entwickelnde Reihe musikalischer Schöpfungen war für mich mehr oder weniger zerrissen, ich fühlte die Lücken und konnte sie nicht ausfüllen; klar steht mir das Alles vor der Seele und ich danke Ihnen, daß Sie versucht haben es mir nachzuempfinden. Forschen und arbeiten Sie weiter, lieber Hiller — für sich und Andere." Wie ein Traum verflüchtigte sich die Gestalt, an deren Lippen ich horchend gehangen.

IX.

Mein ewig heiterer Heine-Virgil wollte mich auf meinen Wunsch zu Freund Müller von Königswinter bringen, als wir Davison begegneten. Nach den ersten Begrüßungen rief dieser aus: „Haben Sie nicht oft beklagt, mich nicht mehr zu sehen? ich meine nicht in Köln oder Dresden, nein, auf den Brettern, die zwar nicht die Welt bedeuten, aber doch eine Welt für sich sind. Man nennt meinen Namen nicht mehr dort unten, das sollte mich zwar wenig kümmern, es verdrießt mich aber doch zuweilen. So manchen guten Abend habe ich euch geschaffen, euch der Langeweile eueres Philisteriums entrissen, euch Menschen vor die Augen gebracht, von welchen ihr euch nie ein Bild hättet machen können — wer gedenkt dessen?" „Alle, die es erlebt haben," sagte ich, „ihre Zahl vermindert sich freilich täglich, während die Zahl Derer, die dies Glück nicht gehabt, sich vermehrt — das wird sich schwerlich ändern lassen." „Schlimm genug," erwiderte Davison, „man behandelt den Schauspieler ungerecht." „Aber," sagte ich — „Ich weiß, was Sie sagen wollen," unterbrach mich der lebhafte, noch immer fast leidenschaftlich sich äußernde Künstler, „oft genug habe ich's gehört. Die Komödianten, heißt es, erhalten so viel Lob und Beifall und Kränze und Gold, wie es den bedeutendsten Menschen nicht geboten wird, — sind sie denn keine bedeutende Menschen?" „Wohl, wenn sie bedeutende Schauspieler sind, und dann" — „Und dann," unterbrach er mich abermals, „dann wird man ihnen trotzdem nicht gerecht. Man sagt, sie seien keine schaffende, nur wiedergebende, um nicht zu sagen wiederkäuende Talente — aber ich sage Ihnen, wir erfinden oft mehr als die sogenannten Dichter. Die taufen irgend einen Kauz, legen ihm tausenderlei Dinge in den Mund, gescheidte und einfältige, stolze und demüthige, humoristische und langweilige — und daraus sollen wir einen Menschen machen, an den ihr glaubt, der vor euch lebt und webt, für den ihr euch ein paar Stunden leben fühlt, ein Küchenzettel mit seinen Ingredienzien, aus dem ein Gericht werden, kleine Motive, aus welchen eine Symphonie erwachsen soll — was weiß ich! Und weil wir statt Papier und Tinte, um es aufzuzeichnen, uns selbst nehmen, unsern Leib und unsere Sprache, und damit schalten und walten, als seien es fremde Dinge, und uns modeln und malen und behorchen und betrachten, bis ein Kerl vor uns steht, der uns zum Object wird, der wir sind und auch wieder nicht sind, und der euch packt und lachen und weinen macht — das sollte kein Schaffen sein, nur eine Reproduction? Sind Sie denn überzeugt, daß der, der's geschrieben, es so vor sich sah, wie wir es sehen müssen, um es darzustellen? Und was ist Schaffen Anderes, als ein innerlich Erschautes

vor die Sinne bringen?" „Es ist schön von Ihrem Freunde," nahm Heine zu mir gewandt das Wort, „sich für seine ehemaligen Genossen so zu erwärmen, um so mehr, als sie wahrlich keiner Fürsprache bedürfen. Auch bin ich bis zu einem gewissen Grade Ihrer Meinung, mein vortrefflicher Herr Davison," fuhr er fort, „ein guter Schauspieler steht viel höher als ein schlechter Dichter." „Heine'sche Schmeichelei," entgegnete dieser, „ich aber behaupte, ein großer Schauspieler ist ein großer Dichter." „Nur," sagte ich, „ist der Letztere seltener. Und dankbar müßten Sie ihm sein. Welch eine Versorgungsanstalt hat Shakespeare gegründet!" „Shakespeare, ja Shakespeare," murmelte Davison, „und doch wie Wenige würden je durch einen Hauch seines Geistes berührt, wenn wir nicht da wären, seine Gestalten vorzuführen?" „Unbedingt," rief ich aus, „ich kann mir seinen Richard nicht anders denken, als unter Ihren Zügen, die Worte, die ihm verliehen worden, höre ich in Ihrer Sprachweise, so wenig historisch sie sein mag." „Der Geist macht die Wahrheit, nicht das Idiom," sagte Davison. „Doch freut es mich," setzte er hinzu, „daß mein Thun noch nicht ausgelöscht ist in der Erinnerung meiner Freunde — lange kann das freilich nicht mehr dauern." „Was kümmert Sie's?" frug ich. „Eigen genug," erwiderte er, „das, was ihr drunten Unsterblichkeit nennt, beschränkt sich in den meisten Fällen darauf, daß in irgend einem Bande einige Buchstaben sich finden, die in ihrer Zusammensetzung einen Namen bilden, dem ein paar erklärende Zeilen gewidmet sind. Und doch wird es uns auch hier nicht gleichgültig, einer unter Millionen zu sein, dem eine solche Erwähnung zu Theil wird." „In der Geschichte der deutschen Schauspielkunst wird Ihr Name nicht fehlen," sagte ich zum nachdenklich gewordenen Mimen — und wir schieden mit Blicken freundlichen Einverständnisses.

„Da ist Müller," sagte Heine nach einigen Schritten, „ich will Sie aber nicht stören," setzte er hinzu und verschwand. „Mein lieber Freund," begann ich, „wie sehr vermisse ich Sie, wie sehr vermissen Sie so Viele, abgesehen von denen, welchen Sie Alles waren. Ganz unersetzlich sind Sie und Ihr Haus in unserm alten Köln und werden es bleiben für uns, so lange wir selbst dort verbleiben. So viel Talent, so viel Herzensgüte und —" „Wollen Sie wol die wenigen Momente, die uns gegeben sind, nicht mit solchen Worten verderben!" unterbrach mich der Freund. „Wären diese wenigstens wahr!" „Um's Himmelswillen!" rief ich. „Mißverstehen Sie mich nicht," fuhr er fort, „ich zweifelte nie und zweifele auch heute nicht an meinen Freunden. Was jedoch Ihr altes Köln betrifft, so waren die Zeichen von Wohlwollen, die es mir gab, weder zahlreich noch erheblich — und ich frug mich zuweilen, warum so viel Unwohlwollendes gegen mich zu Tage trat. Niemandem trat ich zu nahe, förderte Manchen, meinte es gut mit Allen." „Das ist's eben," erwiderte ich. „Sie erinnern sich der alten Geschichte vom Aristides!" „Der Vergleich paßt nicht, er ist viel zu ambitiös — auch glaube ich nicht, daß man mich verbannt haben würde, wäre der Ostracismus noch Mode. Nur das bischen Freude am Dasein mir zu verderben, das versuchte man allerdings oft genug — es mag aber mehr rheinländisch sein als kölnisch, und mehr deutsch als rheinländisch. Während die andern Nationen ihre Talente gern überschätzen, scheinen sie dem Deutschen mehr unbequem als willkommen zu sein. Vielleicht halten

sie es auch für einen Sporn, der dem Talente zuträglich, es zu zwicken und zu placken, wo sie können. Ich sprach Carl Maria von Weber vor einigen Wochen. Was hatte der alles erdulden müssen in der Mitte von Erfolgen, die allzu gerechtfertigt waren, als daß man sie hätte unterdrücken können! Wie hat die Kritik sich gegen ihn benommen! Welche Intriguen hat man gegen ihn gesponnen dort wo er lebte, persönlich wirkte!" „Lieber Müller," sagte ich, „so viel ich weiß, nehmen Sie hier noch hinreichend Theil an dem, was bei uns unten vorgeht, um sich's zuweilen mit anzusehen und anzuhören, und da müssen Sie doch gewahr geworden sein, bis zu welchem Grade von Enthusiasmus man sich jetzt in Ihrem einstigen Vaterlande aufzuschwingen versteht." „Die Ausnahmen bestätigen bekanntlich die Regel," erwiderte er, „auch sprach ich nicht von den Aeußerungen der Menge, die im Guten wie im Schlimmen von den mannigfaltigsten Impulsen erregt wird. An die Einzelnen dachte ich, an die mehr oder weniger Gebildeten, welche die sogenannte Blüthe eines Volkes darstellen. Ist es Ihnen nie aufgefallen, wie sauer es einem Deutschen, einem teutschen Manne wird, ein anerkennendes freundliches Wort zu sagen? Und wenn er es thut, klingt es meistens als ob er sich Gewalt anthun müsse, um es zu Tage zu fördern. Bei den Frauen ist das anders und besser — die Frauen sind aber nicht der charakteristische Theil der gebildeten Nationen, oder derer, die ihr so nennt, denn gefallen wollen sie alle." „Das ist auch gut," sagte ich, „denn es bestärkt uns in unserm kleinen Selbstgefühl, ohne welches wir ja doch nichts Nennenswerthes zu Stande bringen würden. Wie viel Herrliches verdanken wir dem Einflusse der Frauen!" „Kunst und Poesie sind ohne sie nicht denkbar," rief der Dichter aus, „ich bin ihnen das Beste schuldig, was ich geleistet habe, und mein Dankesgefühl erlischt nimmer. — Haben Sie Bismarck gesehen?" frug er plötzlich nach einem Moment träumerischen Schweigens. „Einmal ward mir das unvergeßliche Glück, einen Abend bei ihm zuzubringen," erwiderte ich, „ich komme fast nie nach Berlin und — welch ein Interesse kann ein solcher Mann nehmen an uns Musikern?" „Sie wissen," sagte Müller, „wie ich für ihn schwärmte, und wenn ich mich dieses Ausdruckes noch bedienen könnte: ich schwärme noch immer für ihn und meine Bewunderung wird durch Nichts und Niemanden geschmälert, nicht einmal durch ihn selbst. Welch eine fascinirende Persönlichkeit! Die Geschichte wird die Erinnerung an sein Thun aufbewahren und deren Folgen auseinanderlegen, — sie wird keine Vorstellung geben können von der bestrickenden Macht seiner Gegenwart — von dieser wunderbaren Vereinigung der verschiedenartigsten, ja entgegengesetztesten Eigenschaften! Die Hoheit der Erscheinung und die Gewalt der Rede, der imponirende Ernst und die liebenswürdige Heiterkeit, der ungebundene Freimuth und die treffende Ironie; ja, eine gewisse Naivetät, ich kann es nicht anders bezeichnen, tritt unbehindert zuweilen hervor. Ist doch jedes Genie naiv in seiner Weise. Recht ist es und würdig, daß die Treue der Ueberzeugung ihm entgegentritt, wo sie nicht anders kann — aber nur die lauterste Ueberzeugung soll ihm entgegentreten. Wie hat sich Schiller's Wort hier bewährt, daß der Mensch wächst mit seinen höhern Zwecken — aus dem übermüthigen Junker ist der Mann geworden, der mit der Kraft des Gedankens seine Zeit beherrscht, wie keiner neben ihm. Welch unerhörte Macht übt er aus — möchte sie nicht

allein Deutschland, möchte sie der Welt zu gute kommen — ich hoffe es —." Die Lebhaftigkeit des jüngern, wenn auch vor mir geschiedenen Freundes war mir wohlthuend und brachte mir vergangene Stunden ergreifend vor die Seele. Ich sagte nichts, als er, sich wendend, mir zurief: „Adieu, Adieu, auf Wiedersehen!"

X.

„Wir wissen, daß Sie auch unser treu gedenken," sagte Roderich Benedix, der, mit Ludwig Bischoff zur Seite, mir entgegen trat, als ich heute kaum angelangt. „Wie sollte ich nicht?" entgegnete ich, „ich schulde Ihnen Freundschaft und Dankbarkeit und der schöne Kreis, dem Sie angehörten, leuchtet als heller Stern in meinen besten Erinnerungen." „Das Leben unten gleicht einem euerer Concerte," sagte Bischoff, „Ensemble- und Solosätze folgen sich, nicht immer in logischer Weise — die Soli sind vergnüglich, zuweilen auch abgeschmackt — die Ensembles gehen nicht immer zusammen — sie bleiben aber doch das Beste — die Eitelkeit macht sich da weniger breit und ein vereinigtes Wirken ist wohlthuend — die einen wie die andern rauschen gleichmäßig schnell vorüber, vorausgesetzt, daß sie nicht zu inhaltlos seien." „Ich glaube man könnte Ihren Vergleich noch lange fortführen, ohne daß er zu hinken begänne," erwiderte ich, „jedenfalls zeugt er für die Lebensfülle unserer Kunst." „Lebensfülle!" nahm Benedix das Wort, „Lebensfülle! Sagen Sie doch lieber Lebensvergeudung, Lebensverschwendung. Der tropischen Natur gleicht Ihre Tonwelt, voll von Herrlichkeit und Schönheit, aber auch von alles überwuchernden Schlinggewächsen, von gräulichen Creaturen." „Der Himmel gestattet es hier wie dort," entgegnete ich; „seien Sie nicht strenger, als dieser, lieber Benedix." „Wenn Alles gut wäre, was der Himmel auf euerer Erde gestattet," sagte der Freund, „sie wäre ein Paradies." „Gibt es eines, wird uns eines zu theil werden? oder bewacht der Engel mit flammendem Schwert immer und überall den Eintritt?" „Welche Fragen!" nahm Bischoff das Wort, „erwarten Sie von uns keine Antwort. Und doch, ich kann Ihnen eine geben. Auf Erden gibt es Paradiese die Hülle und Fülle. Das Wissen, die Kunst, die Erkenntniß, die Liebe — und die Arbeit vor allem." „Das wird Ihnen nicht Jeder zugestehen," entgegnete ich; „glücklicherweise bedürfen Unzählige keiner Antwort, weil das Paradies bei ihnen nicht in Frage steht. Daß Sie, lieber Professor, wenn ich Sie noch so nennen darf, alle jene paradiesischen Schätze aufzählen, begreift sich, — Sie waren ein reich gesegneter Mann — Ihr vielseitiges Können und Wissen war für mich stets ein Gegenstand der Bewunderung!" „Wäre ich doch weniger vielseitig gewesen!" rief Bischoff aus; „der Stamm meines Seins wurzelte in der Musik, aber er trieb keine Blüthen. „Werde, der Du bist," hat ein griechischer Weiser gesagt — ich war ein Musiker und bin keiner geworden." „Um so mehr sind Sie den Musikern geworden," sagte ich. „Ein verständnißvoller geistreicher Kritiker, der auf Künstler und Laien anregend wirkt, ist eine seltene Erscheinung. Und waren Sie nicht ein wahrer Künstler der Sprache?" „Es freut mich, daß Sie mir als Kritiker ein freundliches Andenken bewahren, lieber Hiller," sagte Bischoff lächelnd; „um so mehr als die Anerkennung der Kritik

nie Ihre starke Seite war. Doch was ich ausgesprochen, halte ich aufrecht. Sehen Sie unsern Freund Benedix, er durfte schaffen, was ihn bewegte, wonach sein Streben ging von frühester Jugend an. Und wie sehr ist es ihm gelungen! Ich habe dem Theater noch immer einige Theilnahme bewahrt — ich weiß auch, wie vielfach man Benedix anfeindet — er ist trotz alledem in Deutschland noch nicht wieder ersetzt worden." „Lassen Sie das gut sein, Freund," nahm dieser das Wort, „ich mache mir keine Illusionen über meine einstigen Leistungen — sie haben ein paar Generationen erheitert, und der Widerhall davon erfreute mich. Gar mancher glückliche Griff ward damals gethan und wird es auch heute. Aber — die Deutschen haben wenige Lustspieldichter; fast alles scheint ihnen zu fehlen, um einen hervorzubringen, einen wie ich's meine, nicht wie ich's war. Vor allem — sie sehen sich mit viel zu verschämten Augen an, es ist ihnen fatal ihre Schwächen, ihre Fehler, ihre Laster, unbefangen zu betrachten. Während es den französischen Nachbarn, bei aller Eitelkeit, ein Gaudium ist, ihre schwachen und schlimmen Seiten, bis zur Uebertreibung dargestellt zu sehen, sind die Deutschen so überzeugt von ihrer Bravheit und Tugend, daß sie den Goldglanz derselben um alles nicht getrübt sehen möchten — nur mit Handschuhen mögen sie den kostbaren Schmuck ihrer Lauterkeit berührt wissen. Nun wird ihren Dramatikern im Allgemeinen aber gerade die leichte Behandlung schwer, die Anmuth, die Behendigkeit, die graziöse Keckheit ist nicht ihre Sache — allzu boshaft wollen sie nicht werden, dafür werden sie plump — häufige Stecknadelstiche sind fatal — lieber einmal eine Tracht Prügel — auch die behende Geschicklichkeit fehlt, vielleicht weil sie nicht genug geübt wird — zu wirkungsvoller Verschlingung scenischer Fäden ist Geist nicht ausreichend, ein Stück Kunstindustrie gehört auch dazu. Und schließlich — wo existirt eine deutsche Gesellschaft? Nette, brave, angenehme, gebildete, kluge Leute gibt es in Deutschland überall, in Berlin und Wien, in Dresden und München, in Frankfurt und Hamburg — sie kommen auch vielfach zusammen — essen und trinken und unterhalten sich vortrefflich — aber eine deutsche Gesellschaft bilden sie nicht — keine, die den Typus einer solchen an der Stirne trüge, in welcher alle Seiten des Nationalcharakters, Tugenden wie Schwächen sich illustrirten. So gibt es denn Possen allerorts, Wiener, Berliner, Münchener, denn an Apartheiten ist kein Mangel; aber das deutsche Lustspiel und die deutsche Gesellschaft sind noch zu schaffen."

Mitten im Besten entzogen sich, mit einem leichten Gruße, die beiden Männer meinen Augen; die von ihnen mir bestimmte Zeit mochte abgelaufen sein. Daß ich jedoch noch weilen durfte, ahnte ich mehr, als ich es wissen konnte; und da ich zu ungeduldig war, um Heine's Vermittelung in Anspruch zu nehmen, versuchte ich mein Glück auf's Gerathewohl. Ich wurde nicht getäuscht. Cherubini stellte sich mir dar, umgeben von seinem Lieblingsschüler Halevy und dessen Lieblingssänger Adolphe Nourrit. Wie war ich beglückt diese Männer wiederzusehen!

„Mir scheint Sie können noch immer nicht ruhig bleiben," redete Cherubini mich an; „haben Sie denn unten so wenig zu thun, daß Sie Zeit finden, uns hier aufzusuchen?" „Aber theuerer Meister," unterbrach ihn Halevy, „freuen

wir uns doch, mit einem alten Bekannten in der alten Weise einmal plaudern zu dürfen!" — „Es ist reizend," sagte Nourrit, „und wohlthuend." „Habe auch nichts dagegen!" murmelte Cherubini; „und das wissen Sie," fügte er, mich anschauend, hinzu. „Haben Sie etwa Lust noch einmal über mich zu schreiben?" fuhr er fort. „Was Sie hier erfahren werden, wird Ihnen wenig Stoff bieten, weder zum Erzählen, noch zum Kritisiren." „Wenn ich von Ihnen schrieb, wenn ich zu Ihnen sprach, indem ich zu Ihnen spreche, stets war und bin ich von demselben Gefühle durchdrungen, dem, liebender Verehrung," erwiderte ich. „Ich war sehr jung, als ich mich Ihnen zum ersten Mal vorstellen durfte, und nun bin ich älter, als Sie es zu jener Zeit waren, — das Wort Cherubini hat immer dieselbe hohe Bedeutung für mich behalten, die des ernstesten Wollens und des mächtigsten Könnens." „Bravo, Hiller", rief Halevy aus; „und wenn Sie erst wüßten, was wir Andern dem Meister zu verdanken hatten!" „Und zu verdanken haben," rief Nourrit. „St" fiel Halevy ihm in die Rede — „doch — das, was Einer einem Andern zu danken hatte dort unten, das klingt fort durch alle Zeiten. Mancher Erfolg wurde mir zu Theil auf Erden, nichts war mir so werth, als mich *seinen* Schüler nennen zu dürfen." „Wie Viele müßten sich so nennen," sagte ich, „die nie seiner ansichtig wurden." „Hélas," rief Nourrit, „es ist doch schön, ein Tondichter zu sein. Zwar hinterläßt er nur papierne Obelisken, aber für den Wissenden enthalten die Hieroglyphen, die sich darauf befinden, so tiefe, herrliche Geheimnisse, daß ich zehn ägyptische Dynastien gebe um eine Meisterpartitur. Und wenn mir auch ein Seufzer entfiel, lieber Hiller, Sie müssen ihn nicht so deuten, wie ich weiß, daß Sie es zu thun geneigt sind. So schwer ich büßen mußte für meinen Ehrgeiz als Sänger — ich klage nicht. Eine süße Genugthuung empfinde ich, daß es mir während meines kurzen Erdenlebens vergönnt war, Schönes kund zu thun, was man auszusingen mich würdig befunden. Ist doch der Beste nur ein Organ, weist doch der Größte immer nur zurück auf das Göttliche, von dem Alles ausströmt." Der geliebte Sänger entschwand, während seine melodischen Worte verhallten.

„Nourrit war immer etwas zur Schwärmerei geneigt," sagte Cherubini nach einer Pause. — „Gut wäre es doch, wenn es mehr solcher Schwärmer gäbe," rief Halevy aus. „Unsere armen Nachfolger, sie sind schlimm dran. Nourrit empfing nicht nur von uns, er spendete uns eben so viel, als wir ihm gaben. Und so müßte es eigentlich immer sein." „Man könnte sich schon zufrieden geben," entgegnete der Meister, „wenn sie das gut ausführten, was man ihnen vorschreibt — sie lernen nicht genug, sie arbeiten nicht genug. Und man ist zu nachsichtig mit ihnen. Ueberhaupt übt man in der Kunst viel zu viel Nachsicht. Allzu Wenige verstehen etwas davon, und diese Wenigen schweigen — sie lassen das Wort den Schwätzern, den Ignoranten, den Faiseurs — da heißt es denn „eine Hand wäscht die andere". Bleiben aber alle beide schmutzig. Und euer Publicum, es will sich unterhalten — geht es nicht auf eine Weise, so geht es auf die andere — machen ihnen die Künstler nichts vor, so thun sie es selbst. Ich überschaue zuweilen mein langes Leben auf Erden, wenn ich gerade nichts Besseres zu thun habe — da ist aber nicht viel Tröst-

liches zu finden. Einige tüchtige Männer, ein paar gute Freunde, viel Wechsel, viel Lärm um nichts — das Beste war mir und blieb mir mein Arbeitszimmer. Sie werden einst meiner Meinung werden," wendete er sich an mich, „und froh sein, wenn Sie hieher gelangen."

„Der Meister ist noch immer zuweilen übler Laune," sagte Halevy, den Kopf schüttelnd — „aber doch nur dann, wenn er sich alten Erinnerungen hingibt — sie sind ein Brennstoff, der die schönen lautern Flammen seines Geistes flackern macht. Leben Sie wohl, alter Freund, ich muß ihm nachfolgen." Uebervoll von dem, was ich gehört, fand ich mich in meinem Arbeitszimmer wieder.

XI.

„Aber diesmal muß ich Rossini sehen," sagte ich zu Heine — „bitte führen Sie mich zu ihm." „Nichts ist leichter," erwiderte mein Virgil; „er hat sich eine Art Boulevard des Italiens auserkoren, wo man fast immer sicher ist, ihn zu finden und stets in Gesellschaft — das letztere wird Ihnen hoffentlich nicht unangenehm sein?" „Ich wüßte nicht, daß ich ihm ein Geheimniß anzuvertrauen hätte — ihn einmal wieder plaudern zu hören," entgegnete ich, „darnach habe ich großes Verlangen." „Wir werden gleich da sein," sagte Heine; „ich werde mich aber sofort verabschieden." „Rossini ist ein Musiker, der Ihnen vor Allen behagen müßte!" rief ich aus. „Er ist der amüsanteste, der mir vorgekommen, das ist keine Frage," sagte Heine, — „ich bin aber anderweitig beschäftigt — und schließlich — es wird zu viel über Musik gesprochen werden."

Mit heiterm, doch etwas ernstem Ausdruck sah ich den Maëstro vor mir stehen. Ihn umgaben sein einstmaliger Famulus Caraffa, Lablache, der berühmte Redner Berryer und M. Jacques Offenbach. Nach mannigfachen Begrüßungen sagte der Maëstro: „Sie machen noch immer Musik, caro Fernando, schon zweimal so lange Zeit, als ich es gethan." „Dafür bin ich auch zweimal so berühmt geworden, Maëstro," lachte ich. „Natürlich," entgegnete dieser, „wenn man ernste, gelehrte Musik macht! Meine Specialitäten waren das Pizzicato und die Cavatine, auf die verstand ich mich besser als Sie und Ihre Freunde — aber was hatte ich davon? Die Orchestergeiger schliefen darüber ein und die Sängerinnen arbeiteten sie um, verbesserend und verschönernd — ich durfte froh sein, wenn mein armer Name wenigstens auf dem Theaterzettel genannt wurde." „Sie sehen," sagte Berryer, „er ist unverbesserlich und hat stets die alte lose Zunge. Das verhindert nicht, daß es dort unten keinen Menschen gegeben hat, durch welchen ich mehr Freude genossen als durch ihn." „Das waren aber keine legitimen Freuden," schaltete Rossini ein. — „Es gibt nichts Legitimeres als eine reine Freude," sagte der Parlamentarier, „und es ist Jammerschade, daß es meinen einstigen Collegen in der Politik so schwer wird, dergleichen zu Stande zu bringen. Was sie schaffen, ist weder brillant noch erheiternd." „Auch nicht erheiternd?" sagte ich, — „ich verstehe freilich nichts davon. Was meinen Sie dazu, Lablache, der Sie stets mit gekrönten Häuptern auf dem intimsten Fuße standen?" „Ich verschwieg und verschweige, was mir mitgetheilt wurde," entgegnete dieser mit seinem bezaubernden Lächeln. „Als ich einstmals vierzehn

Tage mit dem großen Herzog von Bridschwidsch tête à tête zugebracht, war mir überhaupt die Sprache abhanden gekommen." „Doch gewiß nicht die Stimme," sagte Berryer, „die war unverwüstlich." „Sagen Sie mir Hiller," hub Rossini wieder an, „was hat das zu bedeuten mit allen euern Schulen? Ich habe da einen jungen Collegen, der es noch immer nicht lassen kann, in Zeitungen und Blätter aller Art die Nase zu stecken — der erzählt mir, es gäbe jetzt fast so viele Schulen als Componisten. Eine neu-deutsche, eine vlämische, eine skandinavische, eine russische, eine englische, eine belgische und alle Tage kämen noch neue dazu. In jedem Kaffeehaus werde eine neue Schule beschlossen und ein Organ dafür gegründet — und in jeder Taverne würden auch wieder einige abgeschafft. Erzählen Sie mir davon. Haben Sie nicht auch eine Schule gebildet, Meister Offenbach?" wendete er sich plötzlich an diesen. „Das will ich meinen, Maëstro," antwortete dieser; „sie hat vor vielen andern den großen Vorzug, daß man heidenmäßig viel Geld verdient in dieser Schule." „Für den Erfolg scheint dies jetzt der einzige Maßstab zu sein," entgegnete der Maëstro; „wir frühern hatten auch hie und da Erfolge, alle Welt bereicherte sich dabei, nur nicht die Componisten. Sie haben mir aber noch nicht geantwortet, Seigneur Fernando, auf meine Fragen." „Es würde schwer gewesen sein, lieber Maëstro," sagte ich lachend; „aber auch jetzt würde es mir schwer werden. Kann man denn Schulen gründen ad libitum?" „Mir ist es allerdings nie eingefallen," entgegnete Rossini. „Als ich Erfolg gehabt und der und jener mir meine Pizzicatis und Cavatinen nachmachte, da hörte ich freilich von der Rossini'schen Schule sprechen — das war mir unendlich langweilig. Ich schrieb, wie ich konnte, wie mir's einfiel, so gut oder so schlecht ich's gelernt hatte. Als Haydn seine herrlichen Quartette schrieb, hat er schwerlich daran gedacht, eine Schule zu gründen — und doch sind Alle bei ihm in die Schule gegangen — Alle, Alle — dieser gute liebe alte Haydn! — Von keinem habe ich so viel gelernt, als von ihm — höchstens noch von einem gewissen Mozart. Der hatte aber zu viel Genie, davon kann man nicht profitiren! A propos, gibt es denn keine spanische Schule? ich sollte doch denken — meine Frau war eine Spanierin — und die nahm mich in die Lehre, das können Sie mir glauben. Was denken Sie davon, Caraffa, Sie machen ja den Mund nicht auf!" „Die Lust dazu ist mir vergangen, seitdem wir nicht mehr bei Ihnen speisen!" erwiderte der einstige Cavaliere etwas verdrießlich; „es ist ja sehr schön hier, aber ihre Maccaroni kann ich nicht verschmerzen." „Auch der meinen dürften Sie gedenken," sagte Lablache. „Es ist erstaunlich," nahm Berryer das Wort, „welche Freude diese Italiener noch immer daran haben, sich selbst zu ironisiren. Während meine Landsleute in jeder Romanze ein unsterbliches Werk geschaffen zu haben glauben, spielte unser genialer Meister hier mit seinen herrlichsten Inspirationen Federball. Allerdings trat er damit von jeher allem im Voraus entgegen, was man etwa gegen ihn einzuwenden hatte. Wäre er nicht ein so wunderbarer Musiker geworden, er hätte einen Staatsminister abgeben können." „Danke für die Ehre," sagte der Maëstro; „für dergleichen würde ich im besten Falle zu faul gewesen sein. Uebrigens habe ich mehr Minister kommen und gehen sehen, als ich Opern componirt habe — und so viel ich jetzt aus der

Ferne beobachte, werden die Ministerien immer häufiger, und die Opern immer seltener, welche aber weniger werth, wage ich nicht zu beurtheilen. Langweiliger scheinen mir jedenfalls die Opern zu sein." „Das denken Sie nicht, Maëstro" sagte ich; „erstens, Sie wissen gar nicht, was Langeweile bedeutet, denn das Langweiligste wurde für Sie stets zur Kurzweil." „Und für die, die mit ihm waren," schaltete Berryer ein. „Dann aber," sagte ich, — „dann aber?" wiederholte Rossini, — „es wird mir," fuhr ich fort, „nicht leicht, das auszudrücken, was mir im Sinne liegt, Sie waren dem Erfolg gegenüber sehr tolerant, meine ich!" „Was gibt es denn auch Größeres als den succès?" rief Offenbach aus. „Die Zustimmung der Besten," sagte Berryer. „Wo stecken diese?" frug Lablache. „Das ist allerdings schwer zu sagen," nahm Rossini das Wort. „Wer hielte sich nicht für gescheidt, für urtheilsfähig? Und wem kann man das Recht absprechen, so zu sein, wie er ist? Wenn ich mir in Paris auf meinem Lieblingsboulevard das Gedränge, das Gewoge ruhig ansah, sagte ich mir oft: das ist das Bild der Welt! Jeder rennt, fährt, reitet darauf los mit einem andern Wunsch, einer andern Passion im Herzen — Jeder geht von einem andern Punkt aus, um an einen andern zu gelangen — und Jeder ist anders vorbereitet für das, was er erreichen möchte. Nun soll unsere Kunst, im Theater vollends, alle diese Leute, oder doch ein buntes Gemisch derselben, veranlassen ihr Geld auszugeben, um eingepfropft zwischen heißen Wänden stundenlang zuzuhören, was ihnen par ordre de mousti geboten wird und sich schließlich freuen, daß sie in ihre Börse gegriffen! Wer das zuwege bringt, der hat seine Sache gut gemacht; die Bedenken Einzelner wiegen da nicht schwer. Ob ich, ob du, ob er damit einverstanden, was liegt daran? Der Eine zählt sein Publicum nach Millionen, der Andere nach Tausenden; die Werke dieses Componisten verschwinden schnell, die des andern halten sich länger, alle verschwinden, wenn ihre Zeit sich vollendet hat. Von dem Beifall der Kenner mag ich vollends nichts wissen, die wollen nur sich zur Geltung bringen. Bleibt die Zustimmung der Musiker, die doch eigentlich am Meisten werth sein müßte. Wüßten die nur selbst besser, was sie wollen! Und wenn sie's wissen, dann ist man am Schlimmsten dran, denn es ist selten etwas Gutes!" „Aber carissimo Maëstro," rief ich aus, „man sollte wahrlich denken, Sie hätten auf Ihrer einstigen Laufbahn die entsetzlichsten Erfahrungen gemacht, und doch waren Sie sicherlich einer der angebetetsten Männer des ganzen Jahrhunderts." „Wer Erfolg hat, dem wird gehuldigt," entgegnete Rossini; „mit wie viel Aufrichtigkeit, das ist eine andere Frage. Wie Viele machten mir den Hof, die mich haßten — wie Viele schmeichelten mir, die mich im nächsten Café schlecht machten. Da war ich denn oft genug der Meinung des Cavaliere Caraffa und fand ein Gericht Maccaroni mehr werth, als gedruckte und ungedruckte Lobpreisung. Man kann die Welt nicht verachten, denn man gehört ihr an; das sicherste Mittel wär's jedoch, um vergnügt zu leben und von dort vergnügt wegzuziehen." Eine Pause entstand; da nahm Berryer das Wort und sagte: „Wie oft haben wir vordem dies Capitel verhandelt, theuerer Meister, so recht einig wurden wir freilich nie. Aber was ich damals ausgesprochen, das halte ich aufrecht, ich denke wol für alle Zukunft. Nichts kann uns retten in dem Getriebe, als treu zu bleiben unsern

Ueberzeugungen, mögen unsere Bestrebungen glücken oder mißlingen. Im Grunde gibt es nur ein Publicum für uns, das sind wir selbst. Man nennt das auch unser Gewissen, das Wort reicht aber nicht aus für das, was ich sagen will — ein gutes Gewissen mag beruhigen, aber es vermag nicht zu beglücken. Wer hätte sich auch nicht vieles vorzuwerfen? Das thut es nicht. Lieben und achten muß man, was den Inhalt unseres Lebens bildet — treu muß man ihm bleiben. Das mag euch Künstlern zuweilen schwer werden — strebt danach — laßt euch nicht irren — durch nichts, durch nichts!" — Ich sah Niemanden mehr.

XII.

Es fiel mir auf's Herz, als ich oben angelangt, daß dieser Besuch der letzte sein sollte, der mir verstattet. So Viele, nach welchen ich verlangte, hatte ich nicht gesehen — so Manche hätte ich gern nochmals gesprochen. Ich zog Heine heran, um mir zu helfen; er fand sich, wie immer, dazu bereit, doch gab er mir nur die Richtung an, die ich einzuhalten hatte und sagte mir dann Adieu. „Sie werden mich jedenfalls noch hier finden bei Ihrer definitiven Rückkehr," setzte er hinzu. „Thun Sie jedoch Ihr Bestes, um diese zu verzögern. Man mag sich überleben, aber man lebt auch dann nie lange genug!" Gegen diesen Ausspruch meine Einwendungen zu machen, wurde mir unmöglich, denn Heine entzog sich meinen Augen; ich aber beschleunigte den Schritt, um zu Mendelssohn zu gelangen, den ich noch einmal zu sprechen innigst wünschte und bei welchem auch Ferdinand David, einen meiner theuersten Freunde, zu treffen mir Heine in Aussicht gestellt. David begrüßte mich zuerst in seiner heiter lebhaften Weise. „Eher hätte ich für möglich gehalten, ein classisches Streichquartett von Offenbach kennen zu lernen, als dich so hier zu sehen!" rief er aus. „Lieber Freund," sagte ich, „wie sehr hat uns zur Zeit dein jähes irdisches Ende in die traurigste Bestürzung versetzt!" „Ich wünsche dir, wenn auch nicht den deinen, du mögest eben so schnell von dannen ziehen," erwiderte er; „ich sage schnell, nicht unvorbereitet," fügte er hinzu. „Ihm ist Zeit genug zur Vorbereitung gelassen," sagte Mendelssohn, dessen ich jetzt ansichtig wurde; „er wird sie wohl benutzt haben und fernerhin benutzen." „Was du darunter verstehst," entgegnete ich, „das weiß ich nicht — bereit bin ich zu jeder Stunde, und doch bleibt mir für die folgende immer noch etwas zu thun übrig." „Sonst würde es auch zu langweilig werden!" unterbrach mich David. „Von Langeweile," erwiderte ich, „kann in meinen Jahren überhaupt nicht die Rede sein, die echte Langeweile entsteht nur durch Erwartung! Von jeder anderen kann man sich befreien." „Es freut mich, das von dir zu hören," sprach Mendelssohn; „im Allgemeinen warst du einer der ungeduldigsten Menschen und es wurde dir erst wohl zu Muthe, wenn wieder etwas abgemacht, fertig, zu Ende war, wenn es, so zu sagen, ausgestrichen werden konnte. ‚Nun zu etwas Neuem' schien deine Devise zu sein!" „Ich preise seine Weisheit," rief David aus; „sie zeugt von Selbsterkenntniß. Man unternimmt so Weniges, was der Mühe werth wäre, fortgesetzt, fortgesponnen zu werden!" „Dann muß man es auch nicht beginnen," entgegnete Mendelssohn, „die Wahl ist frei, wenn auch mit Qual unabänderlich verbunden; das Vollenden ist ein categorischer Imperativ,

die Vollendung wird allerdings selten erreicht." „In deinem Munde klingt das sehr bescheiden," entgegnete ich, „wenige haben so viel Vollendetes zu Stande gebracht, wie du." „Dergleichen zu hören liebte ich nie," unterbrach mich der Freund, „aber gern möchte ich dir noch ein paar gute Worte mit auf den Weg geben — doch! den alten Mendelssohn kennst du, der neue ist mir selbst noch räthselhaft. Sprich du, David, du hattest stets das richtige Wort auf der Zunge und sprachst es aus, da wir Andern uns noch besannen, — aber ohne Uebermuth!" „Thue, was dir gefällt!" rief dieser, „und," fuhr er fort, „sage, ob wir dir noch etwas zu Gefallen thun können — deine Zeit hier verrinnt." „Alle die Sehnsucht, die ich mit hierher gebracht, könnt Ihr nicht mehr befriedigen," antwortete ich, „doch vielleicht verhelft Ihr mir noch dazu, Einen oder den Andern zu schauen — Rietschel zum Beispiel, den ich so sehr verehre und der so gut gegen mich war!" Die Freunde verschwanden — ich habe keine Ahnung, wie lange ihre Entfernung dauerte — als sie wieder erschienen, befand sich der große Bildhauer in ihrer Mitte. „Theuerer Mann," sprach ich zu ihm, „wie dankbar gedenke ich stets Ihrer. Andern einen Dienst erweisen, ein Stück Zeit und Thätigkeit widmen, ist gut und schön; wie viel werthvoller ist es aber, ihnen sein Inneres zu offenbaren, wenn es ein so hohes ist, wie das Ihre — und Sie schenkten mir diese Gunst!" „Ich kann hierauf nur entgegnen," sagte Rietschel, „daß es sicherlich nicht weniger wohlthuend ist, aussprechen zu dürfen was einen bewegt, in dem Gefühle, daß den Worten herzliche Gastfreundschaft zu Theil wird. Allzu häufig begegnen sie dem Egoismus und der Kritik als Pförtnern. Als wir uns zum letzten Male unten sahen, schüttete ich Ihnen mein Herz aus, ganz erfüllt von meinem Lutherdenkmal. Seitdem ist es vollendet worden — *ohne* mich!" „Aber doch gänzlich in Ihrem Sinne," sagte ich, „und Niemand sieht sich das herrliche Werk sinnend und bewundernd an, ohne Ihrer zu gedenken in Liebe und Dankbarkeit." „Glauben Sie das nicht, mein Freund," erwiderte Rietschel, „keines Künstlers gedenkt man weniger bei Betrachtung seiner Werke, als des Bildhauers, im Allgemeinen haben die Menschen gar keinen Begriff von dem Wesen seiner Thätigkeit. Uebrigens — je vollständiger unsere Individualität verschwindet hinter dem, was wir darstellen, desto besser ist es ja. Mag man unsere Persönlichkeit vergessen; was liegt daran, wenn nur unser Werk besteht!" „Das Material, in welchem Sie sich aussprechen, ist jedenfalls dauerhafter als das unsere," sagte ich scherzend; „auch wenn es halb zerschlagen und zertrümmert wird, bleibt es verständlich und anregend. Wie schade, daß man eine Symphonie von Beethoven nicht in Bronce gießen kann!" „Aber doch den gewaltigen Menschen, in dessen Seele sie entstand!" sagte Rietschel. „Die männliche Geisteskraft die haben Sie freilich wunderbar verkörpert," entgegnete ich, „Ihr Lessing ist Lessing's würdig." „Nur die Stelle, wo er steht, ist seiner nicht würdig," rief David, „oder ist solch ein Werk nur für die schöne Jahreszeit gemacht?" „Lieber David," sagte Rietschel, „die einstmaligen Barbaren haben sich leidlich herausgearbeitet, doch ihr Klima bleibt barbarisch in Ewigkeit. Die Kunst des Bildners gehört dem Süden an und nur dort kann man sie üben, nur dort kann man sie erkennen und genießen. Das Elbathen ist kein Athen, so wohnlich es für mich gewesen.

Oft noch weile ich dort in glücklichen Gedanken; aber Italien — Griechenland.“ Seine Worte zerrannen meinem Ohre wie seine Gestalt meinem Blicke.

„Kannst du mich Beethoven's Antlitz schauen lassen?“ frug ich Mendelssohn. „Beethoven ist hier sehr zugänglich,“ erwiderte er. „Er ist im Grunde so herzlich gut, wenn sich sein Humor auch zuweilen etwas feuerspeiend kundgibt. Warte hier!“ Die Freunde verließen mich; in bangem Harren stand ich da, bis ich, Mendelssohn's Stimme erkennend, leise aber deutlich meinen Namen rufen hörte. Schnell ging ich der Richtung nach, woher er klang und sah plötzlich Beethoven vor mir stehen. „Sie waren also zugegen,“ sprach er, „als man mich unten begrub? Welch eine Betheiligung! Es gab etwas zu schauen und da waren die guten Wiener gleich bei der Hand. Als ich ihnen meine größten Werke vorführte, kamen sie spärlich! Das hat sich seitdem geändert, ich weiß es; ich glaube fast überall schon allzu verständlich geworden zu sein, im Süden wie im Norden! Das hat aber gute Wege. Wie viel Erklärungen werden mir zu Theil, es sind aber keine Verklärungen! Ich habe in Tönen gesprochen — ich war ein Tonredner, aber kein Uebersetzer der Flachheiten, die man mir unterschiebt. Allen Respect vor euren Musikanten, die spielen mich jetzt besser, als ich mich je gehört, sie sollen aber des Guten nicht zu viel thun wollen. Einfach sein und wahr — deutlich genug habe ich hingeschrieben, was ich wollte. Ihr habt manche tüchtige Kerle gehabt, seitdem ich hierher gekommen, und auch jetzt fehlt es nicht daran. Sie versuchen allerlei, nur sollten sie *mich* dabei aus dem Spiele lassen — mich nicht fortsetzen wollen — ich war ich — Jeder sei, was er ist — suche sich Jeder auf seine Weise zu entwickeln — aufrichtig — ohne Nebenabsicht — stete Entwickelung — stetes Schaffen — Anderes, womöglich Besseres — das ist der Inbegriff alles Lebens — der Menschheit und ihrer Kinder — und was könnten auserlesenste Wesen mehr thun?“

Wie manche Frage hatte ich auf den Lippen! Ehe ich jedoch sie zu öffnen gewagt, fand ich mich allein mit Mendelssohn, der mir nicht ohne Rührung in's Auge schaute, aber schnell zu seiner anmuthigen Heiterkeit zurückkehrend lächelnd sagte: „So viele Tage, wie seit unserm letzten Zusammensein auf Erden, werden bis zum nächsten hier nicht hinfließen. Leb wohl und schriftstellere nicht zu viel — du warst und bist ja doch ein Musikus, und — das ist noch nicht das Schlimmste. Benutze die Zeit, die dir unten noch geschenkt wird!“ Erwidern durfte ich nichts mehr.

Ein Wiedersehen hatte ich mir aufgespart für den letzten mir vergönnten Moment, in der Ueberzeugung, daß es *dazu* keiner Leitung bedürfen werde. Die Stärke meiner Sehnsucht würde hinreichen, dessen war ich sicher. Ich schauete meine theueren Eltern — sie sprachen zu mir — sie segneten mich — in unveränderlicher Liebe hatten sie mich begleitet auf meinen Wegen. — — —

Lange schon hatte ich am Schreibpult gesessen — weder die Feder zu ergreifen noch ein Buch hatte ich Kraft oder Begierde gefühlt. Da ertönten Kinderstimmen vor meiner Thüre — ich sprang auf und hinaus, und mit freudigem Herzen hob ich die kleine Marie empor und drückte ihr einen Kuß auf die Stirne.

Die Söhne in der Laokoon-Gruppe.

Von

H. Brunn.

Es scheint das Schicksal berühmter Kunstwerke aus dem Alterthume zu sein, daß ihr volles Verständniß durch zu häufige Besprechung eher verdunkelt, als in wirklich befriedigender Weise gefördert wird. An der richtigen Deutung des Apollo von Belvedere hatte sich die Forschung seit Winckelmann ein ganzes Jahrhundert vergeblich abgemüht, und nur dem Hinzutreten eines neuen thatsächlichen Momentes, der Vergleichung mit der Stroganoff'schen Bronze, ist es zu danken, daß man die Lösung auf einer Seite fand, auf der sie bisher Niemand gesucht hatte, und daß nach einem nochmaligen letzten Aufflackern der Streit endlich erlosch. Ueber die ursprüngliche Anordnung der Niobidengruppe streitet man noch heute, und mit jeder neuen Erörterung ist die Entscheidung nur schwankender geworden. Zur Erklärung der Venus von Milo hat man sich bemüht, aus allen Ecken urkundliches Material über die näheren Umstände ihrer Entdeckung herbeizuschaffen: der nächste Erfolg war, daß es selbst dem Forscher schwer gemacht wurde, dieses Material in allen seinen Einzelnheiten zu beherrschen; die richtige Ergänzung der Statue dagegen bleibt noch immer ein Problem. Nicht weniger als die genannten Werke hat seit Winckelmann und Lessing der Laokoon nicht nur die Archäologen, sondern die weitesten Kreise der Gebildeten in Spannung erhalten. Hier drehte sich der Streit vor Allem um die Entstehungszeit der Gruppe; und mögen die Gründe für die Zeit der Diadochen noch so gewichtig, die für die Zeit des Titus noch so dürftig sein, so hat die letztere doch nicht aufgehört, ihre Vertheidiger zu finden; ja es scheint die Gefahr zu drohen, daß sie von Neuem mit Hartnäckigkeit verfochten werden wird, um für die Verkehrung anderer mühsam erworbener Grundanschauungen über die Entwickelungsgeschichte der griechischen Kunst als Stützpunkt zu dienen. Doch das bleibt abzuwarten! Für den Augenblick hat sich der Streit einer anderen Frage zugewendet, die bis vor Kurzem kaum aufgeworfen, geschweige denn einer eingehenden Erörterung unterworfen worden war. Man war bisher von der Voraussetzung, wie von etwas ganz Selbstverständlichem ausgegangen,

daß es die Absicht der Künstler gewesen sei, in der Gruppe den Tod des Laokoon und seiner beiden Söhne darzustellen. Nur Einer, freilich kein Geringerer als Goethe hatte dieser Ansicht gegenüber eine bestimmte Zurückhaltung bewahrt. Er betonte, daß dem älteren der Söhne eine Hoffnung zur Flucht übrig bleibe, daß, wenn dieser letzte Schein von Hoffnung aus der Gruppe schwinde, die Vorstellung keine tragische mehr sei, sondern eine grausame werde. Goethe's Aufsatz in den „Propyläen" (Ausg. in 40 Bänden, 1855: XXX, S. 310; vgl. XXII, S. 65) bildet einen Glanzpunkt in der Laokoon-Literatur; und dennoch war das Gewicht, welches seine Auffassung des älteren Sohnes für die Beurtheilung des Grundmotives der Gruppe hatte, nirgends gewürdigt worden, bis K. B. Stark erkannte, daß dieselbe in dem ältesten uns bekannten Zeugnisse über die Laokoonsage die gewichtigste Bestätigung finde. Bekanntlich erwähnt sie Homer noch gar nicht; wir begegnen ihr zuerst um die Mitte des achten Jahrhunderts bei Arktinos von Milet, einem der sogenannten kyklischen Dichter, welche im Anschluß an Homer die von diesem nicht behandelten Theile des troischen, wie auch anderer Sagenkreise, in eigenen epischen Gedichten ausführten. So hatte Arktinos nicht nur die Sagen von Penthesilea Memnon und dem Tode des Achilleus in einem Gedicht „Aethiopis", sondern auch den Untergang Troias in einer „Iliupersis" behandelt. Beide sind leider verloren gegangen; doch besitzen wir von ihnen, wie von den übrigen Gedichten des epischen Cyclus kurze Inhaltsangaben eines späteren Grammatikers Proklos, wahrscheinlich des Lehrers des Marc Aurel: freilich nur ein dürres Gerippe, das jedoch durch Benutzung der Fragmente und anderer abgeleiteter Nachrichten, besonders aber durch eine zusammenhängende Betrachtung der auf diesen Sagenkreis bezüglichen Bildwerke sich in vielen Theilen zu voller Körperlichkeit ausgestalten läßt. In diesen Excerpten der „Iliupersis" wird zuerst berichtet, wie die Troer das hölzerne Roß voll Mißtrauen umstehen und berathen, ob sie dasselbe den Abhang hinabstürzen, es verbrennen oder der Athene weihen sollen. Endlich siegt die letztere Meinung, und die Troer, als seien sie vom Kriege befreit, geben sich nun jubelnden Festgelagen hin. „In Mitten dieser Ereignisse erscheinen zwei Drachen und tödten den Laokoon und den einen seiner Söhne." Zu diesen kurzen Worten müssen wir aus anderen Nachrichten ergänzen, daß Laokoon dringend davor gewarnt hatte, das Roß in die Mauern Troias einzuführen, daß aber die Troer in dem Strafgericht, das ihn ereilt, eine göttliche Mahnung zu erkennen glaubten, seiner Warnung nicht zu folgen. Doch darüber später! Zunächst haben wir den Nachdruck auf die Worte zu legen, daß Laokoon nicht mit seinen beiden, sondern nur mit dem einen seiner Söhne untergeht. Denn wenn wir erkennen, daß in der Gruppe für den älteren der Söhne noch die Hoffnung der Flucht übrig ist, warum sollen wir einem so gewichtigen Zeugnisse gegenüber nicht annehmen, daß auch die Künstler von der Voraussetzung ausgingen, er werde wirklich dem Tode entrinnen?

Als mir nach dem unerwarteten Tode Stark's die Aufgabe zufiel, seine mir kurz vorher mitgetheilte Entdeckung in die Oeffentlichkeit einzuführen, schien mir dieselbe so einfach und schlagend, daß ich es für überflüssig hielt, sie in ausführlicher Weise zu motiviren und näher zu begründen, und ich begnügte

mich daher mit einer kurzen Mittheilung in der „Archäologischen Zeitung“ (1879, S. 167 ff.). Der Erfolg zeigt, daß ich mich geirrt: H. Blümner glaubt nach eingehender Prüfung über die neue Deutung das Verwerfungsurtheil aussprechen zu müssen; und da hierbei nicht allein der Fachmann, der Archäologe, in Betracht komme, da es sich vielmehr hier, wenn irgend jemals, um eine von jenen Fragen handele, bei denen man an das gesunde Gefühl eines Jeden appelliren müsse, so hat er es für angemessen gehalten, die Discussion nicht einer archäologischen, sondern einer philologischen Zeitschrift, den „Jahrbüchern für Philologie“ (1881, S. 17 ff.) zu überweisen. Ich lasse mich durch seinen Vorgang belehren, nur daß ich mich bei der weiteren Begründung der Stark'schen Deutung an den noch weiteren Kreis der Gebildeten wende.

Blümner behauptet, daß ihn nicht etwa Voreingenommenheit blind gemacht habe gegen die neue Deutung, daß er sie nicht abgewiesen, weil es ihm schwer geworden, ein lange gehegtes Vorurtheil zu Gunsten besserer Einsicht aufzugeben. Das ist gewiß seine ehrliche Ueberzeugung, aber dennoch, wie ich glaube, ein Irrthum; und die Bekämpfung desselben scheint mir sogar ein über den vorliegenden Fall hinausreichendes Interesse darzubieten. Es zeigt sich hier, wie gerade bei viel erörterten Fragen wir uns häufig unbewußt unter dem Einflusse gewisser, durch besondere Verhältnisse bedingter Vorstellungen oder Zeitströmungen befinden, und wie eine allgemeine Verständigung vielfach an der Schwierigkeit scheitert, solche Probleme auf ihre ersten, einfachsten und ursprünglichsten Elemente zurückzuführen und sie losgelöst von bisherigen Vorstellungen voraussetzungslos zu erörtern. Beruht ja doch der Fortschritt der Wissenschaft nicht zum kleinsten Theile einfach auf dem Ablegen von Vorurtheilen!

Nach Blümner „muß es für's Erste schon überraschen, daß bisher noch Niemand angesichts der Gruppe auf diese Erklärung gekommen ist, daß selbst Goethe, der ihr doch so nahe war, diese letzte Consequenz nicht gezogen hat. Das kann nicht allein Zufall, nicht blos Voreingenommenheit sein: das muß seinen Grund in der Darstellung der Gruppe selbst haben.“ Hier stoßen wir sofort auf ein erstes Vorurtheil: der Grund liegt nicht in der Gruppe selbst, sondern in dem literarischen Material der Laokoonsage, in der Geschichte dieses Materials und seiner Benutzung. Im vorigen Jahrhundert, vornehmlich bei Lessing, stand im Mittelpunkte der Erörterung die Schilderung Virgil's, bei welchem beide Söhne den Tod finden. Für die Beschränkung der Katastrophe auf den einen der Söhne hätte man damals überhaupt nur ein sehr spätes Zeugniß beibringen können, das in den Lykophronscholien des Tzetzes aus dem zwölften Jahrhundert ziemlich versteckt lag und abweichend von allen Ueberlieferungen überhaupt nur von einem einzigen Sohne spricht, noch dazu aber den Tod des Vaters ganz unerwähnt läßt. Eine Wiederholung dieser Erzählung in den Posthomerika desselben Tzetzes war beim Erscheinen des Lessing'schen Laokoon noch nicht einmal veröffentlicht, und auch die jetzt glücklich wieder zu Grabe getragene falsche Eudocia war damals noch nicht an's Licht getreten. Da außerdem die Schrift Lessing's nicht ohne Grund den Doppeltitel: „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie“ trägt und im Verlaufe der Erörterungen das Verhältniß der Söhne zum Vater kaum in Betracht gezogen

wird, so ist es nur natürlich, daß für Lessing die Frage nach der Möglichkeit der Errettung des einen Sohnes noch gar nicht existirte. Sie hätte nun allerdings aufgeworfen werden können, als die Excerpte der „Iliuperſis“ des Arktinos 1786 von Heyne im ersten Bande der „Bibliothek der alten Literatur und Kunst“ veröffentlicht wurden. Allein dieselben scheinen damals geringe Beachtung gefunden zu haben. Selbst F. A. Wolf, dem die Beschäftigung mit ihnen doch wegen seiner Homerstudien am nächsten gelegen hätte, hat sie vernachlässigt; und daß Goethe sie gekannt hätte, verräth sich nicht durch die leiseste Spur. Also auch Goethe wußte nur von einer Tradition, welche beide Söhne sterben läßt. Gerade darum aber hebt Stark mit Recht den Scharfblick Goethe's hervor, daß er trotzdem, wenn auch nicht zur vollen richtigen Auffassung der Gruppe durchgedrungen, sich doch mit genialem Blicke von Anfang an auf den richtigen Standpunkt zu ihrer Beurtheilung gestellt habe. Freilich beruft sich Blümner darauf, daß Goethe nirgends ausspreche: der ältere Sohn werde wirklich gerettet. Aber ebensowenig sagt er mit irgend einem Worte, daß er wirklich untergehe. Er spricht nur aus, was er in der Gruppe selbst ausgesprochen fand, nämlich daß für den einen der Söhne noch Hoffnung der Rettung vorhanden sei. Das Weitere überläßt er der Phantasie des Beschauers. Wohin sich sein Empfinden neigt, leuchtet deutlich aus seinem Schweigen hervor. Hätte er die Excerpte des Prollos gekannt, kein Zweifel, daß er von wirklicher Errettung gesprochen hätte. Den ihm bekannten Quellen gegenüber konnte er, durfte er nicht mehr sagen, als er sagt. Also nicht in der Gruppe selbst, sondern in den Nachrichten über die Laokoonsage lag der Grund, lag das Hinderniß, welches früher die neue Deutung unmöglich machte.

Hat aber einmal eine Auffassung, wie die von dem Tode der beiden Söhne, lange Zeit unbestritten das Feld behauptet, so erklärt es sich leicht, daß selbst ein Mann wie Welcker, obwol er die Stelle des Proklos kannte, bei seinen auf andere Gesichtspunkte gerichteten Betrachtungen es übersehen und vergessen konnte, alle in ihr liegenden Consequenzen zu ziehen: er macht bei der Betrachtung der Gruppe keinen Unterschied zwischen den beiden Knaben; sie erscheinen ihm als ein einheitliches, zu gleichem Schicksale verbundenes Paar. Trotzdem bezeichnet Welcker's kleiner Aufsatz vom Jahre 1827 in der Beschreibung des akademischen Kunstmuseums zu Bonn (jetzt auch in seinen „Alten Denkmälern“ I, 322 ff.) einen bestimmten Abschnitt in den Studien über den Laokoon. Der Kern seiner Darlegungen richtet sich auf den poetischen Gehalt der Sage, zunächst gegen einen Ausspruch Visconti's, welcher die Fabel von Laokoon eine unmoralische nenne, indem ein edler Mann eines von einem Gott verhängten Todes sterbe mit dem Bewußtsein, daß seine ganze Schuld in Hingebung für sein Vaterland bestehe und der Zorn der Götter ungerecht sei. Welcker weist nun im Hinblick auf eine verlorene Tragödie des Sophokles nach, daß es sich um ein tragisches, durch ein bestimmtes Verschulden begründetes Verhängniß handele: „Laokoon war an Poseidon's Altar nur als Stellvertreter erschienen, es war ihm das Loos gefallen daran zu opfern, da den eigentlichen Priester dieses Gottes die Troer gesteinigt hatten; er selbst war Priester des thymbrischen Apollon und hatte an diesem seinem Gott sich versündigt, indem er wider dessen Willen ein

Weib nahm und Kinder zeugte, oder indem er im Angesicht des heiligen Bildes mit seinem Weibe der Liebe pflog." Ein so schweres Vergehen gegen die Gottheit fordert die strengste Ahndung und zwar nicht bei einer beliebigen Gelegenheit, „sondern in dem letzten Augenblick, der zur besondern erkennbaren Ahndung noch frei war, weil der allgemeine Untergang bevorstand; es wird endlich Laokoon bedeutsam, so wie Laios, an seinen unschuldigen Kindern, wenigstens mit an ihnen gestraft. Diesen Laokoon der Tragödie stellt das Kunstwerk dar." Wie aber Welcker in dem betreffenden Aufsatze nirgends auf den speciellen Inhalt und die Gestaltung der sophokleischen Tragödie näher eingeht, so spricht er auch nirgends aus, daß die Künstler nun auch in der besonderen Gestaltung der Gruppe sich noch an Sophokles angeschlossen hätten: nur den ethischen Gehalt der Gruppe wollte er als einen echt tragischen nachweisen, wozu sich allerdings die Nachrichten über die sophokleische Dichtung besser eigneten, als die dürren Notizen über das Epos.

Seit jener Zeit ist diese Auffassung Welcker's maßgebend geblieben, oder richtiger: man ist noch über sie hinausgegangen, indem man unvermerkt „*diesem* Laokoon der Tragödie", d. h. diesem von einem tragischen Verhängniß ereilten Laokoon, den „Laokoon *dieser* Tragödie" substituirt und die Tragödie des Sophokles geradezu als die directe Quelle, aus der die Künstler der Gruppe schöpften, anzusehen sich gewöhnt hat. Unter dem Einflusse dieser in ihrer Steigerung nicht mehr richtigen Voraussetzung steht aber Blümner noch heute, wenn er sagt: „es läßt sich nicht nur kein Grund ausdenken, warum ein Künstler der Diadochenzeit die vergessene Version des Arktinos der des Sophokles und anderer späterer Dichter hätten vorziehen sollen, sondern es wäre sogar die Wahl dieser Version ein directer Fehler gewesen. Zudem mußten die Künstler ja voraussetzen, daß die Mehrzahl der Beschauer mit der sophokleischen Darstellung viel vertrauter waren als mit der alten epischen." Was berechtigt, darf man wol fragen, Blümner hier von der *vergessenen* Version des Arktinos zu sprechen? Nach den Darlegungen Welcker's in seinem „Epischen Cyclus" (II, 235) „scheint im Ganzen das Werk von Arktinos unter den epischen Gedichten des troischen Kreises nach Ilias und Odyssee das Bedeutendste gewesen zu sein. . . . Das Unterscheidende seines Epos, wenn wir ihn mit Stasinos und Lesches vergleichen, ist in das Erhabene und Tragische zu setzen. . . ." Gerade in den besten Zeiten der alexandrinischen Gelehrsamkeit, die von Anfang an dem Homer und den cyklischen Dichtern wieder eine besondere Aufmerksamkeit zuwandten, konnte eine solche Poesie auch in weiteren Kreisen nicht „vergessen" sein. Und weisen nicht auch die Kunstwerke, welche dem Kreise der Dichtungen des Arktinos entnommen sind, und nicht nur die aus älterer, sondern gerade auch die aus alexandrinischer Zeit, auf eine nachhaltige Wirkung derselben hin? Um von den vielfach durch Aeschylus beeinflußten Darstellungen des Memnon zu schweigen, mag hier beispielsweise nur an die um Schonung flehende Penthesilea, an die Beschützung ihrer Leiche durch Achilleus, an die Rettung der Leiche des Achilleus in so vorzüglichen Compositionen wie die Pasquinogruppe erinnert werden. Es liegt also gewiß nicht der mindeste Grund vor, eine Benutzung des Arktinos von Seiten der Künstler der Marmorgruppe von vorn-

herein auszuschließen. So lange für die künstlerische Anlage der Gruppe nicht eine Uebereinstimmung mit Sophokles im Einzelnen nachgewiesen ist, sind die Ansprüche des Tragikers und des Epikers mindestens gleichberechtigt; ja die Wagschale muß sich sogar zu Gunsten des letzteren neigen, sofern sich wesentliche Züge der Composition gerade auf diesen zurückführen lassen.

Damit soll indessen keineswegs gesagt sein, daß die rhodischen Künstler überall und ausschließlich nur dem Vorbilde des Arktinos gefolgt sein müßten, wie so Mancher vielleicht voreilig behaupten möchte. Man betont jetzt wol öfter im Allgemeinen, daß die alten Künstler keineswegs bloße Illustratoren der Dichter gewesen seien; im besonderen Falle aber fällt man gar zu leicht in die alte Gewohnheit zurück und sucht jeden besonderen Zug eines Kunstwerkes wieder auf die besondere „Version" eines bestimmten Dichters zurückzuführen. Wenn sich nun immer mehr herausstellt, daß sogar Künstler untergeordneten Ranges, wie die Vasenmaler, sich einen nicht geringen Grad von Selbständigkeit der poetischen Auffassung wahren, um wie viel mehr dürfen nicht die Künstler des Laokoon die volle Gleichberechtigung mit den Dichtern für sich in Anspruch nehmen, die Künstler eines Werkes, welches wie kaum ein anderes, mit allseitigster künstlerischer Ueberlegung — darauf zieht das vielbesprochene „de consili sententia" bei Plinius — durchdacht und ausgeführt ist. Sie konnten den Sagenstoff dem Epos entlehnen, von der Concentrirung und ethischen Vertiefung des Drama Nutzen ziehen; aber sie hatten weder ein Epos noch ein Drama zu schreiben, sondern eine plastische Gruppe zu bilden; sie hatten aus der Dichtung den für ihren künstlerischen Zweck fruchtbarsten Moment herauszuheben, die übrigen Umstände diesem Momente anzupassen, ja sie hatten die gleiche Freiheit wie der Dichter, sofern es ihre Kunst verlangte, diese Umstände nach den Forderungen derselben umzugestalten.

Wenden wir uns also, um zu sehen, wie die Künstler sich zur Dichtung verhalten, an das Kunstwerk selbst! Es sind zwei Schlangen, welche drei menschliche Gestalten in ihre Windungen verstricken. Das ist nicht ein „rein äußerlicher" Umstand. Zwei Schlangen finden wir bei Virgil, zwei bei Sophokles, der ihnen sogar, vielleicht nach dem Vorgange des noch älteren Bacchylides, bestimmte Namen gibt: Porkes und Chariboia, einen männlichen und einen weiblichen; also ein Paar: ob auch das aus Zufall oder mit Absicht? Die Dichter folgen hier offenbar der ältesten Quelle, dem Arktinos, bei dem nach Proklos ebenfalls zwei Schlangen erscheinen. Bei ihm ist die Zweizahl vollkommen gerechtfertigt, weil nur der Vater und der eine der Söhne dem Tode verfallen. Weniger selbstverständlich ist sie bei den ihm nachfolgenden Dichtern, welche beide Söhne unterliegen lassen. Allein der Dichter kann verschiedene Momente schildern, die zeitlich nach einander folgen; er kann, wie es z. B. Virgil thut, zuerst die Söhne und dann den Vater tödten lassen, ohne daß dadurch die einheitliche Idee leidet. Nicht eben so der Künstler! Selbst der späte Illustrator der vaticanischen Virgilhandschrift (Lessing's Laokoon, herausg. von Blümner, 2. Aufl., Taf. II, 2) schnürt zwar die Figuren des Vaters und der beiden Knaben zu einer einheitlichen Gruppe zusammen, muß aber den Vater vom Bisse der Schlangen noch unverletzt zeigen und läßt ihn dafür beide Arme mit einer

ziemlich nichtssagenden Geberde gen Himmel strecken. Der Maler eines pompejanischen Wandgemäldes aber (Ann. dell' Inst. 1875, t. O., Blümner t. 3)[1] greift zu dem nicht eben glücklichen Auswege, den einen der Knaben schon todt in den Vordergrund zu legen und auch den andern noch mit der einen Schlange ringenden von dem mit der andern beschäftigten Vater völlig zu trennen, wodurch die dichterisch geforderte Gemeinsamkeit in dem Wirken der Schlangen, wie in ihrer Abwehr, gänzlich aufgegeben ist und Alles in einzelne Theile zerfällt[2].

---

[1] So gering der künstlerische Werth dieses Gemäldes sein mag, so leuchtet doch seine Wichtigkeit für die Bestimmung der Entstehungszeit der Marmorgruppe sofort ein, sofern es sich herausstellen sollte, daß der Maler die Gruppe gekannt habe. Man hat nicht unterlassen, auch diese Frage mit gewohnter wissenschaftlicher Gründlichkeit — gründlich zu verwirren. Wo von einer directen Benutzung, einem Nachahmen oder Copiren nicht die Rede sein kann, was nützt es da, die Figuren des Vaters oder gar die des im Gemälde vom Vater vollständig losgelösten älteren Sohnes Glied für Glied im Einzelnen zu vergleichen? Die Unbefangenheit des Urtheils muß dadurch nothwendig getrübt werden. Gibt es denn zwischen den beiden im Extrem einander gegenüberstehenden Möglichkeiten, zwischen völliger Unbekanntschaft mit der Marmorgruppe und einem Copiren derselben nicht eine ganze Reihe vermittelnder Möglichkeiten? Man lege doch irgend wem, der die Gruppe kennt, das Gemälde vor, und er wird nicht leugnen können, daß bei allen durch die Unterschiede der Malerei und der Sculptur bedingten Abweichungen die Figur des Vaters im Grundmotiv ihrer Bewegung, in ihrem Verhältniß zum Alter sofort an die Marmorgruppe erinnert. Es ist nur eine flüchtige, oberflächliche, aber immer noch deutliche Reminiscenz, die indessen vollkommen genügt, um die Ueberzeugung zu erwecken, daß der Maler die Gruppe nicht etwa bei der Arbeit vor Augen gehabt, aber doch irgend einmal gesehen und unter dem Eindrucke dieser Erinnerung die Figur des Vaters gemalt hat. Ist also die Gruppe älter als das einige Decennien vor der Zerstörung Pompei's gemalte Bild, so kann sie nicht erst zur Zeit des Titus entstanden sein.

[2] Immer aber hielten sich die beiden Künstler trotz der dadurch entstehenden Schwierigkeiten an die durch feste Tradition gegebenen zwei Schlangen. Dagegen finden sich auf einem Marmorrelief in Madrid drei, auf einem zweiten, in Wittmer'schem Besitze, sogar vier Schlangen (vgl. Blümner S. 705). Es ist auffällig, daß die Buchstabengläubigen, welche sonst jeder geschriebenen Notiz irgend eines Scholiasten den Vorrang vor der Sprache eines Kunstwerkes einräumen, diese Abweichung der beiden Sculpturen von der übereinstimmenden Tradition der Schrift- und der Bildwerke ruhig und fast ohne ein Wort zu verlieren, als etwas ganz Gleichgültiges hinnehmen, obwol dieselbe wenigstens in Beziehung auf das Wittmer'sche Relief von mir schon im Bullett. dell' Inst. 1863, p. 11 betont worden war. Der moderne Ursprung, auf den ohnehin stilistische Gründe nur zu bestimmt hinweisen, wird dadurch nur immer offenbarer, ohne daß es deshalb nöthig wäre, an bewußte Fälschungen zu denken. Es sind wahrscheinlich decorative Arbeiten aus der Zeit der Renaissance, veranlaßt durch den Ruf der vaticanischen Gruppe, aber bei nur ganz oberflächlicher Benützung derselben selbständig gearbeitet. — Dagegen ist die Echtheit der bei Blümner (S. 707) besprochenen Contorniaten mit Unrecht bezweifelt worden, wenn auch allerdings die aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Abbildungen für das Einzelne absolut unzuverlässig sind. Durch Freundeshilfe ist es mir gelungen, die Existenz der beiden Typen zu constatiren, während Sabatier (Méd. contorn. pl. XIV, 11) nur einen kennt. Seine Abbildung stimmt im Allgemeinen mit dem Wiener Exemplar, welches den Kopf des Nero auf dem Avers trägt, weicht aber in Einzelnheiten von diesem ab; und da ein Exemplar im Pariser Cabinet, von welchem Sabatier spricht, sich dort nicht vorfindet, so mag sie auf das mir nicht bekannte Exemplar der Sammlung de Renneſse zurückgehen. Der zweite (Morelli'sche) Typus mit dem Kopfe des Vespasian auf dem Avers ist durch ein Exemplar im Museum von Neapel vertreten. Leider sind die beiden mir in Abdrücken vorliegenden Stücke, das Neapeler wie das Wiener, von so geringer Erhaltung, daß sie gerade über die Zahl der Schlangen kein

Diesen verunglückten Lösungen stellen wir jetzt die vaticanische Gruppe gegenüber. Die eine der Schlangen, die untere, ist von rechts kommend über den älteren Sohn und den Vater hinweg, sie beide an den unteren Extremitäten umstrickend, ihrem eigentlichen Schlachtopfer, dem jüngeren Sohne zugeeilt, der bereits unrettbar verloren ist. Die andere scheint die Gruppe zuerst halb umkreist, dann von links her über den Rücken des Vaters geglitten zu sein und hat sich, nachdem sie den älteren Sohn nur am rechten Arme umschlungen und dadurch an die Stelle gefesselt hat, dem Vater wieder zugewendet, um ihm den tödtlichen Biß beizubringen. So ist die ganze Gruppe von zwei Seiten her fest zusammengeschlossen, und einen ebenso einheitlich geschlossenen Moment bildet die eigentliche Action, das Beißen der beiden Schlangen. Sollen wir nun diese Einheit wieder auflösen und annehmen, daß die zweite der Schlangen, nachdem sie die schon einmal gebotene Gelegenheit, den älteren Sohn zu verderben, ungenutzt hat vorübergehen lassen, nun noch einmal umkehre, um ihm nachträglich die tödtliche Wunde beizubringen? Die Handlung, welche in der tödtlichen Verletzung des Vaters ihren Höhepunkt erreicht, würde von dieser Höhe herabsinken, das Interesse müßte ermatten und erlahmen: unser Geist ist nur erfüllt von dem Gedanken an die Folgen der bisherigen Action und hat keinen Raum für eine theilweise und doch nur abgeschwächte Fortsetzung derselben. Halten wir uns an das, was uns die Gruppe wirklich vor Augen stellt, so finden wir ganz einfach das, was Proklos aus Arktinos mittheilt: die beiden Schlangen, welche den Vater und den einen der Söhne tödten, den einen von zweien: auch dieser zweite ist gegenwärtig und in das Unglück der Familie mit verstrickt, aber, so wie die Gruppe vor uns steht, nicht unrettbar verloren.

So wie die Gruppe vor uns steht, die wir jetzt nur um so schärfer in's Auge zu fassen veranlaßt werden. Sie zeigt uns den Vater *auf dem Altar* sitzend; nur das linke Bein ist seitwärts ausgestreckt und berührt den Boden neben den Stufen des Altars. Auch das ist kein zufälliger oder äußerlicher Umstand. Nicht genug, daß ihm die Heiligkeit des Ortes keinen Schutz zu verleihen vermag: das göttliche Strafgericht soll ihn gerade am Altar ereilen, weil er, wie später noch weiter zu betonen sein wird, den Zorn der Gottheit durch Entweihung eines Altars erweckt hat. *Auf dem Altar* ist mit ihm vereinigt der jüngere Sohn, und zwar so fest an seine Seite geschnürt, daß er nur dadurch vor dem Sturze auf den Boden bewahrt wird. Die Körper beider aber stehen wie unter dem Eindrucke einer einheitlich wirkenden Gewalt, was künstlerisch seinen Ausdruck in der wenigstens bei der Vorderansicht parallel erscheinenden Lage der Körper findet: sie theilen das gleiche Geschick. Der ältere Sohn steht *neben* dem Altar; er berührt sich nirgends mit dem Vater, er erhält sich stehend selbständig und durch eigene Kraft. Sein Oberkörper ist sogar

bestimmtes Urtheil gestatten. An sich würde es nicht zu verwundern sein, wenn bei diesen Arbeiten des IV.—V. Jahrhunderts von höchst untergeordnetem künstlerischen Werthe die strenge Typik der älteren Zeit sich einmal als gelockert erweisen sollte. — Die Beziehung des Reliefs einer etruskischen Aschenkiste (Blümner, S. 716) und eines Vasenbildes (Arch. Zeit. 1880, S. 189) auf Laokoon unterliegt noch manchen Zweifeln.

in einen bestimmten Contrast mit dem des Vaters gesetzt: er steht fast im rechten Winkel auf der gewaltigen Diagonale, welche die Körperaxe des Laokoon vom rechten Ellenbogen bis zum linken Fuße bildet und die ganze Gruppe durchschneidet. Das sind gewiß nicht nur künstlerische Gegensätze der Linienführung, sondern diese Linienführung, diese Anordnung und Unterscheidung des Raumes bilden nur die Grundlagen, um an ihnen den tieferen Gegensatz in den Handlungen und Zuständen der Personen zum Ausdruck zu bringen.

In der Auffassung und Schilderung dieser Zustände liegt das besondere Verdienst Goethe's. Man kann Blümner die Genugthuung lassen, in diesen Schilderungen einige kleine Beobachtungsfehler nachgewiesen zu haben. Wie wir uns etwa bei einem Werke Raphael's den Genuß nicht durch einen kleinen Zeichnungsfehler verkümmern lassen, so wird auch das Ganze der Schilderung Goethe's durch solche Ungenauigkeiten kaum beeinträchtigt. Immer bleibt es richtig, daß der jüngere Sohn unmächtig, der Vater mächtig, aber unwirksam und nur zu seinem eigenen Verderben strebt; daß das Schicksal des jüngsten Mitleid, das des Vaters Schrecken erregt, endlich, was uns hier am nächsten berührt, daß wir zwar auch für den ältesten Sohn fürchten, daß aber für ihn noch Hoffnung vorhanden ist. Richtig bleibt, daß, sofern die Schlange sich nochmals gegen ihn zurückwenden sollte, dieser Knabe seine Aufmerksamkeit auf sich selbst zurücklenken müßte und die Begebenheit ihren Theilnehmer verlieren würde, daß der Vater, der jetzt in seiner Größe und in seinem Leiden auf sich ruht, sich gegen den Sohn wenden müßte und zur theilnehmenden Nebenfigur herabsinken würde.

Wenn nun Stark diese Erwägungen Goethe's dahin ergänzt, daß durch die Errettung des einen der Söhne ein Element in die Gruppe eingeführt werde, welches mitten unter den Schrecken des Todes versöhnend wirke, so erhebt Blümner gerade gegen diese Auffassung den bestimmtesten Einspruch. Der alte Epiker habe an poetische Gerechtigkeit, an das etwa leicht zu verletzende Gefühl des Publicums schwerlich gedacht; in den grausen Schicksalen, welche die griechische Mythologie aufzuweisen habe, müsse so oft der Schuldlose mit dem Schuldigen leiden, warum nicht auch hier? Schon darin, daß Sophokles dem Arktinos nicht gefolgt sei, liege ein Fingerzeig, daß sich dieser Version keine versöhnende Seite abgewinnen lasse. „Die Götter der Hellenen kennen, wenn sie zürnen, kein Erbarmen, und mitleidlos erlegt der fernhintreffende Apollon und die pfeilfrohe Artemis die ganze Schar der in herrlichster Jugendblüthe prangenden Kinder der Niobe bis herab zum schuldlos blickenden Knaben, der sich in den Schutz des Pädagogen flüchtet, bis zu der gleich einer verfolgten Taube im Schoße der verzweifelnden Mutter Schirm suchenden jüngsten Tochter. Die Kinder büßen die Sünde der Eltern: darin liegt für das griechische Gefühl nichts Verletzendes." Blümner übersieht hierbei nur einen, aber für die poetische und künstlerische Auffassung den entscheidendsten Umstand: die Kinder fallen alle ohne Ausnahme unter den Geschossen der Gottheit, aber eine, die hervorragendste Gestalt bleibt übrig — die Mutter: für sie würde der Tod sogar die mildere Strafe sein, und gerade sie wird erhalten. Denn die Götter handeln nicht in blindem, wildem Zorn; sie strafen mitleidlos, ohne Erbarmen, aber wenn auch

unerbittlich, doch gerecht nach strengster, knappster Abwägung der Schuld. Es ist nicht ein todeswürdiges Verbrechen, welches die Mutter begangen; sie hat gefehlt durch stolze Ueberhebung; nur diese wird freilich in härtester Weise gestraft; und wenn auch später der nie zu stillende Schmerz die Mutter in Stein verwandelt: zunächst muß sie leben; gerade darin liegt ihre Sühne, liegt der ethische kathartische Gehalt der ganzen Sage, liegt auch der höchste künstlerische Gehalt der Statuengruppe, welche eben dadurch, daß sie die Gestalt der Mutter in den Mittelpunkt stellt, alle übrigen Niobedarstellungen überragt.

Aber warum stirbt der Vater und der eine Sohn, der andere nicht? „Wodurch hat es denn dieser ältere Sohn verdient, daß er am Leben bleibt? Was hat jenes arme Kind gethan, daß es dem grimmen Thiere zum Opfer fällt, noch bevor sich die Knospe zur Blüthe entfaltet hat? Beide sind gleich unschuldig, und doch ist ihr Loos ein so verschiedenes!" Allein ist es bewiesen, daß beide gleich unschuldig sind? Daran freilich, daß Laokoon durch einen Speerwurf gegen das hölzerne Roß den Zorn der Athene erregt hat, sind beide gleich unschuldig. Aber es handelt sich ja, wie Welcker nachgewiesen hat, um eine ältere Verschuldung des Vaters, die noch vor dem allgemeinen Untergange der Trojaner besonders und ausdrücklich gesühnt werden muß. Ueber diese Schuld liegen uns zwei Ueberlieferungen vor. Nach der einen bestand sie darin, daß er als Priester des Apollo gegen den Willen des Gottes ein Weib genommen, nach dem andern darin, daß er vor dem Bilde des Gottes mit seinem Weibe Antiope der Liebe gepflogen, also das Heiligthum des Gottes entweiht und geschändet hatte. Die erste, in den Fabeln des Hygin, scheint auf Sophokles zurückzugehen; für die andere führt Servius zum Virgil als Gewährsmann den Euphorion an, einen Dichter und Schriftsteller, der in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts v. Chr. blühte. Warum aber soll dieser Zug nicht ein alter, nicht von Euphorion, der in den erhaltenen Fragmenten seine Gelehrsamkeit und seine Kenntniß der alten Sagen vielfach an den Tag zu legen liebt, gerade aus der ältesten Quelle, aus Arktinos entlehnt sein können? und zwar um so eher, als er mit dem andern Theile der Erzählung des Arktinos, der Erstreckung des Strafgerichtes auf nur einen der Söhne im besten Einklange steht. Nicht Ungehorsam gegen ein Gebot des Gottes, das sich durch menschliche Schwäche noch allenfalls entschuldigen ließe, sondern ein bestimmtes einmaliges Verbrechen, die Entweihung des heiligen Ortes durch freventliche Liebe, bildet die Schuld; und dieses Verbrechen muß gesühnt werden an dem Vater, der es begangen, und an dem Sohne, der persönlich unschuldig doch als die Frucht des Verbrechens belastet ist mit der Schuld des Vaters. Hier erkennen wir wieder die strengste, aber mit dem knappsten Maße strafende Gerechtigkeit. Die Tödtung des andern nicht nur unschuldigen, sondern auch mit keiner fremden Schuld belasteten Sohnes wäre ein Uebermaß der Strafe, eine Grausamkeit.

Man wird vielleicht zugeben, daß ein Dichter die Rettung des Sohnes in der angegebenen Weise habe motiviren können; „aber der Künstler, der diesen Zug der Sage darstellen sollte, für den vermöge seiner auf einen einzigen Augenblick beschränkten Kunst keine psychologische Motivirung möglich war, der sah sich in die Lage versetzt, dem Gefühl des Beschauers etwas zuzumuthen, was

dasselbe viel härter berühren mußte, als wenn er den Tod der beiden Söhne ihm vor Augen stellt", nämlich den Gedanken an eine feige Flucht. Einem solchen Gedanken jedoch widerspreche die Darstellung des Sohnes in der Gruppe selbst. „Der noch unverletzte Jüngling denkt nicht an sich und die ihm selbst drohende Gefahr . . . .; er vergißt alles über dem Leiden des Vaters . . . .; angstvoll, schmerzerfüllt starrt er auf den Vater hin, den Mund zum Hilferuf öffnend; nur am Vater hängt sein Blick, und dieser Blick sagt uns, daß dieser Sohn, selbst wenn es ihm noch einen Augenblick später möglich sein sollte sich zu retten, die Rettung verschmähen, daß er den Tod zusammen mit seinem Vater und seinem Bruder vorziehen wird. Und daß der Tod auch ihn bald ereilen wird, das sehen wir deutlich." Ist das so sicher? Die Betrachtung der Gruppe hat gezeigt, daß jede der beiden Schlangen bereits Gelegenheit gehabt hätte, ihm den tödtlichen Biß zu versetzen. Wenn sie, doch wol mit Absicht, darauf verzichteten, wer will behaupten, daß sie nun nachträglich das Versäumte nachholen werden? Und wodurch verräth der Sohn wirklich eine Neigung, dem Schicksale des Vaters und Bruders zu folgen?

Wenn Niobe verzweiflungsvoll nach oben blickt, so mögen wir ihren Blick dahin deuten, daß auch sie von einem tödtlichen Pfeile getroffen zu werden wünsche. Der Sohn des Laokoon blickt zwar voll Theilnahme auf den Vater; aber das hindert ihn nicht an dem Versuche, sich von den Umschlingungen der Schlange zu befreien; er ergibt sich nicht hoffnungslos dem Verhängniß. Er thut damit nur, was der natürliche Trieb, die augenblickliche Lage wie selbstverständlich fordern, und nur insoweit, als es für den Augenblick nothwendig erscheint, so daß daneben die Theilnahme für den Vater immer noch ihren Ausdruck findet. Sollen wir ihm daraus einen Vorwurf machen? Nach Blümner allerdings; denn Rettung wäre ihm nur möglich durch feiges Verlassen seines Vaters und Bruders, und „wahrlich, das Interesse, welches wir jetzt an diesem Jüngling nehmen, wo wir ihn sein eigenes Loos ganz über den Leiden seines Vaters vergessen sehen, wandelt sich in das Gefühl der Verachtung, wenn wir denken sollten, er werde — so natürlich und jedem Menschen innewohnend auch der Trieb der Selbsterhaltung sein mag — gegenüber seinen leidenden Anverwandten sein Heil in der Flucht suchen." Ich wiederhole, und zwar mit den Worten Lessing's (S. 186 Bl.), die er bei der Hinweisung auf eine übertreibende Nachahmung der bekannten Virgilstelle durch Petronius anwendet, welcher aus den Knaben ein paar heldenmüthige Seelen macht: „Wer erwartet von Menschen, von Kindern, diese Selbstverleugnung?" Zu seiner etwas modern angehauchten Auffassung ist Blümner offenbar nur dadurch gekommen, daß es ihm nicht gelungen ist, sich lebendig in die ganze Situation zu versetzen, wie sie uns die Künstler durch die Gruppe selbst vor Augen gestellt haben.

Im Marmor sind die Schlangen allerdings starr und unbeweglich, und ihre Thätigkeit erscheint auf einen bestimmten einzelnen Moment hin fixirt: in unserer Phantasie hingegen sollen wir sie uns als in schneller, gleißender Bewegung begriffen vorstellen. Schon aus diesem Grunde hat der ältere Sohn nicht nöthig, der Umschlingung seines linken Beines seine volle oder ausschließliche Aufmerksamkeit zuzuwenden: für sich allein bringt sie noch keine Gefahr, sondern hemmt

nur die freie Bewegung. Der Knabe sucht sich daher, wie etwa Jemand, der mit einem Fuße in Schlinggewächsen hängen geblieben ist, möglichst schnell von ihr zu befreien, weniger das Schwanzende abzustreifen, als den Fuß aus der Umschlingung herauszuziehen, was, je weiter die Bewegung vorschreitet, nur um so sicherer gelingen muß. Gewiß unrichtig ist dann aber, „daß, selbst wenn die Schlange ihren Ring um das linke Bein löst, eine im nächsten Moment erfolgende neue und schrecklichere Ringelung des furchtbaren Wurmes das rechte Bein, und zwar diesmal unentrinnbar fesseln wird." Die Schlangenbewegungen gehen vom Kopfe aus, Körper und Schwanzende folgen. Soll also dieses letztere, als wäre es ein zweiter Kopf, durch eine gegenläufige Bewegung den rechten Schenkel des Knaben umschlingen? Es wird vielmehr, wie die vorangehenden Theile über den Schenkel hinweggleiten. — Weiter aber sind die Schlangen ihrer Natur nach eben Schlangen, nicht reißende Thiere, welche gleich Löwen oder hungrigen Wölfen den Menschen nicht nur anfallen und tödten, sondern auch nachträglich noch verspeisen. Und zum Ueberfluß wird uns noch ausdrücklich berichtet, daß die Laokoonschlangen eben so schnell wie sie erschienen, nach Vollziehung ihres göttlichen Auftrages sich wieder entfernen und verschwinden. Betrachten wir nach diesen Voraussetzungen nochmals die Gruppe selbst! Die beiden Schlangen haben zuerst die ganze Familie an die Stelle gefesselt; jetzt wo kein Entrinnen mehr möglich, hat jede von ihnen ihr Opfer ersehen und mit einem tödtlichen Biß vollziehen sie ihr Rachewerk. Nachdem dies geschehen, lösen sie wiederum die nicht mehr nöthigen Bande und enteilen in ihre Schlupfwinkel. Entseelt fallen der Vater und der eine Sohn zu Boden; der andere aber, befreit von den Umwindungen der Schlangen, hat nicht mehr nöthig an feige Flucht zu denken. Er bleibt zur Stelle als lebendiger Zeuge des Geschehenen.

Sophokles ließ beide Söhne untergehen; aber im Hintergrunde seines Drama's erschien das noch größere Leid: der Untergang nicht einer einzelnen Familie, sondern einer Stadt, eines ganzen Staates, der Untergang Troja's. Zudem konnte die Katastrophe nicht auf offener Scene vor sich gehen: sie konnte nur berichtet werden. In dem Bericht aber würde die Schilderung der Wehklagen des einen unmündigen Knaben nicht nur von geringer Wirkung gewesen sein, sondern sie würde sogar die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abgelenkt haben. Sie mußten verschwinden gegenüber der politischen Bedeutung einer Thatsache, in der es sich aussprach, daß die Götter den Untergang Troja's beschlossen hatten. Ein versöhnendes Element in dieser düstern Grundstimmung konnte daher auch nur nach dieser allgemeinen politischen Seite gesucht werden, und Sophokles fand es bereits bei Arktinos, indem dieser den Auszug und die Rettung der dem Laokoon nahe verwandten Aeneaden noch vor dem Untergange der Stadt als die unmittelbare Folge der vorhergehenden Katastrophe hinstellte. — Dieser weite politische Hintergrund konnte natürlich von den Künstlern einer plastischen Gruppe nicht festgehalten werden. Sie mußten die Handlung wieder auf einen engeren Bereich, den Kreis der Familie, zurückführen; und hier war es wiederum die alte epische Sage des Arktinos, welche auch den Künstlern für diesen besonderen Zweck die beste Grundlage darbot: nicht die ganze Familie, sondern

nur der schuldige Theil unterliegt, und so erscheint vor unserer Phantasie, wenn wir uns die Handlung der Gruppe bis an das Ende ihrer unmittelbaren Folgen fortgeführt denken, nicht ein Haufe von Leichen, die wir mit stummer Resignation oder gar mit bitterem Unmuth über den unversöhnlichen Zorn der Götter betrachten, sondern wir finden über den Leichen den einzigen Hinterbliebenen, der in seiner eigenen Hilflosigkeit Zeuge des Unglücks sein mußte, ohne doch selbst Hilfe bringen zu können, und nun dem unendlichen Leid lebendigen Ausdruck verleiht. Er ist nicht die Hauptfigur, wie die Niobe der Statuengruppe; aber er bildet darum nicht weniger das Vermittelungsglied, welches uns von dem Aeußeren des Vorganges zu den inneren Ursachen und den Folgen desselben hinüberleitet und unser Mitleid für ihn selbst sowol wie für die Gefallenen lebendiger erregt, als es irgend ein anderer Zuschauer oder etwa der Chor in einer Tragödie vermöchte. Erst hierdurch wird die Gruppe eine wahrhaft ethische und tief tragische und gewinnt einen nicht weniger würdigen Abschluß als die Tragödie des Sophokles.

Der Boden und sein Zusammenhang mit der Gesundheit des Menschen.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY CALIFORNIA

Von

Max von Pettenkofer[1])

Wenn ich es unternehme, über Boden und seine Beziehungen zu unserer Gesundheit zu sprechen, so bin ich mir vollkommen bewußt, daß ich kein neues medicinisches Thema gewählt habe, es ist im Gegentheile uralt — schon Hippokrates hat vor ein paar tausend Jahren über Luft, Wasser und Boden in gesundheitlicher Beziehung geschrieben — aber es gibt alte Gegenstände, welche stets neuen Reiz gewähren, und in jedem neuen Lichte, von irgend einer neuen Seite betrachtet, jung erscheinen, und zu diesen ewig jungen alten Gegenständen gehört auch der Boden, auf dem wir stehen und wohnen, auf dem wir geboren sind und in dem wir begraben werden. Seit die Menschheit den Begriff Gesundheit erfaßt hat, wurden der Oertlichkeit, die man als wesentlich aus Luft, Wasser und Boden bestehend betrachtete, wol schon immer krank machende und gesund machende Eigenschaften zugeschrieben, man hat aber den Sitz dessen, was krank und gesund macht, mehr in der Luft und im Wasser und weniger im Boden des Ortes angenommen, so lange man sich nämlich vorstellen konnte, daß ein Ort seine eigene Luft und sein eigenes Wasser haben könne, welche wir direct genießen, indem wir sie athmen und trinken, während man vom Boden unabhängiger zu sein glaubte, auf dem man nur tritt. Die Luft eines Ortes konnte man in der Gesundheitspflege aber nur so lange an erste Stelle setzen, als man nicht wußte, daß die durchschnittliche Geschwindigkeit der Atmosphäre an der Erdoberfläche 3 Meter in der Secunde ist, und daß sie selbst in dem Zustande, welchen unser Gefühl als völlige Windstille empfindet, noch bis zu $^1/_2$ Meter Weg in der Secunde zurücklegt. Man kann von einem eigentlichen Stagniren der Luft selbst in engen Schluchten und Thälern, selbst in den engsten Straßen nicht sprechen, sie ist vielmehr in beständigem Ortswechsel be-

[1]) Vortrag in der ersten allgemeinen Sitzung der Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Salzburg, den 18. September 1881.

griffen, und wenn sie an einem Orte Eigenschaften hat, oder Stoffe enthält, welche an benachbarten Orten sich nicht bemerkbar machen, so können dieselben nicht aus der Luft stammen, sondern sie müssen von der Oertlichkeit abgeleitet werden, aus welcher sie sich der Luft mittheilen, um dann in der freien Atmosphäre durch fortschreitende Verdünnung und andere Vorgänge wieder zu verschwinden.

Aehnlich wie bei der Luft ist es auch beim Wasser eines Ortes. Alles Wasser, was wir auf Erden trinken, fällt vom Himmel und ist überall fast gleich zusammengesetzt. Erst wenn es in den Boden eindringt und durch ihn weiter zieht, verändert es sich durch Aufnahme von Stoffen, welche der Oertlichkeit entstammen, durch die es läuft, welchen Satz schon Hippokrates ausgesprochen hat. Aber auch im Wasser verschwinden für uns örtliche Beimengungen theils durch Verdünnung, theils durch chemische Veränderungen wieder, ebenso, wie in der Luft, — nur in dem Grade weniger und langsamer, als das Wasser im Boden in geringerer Menge vorhanden ist und sich langsamer bewegt. Diese Reinigung des Wassers erfolgt nicht blos bei längerem Verweilen und Bewegung im porösen Boden, sondern auch in offenen Rinnsalen, in Bächen und Flüssen. Brunner und Emmerich haben das Wasser der Isar vom Gebirge an bis zur Mündung in die Donau an ein und demselben Tage an vielen Stellen gleichzeitig geschöpft und es überall wesentlich gleich gefunden, obschon der Fluß von den an seinen Ufern liegenden Orten beträchtliche Beimengungen erhält. —

Was kommt nicht alles in die Elbe, bis sie von Böhmen hinab in's Meer fließt, und doch ist filtrirtes Elbwasser in Hamburg und in Altona noch als reines Trinkwasser anerkannt.

Der Fluß Trent in England nimmt in seinem Laufe, ehe er Nottingham erreicht, das Canalwasser von 2 Millionen Menschen, die an seinen Ufern wohnen, auf, welches mindestens über 2 Millionen Liter täglich beträgt, und doch ist bei dieser Stadt sein Wasser klar, wohlschmeckend und chemisch frei von all den schädlichen Bestandtheilen, welche durch diese enorme Menge Schmutzwasser hereingebracht werden.

In Paris ergoß unterhalb der Brücke von Asnières der Sammelcanal von Clichy einen beträchtlichen Strom schwärzlichen Wassers in die ruhig fließende Seine, welche dadurch so verunreinigt wurde, daß weder Fisch noch Pflanze mehr darin leben konnte, — und doch ist einige Meilen unterhalb Paris bei Meulan jede Spur der Verunreinigung des Flusses wieder verschwunden.

Wenn also Luft oder Wasser an einem Orte verdorben sind, so geht die Verderbniß nicht von einer Entmischung oder Zersetzung dieser beiden Lebens-Elemente aus, sondern vom Orte selbst und sie reinigen sich bald wieder. Am längsten und zähesten haftet eine Verunreinigung am Boden, der keinen Ortswechsel hat, wie Luft und Wasser. Wenn man früher für einen Ort den hygienischen Werth der Luft an erste Stelle, den des Wassers an zweite und den des Bodens an dritte Stelle setzte, so darf man gegenwärtig die Reihenfolge wohl umkehren.

Der Einfluß des Bodens auf die Gesundheit der darauf Lebenden tritt am deutlichsten beim Herrschen einiger epidemischer Krankheiten hervor. Daß die

Malariakrankheit, das Wechselfieber vom Boden stammt, hat man von jeher angenommen: in neuerer Zeit hat ein genaues Studium der Verbreitungsart der Cholera, des Abdominaltyphus, des Gelbfiebers und auch der Pest es Vielen zur Ueberzeugung gemacht, daß auch diese Krankheiten, welche man einst für vom Boden unabhängig hielt, weil ihr specifischer Keim durch den menschlichen und sachlichen Verkehr verbreitbar ist und wirklich verbreitet wird, in irgend einer Weise doch mit dem Boden zusammenhängen, wenn das nähere Wie auch erst zu ermitteln ist. Die namentlich bei Cholera und Typhoid so häufig und so scharf auftretende örtliche Begrenzung suchte man allerdings zunächst nicht aus einem Bodeneinflusse, sondern aus dem Einfluß von Luft oder Wasser zu erklären, in welche Krankheitskeime von Menschen gelangt sein konnten; eine unparteiische strengere Prüfung der örtlichen Ausbreitung dieser Krankheiten in kleineren und größeren Kreisen hat nun aber zur Evidenz ergeben, daß in vielen Fällen Luft und Wasser nicht länger als Ursachen der Begrenzung aufrecht erhalten werden können, sondern daß man die Ursachen des epidemischen Auftretens im Boden zu suchen habe.

Bei dem Vorkommen der Cholera selbst auf hoher See auf Auswandererschiffen und auf Kriegsschiffen, wo man denken sollte, daß da von einem Bodeneinflusse absolut keine Rede mehr sein könnte, macht sich derselbe oft in der auffallendsten Weise kenntlich, indem nur Personen, welche von gewissen Oertlichkeiten kommend eingeschifft wurden, von der Krankheit ergriffen werden, während die übrigen auf dem Schiffe nicht einmal von einer Diarrhöe zu leiden haben, obschon sie unter den Kranken verweilen und Alle gleiche Kost und gleiches Wasser und gleiche Luft genießen. An sich müssen die das Meer befahrenden Schiffe als für Cholera unzugängliche (immune) Orte betrachtet werden, weil es die Regel ist, daß die Krankheit in einzelnen Fällen auf sie gebracht erlischt, weshalb es auch in der seemännischen Praxis als beste prophylaktische Maßregel gilt, in See zu gehen, die Kranken mitnehmend und allen weiteren Verkehr der Mannschaft mit dem inficirten Hafen oder Ufer unterbrechend. Die ausnahmsweise auf Schiffen dennoch vorkommenden epidemischen Ausbrüche können nicht durch Ansteckung von Person zu Person, sondern müssen stets durch den vorhergegangenen Verkehr des Schiffes oder seiner Mannschaft oder Passagiere mit einem cholerainficirten Boden erklärt werden.

Nicht minder deutlich und oft weisen auf den maßgebenden Einfluß des Bodens auch die für Cholera unzugänglichen (immunen) Gegenden und Orte auf dem Lande hin. Gestatten Sie mir ein bekanntes, aber prägnantes Beispiel anzuführen, die große Fabrik- und Handelsstadt Lyon in Südfrankreich, welche seit dem Erscheinen der Cholera in Europa stets den lebhaftesten Verkehr zu Wasser und zu Lande mit cholerainficirten Nachbarstädten ungestraft unterhalten hat. So oft schon in Paris und Marseille Choleraepidemien waren, in Lyon, welches gerade zwischen diesen beiden Infectionsheerden liegt, konnte die Krankheit noch nie epidemisch Fuß fassen, trotz vielen von außen eingeschleppten Fällen, selbst nicht im Jahre 1849, wo sich die Stadt empört hatte, von cholerainficirten Regimentern aus Paris und Marseille belagert, erobert und besetzt wurde, ohne

daß trotz Aufruhr, Noth und Elend aller Art die niedergeschlagene Civilbevölkerung von Cholera ergriffen wurde.

Die Immunität von Lyon ist gegenwärtig eine in Frankreich allgemein anerkannte Thatsache und die Stadt genießt von diesem gütigen Geschenk des Himmels auch nicht unbeträchtliche materielle Vortheile, insofern die reichen Leute von Paris und Marseille, denen die Verhältnisse gestatten fortzugehen, sobald in ihrer Heimath die Cholera ausbricht, scharenweise nach Lyon ziehen und die oft lange währende Gastfreundschaft der Lyoner gerne theuer bezahlen. Wenn man früher in Lyon fragte, warum die Stadt so glücklich ist und so auffallend verschont bleibt, so konnte man sich nicht auf außerordentliche Reinlichkeit oder besondere Wohlhabenheit des zahlreichen Proletariates, auch nicht auf das vortreffliche Trinkwasser der Stadt berufen, welches bis 1859, bis zur Errichtung der neuen Wasserleitung mit filtrirtem Rhonewasser sehr schlecht beschaffen war, und so berief man sich daher auf die Luft, deren beständige Bewegung in Folge der Vereinigung der beiden großen Ströme Rhone und Saone eine so lebhafte sei, daß sie dem importirten Choleragift stets Herr werde und es nicht aufkommen lasse. Wenn man aber die auf der meteorologischen Station beobachtete Windgeschwindigkeit vergleicht mit anderen von Cholera schwer betroffenen Gegenden und Orten, so findet sich nicht der geringste Unterschied zu Gunsten von Lyon. Das Plateau von Languedoc, über welches so oft die Mistralstürme fahren, welche Dächer abdecken, Bäume entwurzeln und im Hafen von Marseille selbst Schiffe zerschlagen, wird nicht selten von schweren Choleraepidemien heimgesucht.

Spätere Untersuchungen haben ergeben, daß für die Erklärung der Immunität von Lyon auch nur seine Bodenverhältnisse übrig bleiben, gleichwie für viele derartige andere Orte. Die Immunität von Lyon ist — abgesehen von der Größe der Stadt — nicht auffallender, ja nicht einmal so auffallend, als z. B. die von Versailles, wohin von Paris aus trotz des täglichen und stündlichen Verkehrs die Cholera noch nie in epidemischer Form gebracht werden konnte. Decaisne hat nachgewiesen, daß auch für die Immunität von Versailles nur die Bodenverhältnisse in Betracht kommen.

Man braucht übrigens nicht nach Frankreich zu schweifen, man findet die analogen Fälle überall, wo man die Verbreitung der Cholera oder des Typhoids ernstlich untersucht. Die schöne Stadt Salzburg, welche gegenwärtig die Versammlung der Naturforscher und Aerzte so gastfreundlich beherbergt, gehört auch zu den glücklichen Städten, welche bisher von Choleraepidemien noch immer verschont geblieben sind, trotzdem daß jedesmal, wenn die Krankheit in Oesterreich oder Südbaiern war, zahlreiche Choleraflüchtlinge sich hier ansammelten, unter denen Cholerafälle vorkamen, ohne auf die Stadt überzugehen. Nur im Winter 1873/74, wo der heftige Choleraausbruch in der Gefangenanstalt Laufen vorkam, stellten sich auch in Salzburg schwache Zeichen ein, daß wenigstens einzelne Stadttheile nicht absolut und jederzeit gegen Cholera gefeit seien, ähnlich wie auch Lyon einmal im Jahre 1854 erfahren mußte, daß nicht die ganze Stadt unempfänglich ist. Die Lyoner lassen sich das zwar nicht gerne sagen, weil ihnen zu viel am Ruhm ihrer Immunität gelegen ist, sondern sie fragen:

was sollen in einer Reihe von 50 Jahren einmal in einem Jahre einige hundert Cholerafälle gegenüber der gesammten Bevölkerung von Lyon bedeuten, welche mehr als 400,000 Seelen zählt? Man darf aber nicht so rechnen, man muß vielmehr fragen: wie viel Einwohner hat der Stadttheil, welcher — wenn auch nur einmal — eine beträchtliche Anzahl Cholerafälle gehabt hat, und da kann die Antwort nicht anders ausfallen, als daß die Vorstadt Guillotière 1854 eine ausgesprochene Choleraepidemie gehabt hat. Dieser einmaligen Epidemie ging eine auch nur einmalige abnorme Trockenheit und ein so andauernd niedriger Rhonestand voraus, wie er in Lyon seit 1826 nicht beobachtet wurde.

Und so könnte auch Salzburg wenigstens stellenweise einmal heimgesucht werden, wenn der Himmel hartnäckig längere Zeit seine Schleußen verschließen würde, und wenn die Cholera in der Nähe wäre, was wir aber weder wünschen wollen, noch zu fürchten haben, da Salzburg bisher immer noch wegen fleißigen und gründlichen Regnens bei allen Reisenden bekannt ist.

Eine große Reihe von Belegen für den Einfluß der Oertlichkeit und namentlich des Bodens enthalten auch die Berichte der Choleracommission für das deutsche Reich, unter denen ich namentlich auf die Verbreitung der Cholera im Königreich Sachsen von Günther und im Regierungsbezirk Oppeln von Pistor hinweisen möchte, welche beide Forscher sich nicht damit begnügten, nur die letzte Choleraheimsuchung von 1872—1874 in's Auge zu fassen, sondern welche alle zur Kenntniß gelangten Choleravorkommnisse seit dem Erscheinen der Seuche in Europa, seit 1832 in den Kreis ihrer Untersuchung gezogen haben. Die Berechtigung der lokalistischen Anschauung in Bezug auf Cholera und andere epidemische Krankheiten kann nicht länger mehr in Frage gestellt werden, und wenn dieses das einzige Resultat wäre, zu welchem die deutsche Choleracommission beigetragen hätte, so wäre es groß genug, um die vom Reiche darauf verwandten Mittel nicht als nutzlos vergeudet anzusehen, denn es dürfte jetzt die Forschung eine bestimmte, und eine andere Richtung als bisher annehmen.

Fragen wir uns nun: Was mag das sein im Boden, was eine so mächtige Wirkung auf unsere Gesundheit im guten und bösen Sinne ausüben kann? Auf diese Frage vernimmt man, soweit es sich um Schädigung der Gesundheit handelt, von den verschiedensten Seiten gegenwärtig so ziemlich die gleiche Antwort, der ich selber auch schon längst gehuldigt habe: aller Wahrscheinlichkeit nach sind es kleinste Organismen, oder Erzeugnisse derselben, wovon viele Millionen von Individuen zusammengenommen erst den Umfang des kleinsten Stecknadelknopfes oder einen Milligramm Gewicht haben, welche den porösen Boden von seiner Oberfläche bis in große Tiefen hinab bewohnen, welche uns schädlich und unschädlich und selbst nützlich sein können, gleich wie wir größere schädliche und unschädliche und nützliche Thiere und Pflanzen schon längst kennen. Bisher waren sie uns unsichtbar und erst die neuere Pflanzen- und Thier-Physiologie und Pathologie hat sie durch Mikroskop und Culturversuche sichtbar gemacht. Ein hervorragender Pflanzenphysiologe Naegeli hat sie gerade mit Rücksicht auf ihre hygienische Bedeutung in seinem bekannten inhaltreichen Werk: Die niederen Pilze in ihren Beziehungen zu den Infectionskrankheiten und der Gesundheitspflege getreu und lebhaft geschildert. Ihre dem gewöhnlichen Auge

geheimnißvolle Gegenwart erinnert an den alten Glauben an unsichtbare Geister, welche zeitweise aus der Erde steigend in Luft und Wasser weben und manche Orte so unheimlich machen.

Naegeli nennt einen Boden, welcher Epidemien hervorruft oder begünstigt, sehr bezeichnend einen siechhaften, und sein Gegentheil einen siechfreien. Man darf aber nicht glauben, daß nur der erstere Ort Spaltpilze und solche niedrige Organismen beherberge und der letztere nicht, oder daß sie nur aus ersterem und nicht auch aus letzterem zu uns gelangen, — im Gegentheil, sie sind überall und immer vorhanden. Wenn sie sich nun einmal schädlich, einmal unschädlich erweisen, so zwingt das zu der Annahme, daß entweder nicht überall und nicht immer dieselben Arten vorkommen, oder daß die gleichen Arten an verschiedenen Orten, unter verschiedenen Umständen und zu verschiedenen Zeiten verschiedene Eigenschaften annehmen, daß sie sozusagen nur stellen- und zeitweise giftig werden. Es mag nun das eine oder andere der Fall sein, immer wird das Medium, in welchem sie leben, den größten Einfluß darauf haben, und soweit dieses Medium der Boden ist, ist er auf die Bedingungen zu untersuchen, welche er dem Wachsthume dieser Organismen und deren Uebergang auf den Menschen gewährt. Gerade in dieser Richtung hat uns die Mykologie noch sehr wenig aufgeklärt, und harren da noch viele Räthsel ihrer Lösung: aber so viel steht bereits fest, daß nicht nur die Landwirthschaft, sondern auch die Gesundheitswirthschaft sich mit dem Boden zu befassen hat.

Man ist mit Untersuchung des Bodens in hygienischer Beziehung bereits vorgegangen, ehe man von Spaltpilzen als Ursachen der Infectionskrankheiten sprach, es genügte dazu ja schon die einfache Wahrnehmung, daß unter gewissen Bodenverhältnissen solche Krankheiten vorkommen und nicht vorkommen. Man vermochte auch bereits, ohne die näheren und nächsten Ursachen zu kennen, einen siechhaften Boden mehr oder weniger siechfrei zu machen. Das bekannteste Beispiel dieser Art ist wohl das Wechselfieber und der Malariaboden, dem man nicht nur durch Drainirung und Entsumpfung des Untergrundes, sondern auch durch Cultivirung und Düngung der Oberfläche seine schädliche Wirkung ganz oder theilweise zu nehmen wußte. Von höchstem Interesse ist, was Tommasi-Crudeli in seiner kürzlich erschienenen Schrift „Die Malaria Rom's und die alte Drainage der römischen Hügel" darüber mittheilt, daß nämlich zu den Zeiten der alten Römer die Bewohner Rom's und der Campagne viel weniger an Fieber zu leiden hatten, als es später und gegenwärtig der Fall ist. Der Archäologe de Tucci machte vor kurzem auf eine eigenthümliche Art unterirdischer Kanäle, cuniculi genannt, in den römischen Hügeln aufmerksam, Tommasi studirte diese Einrichtungen, und fand, daß sie nur bestimmt sein konnten, die Hügel zu drainiren, daß sie aber nun verstopft und unwirksam sind. Früher waren sie nach Tommasi's Ansicht so selbstverständliche Einrichtungen, daß die altrömischen Schriftsteller dieselben gar nicht erwähnen, erst in den Stürmen der Völkerwanderung und im Mittelalter kamen sie derart in Vergessenheit, daß sie jetzt erst wieder entdeckt werden mußten.

Auch gegen andere Infectionskrankheiten, welche vom Boden abhängen, ist

man mit auf den Boden berechneten Maßregeln nicht ohne Erfolg vorgegangen, ohne ihre specifischen Ursachen zu kennen.

Was sind nun den Epidemien günstige Bodenverhältnisse?

Es ist eine alte Erfahrung, daß auf sogenanntem Alluvialboden, im angeschwemmten Lande gewisse Infectionskrankheiten ihre Lieblingssitze haben. Der Alluvialboden besteht chemisch und geognostisch wesentlich aus den gleichen mineralischen Stoffen, wie die compacten Gebirgsmassen, aus deren Zertrümmerung er entstanden ist, — nur seine physikalische Aggregation ist wesentlich verschieden und zeichnet sich der Alluvialboden vor dem Felsboden durch seine große Permeabilität für Luft und Wasser, durch große Porosität aus, d. h. durch Zwischenräume, in welchen Luft und Wasser neben organischen Stoffen Platz finden. Es gibt auch Felsarten, welche sehr porös sind, und diese verhalten sich dann nicht anders wie Alluvialboden, wie die Choleraepidemien auf dem Felsen von Malta beweisen.

Im gewöhnlichen Leben hat man kaum eine Vorstellung von der Größe der Porosität des Bodens, auf dem wir wohnen. Schwere thurmhohe Gebäude stehen oft auf einem Boden, welcher zum dritten Theil seines Volumens mit Luft erfüllt ist. Die Untersuchungen über Grundluft haben erst begonnen, uns aber doch schon durch einige unerwartete Ergebnisse überrascht. Ihr hoher Kohlensäuregehalt, welcher mit der Entfernung von der Oberfläche in der Regel noch zunimmt, und welchem auch unsere Quellen und Brunnen ihre Kohlensäure verdanken, unterscheidet sie von der über dem Boden dahinwehenden Luft. Diese Kohlensäure stammt wesentlich von organischen Stoffen und vom organischen Leben im Boden, mit welchem sie sich vermehrt und vermindert. Im trocknen todten Boden der liby'schen Wüste, aus welcher Zittel seinerzeit Grundluft in Glasröhren eingeschmolzen heimbrachte, zeigte dieselbe keinen anderen Kohlensäuregehalt, als die darüberstehende freie Wüstenluft, während Grundluft aus einem Palmengarten in der Oase Farafreh wieder viel Kohlensäure ergab. Daß diese Kohlensäure größtentheils aus dem unterirdischen organischen Stoffwechsel stammt, ergibt sich aus den Untersuchungen von Fleck, Fodor, Wolffhügel, Möller, Wollny und anderen, welche den Sauerstoffgehalt der Grundluft um das niedriger fanden, um was ihr Kohlensäuregehalt höher war, als der der freien Luft.

Daß auch die Luft im Boden nicht stagnirt, sondern wie die freie Atmosphäre beständig, nur langsamer sich bewegt, kann nicht blos aus physikalischen Gesetzen gefolgert, sondern auch durch Versuche und Beobachtungen leicht dargethan werden. Unsere Wohnungen lüften oder ventiliren sich zu einem nicht geringen Theile durch Grundluft. Renk beobachtet seit längerer Zeit mit Hilfe des Recknagel'schen Differenzialmanometers, ob die Luft aus dem Boden in's Haus herein, oder aus dem Hause in den Boden strömt, und findet, daß den größten Theil des Jahres hindurch der Zug vom Boden in's Haus herein geht. Renk hat ferner gezeigt, daß die in's Haus ziehende Grundluft selbst bei dem langsamen Tempo, in dem sie sich bewegt, Staub mitbringt, und andere Forscher haben gezeigt, daß diese Luft auch in Nährlösungen entwicklungsfähige Pilzkeime trägt.

Es ist demnach leicht einzusehen, wie der Boden, auch ohne daß wir ihn essen, auf unsere Gesundheit wirken kann; die Grundluft spielt den stets bereiten Vermittler, soweit es Spaltpilze betrifft. Es ist nun auch leicht einzusehen, warum gerade oft gewisse Häuser von gewissen Zuständen im Boden so auffallend zu leiden haben, namentlich wenn sie schlecht gelüftet sind. Die Luftbewegung in einem geschlossenen Hause ist um das viel tausendfache geringer als im Freien, und diesem Verhältnisse entsprechend, wird die in die Häuser eindringende Grundluft viel weniger verdünnt, als die in's Freie dringende, und läßt von dem aus dem Boden Mitgebrachten viel mehr liegen. In der kälteren Jahreszeit, so lange geheizt wird, und auch im Sommer während jeder Nacht, wo die Luft in unseren Häusern wärmer ist, als die sie umgebende äußere Luft, wirken die Häuser wie Zugkamine und saugen Luft aus dem Boden, wie aufgesetzte Schröpfköpfe. Es ist eine uralte Erfahrung, daß es das Gefährlichste ist, in den pontinischen Sümpfen (d. h. in einer Fiebergegend) zu *schlafen*, d. h. die Nacht zu verbringen.

Viele denken wohl, die Grundluft sei vorerst noch ein theoretischer Gegenstand und sehr weit noch von einer praktischen Anwendung entfernt. Dem damit vertrauteren Arzte kommt das bereits nicht mehr so vor. Ich erinnere an das, was Oberstabsarzt Dr. *Port* in einem Vortrage über die Aetiologie des Abdominaltyphus zunächst im Interesse der Militärhygiene, des Kasernen- und Lagerbaues so anschaulich ausgesprochen hat. *Port* sagt:

„Wenn man sich die Gefahr vergegenwärtigt, welcher die Bewohner siechhaften Bodens ausgesetzt sind, dadurch daß sie ihre Häuser ohne irgend eine Schutzvorrichtung, ich möchte sagen barfuß in den Boden hineinstellen, und wenn wir bedenken, daß selbst unsere vornehmsten Paläste an dieser partiellen Nacktheit laboriren, so macht uns dies nothwendig den Eindruck eines kleinen Culturdefectes. Wir haben in dieser Beziehung die primitivsten Constructionen aus der Kindheit der Baukunst nicht nur nicht überflügelt, sondern wir sind um ein ganz Bedeutendes hinter denselben zurückgeblieben. Wir haben vom hygienischen Standpunkt durchaus keine Ursache, auf die Landpfahlbauten mancher fremden Völkerschaften und auf die Lehmhütten, die sich noch bei unsern Bauern hie und da vorfinden, mit Geringschätzung herabzublicken; beide haben, wenn auch auf ganz verschiedenem Wege, ein hygienisches Princip berücksichtigt, das unsern Bautechnikern entgangen ist, sie haben ihre Wohnräume vom Boden unabhängig gemacht, dort durch Unterlegung eines die Luftcirculation ermöglichenden Pfahlrostes, hier durch Absperrung der Hütten mittelst eines Lehm-Estrichs. Die Ueberlegenheit dieser primitiven Wohnungen über unsere modernen Gebäude läßt sich vielleicht durch kein anderes Beispiel so überzeugend darthun, als durch die Schilderung, die uns Pr. *Hirsch* von einem Choleraausbruch auf dem Landgute des um die öffentliche Gesundheitspflege so hochverdienten Oberbürgermeisters v. *Winter* in Danzig gegeben hat.

Vor dem Gutshause desselben liegen neun Häuser in einer Gruppe zusammen, welche von den Dienstleuten des Gutes bewohnt werden; sieben von diesen Häusern sind neu in Fachwerk mit Backsteinfütterung aufgebaut, mit Kellern versehen, die vollkommen trocken sind; die Parterregeschosse in diesen Häusern sind gedielt; die Räume in denselben sind trocken, luftig und reinlich gehalten; die Mistgruben in der in ländlichen Ortschaften gewöhnlichen Weise angelegt. Nur zwei in der Mitte dieser Häusergruppe gelegene Wohnungen sind noch nicht umgebaut; es sind alte Lehmkathen mit niedrigen Wohnräumen, ohne Keller, die Stuben nicht gedielt, sondern mit bloßem Estrich versehen, die Verhältnisse in denselben also im Ganzen weit ungünstiger als in den zuerst beschriebenen, übrigens aber die Bewohner derselben in ihrer Lebens-Erwerbs-Nahrungsweise u. s. w. in Nichts von denjenigen unterschieden, welche die neu angelegten Dienstwohnungen inne haben: die Bevölkerung sämmtlicher neun Häuser beträgt ca. 150 Seelen. In einem der

neuen Häuser fand eine an Cholera erkrankte und von der Straße aufgehobene Frau Aufnahme; drei Tage später traten in der Bewohnerschaft desselben Hauses die ersten Erkrankungsfälle auf und alsbald verbreitete sich die Seuche über das ganze Gehöft, mit Ausnahme jener zwei alten Kathen, deren Insassen mit ihren Nachbarn in demselben Verkehre, wie diese unter einander blieben; während in den sieben neuen Häusern siebzehn Individuen erlagen (also nahe 15 Proc. der Bevölkerung), ist in den alten Wohnungen kein Erkrankungsfall an Cholera vorgekommen. — Der Bodenabschluß, den die alten Lehmkathen in ihrem Lehm-Estrich besaßen, war offenbar die Ursache ihres Freibleibens. Die Umwandlung der andern Hütten in moderne Bauten mit offenen Fundamenten, mag wol für den Comfort der Bewohner recht günstig gewesen sein; hygienisch war sie eine reformatio in pejus. Bei unsern Vorstellungen über die Salubrität eines Hauses begehen wir sehr häufig den Fehler, hygienische und Comfortrücksichten mit einander zu verwechseln."

Port führt noch andere für den Einfluß der Grundluft sprechende Thatsachen an und resumirt seine Betrachtungen in dem Satze: „daß er als die erste hygienische Rücksicht, als die oberste prophylaktische Maßregel gegen gewisse Infectionskrankheiten eine geeignete Behandlung des Bodens betrachte, wodurch wir Häuser, Baracken, Zelte u. s. w. zu seuchenfreien Wohnsitzen machen können." „Aus solchen Wohnsitzen brauchen wir bei dem Auftreten von Epidemien nicht zu fliehen; wir können darin einer Seuchenbelagerung Trotz bieten. Von solchen Wohnsitzen können wir in Wahrheit sagen: Mein Haus, meine Burg."

Es ist sehr zu wünschen, daß die Bautechnik wenigstens versuchsweise in die von Port bezeichnete Bahn einlenke. Ohne Versuche kommt die praktische Hygiene ebensowenig vorwärts, als irgend eine andere Technik, und wo der Einzelne nicht experimentiren kann, sollte der Staat im Interesse des öffentlichen Wohles eintreten und die Mittel zur Entscheidung wichtiger Fragen gewähren.

Eine ebenso wichtige Rolle wie die Luft, spielt das Wasser im Boden. Ohne Wasser ist bekanntlich kein organisches Leben, kein organischer Stoffwechsel denkbar, bestehen wir selbst ja nahezu zu drei Viertheilen aus Wasser. Deshalb kann schon von vornherein gefolgert werden, daß der Wechsel in der Durchfeuchtung des Bodens einen maßgebenden Einfluß auf die organischen und organisirten Bestandtheile des Bodens, auf das organische Leben in ihm haben müsse. Es sind namentlich zwei Feuchtigkeitsgrade zu unterscheiden, einer, in welchem Luft und Wasser zugleich sich in den Besitz der Poren theilen, und einer, in welchem die Poren vollständig mit Wasser erfüllt sind, und die Luft vom Wasser daraus verdrängt ist. Im ersteren Falle spricht man von Bodenfeuchtigkeit, im letzteren von Grundwasser. In vielen Fällen, aber durchaus nicht immer und überall, spricht sich der Wechsel der Bodenfeuchtigkeit im Stande des Grundwassers am deutlichsten aus.

Die Coincidenz des Grundwasserstandes mit der Frequenz des Typhoids, z. B. in München, ist eine seit 1856 ununterbrochen fortlaufende Thatsache, welche von Buhl entdeckt, von Seidel nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung geprüft und von Port für die Münchner Garnison und von Ziemßen für die Zugänge in den Civilkrankenhäusern bis zum heutigen Tage weiter verfolgt und bestätigt wurde, die Thatsache nämlich, daß bei einem über das Mittel erhöhten Grundwasserstande weniger, bei einem unter dem Mittel be-

findlichen mehr Typhusfälle vorkommen. Das Gleiche wurde von Virchow auch für die Typhusbewegung in Berlin constatirt. In Berlin fällt der niederste Grundwasserstand durchschnittlich in den Spätsommer und Herbst, in München in den Winter. Dem entsprechend sind auch die durchschnittlichen Typhuszeiten für Berlin und München verschieden: in Berlin sind es Spätsommer und Herbst, in München die Wintermonate. Hat München einmal recht trockene Sommer, so hat es auch Sommerepidemien.

Daß die Ursache davon nicht der Grundwasserstand an und für sich, sondern nur die Feuchtigkeit und davon abhängige Processe in den über dem Grundwasser liegenden Schichten sein kann, spricht sich in zwei Thatsachen sehr deutlich aus: erstlich darin, daß es Typhusorte gibt, die wohl porösen Boden, aber kein Grundwasser haben, und dann, daß der Grundwasserspiegel durch künstliche Mittel, durch Stauung, oder durch Auspumpen oder Ablassen beliebig erhöht und erniedrigt werden kann, ohne daß sich ein Einfluß auf die Typhusfrequenz bemerkbar macht. Der erste Fall ist gegeben in Orten, wo sich auf der ersten wasserdichten Schicht, sei es wegen zu steilen Gefälles derselben oder aus anderen Gründen gar kein Grundwasser sammelt, aus dessen Schwankungen auf den Feuchtigkeitsgrad der darüber liegenden Schichten geschlossen werden könnte; der zweite Fall, wo der Grundwasserspiegel im Bereiche der Stauungshöhe eines Flusses liegt. In München z. B. in einem Stadttheile zunächst der Isar war man einmal gezwungen, zur Vornahme baulicher Arbeiten im Untergrunde ein im Flusse befindliches Stauwöhr Monate lang offen zu lassen, wodurch sich der Grundwasserspiegel dieses Stadttheiles beträchtlich, um mehr als einen Meter senkte und es zeigte sich keine Vermehrung des Typhus, und als das Stauwöhr an der Praterbrücke wieder geschlossen wurde und damit das Grundwasser wieder um einen Meter gestiegen war, keine Verminderung. Es sind deshalb in München für Beobachtung des Grundwasserstandes bezüglich der Typhusfrequenz auch nur jene Brunnen brauchbar, deren Spiegel höher liegt, als die Stauhöhe der Isar. Nur wenn die Schwankungen des Grundwasserspiegels von Befeuchtung oder Austrocknung der über dem Grundwasser liegenden Bodenschichten herrühren, zeigen sie eine Coincidenz mit der Typhusfrequenz. Ich habe von jeher den Grundwasserstand nur als den besten und deutlich sichtbaren Zeiger oder Index für den zeitlichen Rythmus der Bodenfeuchte in den über dem Grundwasser liegenden Schichten betrachtet und mich darüber schon wiederholt und unzweideutig genug ausgesprochen.

Aehnlich wie der Abdominaltyphus bei uns, bewegt sich in ihrer ständigen Heimath in Indien, im Delta des Ganges und Bramaputra jährlich auch die Cholera umgekehrt mit der Regenmenge, mit der Durchfeuchtung des Bodens durch die Monsuns, wie aus den Nachweisen von Macpherson, Lewis und Cunningham unzweifelhaft hervorgeht. Dasselbe Verhalten zeigt die Cholera auch bei uns. Die so merkwürdige Zweitheilung der Choleraepidemie von 1873 und 1874 in München in eine Sommer- und Winterepidemie ist nur durch die Bodenfeuchtigkeitsverhältnisse erklärlich. Die Epidemie begann zu Ende des abnorm trockenen Juli, gerieth aber nach abnorm heftigen Niederschlägen zu Anfang August schon nach ein paar Wochen wieder auffallend in's

Stocken, und erlosch Ende October anscheinend vollkommen, um bei fortdauernder Trockenheit Mitte November neuerdings mit größerer Heftigkeit als im Sommer auszubrechen und dauerte bis Ende April 1874. Die Stadt Augsburg, nur 9 Meilen von München entfernt, welche bei der Epidemie von 1854 verhältnißmäßig viel mehr als München damals zu leiden hatte, blieb 1873 trotz mehrfach eingeschleppter Fälle, gegen die nichts geschehen konnte, was nicht auch in München geschehen war, frei von der Epidemie, hatte aber auch um 30 Procent mehr Regen als München in diesem Jahre, fast so viel, als durchschnittlich die Regenmenge in Salzburg beträgt.

Ich kann auf diese Verhältnisse, welche ohnehin schon Vielen bekannt sind, hier nicht weiter eingehen, ich wollte sie nur als Beleg für den Einfluß der Bodenfeuchtigkeit überhaupt anführen, soweit dieselbe bei gewisser Bodenbeschaffenheit am Grundwasserstande meßbar ist.

Was uns näher liegt, ist die Beziehung des Bodens zum Wasser, welches wir für die Wasserversorgung, sei es aus Brunnen oder Quellen schöpfen, zum Wasser als einem Vehikel für Stoffe aus dem Boden, ähnlich wie bei der Grundluft. Wenn in einem Orte Typhus oder Cholera epidemisch herrscht, so streiten sich gegenwärtig noch sehr häufig zwei Parteien darüber, ob der epidemische Einfluß vom Wasser oder von der Luft des Ortes herrührt? Von vornherein muß man ja annehmen, daß Beides möglich ist, daß ein sogenannter *siechhafter* Boden seine Schädlichkeit sowohl an das Wasser im Boden, als auch an die Luft im Boden abgeben kann, aber es kann auch anders sein, es kann sein, daß für gewisse Stoffe und niedrige Organismen nur der eine oder andere Weg möglich ist. Darüber muß Beobachtung und Experiment entscheiden. Der Uebergang an das Wasser ist bisher den meisten Aerzten als der nächstliegende, wahrscheinlichste Weg erschienen, und hat sich aus dieser Anschauung die sogenannte Trinkwassertheorie entwickelt. Aber da ist nun sehr auffallend, daß gerade von dem bekanntesten Bodeninfectionsstoffe, von dem in den römischen Fiebergegenden von *Klebs* und *Tommasi-Crudeli* entdeckten und studirten Bacillus malariae constatirt worden ist, daß er ohne Luft nicht leben kann. Die beiden Forscher fanden bei ihren Cultur- und Infectionsversuchen, daß das Malariagift nicht auf das Wasser übergeht, welches ruhig über dem an Malariagift sehr reichen Schlamme steht. *Tommasi* hat in seiner bereits citirten neuesten Schrift die Malaria Rom's und die antike Drainage der römischen Hügel wörtlich ausgesprochen: „Der Bacillus malariae ist ein hervorragend luftliebiger Organismus." Unter den Bedingungen zu seiner Fortpflanzung in einem Malariaboden — was durchaus nicht gerade ein Sumpfboden zu sein braucht — führt *Tommasi* an 1) eine Temperatur von etwa 20° C., 2) einen mäßigen Grad beständiger Feuchtigkeit, 3) die directe Einwirkung des Sauerstoffes der Luft auf alle Theile der Masse. Er sagt ferner: „Es genügt, daß *eine* dieser drei Bedingungen fehlt, um die Entwickelung der Sporen und die Vermehrung des malarischen Fermentes zum Stillstand zu bringen." Wer denken wollte, daß dann dieser Organismus auch unwirksam werden müßte, wenn er in unser Blut übergeht, weil das auch eine Flüssigkeit ist, der müßte darauf aufmerksam gemacht werden, daß es ein großer Unterschied ist, ob man solche Organismen aus ihrem luftigen Neste im feuchten Boden, in kaltes Wasser oder in's warme

Blut versetzt, in welchem die Blutkörperchen die Luft ersetzen, indem diese ununterbrochen den regsten Verkehr mit dem Sauerstoff der Atmosphäre unterhalten.

Bei den Infectionskrankheiten, von welchen man den specifischen Keim noch nicht so kennt, kann man allerdings nicht mit Experiment und mikroskopischer Untersuchung antworten, aber man kann sich da von anderen Thatsachen leiten lassen. Naegeli sagt: „Die Contagienpilze können ihre eigenartige Wirksamkeit im Wasser nur während kurzer Zeit bewahren. Sie finden in demselben umsoweniger Nährstoffe, je reiner es ist. In ganz reinem Brunnenwasser werden sie durch Erschöpfung rasch verändert. Aber selbst in solchem Wasser, welches Nährstoffe enthält, und wo sie sich lebhaft vermehren können, tritt rasch Degeneration ein, sie verwandeln sich in gemeine Spaltpilze."

Da wir den Typhus- und Cholerakeim vorläufig nicht näher kennen, sondern nur durch seine Infectionswirkungen, so läßt sich nicht entscheiden, ob das epidemische Element uns vom Wasser oder von der Luft mitgetheilt wird, so lange wir gleichzeitig Luft und Wasser des inficirenden Ortes genießen. Wenn aber blos Eines von Beiden genossen wird, und das Andere ganz ausgeschlossen ist, dann darf man wol auch einen bestimmten Schluß ziehen, ehe uns die Pilzforschung den Entscheid bringt. Es sind nun sehr viele Fälle bekannt, daß Typhus- und Cholera-Epidemien verlaufen, ohne daß eine Betheiligung des örtlichen Wassers, des Trinkwassers dabei angenommen werden könnte, aber noch kein einziger Fall, wo neben dem örtlichen Wassergenuß auch der örtliche Luftgenuß ausgeschlossen war. Die Stadt Basel hat erst im vorigen Herbst und Winter wieder durch eine schwere Typhusepidemie ich will nicht sagen die Lehre erhalten, aber doch die Lehre bestätigt, daß selbst das reinste Wasser, weit vom Jura hergeleitet, nicht vor dieser Krankheit schützt. Damit sinkt die Wahrscheinlichkeit, daß in den Fällen, wo der epidemische Einfluß zugleich im Wasser- und Luftgenusse vermuthet werden kann, für den Weg durch das Wasser auf ein Minimum herab; denn man muß consequenter Weise fragen, warum da nicht auch in diesen Fällen die Infection vom Boden aus durch die Luft angenommen werden soll? Es sei ferne von mir, bei dieser Gelegenheit, wo keine Discussion stattfinden kann, über die Trinkwassertheorie endgiltig den Stab brechen zu wollen, ich wollte nur darauf aufmerksam machen, daß es ihr noch an zwingenden Beweisen mangelt. Mein Unglauben hält mich aber inzwischen nicht ab, reines und reichliches Wasser für alle menschlichen Wohnorte zu verlangen, denn wir brauchen es nicht blos als Mittel gegen Typhus und Cholera, sondern jeden Tag für Gesunde und Kranke. Es ist nicht blos ein Reinigungs- und Nahrungsmittel, es soll uns auch ein Genußmittel sein. Ein gutes erfrischendes Glas Wasser, was dem Aermsten und Reichsten gleich zugänglich ist, hat für einen Ort mindestens denselben hygienischen Werth, wie ein gutes Glas Bier und ein gutes Glas Wein, wenn auch der Preis sehr verschieden ist. Die Stadt Salzburg wird es nie bereuen, daß sie mit großen Kosten den Fürstenbrunnen vom Untersberge herab in ihre Mauern geleitet hat.

Die Pilzforschung hat schon viele für die Hygiene wichtige Thatsachen zur Erkenntniß gebracht, darunter auch solche, welche sich auf das organische Leben im Boden beziehen. Ich erkenne das mit aller Dankbarkeit an, kann mich aber

zum Schlusse doch nicht enthalten, auf einige Punkte hinzuweisen, welche zeigen, daß man sich vor allzu schnellen Schlußfolgerungen für die hygienische Praxis auch zu hüten hat. Der Mykologe würde sich über Gebühr erheben, welcher etwa meinte, die Hygiene habe erst eine wissenschaftliche Grundlage oder ein wissenschaftliches Ziel erhalten, seit man Bakterien cultivirt, oder sie hätte in Zukunft nichts mehr zu thun, als in's Mikroskop zu schauen, und mit Dampftopf und Wattepfropf zu arbeiten. Der Hygieniker von Fach hat noch gar viel Anderes zu thun; — wenn er sich nur mit den Resultaten der Pilzforschung immer wohl vertraut macht, dann wird gewiß auch einmal ein genialer Hygieniker geboren werden, welcher davon ebenso erfolgreichen Gebrauch macht, wie der geniale Chirurg Lister für seinen antiseptischen Verband die Forschungen Pasteur's und Anderer zum Segen der Menschheit benützt hat. Der Mykologe hat die letzten praktischen Consequenzen nicht gezogen, es gehörte erst auch noch der Chirurg dazu, und aus diesem Grunde glaube ich, daß auch der Hygieniker noch kein überflüssiges Möbel ist.

Die Mykologen haben uns z. B. gelehrt, daß für gewisse Spaltpilze, oder für gewisse Eigenschaften derselben bestimmte Nährlösungen und Concentrationen derselben wesentlich sind, und daß sie in anders beschaffenen wenig oder gar nicht gedeihen. Eine Nährlösung kann alle nothwendigen Bestandtheile enthalten, aber zu verdünnt oder zu concentrirt sein. Wir dürfen alle der Fäulniß und Verwesung fähigen Substanzen, die Abfälle des menschlichen Haushaltes, die Schmutzwässer, womit wir den Boden tränken und düngen, als Nährlösungen für niedrige Organismen betrachten. Da könnte man nun denken — und Aehnliches wurde wirklich schon gedacht und ausgesprochen — der Schmutz sei keine Gefahr für unsere Gesundheit, wenn er nur recht concentrirt sei. Man hat darauf hingewiesen, daß der Schmutz auf dem Lande, in den Dörfern, wohin der Städter ja zu seiner Erholung und Kräftigung geht, um — wie man sagt — frische Luft zu schöpfen, viel größer sei, als in der Stadt. — Eine nähere Untersuchung würde aber bald ergeben, daß wol ein Unterschied zwischen Stadt und Dorf, zwischen Stadtleben und Landleben, aber nicht zwischen den Folgen des Schmutzes in der Stadt und auf dem Lande besteht. Auch auf dem Lande findet man, daß reinlich gehaltene Häuser und Höfe gesünder sind, als unreinliche. Dann sind die Dörfer nur scheinbar schmutziger, als die Städte. Schon die große Gedrängtheit der Bevölkerung der Städte an und für sich ist gleich einer Concentration des Schmutzes und die Zerstreuung der Wohnhäuser auf dem Lande gleich einer Verdünnung. In den Dörfern liegen die Misthaufen oberflächlich und offen an der Luft, der freie Luftzutritt wirkt verdünnend und verändernd in günstiger Weise ein; — in den Städten bringen wir den Unrath nicht auf den Hof, sondern legen ihn dicht an die Umfassungsmauern der Häuser, lassen nicht die freie Atmosphäre darauf einwirken, sondern suchen diese möglichst davon abzuhalten, indem wir ihn in Gruben einschließen, die gut gedeckt und überwölbt sind, stellen aber äußerlich unsichtbare Verbindungen, Schläuche und Kanäle zwischen ihnen und den Häusern her. Wir lassen nichts in die freie Luft entweichen, was aber in den Boden des Hauses und in die Luft des Hauses selbst davon gelangt, glaubt man unberücksichtigt lassen zu dürfen. In den Städten versteht man unter öffentlicher Reinlichkeit

noch sehr häufig, daß man den Schmutz nicht öffentlich sehen lasse, sondern in Häusern und Höfen hübsch zudecke, damit es den Eindruck mache, als ob keiner da wäre, ähnlich wie eine unreine Haut und schmutzige Wäsche mit einem schönen Ueberzug verdeckt wird.

Aber auch angenommen, es gäbe eine gewisse Concentration von Schmutz im Boden, welche das Gedeihen gewisser Spaltpilze verhindert, etwa ähnlich wie wir in einer concentrirten Zuckerlösung Früchte einsieden und das Gedeihen der Fäulnißbakterien und der Sproßpilze darin verhindern können, so hätte die Hygiene erst noch zu ermitteln, wie concentrirt der Schmutz im Boden sein müsse, um die Spaltpilze, welche zu Typhus und Cholera beitragen, unwirksam zu machen. Dabei ist noch zu bedenken, daß, wenn ein solcher genügend hoher Grad auch an einigen Stellen des Hauses, z. B. an einer Unrathgrube erzielt wäre, in der Umgebung derselben — entsprechend der Entfernung vom Schmutzcentrum — die Concentration wieder abnehmen und günstige Verdünnung eintreten würde. Halten wir daher vorläufig noch immer das, was wir unter Reinlichkeit verstehen, welche auf möglichste Verhütung und Verdünnung des Schmutzes hinarbeitet, für das hygienisch Richtige, und wir werden auch ferner gut thun, Alles, was uns als Schmutz erscheint und uns aus einem angeborenen ästhetischen Gefühle anwidert, nicht blos aus dem Hause, sondern auch aus dessen nächster Nähe zu entfernen und entfernt zu halten, anstatt unsere Wohnstätten in Schmutz einzusieden.

Die Mykologen haben uns ferner gelehrt, daß sich aus Flüssigkeiten und von feuchten Gegenständen durch bloßes Verdunsten keine Spaltpilze ablösen, daß diese erst beim Austrocknen staubförmig in die Luft übergehen, oder wenn sich Luftblasen entwickeln und platzen, oder wenn über solche feuchte Gegenstände gewischt wird, daß sich etwas anhängt. Man könnte daraus schließen, daß es weiter nichts bedürfte, um Häuser und Orte siechfrei zu machen und zu erhalten, als Alles recht feucht zu halten. Aber abgesehen davon, daß nasse Wohnungen und nasser Boden so viele leicht constatirbare Nachtheile für unsere Gesundheit haben, wäre es auch gar nicht möglich, die Befeuchtung so durchzuführen, daß es nie und nirgend zu trocken wäre, daß es nie spritzte, daß nie etwas abgewischt würde. Wir können die Erfolglosigkeit eines solchen Unternehmens mit aller Bestimmtheit schon daraus abnehmen, daß man die Luft weder im Freien, wenn es noch so lange, unaufhörlich regnet, oder in einem Hause, das noch so feucht ist, spaltpilzfrei oder schimmelpilzfrei gefunden hat. Halten wir uns viel mehr an die Thatsache, welche gleichfalls von den Mykologen constatirt ist, daß alle Pilze nur in Flüssigkeiten oder feuchten Medien gedeihen, daß wol feuchte Wände, aber nie die trockenen Schimmel zeigen.

Den schützenden Einfluß der Nässe gegen Ablösung von Spaltpilzen könnte man auch auf die so häufig an unseren Hauswänden angebrachten Versitzgruben und Schwindgruben anwenden wollen, und sich vorstellen, daß sie die beste Hausdrainage abgeben, weil sie erstlich selbst immer gehörig feucht bleiben und dann auch zur gehörigen Feuchtigkeit des Untergrundes des ganzen Hauses etwas beitragen. Ich für meine Person aber halte diese Versitzgruben unmittelbar am Hause für die schädlichste Nachbarschaft, selbst wenn sie nur Regenwasser aufnehmen. Ich gehe da von der bestimmten alten ärztlichen Erfahrung aus, daß

gewisse Bodenkrankheiten mit Vorliebe gerade an feuchteren Stellen, in muldenförmig gelegenen oder an einen Abhang hingedrängten Häusern und Orten, nach Ueberschwemmungen in einem Inundationsgebiete sich zeigen. So eine Versitzgrube nun ist immer eine künstlich angelegte tiefe Mulde, ein künstlich geschaffenes Inundationsgebiet für jedes einzelne Haus, in welcher die ganze Drainage nicht nur vom Hausdache, sondern auch von der das Haus umgebenden Bodenfläche concentrirt wird. Eine beschränkte Stelle des Hausgrundes wird dadurch zeitweise hochgehenden Ueberschwemmungen ausgesetzt, was für das einzelne Haus keine anderen Folgen haben kann, als die zeitweisen Ueberschwemmungen ganzer Gegenden für die darin liegenden Ortschaften. Wo man Versitzgruben nicht umgehen kann, wird man gut thun, sie möglichst fern von den Hauswänden anzubringen. Viel besser wird es immer sein, das vom Dache oder sonst woher kommende Wasser sofort dorthin abzuleiten, wo es unserer Gesundheit nicht mehr schaden kann. In der Abschaffung oder doch wesentlichen Verminderung der Versitzgruben an den Häusern erblicke ich einen Hauptvortheil der Canalisation der Städte. Der hygienische Werth der Canalisation mag oft übertrieben worden sein, — es hat eine Zeit gegeben, wo mancher glaubte, alle Krankheiten müßten damit aus der Stadt verschwinden und es darf nun nicht überraschen, wenn sich diese *Ueberschätzung* gegenwärtig durch eine gewisse Reaction, durch eine *Unterschätzung* rächt, — aber die Thatsache steht fest, daß jede Stadt, welche ein solides gut gespültes Canalsystem mit Hausdrainage durchgeführt hat, an Gesundheit gewonnen hat, und daß die Todesfälle namentlich an gewissen, mit dem Boden irgendwie zusammenhängenden Krankheiten abgenommen haben. Ich erinnere an die Nachweise über die Typhusfrequenz vor und nach der Canalisirung von *John Simon* in englischen Städten, von *Kraus* in Hamburg, von *Varrentrapp* in Frankfurt am Main, von *Liévin* in Danzig und von Anderen. Man hört zwar, der Typhus nehme jetzt überhaupt ab und seine Abnahme würde mit Unrecht zu Gunsten der kostspieligen sanitären Werke gebucht: — aber jedem Unbefangenen muß die Coincidenz doch sehr bedeutungsvoll erscheinen, daß diese Typhusabnahme in den einzelnen Orten nicht gleichmäßig und gleichzeitig erfolgt, sondern in der Regel erst vom Datum der Canalisation und Wasserversorgung an. In Hamburg z. B. zeigt sich die Besserung bereits vom Jahre 1848 an, in Danzig beginnt sie erst vom Jahre 1872 ab sichtbar zu werden. Wenn man das nun von einer Aenderung des genius epidemicus ableiten wollte, so müßte dieser Genius für Hamburg eine gottlose Vorliebe gehabt und gegen Danzig eine teuflische Bosheit geübt haben, daß er letztere Stadt so spät erst aus seinen Krallen zu lassen begann. Erst vor wenigen Tagen, bei der Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in Wien hat *Soyka* eine Typhusstatistik aus München mitgetheilt, aus welcher der Einfluß der Canalisation auf das deutlichste, vielleicht noch deutlicher als aus irgend einem anderen Falle hervorgeht. In München weiß man längst aus Erfahrung, daß der Abdominaltyphus, wenn er epidemisch wird, mit Vorliebe gewisse Quartiere heimsucht und darunter sind sowol canalisirte als nicht canalisirte, ebenso daß er gewisse Quartiere auffallend schont, und auch darunter sind sowol canalisirte als nicht canalisirte. Man sieht daraus, daß im Allgemeinen der Typhus mit der *örtlichen Lage*, aber nicht mit Canälen oder

Nichtcanälen zusammenhängt. Soyka hat nun gefunden, daß von 1866 bis 1880 die Typhushäufigkeit in den nicht canalisirten und in den mit alten schlechten Canälen versehenen Stadttheilen in runder Zahl nur um 10 Procent, in den günstig gelegenen gut canalisirten um 20, in den ungünstig gelegenen, aber gut canalisirten um 40 Prozent abgenommen hat. Daß im letzteren Falle die Canalisation solche Wunder gewirkt, hängt selbstverständlich damit zusammen, daß er ein sonst so fruchtbares Typhusfeld betrifft, auf welchem mehr Saat zu vernichten war. — Solche Thatsachen werden es den Gegnern der Canalisation immer schwieriger machen, den Nutzen der Canalisation in gesundheitswirthschaftlicher Beziehung noch länger zu bestreiten.

Eine regelrechte Canalisirung mit hinreichender Spülung bezweckt nicht nur die Fortschaffung vielen Schmutzes, sondern auch eine große Verdünnung aller in Wasser löslichen und schwimmbaren Schmutzstoffe, und diese Verdünnung trägt nachweisbar auch zu ihrer Unschädlichmachung und völligen Zerstörung bei. Die Gegner der Canalisation führen sehr gern an, daß es unmöglich sei, ein Canalnetz absolut dicht herzustellen. Darauf kommt es aber auch gar nicht an, es genügt, die in den Boden eindringende Unreinigkeit, soweit sie organischer Natur ist, bis auf ein gewisses Maß herabzubringen, in welchem sie rasch vom Boden verändert und unschädlich verarbeitet wird. Auch der Boden hat eine gewisse Kraft, sich selbst zu reinigen. Falck hat vor nicht langer Zeit die Entdeckung gemacht, daß Wasser, welches Infectionsstoffe, geformte und ungeformte Fermente, organische Gifte u. s. w. enthält, durch Sandschichten von sehr geringer Höhe filtrirt, rein davon abläuft. Zunächst wirkt der Boden da allerdings nur absorbirend, ähnlich wie z. B. auch fein vertheilte Kohle gewisse Stoffe aus Flüssigkeiten wegnimmt, aber Soyka hat weiter gefunden, daß bei gehöriger Verdünnung und Luftzutritt auch eine wirkliche Zerstörung der absorbirten organischen Substanz Platz greift, so daß selbst Stoffe, welche sonst sehr unveränderlich sind, z. B. Strychnin, vom Boden zerstört werden, als hätte man sie in Feuer verbrannt. Das erklärt auch, warum der Boden vieler, seit ältester Zeit bewohnter menschlicher Wohnorte, wenn man ihn aufgräbt, oft schon dem bloßen Anscheine nach noch wie jungfräulicher Boden erscheint. Nur an Stellen, wo dem Boden mehr zugemuthet wird, als er verarbeiten kann, zeigen sich Spuren der Verunreinigung. Es darf uns daher gar nicht Wunder nehmen, daß die Untersuchungen über den Boden unter den Sielen Hamburg's und München's keine merkliche Bodenverunreinigung constatiren ließen. Die Versuche Wolffhügel's haben allerdings auch ergeben, daß es sich mit dem Boden unter Abtrittsgruben und Schwindgruben, in welchen die Unreinigkeit viel concentrirter eindringt, als unter gespülten Sielen, oft ganz anders verhält. In den neuesten Untersuchungen, welche Professor Hofmann in Leipzig über Bodenverunreinigung in Straßen ausführen ließ, hat sich ergeben, daß der Boden unter der Sohle selbst mangelhaft gebauter Canäle immer noch reiner ist, als der Boden über dem Scheitel derselben, oder unter dem Straßenpflaster.

Als sehr lehrreich seien noch die Versuche Emmerich's erwähnt, in denen er gezeigt hat, wie Schmutzwässer der verschiedensten Art, welche Kaninchen subcutan eingespritzt dieselben sicher tödteten, sofort unschädlich wurden, wenn er

sie blos mit gewöhnlichem Kies zusammen schüttelte, oder wenn er sie bis zu einem gewissen Grade mit reinem Wasser verdünnte.

Jeder unreine Boden, den man zu verunreinigen aufhört, reinigt sich mit der Zeit wieder von selbst, und jeder reine Boden, dem man nicht mehr Unreines zuführt, als er verarbeiten kann, bleibt rein. Es ist gewiß interessant, daß auch diese Selbstreinigung des Bodens größtentheils wieder von der Thätigkeit niedrigster Organismen abhängt, wie es bezüglich der Ueberführung des Stickstoffgehaltes organischer Substanzen, welche in den Boden gelangen, in salpetersaure Salze, bezüglich der sogenannten Nitrification durch die Untersuchungen von Schlösing und Müntz überzeugend nachgewiesen ist. Man kennt den Salpeterpilz im Boden vorläufig vielleicht noch ebensowenig, wie den Cholera- und Typhuspilz, aber man darf und muß aus den Wirkungen darauf schließen. An der Wirkung, welche der Salpeterpilz hervorbringt, sehen wir, daß die Repräsentanten des niedrigsten organischen Lebens, des Zellenlebens, nicht lauter nur schädliche, sondern auch sehr nützliche Dienste leisten, daß es nicht lauter Unkraut oder Giftpflanzen sind, und wir dürfen nicht überrascht sein, wenn eine spätere Zeit, in der diese Verhältnisse mehr, als es jetzt der Fall ist, erforscht und erkannt sein werden, vielleicht die nützlichen Bodenbakterien geradezu anbaut, und nur den schädlichen den Kampf um's Dasein erschwert.

Gleichwie es Boden gibt, welcher schwerer und leichter nitrificirt, so gibt es auch Boden, welcher schwerer und leichter gewisse Krankheiten hervorbringt, und hat die Hygiene die Aufgabe, diese biologischen Vorgänge im Boden weiter zu erforschen. Wir sind da allerdings noch weit vom Ziele, ein unbegrenztes Meer von Möglichkeiten liegt noch vor uns, aber das darf nicht hindern, Anker zu lichten und Segel aufzuspannen.

Bisher ließen wir uns in der hygienischen Praxis und der hygienischen Technik vorwaltend von Gefühlen, Instincten und vom sogenannten gesunden Menschenverstande leiten, erst in neuerer Zeit hat man angefangen, die hygienische Praxis, die ja uralt ist, auch auf wissenschaftlichen und experimentellen Boden zu stellen. So sind auch Schmutz und Verunreinigung bisher etwas unbestimmte, nicht genau definirte Begriffe und Vorstellungen geblieben. Wir gebrauchen die Bezeichnungen überall da, wo ein uns angeborenes oder anerzogenes Gefühl für Reinlichkeit unangenehm berührt wird, meistens durch Eindrücke auf unsere Sinne Geruch, Geschmack oder Gesicht hervorgerufen. Was wir Reinlichkeit nennen, spielt aber im täglichen Leben eine wichtige Rolle, ähnlich wie in unserem sittlichen Leben das Gewissen, das Gefühl für Recht und Unrecht, das uns auch theils angeboren, theils anerzogen ist. Gleichwie man es eine Thatsache nennen kann, daß gewissenhafte Menschen durchschnittlich mehr und Besseres leisten, als gewissenlose, so leben reinliche Menschen durchschnittlich gesünder und länger, als unreinliche. Wie das Gewissen in verschiedenen Stufen der menschlichen Cultur mehr oder weniger entwickelt ist, so ist es auch mit dem Reinlichkeitssinne. Von analogen Empfindungen geleitet haben wir instinktmäßig und empirisch auch herausgefunden, was uns zu essen und zu trinken frommt, wie wir uns kleiden sollen, noch ehe diese Gegenstände wissenschaftlich behandelt werden konnten.

Also Achtung vor der hergebrachten Gesundheitspflege, auch wenn sie vielfach erst auf dem Gefühlsstandpunkte ruht. Diejenigen, welche sich in der neuen wissenschaftlichen Richtung bewegen, mögen sich wohl hüten, Alles für unrichtig und unbegründet zu halten, was noch nicht wissenschaftlich festgestellt ist, aber sie dürfen sich auch nicht scheuen, das Hergebrachte einer eingehenden wissenschaftlichen und experimentellen Kritik zu unterwerfen, welche mit Nothwendigkeit lehren wird, daß das bloße Gefühl uns doch auch Manches dictirt hat, was auf falschen Voraussetzungen beruht, was entweder wegbleiben kann, oder anders gemacht werden muß. Die Praxis oder Technik geht immer der Wissenschaft voran. So sind auch unsere Gewerbs- und Industriezweige auf ganz empirischem Wege entstanden und Jahrtausende hindurch betrieben worden, aber wie gewaltig haben sie sich verändert, verbessert und vereinfacht, und wie viele sind neu entstanden, seit man angefangen hat, die Wissenschaften der Physik, Chemie und Mechanik darauf anzuwenden.

An der wissenschaftlichen Begründung unserer Gesundheitspflege hat die Hygiene oder Gesundheitslehre vorerst ein weit ausgedehntes Arbeitsfeld. Wenn sie da auch vielfach blos zeigt, daß nicht Alles so ist, wie man sich es bisher vorgestellt hat, so hat das doch auch seinen großen praktischen Nutzen. Was hat es der ärztlichen Praxis geschadet, daß die schließlich doch maßgebend gewordene Wiener medicinische Schule ihrerzeit damit anfing, das Irrthümliche der damals noch herrschenden Anschauungen und Vorstellungen nachzuweisen, und die darauf gegründete, Jahrhunderte lang eingebürgerte Praxis radical anzugreifen? Ein analoges Beispiel dieser Art hat sich für die Hygiene dieser Tage auf der Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege abgespielt, wo Hofmann und Siegel an der Hand experimenteller Untersuchungen und exacter Beobachtungen nachgewiesen haben, daß unsere Friedhöfe oder Leichenäcker bei gewisser Bodenbeschaffenheit und richtigem, leicht herzustellenden Betriebe für Boden, Wasser und Luft, und damit für die Gesundheit der Nächstwohnenden durchaus nicht so gefährlich sind, wie man bisher angenommen hat, daß im Gegentheile das Wasser aus Brunnen innerhalb der Friedhofsmauern meist viel reiner ist, als in ihrer bewohnten Umgegend, daß wir uns also auch in diesem Falle mehr vor den Lebenden, als vor den Todten zu fürchten haben. Das schadet unserem Beerdigungswesen sicherlich ebensowenig, als es geschadet hat, daß man das systematische Aderlassen bei jeder entzündlichen Krankheit auf Grund genauer Beobachtungen von Skoda und Rokitansky aufgegeben hat.

Der hygienischen Praxis und Technik wird es nicht anders ergehen, als der therapeutischen, wenn man nun anfängt, auch auf sie eine wissenschaftliche Methode anzuwenden. Möchten die medicinischen Facultäten und die Staatsregierungen nur recht bald auch die Mittel dazu gewähren. Die segensreichen Folgen für die Praxis bleiben dann auch da nicht aus.

Dixi.

Antonio Panizzi.

Von

Karl Hillebrand.

Panizzi [1]) war der Gelehrtenwelt Europa's durch seine trefflichen Ausgaben des Bojardo und Ariosto, mehr noch als Vorsteher des British Museum bekannt; er ward von einem ausgedehnten und doch gewählten Freundeskreise hochgeschätzt, ja bewundert; Einzelne wußten wol auch, daß er in England für die Sache seines Vaterlandes und insbesondere für gewisse italienische Patrioten gewirkt. Dem großen Publicum war er, vor der Veröffentlichung seiner Biographie und Correspondenz, nicht viel bekannter als Baron Stockmar vor dem Erscheinen der Denkwürdigkeiten. Als Schriftsteller ist er kaum aufgetreten und so tiefgehend seine politische Wirksamkeit war, sie war eine unamtliche und geräuschlose wie die Stockmar's. Es scheint, als ob er sich auch der Nachwelt verbergen wolle. Wir hören viel über ihn, fast Nichts von ihm. Wir haben tausende von Briefen der bedeutendsten Staatsmänner seiner Zeit an ihn, kaum einen von ihm an sie. Hat sich Herr Fagan, der sich zu seinem literarischen Testamentsvollstrecker gemacht, aus irgend welchem persönlichen Grunde zu solcher Zurückhaltung verpflichtet geglaubt? Hat er einfach die Mühe gescheut, die bei Panizzi's zahlreichen Correspondenten aufbewahrten Briefe seines verstorbenen Gönners zu sammeln? Alle haben doch gewiß nicht das Schicksal der an Mérimée gerichteten Briefe gehabt, welche unter der Commune in und mit

[1]) 1. The Life of Sir Anthony Panizzi, K. C. B. by Louis Fagan. London, Remington & Co. 1880. Zweite Auflage. 2 Bde. in 8. (Der amerikanische Verleger verspricht einen dritten Band von Stevens, einem Antiquar und Freunde Panizzi's, der mehr des Anekdotischen enthalten dürfte, als Fagan's Bände. Doch läßt der schon vor Jahresfrist angezeigte Band noch immer auf sich warten. Einstweilen haben wir Fagan controllirt und vervollständigt durch die bedeutendsten Aufsätze, welche sein Werk in den verschiedenen englischen Zeitschriften veranlaßt hat, vornehmlich durch den von Cartwright in der „Quarterly Review" vom April 1881 und den von Lord Houghton in der „Academy" vom 4. December 1880.) — 2. Lettere ad Antonio publ. da L. Fagan. Firenze Barbèra 1880. Ein Band in 8. — 3. Prosper Mérimée. Lettres à M. Panizzi 1850—1870 publ. par L. Fagan. Paris, Lévy. 1881. 2 Bände in 8.

Mérimée's Hause in Flammen aufgingen. Wie dem auch sei, bedauerlich ist es jedenfalls, daß der joviale, dicke Herr nie und nirgends selber das Wort ergreift und seine voluminöse aber einseitige Correspondenz uns mehr von seinem Einfluß, als von seiner Persönlichkeit sagt. Doch läßt sich Manches zwischen den Zeilen lesen und es leben noch, in England und Italien, gar Viele, die enge mit ihm verbunden gewesen und von dem merkwürdigen Manne zu erzählen wissen, der sich in der Fremde eine so angesehene Stellung zu erobern wußte und diese Stellung nicht allein zum größten Vortheile der Wissenschaft ausfüllte, sondern auch dazu benutzte, seinem Geburtslande in kritischer Zeit die wichtigsten Dienste zu leisten.

I.

Antonio Panizzi wurde 1797 zu Brescello im Modenesischen geboren. Seine Familie gehörte zu jenem, Italien eigenthümlichen Mittelstande, dessen Schulbildung ihm von jeher einen großen Einfluß sicherte, während seine Mittellosigkeit diesem Einfluß nie öffentliche Anerkenntniß verschaffen konnte. Sein Vater war Apotheker, sein Großvater Advocat, er selber ward von Anfang an zur Advocatur bestimmt. Er ging erst in die Lateinschule seines Städtchens, dann auf's Lyceum zu Reggio und bezog mit siebzehn Jahren die Universität Parma, um daselbst die Rechte zu studiren. Im Jahre 1818 hatte er seine Studien absolvirt und ward trotz seiner Jugend vom Herzog, den man für ihn zu interessiren gewußt hatte, zum Schulinspector seiner Vaterstadt ernannt; zugleich arbeitete er als Assistent bei einem berühmten Advocaten Reggio's, der bald eine sehr hohe Meinung von seinem jungen Mitarbeiter faßte. Allein weder die Gunst des Souveräns, noch der Erfolg in seiner Profession vermochten das erwachende Interesse am Schicksale seines Vaterlandes zu ersticken, und schon Anfangs 1820 sehen wir den dreiundzwanzigjährigen Jüngling als ein Mitglied der Carbonarigesellschaft. Es ging Panizzi wie so Vielen seiner Generation. So despotisch auch die Regierung Napoleon's in Italien gewesen sein mochte, es war ein großer Zug in dieser Regierung gewesen, dem gegenüber die klein-staatliche Misère von Modena und Parma gar erbärmlich schien. Und wie hätte man nicht die Wohlthat der einfachen und klaren französischen Gesetzgebung empfunden, welche dem krausen Verwaltungs- und Justizwesen der vorrevolutionären Zeit in Norditalien ein Ende gemacht und die man eben jetzt wieder langsam zu verdrängen suchte. Endlich, man hatte, wenn auch nur dem Namen nach, ein Königreich Italien gehabt. Kein Wunder, wenn noch immer, trotz des harten Druckes und trotz der Erinnerung an so viele Brüder, die auf ferner Erde für ihnen fremde Interessen ihr Leben hatten lassen müssen, eine geheime Sympathie für den „Wiedererwecker Italiens", den man überdies gern als Landsmann beanspruchte, in ganz Norditalien fortlebte. Den jungen Panizzi zog überdies eine geheime Wahlverwandtschaft zum Bonapartismus; und ein Bonapartist ist er sein Leben über geblieben; nicht ausgesprochener Parteimann, nicht directer Diener der Sache: er hat nie in Frankreich gelebt; aber im Innersten seiner Seele war ihm der Bonapartismus mit seiner bürgerlichen Gleichheit, den klaren Linien seines hierarchischen und gesetzgeberischen Gebäudes, seiner Disciplin, seinem

Niederhalten der Kirche — doch immer das Ideal des modernen Staates, obschon er es später nicht Wort haben wollte und eine große Bewunderung des barocken englischen Staatswesens an den Tag zu legen liebte.

Die neapolitanische Bewegung von 1820, die piemontesische von 1821, die auch in Modena nachzitterten, wurden, nachdem der erste Schreck vorüber, auf's Unbarmherzigste geahndet und Beides, die Bewegung wie ihre barbarische Unterdrückung, trieb lebhafte Jünglinge nur immer weiter auf der Bahn der Verschwörung. Doch schienen die modenesischen Inquisitoren den jungen Panizzi vergessen zu haben. Da erhielt er plötzlich (1823) von einer jungen befreundeten Dame, die mit dem Chef der Polizei verwandt war, die im Voraus für den Fall der Gefahr vereinbarte Botschaft, „er solle die neuen Schuhe bereit halten". Sofort ging Panizzi, der sich längst einen Paß verschafft, über die Grenze und zu einem Freunde in Cremona. Dort findet ihn die österreichische Polizei verdächtig, doch während sie nach Brescello um Auskunft schickt, gelingt es ihm durch ein Fenster zu entkommen; und er findet vor dem Thore der Stadt einen Wagen bereit, der ihn nach Lugano bringt. — Sein Freund ward verhaftet, dann entlassen, verließ Italien, kam später nach England, wo Panizzi bereits den Grund zu seinem Glücksgebäude gelegt, ward freigebig und wiederholt von ihm unterstützt, ohne daß es ihm gelungen wäre, dem von der Muße des Exils Heruntergewürdigten auf einen grünen Zweig zu verhelfen. Noch nach Paris sandte er ihm Unterstützung, bis er hörte, der Unglückliche sei zum politischen Spione geworden. Panizzi beruhigte sich nicht bei on-dits; in seiner franken, geraden Weise ging er nach Paris, stellte den Freund selber zur Rede, und da derselbe nicht leugnen konnte, ließ er ihm eine Summe Geldes und schied von ihm auf Nimmerwiedersehen. — In Lugano schrieb Panizzi das einzige Buch, welches wir von ihm besitzen oder vielmehr nicht besitzen; denn er kaufte später alle Exemplare auf, ließ selbst seinem British Museum keines und verleugnete stets das anonym in Madrid (!) erschienene Buch. Selbst die besten Freunde haben sich dieses Benehmen nicht zurechtzulegen gewußt. Das Werkchen — i processi di Rubiera — erzählte, so sagt man, in ganz sachlichem und kaltem, fast juristischem Tone die furchtbaren Zwischenfälle des modenesischen Inquisitionsprocesses mit seiner mittelalterlichen Tortur, seinen echt italienischen Grausamkeiten und Perfidien. Doch soll das Ganze eine bonapartistische Färbung gehabt haben, die er vielleicht später weggewünscht hätte.

Von Lugano wandte sich der Flüchtling nach Genf. Als die Genfer Regierung auf Verlangen der französischen, österreichischen und sardinischen Vertreter die Flüchtlinge aus ihrem Gebiete auswies, wandte er sich nach Frankreich, ward aber in Gex festgehalten und auf dem Schub zurückgebracht. Endlich gelang es ihm mit einigen Freunden auf dem Rheine und über die Niederlande nach England zu gelangen, wo er fast ohne einen Heller in der Tasche anlangte. Wohl nahm sich der edle Santa Rosa, der seit einem Jahre in England weilte, seiner an; aber er hatte selber nicht viel, denn seine Güter waren eingezogen worden und er verließ London bald, um sich dem Befreiungskampfe der Griechen anzuschließen, in dem er einen frühen Tod fand. Auf wessen Rath Panizzi London verließ und sich nach Liverpool wandte, wissen wir nicht, noch weniger

wer ihm die Mittel zur Reise verschafft, denn er war buchstäblich dem Hungertod nahe in dem großen London. In Liverpool sah ihn ein Herr in gebrochenem Englisch mit einer Marktfrau um eine Kartoffel handeln; er sprang ihm bei und war glücklich, sein Italienisch anbringen zu können. Es entspann sich eine Unterhaltung. Der fremde Herr — es war, wenn wir Lord Houghton glauben dürfen, Roscoe, welcher so in Liverpool das wracke Fahrzeug von Panizzi's Glück in's rechte Fahrwasser brachte — fand Gefallen an dem jungen Flüchtling, sah sofort, daß er ein Mann von Bildung, und empfahl ihn an Freunde und Verwandte. Bald hatte Panizzi sein gutes Einkommen als Sprachlehrer und ward viel gesucht in der reichen Kaufmannsgesellschaft. Dort erhielt er auch sein Todesurtheil nebst Rechnung der Gerichtskosten aus Modena, worauf er in einer köstlich-humoristischen Antwort für seine Seele alle die Schulden verhorrescirte, die sein Leib gemacht haben könnte. Es waren hauptsächlich Roscoe, der Biograph Leo's X. und Lorenzo's il Magnifico, und Haywood, der Uebersetzer Kant's, beides wohlhabende, vom Geschäft zurückgezogene Kaufleute, welche sich seiner annahmen. Und Panizzi war Keiner, dem die Dankbarkeit eine Last war; bis zu seinem Ende war er glücklich, wenn er jene Beiden preisen, wenn er sagen konnte, was er ihnen schuldete. Als Haywood 1857 das Zeitliche segnete, schrieb er dessen Sohne: „Der Verlust ist groß für Sie Alle, für Niemanden so groß wie für mich. Ich fühlte mich nie allein in der Welt, so lange er drin war. Ich fühle es jetzt." Und noch zehn Jahre später, als er von der Leitung des British Museum zurücktrat, nannte er Haywood seinen „maker". Roscoe organisirte für den jungen Freund einen Cursus von Vorlesungen über italienische Literatur in der Royal Institution von Liverpool, die der Fremde schon in englischer Sprache zu halten wußte.

Dabei wahrte Panizzi durchaus seine Würde und Selbständigkeit und hielt sich unabhängig in Geldsachen. Je häufiger die Beispiele vom Gegentheil in Italien sind, desto strenger und scrupulöser, ja ängstlicher pflegen die guten Italiener in diesem Punkte zu sein, und eine solche Haltung trug nicht wenig dazu bei, dem jungen Panizzi in England Freunde zu erwerben. Schon von Liverpool aus machte Panizzi auch die nähere Bekanntschaft Ugo Foscolo's, mit dem er in London nur sehr oberflächlich in Berührung gekommen war. Er bot dem Dichter, der gerade mit seiner Danteausgabe beschäftigt war, an, die dreizehn Manuscripte der Commedia, welche sich in Oxford befanden, für ihn durchzusehen. Foscolo nahm an und es entspann sich erst eine Correspondenz, dann nach Panizzi's Uebersiedelung nach London ein persönlicher Umgang, der der Intimität so nahe kam, als es bei dem mißtrauischen Charakter des Dichters möglich war. Eine der ersten englischen Arbeiten Panizzi's, welche im Druck erschienen, war eine Recension von Foscolo's Danteausgabe im „Westminster Review". Auch Foscolo hatte mit der Lebenssorge zu kämpfen; aber sein Stolz war nicht von Panizzi's Art: er wollte nur adlige Arbeit thun und verschmähte es doch nicht, unter fadenscheinigster Verhüllung jede Art Almosen anzunehmen. Oft mußte er sich vor seinen Gläubigern verbergen, wo dann Panizzi allein um sein Versteck wußte. Es heißt, Foscolo habe gegen Ende seiner ruhmreichen und doch so traurigen Laufbahn selbst mit den Zwingherren seines Vaterlandes geheim transigirt.

Panizzi entfuhr nie eine Anklage; aber als 1871 die Asche des Dichters nach dem italienischen Pantheon von Sa. Croce gebracht wurde, ließ er doch merken, daß gar Manches im Leben dieses Cato war, das ihm eine so hohe Ehre hätte vorenthalten müssen.

Unter den einflußreichen Männern, die Panizzi bei Haywood kennen gelernt, war auch Brougham, der sich sofort lebhaft für ihn interessirte und ihm die Professur der italienischen Literatur an der in der Gründung begriffenen London University zu verschaffen wußte auf Grund einer italienischen Grammatik und einer Chrestomathie, die sein Schützling nach Sprachlehrersitte noch in Liverpool veröffentlicht hatte. Panizzi nahm die angebotene Stelle natürlich sofort an (Ende 1828) und behielt sie bis zum J. 1837. In dieser Zeit veröffentlichte er denn auch jene schönen kleinen Pickering'schen Ausgaben des „Orlando innamorato" und des „Orlando furioso", die jedem Liebhaber der Renaissance so theuer geworden sind (9. Bd. 1830—34) und denen bald eine Ausgabe der lyrischen Gedichte Boiardo's folgte (Mailand 1835). Die treffliche Einleitung zu den beiden Epen war in reinem und elegantem Englisch geschrieben, was ihm die heftigsten Angriffe seiner Landsleute eintrug, die ihn anklagten sein Vaterland zu verleugnen. Er hatte sich in der That (1832) förmlich naturalisiren lassen und hielt sehr viel auf seine neue Nationalität, ja, er nahm es sehr übel, wenn man ihn noch als Ausländer behandelte. Und doch war diese Denationalisation, wie's bei gesunden und natürlich empfindenden Menschen nicht wol anders möglich ist, nur ganz oberflächlich. Nicht nur in seinem innersten Wesen blieb Panizzi Zeitlebens ein Stockitaliener, wie's nicht wol anders sein konnte; aber auch sein Gefühl für die Würde und Ehre seines Geburtslandes blieb stets gleich lebendig. Wie einer seiner Biographen treffend sagt, er liebte die englische Gesellschaft, die englischen Sitten, die englische Cultur, aber nie ward er von Fragen der englischen Politik oder des englischen Lebens so tief ergriffen als von denen Italiens, und wären je die Interessen beider Länder in Conflict gekommen, so hätte sich die Stimme der Natur gewiß laut und augenblicklich für sein erstes Vaterland ausgesprochen — eine Erscheinung, die jeder im Auslande Lebende bei hunderten von Landsleuten zu beobachten Gelegenheit gehabt. Wem es gelingt, dieses natürlichste Gefühl in sich zu ersticken, der hat wol wenig wahres Interesse außer dem für sein eignes Wohlergehen.

Auch in London wußte Panizzi, trotz aller Neider und Feinde, an denen es ihm bei seinem Glück nie gebrach, bald in den besten Kreisen beliebt zu werden und schon zwei Jahre nach seiner Uebersiedelung wurde er auf Brougham's Vorschlag — dieser war eben Lord Kanzler geworden — zum außerordentlichen Unterbibliothekar am British Museum ernannt, womit denn sein Licht definitiv auf den rechten Leuchter gestellt war. Auch diese Ernennung wurde auf's Heftigste angegriffen, dieses Mal von Engländern, die trotz mancher Antecedenzien, keinem „Foreigner" eine solche Stellung gönnten; aber Panizzi hatte jetzt wie immer die Majorität der Einflußreichen für sich. Wer einmal in nähere Beziehung zu ihm trat, ward ihm ein Fürsprecher und selten war wol ein Fremder so rückhaltslos in der Londoner hohen Gesellschaft aufgenommen als unser Italiener. Wol hatte Panizzi Glück, ohne welches die besten Gaben nicht Früchte tragen, wie die edelste und gesundeste Pflanze des

Sonnenscheins bedarf um zu gedeihen; wol hatte er schöne und weite Kenntnisse, einen klaren, praktischen und sichern Verstand, auch Geist und Witz; seine Charaktereigenschaften waren auf der Höhe seines geistigen Werthes: seine Energie, sein Fleiß, seine Redlichkeit waren unübertroffen; und doch erklärt das Alles die Erfolge des Mannes und das Geheimniß seines Wesens nicht, welches „ihm alle Herzen im Sturm eroberte". (Cartwright). Schon Brougham hatte ihn hauptsächlich wegen seiner „ausgezeichneten liebenswürdigen Eigenschaften" empfohlen und diese waren es, welche ihm die Wege bahnten, auf denen er freilich nicht vierzig Jahre mit Erfolg und wachsender Anerkennung hätte fortwandeln können, wenn diese „liebenswürdigen" Eigenschaften nicht einen Rückhalt an tüchtigen, gediegenen Tugenden gehabt hätten. Immerhin ist die angeborene Gabe zu gefallen offenbar sein Haupthebel im Leben gewesen. Die Italiener haben ein Wort, um jene gewinnende Kraft zu bezeichnen, die man auf keine bestimmten Leistungen oder Eigenschaften zurückführen kann und die oft dem Höher- und Höchstbegabten abgehen: sie nennen sie simpatica. Ein anziehendes Mädchen, eine gemüthliche Wohnung, eine liebliche Landschaft, Alles ist simpatica. Als ich einen italienischen Freund, der Panizzi im Leben sehr nahe gestanden, um das wahre Geheimniß seiner frühen Erfolge auf dem schwierigen englischen Boden fragte, antwortete er mir: cosa vuola? era un gran simpaticone, il nostro Antonio.

II.

Schon die ersten Kataloge, welche er von den Flugschriften und den Duplicaten machte, zeigten seine seltenen Kenntnisse, seinen Scharfsinn und Fleiß. Die Royal Society übertrug ihm die Correctur ihres eben erscheinenden Katalogs. Panizzi fand schon im ersten Bogen so scandalöse Irrthümer und so frappante Beweise der Unfähigkeit und Unwissenheit des Verfassers, daß der Druck sistirt werden mußte, und die illustre Academie ihm selbst den Auftrag gab, den Katalog herzustellen. Welche und wie einflußreiche Feinde er sich dadurch im Schoß der Gesellschaft zuzog, läßt sich denken. Ihnen gelang es denn auch bald sich an ihm zu rächen. Der Contract war nicht schriftlich abgefaßt worden und als es zur Abrechnung kam, erhielt Panizzi eine viel geringere Summe als die ausgemachte. Er protestirte mit seiner gewohnten Heftigkeit und ward sofort der ganzen Arbeit enthoben. Die Vertheidigungsschrift, welche Panizzi an den Herzog von Sussex richtete, ist ein Meisterstück von Humor und Satire, die an P. L. Courier's Memorandum über den Tintenflecken in der Handschrift des Longus erinnert und wohl den Vergleich aushält. Es ward veröffentlicht und Panizzi hatte die Lacher, aber auch alle Unbefangenen für sich. Im folgenden Jahre übertrugen ihm denn auch die Administratoren des British Museum die Anfertigung des Katalogs der Anstalt und waren mit seinen Arbeiten höchlich zufrieden. Schon 1837 ward er zum Chef der Abtheilung der gedruckten Bücher (keeper of the printed books) ernannt. Ein heftiger Ausbruch des Unwillens ließ nicht auf sich warten; von allen Seiten ward „dieses Stück Favoritismus zu Gunsten eines Fremden" lebhaft angegriffen. Nichts schien zu schlecht, um ihn in den Staub zu ziehen. Erklärte doch eine Zeitung, er habe seine Laufbahn damit begonnen in den Straßen Londons weiße Mäuse zu verkaufen! Auch in der Anstalt selbst

begegnete er vielfach Uebelwollen und offenem Neide. Zwischen ihm und dem Oberbibliothekar Ellis (principal librarian) bestand wenig Sympathie und erst nach Jahren stellte sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden Männern her. Noch ausgesprochner war die Feindschaft mit den meisten Collegen, außer John Winter Jones, seinem Nachfolger, der immer zu ihm hielt. Panizzi war nicht der Mann dazu, je eine Antwort schuldig zu bleiben. Empfindlich, heftig, streitlustig, ruhte er nie, bis er das letzte Wort hatte. Und er hatte es, hier wie mit der Presse. Seine Apologien in den Zeitschriften gegen ungerechte Recensionen waren immer voll jener beleidigenden Verve, deren Geheimniß die Italiener bis auf den heutigen Tag zu bewahren scheinen: nicht ganz mit Unrecht nennt ihn Lord Houghton einen echten Nachkommen der Filelfo's und Poggio's.

Im Jahre 1835 ward ein parlamentarischer Ausschuß ernannt, um die Angelegenheit des British Museum zu studiren und damit begann eine neue Aera für dieses bedeutsame Institut, von dessen Werth das Publicum bis dahin nur einen sehr unzureichenden Begriff hatte. Man kannte nur das Naturaliencabinet und die Antiquitäten. Die Bibliothek galt nur als Anhängsel. Sie bestand freilich nur aus 165,000 Bänden, als Panizzi die Leitung übernahm und sie wuchs erst unter ihm zu ihrer jetzigen Bedeutung an: schon bei seinem Austritt (1865) zählte sie fast eine halbe Million Bände. Dieses Anwachsen, die nöthig werdenden neuen Kataloge, das Unterbringen der Bücher vermehrten unendlich Panizzi's Arbeit. Schon 1838 begann ein neuer Umzug in ein größeres Local, das in zwei Jahren vollendet ward, ohne daß die Verabreichung der Bücher an die Leser auch nur einen Augenblick sistirt worden wäre. Nirgends zeigte sich Panizzi's Ueberlegenheit glänzender als in solchen Lösungen praktischer Schwierigkeiten. Diese zeigte sich auch bei der Katalogfrage, die immer neu entstand. Panizzi war durchaus gegen feste gedruckte Kataloge. „Es wäre möglich", sagte er, „den Katalog bis 1854 zu beendigen; doch nicht vor 1860 für den Druck herzustellen. Er würde 70 Bände umfassen. Ein Jahr brauche es, um zwei Bände zu drucken und sorgfältig zu corrigiren. Der Katalog würde also erst 1895 fertig sein und nur den Zustand der Bibliothek im Jahre 1864 aufzeigen". Natürlich gab man ihm Recht und es blieb beim Zettelkatalog: man war nicht so thöricht sich der Evidenz zu verschließen und wie in Paris 300 Arbeiter 30 Jahre lang an einem Katalog zu beschäftigen, der doch nie zu Stande kommt. Doch blieb sehr viel zu thun, um sein Ideal einer öffentlichen Bücherei vollständig zu verwirklichen; und dabei hatte er fortwährend Opposition zu erfahren. Die Männer der Naturwissenschaft, namentlich seine alten Bekannten der Royal Society, klagten laut, er begünstige Geschichte und Literatur zum Nachtheil der Naturwissenschaften und sie brachten es dahin, daß ein neuer Ausschuß ernannt wurde, dieses Mal kein parlamentarischer, sondern ein königlicher, 1847. Das Ergebniß der Untersuchung war ein glänzender Triumph für Panizzi, der schon jetzt den Verwaltern der Anstalt, wie den Mitgliedern der Commission, als der nothwendige Nachfolger des greisen Ellis an der Spitze des Museums erschien. Grenville hinterließ seine werthvolle Bibliothek dem British Museum nur aus dem Grunde, weil Panizzi sie zu verwalten haben würde.

Ein Hauptmittel, die Bibliothek ohne allzu große Kosten zu vermehren, war die ernstliche Eintreibung der Pflichtexemplare. Diese war vor Panizzi ganz vernachlässigt worden. Er nun drang mit gewaltigem Eifer bei allen Verlegern auf die Erfüllung dieser gesetzlichen Pflicht, die Abgabe eines Exemplars an die Nationalbibliothek. Auch dadurch machte er sich nicht wenig Feinde, um so mehr, da er schonungsloser auftrat, als nöthig war. Die Verleger theurer Werke, die namentlich auf die Abnahme seitens der öffentlichen Anstalten rechneten, waren natürlich nicht zufrieden, sich so einen guten Theil ihres Profits entgehen zu sehen und sie bewegten Himmel und Erde gegen den harten foreigner. Dessen hitziges Temperament ward dadurch noch mehr gereizt und es kam oft zu unangenehmen Zwischenfällen. Doch nahm das Hauptorgan der öffentlichen Meinung, die „Times", entschieden Partei für den Angegriffenen. Auch in einer anderen Angelegenheit verdarb Panizzi seine Sache durch allzugroße Unbiegsamkeit. Carlyle hatte die sehr natürliche Bitte an ihn gelangen lassen, ihm einige unentbehrliche Bücher, nicht etwa nach Hause, sondern in ein ruhiges Gemach des British Museum, bringen zu lassen, da er in der Menschenmenge des Lesesaales nicht arbeiten könne. Panizzi, der schon früher mit dem großen Geschichtsschreiber aneinandergekommen war, schlug ihm die Bitte rund ab in einem Briefe, den selbst der Alles entschuldigende und bewundernde Mr. Fagan „etwas zu strenge" findet. Die Correspondenz ward den Administratoren unterbreitet und Panizzi begleitete sie mit einem Bericht, worin er erklärte, „er wisse Nichts von einem besonderen Zimmer, noch von irgend einem Orte der Bibliothek, der ruhiger sei als der Lesesaal; aber selbst wenn er ihn wüßte, so glaubte er nicht, daß in einer öffentlichen Bibliothek, welche auf Kosten der Nation für den öffentlichen Gebrauch eingerichtet sei, irgend Jemand Vortheile und Erleichterungen genießen dürfe, welche der Allgemeinheit versagt wären". Und diese ungeheuerliche Theorie ward von den Administratoren gebilligt! Es ist diese Anschauung von der Gleichberechtigung eines Gymnasiasten, der einen Roman lesen will, oder eines armen Teufels, der die Heizung sparen will, und einem Carlyle eine so echt lateinische, dem germanischen Sinne für das Recht der Individualität so durchaus widerstrebende, daß man kaum glauben mag, Panizzi's Autorität und dies Antecedenz hätten ein so durchaus unenglisches Princip noch auf Jahrzehnte hinaus aufrecht erhalten können. Wieviel großartiger sind die deutschen, niederländischen, skandinavischen und Schweizer Traditionen, nach denen jeder einigermaßen anerkannte Gelehrte die Werke nach Hause, ja selbst in entfernte Städte erhält! Und wieviel idealer als Panizzi's ist der Sinn eines Leydener und Heidelberger Bibliothekars, die nach dem Brande der Mommsen'schen Bücher und der Handschriften, die er entliehen, erklärten, daß sie dieses Unglück nicht in ihrer Verhaltungsweise irre machen würde; ist ja doch der Nutzen, den die Wissenschaft von Mommsen's Gebrauch einer solchen Handschrift zieht, unendlich viel wichtiger, als die Thatsache der unnützen Existenz einer solchen Handschrift auf den Fächern der Bibliothek. Aber diesen Standpunkt zu begreifen, war Panizzi eben doch zu sehr lateinischer Bureaukrat: die absolute Gleichheit auf Kosten der Billigkeit, und die sklavische Beobachtung des Reglements als höchste Gesetzesherrschaft

werden nur in solchen Ländern so hoch gehalten, wo die Furcht vor persönlicher Verantwortung und Initiative das Alpha und Omega alles Handelns ist.

Das dauerndste Denkmal von Panizzi's Verwaltung des Britisch Museum wird jedenfalls der große Lesesaal bleiben, der noch bis heute das unübertroffene Muster aller ähnlichen Säle geblieben. Als Panizzi in die Anstalt kam, fand er etwa 200 Leser in einem Zimmer zusammengedrängt, das kaum Platz für 120 enthielt. Zwar wurde 1838 ein zweites Zimmer eröffnet; doch war auch dieses noch ganz ungenügend, zumal sich die Bücher jährlich mehrten und 1839 bereits die Zahl von 435,000 gebundenen Bänden erreichten. Panizzi unterbreitete 1850 einen ersten Entwurf für die Herstellung eines großen Lesesaales, der nicht angenommen wurde; doch auch Sir Charles Barry's Project (1853) ward nicht gebilligt, da es Panizzi's entschiedene Opposition hatte. Endlich 1854 ward ein neuer von ihm entworfener Plan gutgeheißen und der Bau sofort in Angriff genommen. Im April 1857 war er vollendet. Die Bewunderung war laut und allgemein; Panizzi ward ersucht nach Paris zu kommen und dort seinen Rath für Errichtung eines neuen Lesesaales in der Nationalbibliothek zu geben und die Zeitungen priesen sein Werk als ein achtes Weltwunder. Doch auch die Angriffe blieben nicht aus; namentlich klagte ihn der ausführende Architekt an, sich die Autorschaft eines Werkes angemaßt zu haben, das er selber erdacht und ausgeführt. Panizzi hatte keine Mühe, in einem seiner witzigen und grausamen Briefe darzuthun, daß der Architekt fast jede Disposition des Bibliothekars lange bekämpft hatte und Dieser nur durch seine gewohnte Energie seinen Willen in Bezug auf jedes einzelne Detail durchzusetzen gewußt hatte. Es ist hier nicht der Platz diese Schöpfung des praktischen Genius von Panizzi zu schildern. Wer in London war, kennt das einzige Werk und bewahrt dem Urheber ein dankbares Andenken; jedermann weiß, daß es zu einem der drei oder vier Gegenstände des Nationalstolzes von England geworden. Immerhin mag es interessant sein zu erfahren, daß die neue Bibliothek Raum für 1.200,000 Bände gewonnen hat und daß die Zahl der Leser sich von 1856 auf 1857 verdoppelte.

Noch ehe das Werk vollendet war, hatte auch der alte Oberbibliothekar, Sir Henry Ellis, der jetzt längst mit Panizzi ausgesöhnt, seine Entlassung eingereicht und den Italiener als seinen Nachfolger empfohlen. Schon die Kunde von der Möglichkeit der Ernennung Panizzi's beschwor einen Sturm in der Presse herauf. „Es ist von der höchsten Wichtigkeit, daß diese Insulte gegen den britischen Charakter und Genius (die Ernennung eines Foreigner) vermieden werde und der rechte Mann auf die rechte Stelle gesetzt werde." So ein Londoner Blatt: da war's wol der Mühe werth gewesen sich naturalisiren zu lassen und Jeden, der ihm als einen Italiener begegnete, mit entrüsteten Worten zu belehren, er sei Engländer und nichts Anderes! Als nun gar die Ernennung perfect wurde, erhielt Lord Palmerston, Panizzi's besonderer Freund und Gönner, eine heftige Protestation gegen die Ernennung, „welche ein Act der Ungerechtigkeit gegen die englischen Bewerber sei, eine Satire gegen den Charakter der Nation und eine Entmuthigung für die Erforschung ihrer Literatur und Alterthümer ... um so mehr da Panizzi durch seine Arroganz und Reizbarkeit, die klar genug aus gewissen Blaubüchern hervorgehe, sowie durch die

bekannte Breite seiner Schreiben, ungeeignet für eine solche Stelle sei." Lord Palmerston sandte den Protest einfach an Panizzi und lachte mit ihm darüber. Allein die Sache ging doch nicht so glatt ab: das Parlament hatte die Ernennung zu billigen und, obschon das Oberhaus sich nicht bitten ließ, machte das Unterhaus doch seine Schwierigkeiten. Es erhob sich eine lebhafte Opposition, die Mr. Monckton Milnes (jetzt Lord Houghton) führte; doch gingen Lord Palmerston und sein Schützling siegreich aus dem Scharmützel hervor.

So stand denn endlich Panizzi am Ziele seiner Wünsche. Die Thätigkeit, die ihm oblag, war seine Lieblingsthätigkeit, und er hatte alle Eigenschaften, sie würdig und zum gemeinen Nutzen auszuüben: eisernen Fleiß, peinliche Pünktlichkeit, genaueste und umfassendste Kenntnisse, dazu die nöthigen Verbindungen und das angeborene Talent zu herrschen, ohne welches Niemand an der Spitze einer so bedeutenden Anstalt am Platze ist. Dabei war die Stelle hoch angesehen und fürstlich remunerirt und alle Spitzen der Geburts- und Geistesaristokratie wetteiferten in Beweisen der Anerkennung und Freundschaft für den Foreigner, der vor dreißig Jahren ohne einen Heller auf der Insel gelandet war. Auch blieben andre Ehren nicht aus: 1859 ernannte ihn die Universität Oxford zum Ehrendoctor (D. C. L.). Der Stab des British Museum, den er selbständig reorganisirt und durch seinen Einfluß reicher dotirt hatte, bot ihm ein Ehrengeschenk in Form eines Porträts, das einem der ersten Maler Englands anvertraut wurde. 1862 bot ihm sein Freund, der Minister des Innern, Sir George Cornwall Lewis — der Uebersetzer Otfried Müller's und tiefe Kenner deutscher Bildung — den persönlichen Adel an: er schlug ihn aus, um nicht neuen Neid zu erwecken. Auch Lord John Russell, der ihm sehr wohl wollte, erhielt eine abschlägige Antwort, als er 1866 das Anerbieten erneuerte. Erst 1869, als die Königin motu proprio ihm die Würde verlieh, nahm er die Ehre an, welche so vielfach sie auch in England an Oberoffiziere, Künstler, Gelehrte, reiche Kaufleute, ja an Fremde verschwendet wird, dort doch ein ungemein größeres Ansehen genießt als unser Adelszeichen „von", das alle Jahrzehnte einmal einem Ranke oder Liebig zufällt. Schon Anfang 1865 war Panizzi, der heftig an Gliederrheumatismus litt, mit dem Gedanken an seine Entlassung umgegangen; doch wußte Mr. Gladstone ihn noch zu überreden einstweilen zu bleiben. Indeß wurden seine Leiden im Sommer desselben Jahres so unerträglich, daß er von Neuem auf seinem Austritt bestand. Die Administratoren willigten denn auch ein, indem sie ihr Schreiben mit den schmeichelhaftesten Lobesergüssen begleiteten und ihm eine Pension von 1400 £ St. (28,000 RM.) zusprachen. Nach Empfang desselben schrieb er nach Liverpool an die Wittwe Haywood's, die noch acht Jahre vorher seine Caution geliefert: „Das erste Gefühl, als meine Zukunft geregelt war, war das tiefen Kummers darüber, daß der Freund, der sich so herzlich über den Abschluß meiner ehrenvollen Laufbahn gefreut hätte, der mich ermuthigte, als ich einsam und unbekannt, der soviel an mein Wohl als an sein eigenes dachte, daß er nicht länger mehr da war. Dieses Gefühl überwältigte mich einen Augenblick und selbst jetzt kann ich es kaum bemeistern." Solcher Worte, die oft in den Briefen an die Haywood'sche Familie wiederkehren, zeigen, welch tiefes Gemüth sich mit der Heftigkeit, dem kaltblütigen Ehrgeiz, dem praktischen Sinne,

dem unbarmherzigen Witze und der sinnlichen Freude am Lebensgenuß, die Panizzi charakterisiren, vertrug.

III.

Panizzi's Stellung brachte ihn natürlich mit allen bedeutenden Gelehrten Europa's in Berührung, welche den ihm anvertrauten Schatz zu benutzen die Gelegenheit hatten. Seine seltene Bücherkenntniß machte den Umgang mit ihm nützlich, sein offenes einnehmendes Wesen verlieh demselben Reiz. Unter denen, die früh mit ihm in Beziehung traten, war der berühmte Mathematiker Libri, ein Toskaner von Geburt, aber in Frankreich naturalisirt und am Collège de France angestellt. Als Diesem der vielberufene Proceß wegen Bücherentwendung gemacht wurde und sich das ganze Publicum auf Seiten des, zum Mindesten gesagt, strengen Gerichtes stellte, vertheidigte Panizzi den Freund mit der ihm gewöhnlichen Wärme und Ganzheit. Man weiß, daß auch Guizot nie an die Schuld Libri's glauben wollte und daß Mérimée, der so gern seine Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit heraushängte, sich als wahrer Don Quixote entpuppte und den angeklagten Freund in Petitionen, Memorandum's, Briefen an die Zeitungen zu vertheidigen nicht müde ward. Mme. Libri's Lage war eine sehr beschränkte nach dem Unglück ihres Mannes und Mérimée gab ihr einen Brief an Panizzi, der sie nicht persönlich kannte, um ihm den Ankauf der ihr gebliebenen Bücher zu empfehlen. Panizzi antwortete und es entstand ein immer lebhafterer Briefwechsel, dessen einer Theil, die Briefe Mérimée's, uns in zwei Octavbänden vorliegen. Fast jährlich sahen sich die beiden Freunde, sei's in London, sei's in Paris, wo einer stets des Andern Gast war, sei's an einem Badeorte. Eine natürliche Wahlverwandtschaft machte das Band immer fester. Beide waren geschworne Feinde alles Humbugs und Scheinwesens, — religiös, moralisch oder politisch —; beide waren Feinde alles Wortenthusiasmus und im Verborgenen jeder Aufopferung und Rührung fähig; beide hatten dasselbe Steckenpferd der Bücherliebhaberei, und zwar nicht allein der Bücher, sondern auch des Papiers, Drucks, Einbands; beide konnten über einen Aldus Manutius, einen Henricus Stephanus, einen Elzevier, der ihnen entgangen war, den Schlaf verlieren. Beide haßten die Pfaffen und die Demokraten, als rechte Söhne des 18. Jahrhunderts und fanden nur wenige, die diese ihre Gesinnung getheilt hätten. Beide hatten aristokratische Freunde und liebten aristokratische Sitten; aber sie waren denn doch zu moderne Menschen, um eine Aristokratenherrschaft zu wünschen. Ihre Ueberzeugung — wenn anders die Legitimisten und Republikaner freundlichst zugeben wollen, daß auch andere Menschen Ueberzeugungen haben können — war, daß die unvermeidliche Demokratie nur unterm Cäsarismus mit Ordnung und Civilisation verträglich sei. Auch hatten Beide, wie es bei bedeutenden Romanen möglich ist, einen geheimen Widerwillen gegen alle speculative Philosophie. Dabei waren die zwei Junggesellen Lebemänner, verkehrten gerne in heiterer und feiner Gesellschaft, würdigten ein gutes Glas Wein, eine exquisite Schüssel und einen derben Scherz. Auch waren Küche und Keller beim Einen wie beim Andern fast so gut bestellt und so gewählt als ihre Privatbibliothek, obschon Beide wie alle echten Feinschmecker höchst mäßig in Trank und Speise waren.

Nun traf es sich aber, daß von diesen beiden Männern der Eine während des zweiten Kaiserreiches als Hausfreund in den Tuilerien aus- und einging, der Andere der vertraute Freund fast aller englischen Staatsmänner, vornehmlich whiggistischer Richtung, geworden war. Zugleich aber nahmen die italienischen Ereignisse gerade in den ersten Jahren jener Freundschaft ein immer weiteres und lebhafteres Interesse in Anspruch und es war nur natürlich, daß Panizzi, der, wie wir sahen, doch trotz seines englischen Vernis im Grunde ein leidenschaftlicher Patriot geblieben war, allen seinen Einfluß zu Gunsten seines Vaterlandes aufwandte. Seine französischen Freunde, vor allem Thiers, mit dem er sehr intim war, hatten Nichts mehr zu sagen, waren auch anti-italienisch gesinnt. Mérimée, der vor Allem in der Sache Italiens ein Schach dem Papste sah, stand ganz auf Panizzi's Seite. Er stellte ihn dem Kaiser vor und oft mußte Panizzi, den Alle liebgewannen, seine Ferien am kaiserlichen Hoflager in Biarritz oder Saint Cloud, Compiègne oder Fontainebleau zubringen. Je auffälliger dieses Verhältniß Panizzi's ward, um so mehr drängten sich Cavour und Minghetti, sowie die Unterhändler Arese und Pasolini an ihn, um seinen Einfluß zu benutzen und — der Kaiser war ja im Grunde so italienisch gesinnt, daß er kaum getrieben zu werden brauchte. Indeß muß man diesem Verkehr wie jenem Briefwechsel auch keine allzugroße Bedeutung beimessen. Außer einigen wenigen Fällen, wo Panizzi's Rath in Downing Street und den Tuilerien wirklich den Ausschlag gab, beschränkte sich das Ganze mehr auf eine allgemeine Beeinflussung der Atmosphäre in den maßgebenden Kreisen beider Hauptstädte. Weder Panizzi noch Mérimée waren Diplomaten, nicht einmal officiöse; sie waren Freiwillige, die einer Sache und Personen dienten, welche ihnen persönlich am Herzen lagen. Doch durfte Mérimée immerhin dem Freunde schreiben (Februar 1861): „Cäcile sagt, daß Sie das Unmögliche fertig gebracht haben; nämlich, als Fremder den Engländern zu ihrem eignen Besten Ihren Willen aufzuzwingen."

Schon lange ehe die italienische Frage in den Vordergrund der Geschichte trat, war in Panizzi das heiße Verlangen erwacht, sein Geburtsland wiederzusehen. Es gelang ihm schon 1842 durch seine Freunde im englischen Ministerium nicht nur die Erlaubniß Metternich's zu erlangen, das österreichische Gebiet zu besuchen, sondern auch das Versprechen, bei dem Herzog von Modena für eine ähnliche Erlaubniß zu wirken. Allein Franz IV. machte taube Ohren. Drei Jahre später nahm Panizzi denn doch von der erlangten theilweisen Erlaubniß Gebrauch und brachte seinen zwölfwöchentlichen Urlaub — den ersten, den er nahm — in Venetien und der Lombardei zu. Die Reise ging über Wien, wo er eine Audienz bei dem gerade dort anwesenden modenesischen Landesvater hatte. Derselbe war die Höflichkeit selbst, nahm Panizzi's Offenheit und patriotische Reden gar nicht übel und gab ihm die Erlaubniß in's Herzogthum zu gehen. Aber Panizzi erfuhr bei Zeiten durch gute Freunde in Modena, daß der Herzog gleichzeitig Befehl gegeben habe ihn zu überwachen und bei der geringsten verdächtigen Bewegung zu verhaften. So ging er für's Erste nur nach Mantua, von wo er umsonst die modenesischen Behörden um eine Sicherheit bat. Das ließ er sich gesagt sein und entsagte mit tiefem Kummer der Erfüllung seines Wunsches.

Nach Parma kamen dann die nahen Freunde aus Brescello herüber, deren Namen natürlich sämmtlich aufgezeichnet und auf der Polizei deponirt wurden.

Bald sollten sich durch die Thronbesteigung Pius' IX. die Dinge auf der Halbinsel ändern. Ende 1845 und Anfang 1846 freilich ahnte noch Niemand, wie nahe der Sturm war. Europa war ganz von den spanischen Heirathen in Anspruch genommen. Auch Panizzi blieb dieser lebhaft erörterten Sache nicht fremd. Er war intim mit Thiers, dem Chef der französischen Opposition, befreundet. Lord Clarendon ließ das nicht ungenutzt. „Es ist wirklich ein gutes Glück für Thiers und überdies höchst wichtig für die Beziehungen beider Länder, daß er in Ihre Hände hier gefallen ist; denn Niemand ist so fähig, seine Erkundigungen und Meinungen recht zu leiten und ich bin sicher, von keinem gebornen Engländer würde er mit Vertrauen und Glauben die Art von Thatsachen hinnehmen, die Sie ihm vorlegen werden. — — Ich glaube, er könnte viel thun, um den Geist des Hasses gegen uns zu bekämpfen, den seine eignen Werke und ein Theil der von ihm beeinflußten Presse so viel beigetragen haben, zu erregen. Es wäre ein seiner würdiges Unternehmen die Anglophobie in Frankreich aus der Mode zu bringen." Freilich meint Clarendon, mit viel Autorität könne er von England nicht sprechen, das er ebensowenig kenne, als die anderen Länder, die er durchflogen. „Erinnern Sie sich nicht seines berufenen Billets an Ellice, als dieser Schatzsecretär war? „Mon cher Ellice, je veux connaître à fond le système financier de l'Angleterre. Quand pourrez vous me donner cinq minutes?'" Als Lord Palmerston Clarendon's Stelle einnahm, machte Panizzi auch Thiers mit Palmerston bekannt und dieser gab ihm die Waffen in die Hand, mit denen er in der Adreßdebatte das Ministerium Guizot so empfindlich verwunden sollte. Ich gehe hier nicht auf die Angelegenheit der spanischen Heirathen ein, die ich im zweiten Band meiner französischen Geschichte ausführlich auseinandergesetzt habe. Es genüge, zu wissen, daß alle uns hier neugebotenen Data Stockmar's Mittheilungen und meine Darstellung bestätigen. Interessant sind nur gewisse Einzelheiten, die uns hier gebracht werden. So schreibt Clarendon an Panizzi: „Ich habe Lord Aberdeen wieder und wieder gesagt, daß seine Vorliebe für Guizot die friedlichen Beziehungen beider Länder gefährde." Wichtig ist auch der sehr ausführliche und ganz thatsächliche Brief Panizzi's an Thiers vom November 1846 — also kurz vor der Adreßdebatte im Palais Bourbon — worin Panizzi ihm, wie in einem diplomatischen Memorandum, die große geheime Vorgeschichte der spanischen Heirathen erzählt. Es ist ein Meisterstück in seiner Art, concis ohne daß die Präcision darunter litte, vollständig und doch verhältnißmäßig kurz und der beste Bericht, der mir über die Sache bekannt ist. Man sieht, Panizzi hätte auch einen Diplomaten abgeben können. Zugleich verlangte er von Thiers eine genaue Angabe der Linie, die er einzuhalten gedenke, um sie seinen Freunden im Parlament mittheilen zu können. Ob Thiers selber es loyal gefunden hätte, wenn Guizot bei umgekehrten Rollen sich mit der Regierung des gegnerischen Landes in's Einvernehmen gesetzt hätte, lasse ich dahingestellt. Wie schnell sollten die spanischen Heirathen vergessen sein. Kaum ein Jahr war verflossen, so hatte das Haus Orleans aufgehört zu herrschen und Thiers arbeitete, wie immer, daran, seinem armen Lande die bestmöglichste Regierung unter der ge-

gebenen Form zu verschaffen: „Wir werden viel fertig gebracht haben, wenn wir dem Lande nur eine solid constituirte Republik gegeben haben," schrieb er an Panizzi. Die ganze hier mitgetheilte Correspondenz Thiers' ist vom höchsten Interesse und außerordentlich charakteristisch für den Mann, der sich ganz darin gehen läßt, weder Freund noch Feind mit seiner spitzen Feder schont, und mit seiner Kunstkennerschaft renommirt wie immer.

Panizzi antwortete nur noch halb. Die italienischen Angelegenheiten nahmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch und „machten ihn ganz fieberisch". Er sah sie von Anfang an verfahren. „Der Geist Jung-Italiens (d. h. Mazzini's Secte) ist bei der Arbeit und ich denke, es wird noch viel Mühe machen, bis man es zu einer geordneten Regierung gebracht." Früher sehr intim mit Mazzini, trennte er sich nun von ihm. Herr Fagan weiß diese Entfremdung nicht zu erklären, obschon sie höchst natürlich ist. Panizzi gehörte überhaupt zu den Leuten, die mit Goethe sagen:

Jeglichen Schwärmer schlagt mir an's Kreuz im dreißigsten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogene der Schelm.

Als nun gar Mazzini's Fanatismus die einzige solide Basis des italienischen Zukunftsgebäudes, das constitutionelle Piemont, zu erschüttern suchte, war Panizzi der Erste, sich von ihm loszusagen, wie später Visconti-Venosta und so viele andere Staatsmänner Neu-Italiens. In der That war Mazzini schon in Mailand und schürte gegen Karl Albert und das Urtheil der besten Patrioten wie Berchet's über diese unverantwortliche Haltung stimmte mit dem Panizzi's überein. Man erinnert sich, wie schnell alle Unglücksprophezeiungen sich erfüllen sollten; allein Panizzi gab seine Hoffnungen noch nicht auf und man kann ohne Uebertreibung sagen, er war es, der von 1849 bis 1859 die Interessen der englischen Staatsmänner an seinem unglücklichen Vaterlande wach erhielt. Man erinnert sich des Aufsehens, welches anfangs 1851 Gladstone's Brief über die neapolitanische Regierung, die er eine „negation of God" nannte, hervorbrachte. Nächst Sir James Lacaïta, war es besonders Panizzi, der Gladstone's Schritte geleitet hatte. Im October 1851 veröffentlichte Panizzi in der „Edinburgh Review" einen Artikel über „neapolitanische Gerechtigkeit", worin er Poërio's und Settembrini's Prozeß erzählte, den herrlichen Brief des Dulders an seine Frau nach dem Todesurtheile mittheilte, und durch Beides, die Erzählung wie den Brief, ganz England in Aufregung brachte. Panizzi that mehr. Er nahm sich vor, den ihm persönlich unbekannten Settembrini, der ja „begnadigt" worden war, aus seinem furchtbaren Kerker zu befreien. Ein eigenthümlicher Umstand sollte ihm das schwierige Unternehmen etwas erleichtern. Er hatte einen Aufsatz über Alberoni geschrieben und ging damit um, dem großen Bolognesen eine ganze Biographie zu widmen. Er wandte sich deshalb an Lord Shrewsbury, der in Palermo weilte und bat den frommen Herrn, der im Vatican sehr angesehn war, ihm einige Documente in Rom zu verschaffen. Lord Shrewsbury ergriff die Gelegenheit, die neapolitanische Regierung auf's Wärmste gegen Gladstone's Angriffe zu vertheidigen. Panizzi antwortete lebhaft und suchte den leichtgläubigen alten Mann eines Besseren zu belehren. Es entspann sich ein angeregter Briefwechsel und endlich bat ihn Lord Shrewsbury

nach Neapel zu kommen, er wolle ihm beweisen, Alles sei falsch. Am 12. Juni (1851) antwortete Panizzi: „Jetzt bin ich bereit. Ich habe 100 Pfd. Sterl. zusammengekratzt für den Plan. Ich bin bereit, am 1. September abzureisen und mit Ihrer Herrlichkeit, in Ihrer Gegenwart und mit Ihrer Beihilfe alle Aufstellungen Mr. Gladstone's zu verificiren. Wenn Ihre Herrlichkeit und ich finden, daß sie unbegründet sind, so werde ich die Thatsachen der Welt veröffentlichen; sind sie wohlbegründet, so werde ich Ihre Herrlichkeit ehrerbietigst ersuchen, die neapolitanische Regierung von der Ungerechtigkeit ihres Verfahrens zu überzeugen. Unnütz zu sagen, daß dieß durchaus zwischen Ihrer Herrlichkeit und mir für den Augenblick bleiben muß; sonst würde die Untersuchung eine Posse sein und unser Zweck, die Wahrheit herauszufinden, vereitelt werden. Ich wünsche nichts, als daß die Wahrheit an den Tag komme. Lassen Sie uns also unser Bestes thun, sie herauszufinden. Es ist der Mühe werth. Ich kann der Sache obenerwähnte Summe und zwei Monate — September und October — widmen." Lord Shrewsbury antwortete, indem er seine persönliche Mitwirkung versagte. Es hätte ihm denn doch seinen Optimismus unbehaglich stören können. Er zog es vor, keine Brillen aufzusetzen. Auch Guizot schrieb gleichzeitig an Gladstone „sehr frank und freundlich, indem er seine Publication durchaus verdammte und den König von Neapel nebst Allem um ihn her voll annahm." Im October ging denn Panizzi auch nach Neapel und fand natürlich Alles bestätigt, ja eher schlimmer, als er berichtet worden war. Der König, der über jede Bewegung des fremden Gastes unterrichtet war, ertheilte ihm eine Audienz, ließ ihn frei über Freiheit und Nationalität reden und sogar zwanzig Minuten lang höchst ruhig Poërio's und Settembrini's Sache vertheidigen, den Zustand der Gefängnisse schildern. Endlich erhob sich der König und machte dem Besuche ein Ende mit den Worten: „addio, terribile Panizzi." Das war Alles. Indessen lernte Panizzi in Neapel Settembrini's Frau kennen und knüpfte durch sie eine Correspondenz mit dem Gefangenen von Sto. Stefano an; denn die beiden Gatten hatten in langer Trennung die Kunst, alle Wächter zu täuschen, trefflichst gelernt und wußten trotz der strengsten Aufsicht stets mit einander zu communiciren. Vier Jahre arbeitete er an den Vorbereitungen zur Flucht. Es galt, das Geld aufzubringen, einen Dampfer zu miethen, sichere Leute zu bekommen, die richtige Jahreszeit und den richtigen Augenblick abzuwarten. Denn der diplomatische Einfluß, den er zu Gunsten Settembrini's aufzuwenden gesucht, war ohne alle Wirkung auf den König von Neapel gewesen. Es gelang ihm denn auch, 2000 Pfd. Sterl. aufzubringen, ohne seinen Freunden zu sagen, zu welchem Zwecke sie ihr Geld hergeben sollten. Er hatte anfangs selbst die Absicht, die „Isle of Thanet" — so hieß das gemiethete Dampfschiff — zu führen; nahm vier Wochen Urlaub und ging nach Genua. Dort sah er bald ein, daß er der Mann dazu nicht sei; auch fehlte ihm die Zeit, da die Expedition des Wetters und des Mondes wegen um vier Wochen hatte aufgeschoben werden müssen. So übergab er die Führung an Bertani, den bekannten Freund Garibaldi's. Aber er gab seine Instructionen mit all' der Umsicht und Voraussicht eines Generalstabchefs. Doch was halfen die gegen Meer und Wind? Am 25. October scheiterte die „Isle of

Thanet" bei Yarmouth und vier Jahre Mühe schienen verloren. Doch unerschüttert und unverdrossen ging Panizzi sofort wieder an's Werk; bald war auch ein anderer Dampfer gefunden und dießmal beredete Bertani Garibaldi das Commando zu übernehmen. Dies dauerte bis October 1856, als plötzlich die neapolitanische Regierung anzeigte, sie wolle die Gefangenen nach Amerika schaffen und dort freilassen, worauf denn Panizzi das immerhin sehr gewagte Unternehmen aufgab. Doch zog sich die Sache, wie üblich, in Neapel länger hinaus, als man erwartete, bis das Versprechen endlich, wenn auch in verschiedenem Sinne, erfüllt wurde. Das Nähere über jenen Fluchtversuch und die Befreiung Settembrini's von dem Schiffe, das ihn nach Amerika bringen sollte, habe ich in meinem Aufsatz über Settembrini erzählt. Erwähnt sei hier nur, daß der junge Held des Abenteuers, Settembrini's ältester Sohn, durch Panizzi in den Stand gesetzt worden war, jenes kühne Unternehmen auszuführen. Man sieht, Panizzi hatte auch das Herz, wie den Kopf, auf dem rechten Fleck.

Mittlerweile war Panizzi auch sein langgenährter Herzenswunsch in Erfüllung gegangen, sein Geburtsland wiederzusehen. Dank dem ihm eng befreundeten Lord Clarendon hatte er endlich den immer umsonst erbetenen Erlaubnißschein erhalten. Die Zeiten hatten sich eben doch geändert, seit die Citadelle der Reaction gebrochen, ihr gefürchtetes Haupt erlegen war. Es war anderthalb Jahr nach dem Pariser Frieden (Oct. 1857), als er sein geliebtes Brescello nach vierunddreißig Jahren wiedersah. Rührend war der Empfang der Jugendfreunde; er wurde gefeiert, wie nur ein Volk zu feiern weiß, das bei vielen Untugenden sich die schöne Tugend nie hat abhanden kommen lassen, bedeutende Männer bei Lebzeiten anzuerkennen und ihnen diese Anerkennung in spontan-freudigem Ausdrucke zu bezeigen. Und wie ihn der Anblick des Landes ergriff. „Und dann diese Gegend — und diese Monumente — und dieser Himmel! Oh, mein lieber Haywood, wie armselig sind all' diese Dinge, die wir anderswo bewundern! Was die Natur und was die älteren Generationen für Italien gethan, ist einzig: ich will aber doch froh sein, wieder einmal im British Museum zu sein." Wie man fühlt, was in dem thätigen Menschen vorging, dem die Betrachtung der Welt nicht genügen konnte, der aber doch Augen hatte, um zu sehen, daß nur diese Welt ein Leben im Anschauen lohnte. Alle alten Erinnerungen lebten wieder auf. „Du weißt," schrieb er seinem alten Freunde Minzi in einem Briefe, in dem er sein ganzes Leben vom Tage der Flucht an bis zum Jahre 1857 in beredten Worten resumirt, „du weißt, daß ich in Brescello gewesen; aber du kannst dir nicht denken, was dieser Besuch für mich war. Es ist in der That unmöglich, meine Gefühle zu beschreiben. Ich kann nur sagen, daß keine Stadt, kein Tempel, kein Theater oder Palast mir je so viel Freude gemacht, als Brescello, da ich es wiedersah. Die Kirche von Brescello! Das Theater von Brescello! Die Stadthalle von Brescello! Das Haus, worin ich geboren, deines, das von Montani, und das von Franz Panizzi. — Der Anblick brachte mir Thränen in die Augen." Auch dieser Localpatriotismus ist ein echt italienischer Zug in dem Adoptivengländer. Selbst das bibliothekarische Interesse kam erst in zweiter Linie; doch ließ er nicht die geringste Bücherei unbesucht. In Bologna fand er einen geschriebenen

Katalog von solcher Trefflichkeit, daß er sich den Verfasser, der das schöne Werk ganz allein vollbracht, kommen ließ, und voller Rührung umarmte und küßte.

Schon grollten die Donner, welche das Gewitter von 1859 ankündigten, durch Europa, als Panizzi heimkehrte. Man kann sich denken, daß er keinen Stein unberührt ließ, um seine englischen Freunde für die italienische Sache zu gewinnen, ihren Argwohn betreffs Napoleon's III. zu zerstreuen, den er persönlich liebte und verehrte, als Befreier seines Vaterlandes bewunderte. Es war keine kleine Aufgabe. Die englische Stimmung war höchst mißtrauisch; der Hof lehnte nach Oesterreich; fast alle Staatsmänner, außer Clarendon, mißtrauten Napoleon III. Panizzi war unermüdlich. Heute in Biarritz oder in den Tuilerien, morgen wieder in Downingstreet oder Carltonhouse; jeden Augenblick auf dem Wege nach Italien, sah Cavour verschiedene Male, ward von König Victor Emanuel, wie gewöhnlich im Stalle, empfangen; suchte die Romagna durch Minghetti, Toscana durch Salvagnoli zu bearbeiten. Höchst unangenehm überrascht war er durch Garibaldi's sicilianische Expedition. Nicht nur daß er in einem Blicke alle die heillosen Folgen überschaute, die wir sich haben entfalten sehen; er wußte auch — dies ist eine jetzt für die Geschichte gewonnene Thatsache — daß Napoleon III seine Truppen von Rom zurückzuziehen im Begriffe war und erst Gegenbefehl gab, als die Nachricht von Marsala kam. Die Räumung Roms durch die Franzosen war für Panizzi der Fall der weltlichen Macht des Papstes; und der war für den Pfaffenfeind alle Sicilien werth. Meinte er doch: lieber die Oesterreicher als den Papst; lieber Plonplon (Prinz Napoleon) in Toscana als die Oesterreicher. Die Garibaldi'sche Expedition söhnte im Gegentheil die Engländer wieder mit der italienischen Sache aus, weil sie dadurch unabhängiger von Frankreich ward oder vielmehr zu werden schien. Freilich brach der Sturm sofort wieder los, als die Abtretung Savoyens bekannt wurde, welche wieder ihrerseits die französische Nation mit dem höchst unpopulären italienischen Krieg versöhnte. Nichts konnte gerechtfertigter sein als diese Annexion; aber England fürchtete das Präcedenz für Belgien; doch blieb's natürlich bei Worten. Wer am wirklichen Einflusse Panizzi's zweifelt, der lese seine Briefe an Mérimée, aus denen hervorgeht, daß er mehr als irgend Jemand Lord Palmerston über die Absichten Napoleon's III. zu beruhigen, daß er die Härten und Ecken Palmerston's dem französischen Hofe gegenüber abzuschleifen wußte, kurz, daß er außerordentlich viel zur Wiederherstellung des guten Einvernehmens beitrug. Der Handelsvertrag freilich that das Meiste und Entscheidende und seine Folgen sind noch nicht verschwunden. Auch bei Garibaldi's triumphirendem Einzug in London (April 1864) oder vielmehr bei seiner plötzlichen Abreise war Panizzi thätig. Man weiß wie unangenehm der englischen Regierung die Sache wurde und welche Diplomatie es erforderte, des gefeierten Gastes los zu werden, den Mazzini natürlich sehr ungehalten war zu verlieren, da er ihn als sein Werkzeug brauchte, um Propaganda zu machen. [1])

Nach 1866 und seinem Rücktritt vom British Museum trat Panizzi auch von der Politik zurück, in der er so manche Tasten wirkungsvoll berührt

[1]) S. über diese Episode Politica secreta italiana 1863—70, Torino, Roux & Farvale, 1881. S. 129—168. (Der Verfasser soll der Unterhändler Diamilla-Müller sein.)

hatte; obgleich er jetzt eigentlich erst durch seine Ernennung zum italienischen Senator eine amtliche politische Stellung erhielt. Seine Leiden wurden immer heftiger und die letzten dreizehn Jahre seines Lebens bildeten einen traurigen Gegensatz zu dem bewegten, arbeitsvollen Mannesalter und der Jovialität früherer Jahre. Seinen politischen wie seinen religiösen Gesinnungen blieb er treu bis zum letzten Augenblick. Noch immer schob er alle Schuld schlimmer Zustände, wie der sicilianischen und neapolitanischen, auf die schlechten Regierungen und wollte nicht zugeben, daß die Völker schuld daran sein könnten, wenn die Regierungen schlecht sind; noch immer, selbst nach 1866 und 1870, haßte er Oesterreich mit dem alten Hasse des Carbonaro von 1820; noch immer war ihm Papst und Clerisey Teufel und Hölle. Wol mochte er scherzend von Monte Cassino schreiben (1863): „Was werden sie denken, daß ich zum Beschützer von Mönchen und Nonnen geworden? Und doch ist's so. Ich war so verletzt (disgusted) durch das barsche Verfahren des Ausschußpräsidenten, der mit der Besitznahme der Güter der frommen Brüderschaften beauftragt war, daß ich nicht anders konnte, ich mußte den Kerl absetzen lassen." Wie Viele dachten damals wie er, und wieviel ist durch den Eifer der neuen Beamten verdorben worden. Jedoch weiter als die Achtung vor Gerechtigkeit und Billigkeit, ging Panizzi's Theilnahme für die Geistlichkeit nicht. Er wies alle Versuche ab, während seiner Krankheit einen Priester bei ihm einzuschmuggeln; und als das Gerücht verbreitet wurde, er habe sich unterworfen, veröffentlichte er folgende Note: „Da es zu meiner Kenntniß gekommen ist, daß während meiner letzten Krankheit ein Priester, der nie durch mich oder auf meinen Befehl herbeigerufen wurde, sich in mein Haus geschlichen, wo er nur mit größter Mühe verhindert werden konnte, sich in mein Schlafzimmer einzudrängen, in welchem ich schwer krank darniederlag, indem er vorgab, er sei durch eine ungenannte oder unbekannte Person gerufen worden —, um zu verhindern, daß ein so gemeiner und unverschämter Versuch erfolgreich wiederholt werde, ersuche ich meine ärztlichen Berather sowie alle meine wahren Freunde auf's Dringendste und ich befehle meinen Dienern, jede Person, nach der ich nicht geschickt, oder welche nicht bekannt ist als eine solche, deren Besuch mir Vergnügen machen würde, durch alle Mittel vom Hause fern zu halten und von meiner Gegenwart, wenn sie unglücklicher Weise in's Haus gedrungen."

Antonio Panizzi starb, fast alle seine besten Freunde überlebend, am 8. April 1879 im dreiundachtzigsten Jahre seines Lebens und im sechsundfünfzigsten seines Aufenthaltes in England.

Die Idee von Kant's „Kritik der reinen Vernunft".

Zum hundertjährigen Jubiläum der letzteren

von

Prof. Dr. **Benno Erdmann** in Kiel.

Wir sind es seit Jahrzehnten gewohnt, den großen Todten unseres Volkes bei Gelegenheit der hundertsten oder mehrhundertsten Wiederkehr ihres Geburts- resp. Todesjahres einen besonderen Zoll unserer Dankbarkeit darzubringen. Nur in seltenen Fällen jedoch ist die Erinnerung so lebhaft, daß sie sich für breitere Schichten auch an das Jubiläumsjahr der Veröffentlichung eines besonders hervorragenden Werkes anknüpft. Kaum jemals aber ist die geistige Bewegung in solchem Falle eine so allgemeine und so tiefgehende gewesen, wie in diesem Jahr, in dem sich das erste Centennium nach dem Erscheinen von Kant's „Kritik der reinen Vernunft" vollendet. Die wissenschaftliche Literatur hat bereits eine Reihe von Arbeiten zu verzeichnen, die als Beiträge zu dieser Geistesfeier gelten wollen, Beiträge allerdings von ungleichem Werth; andere wie ein ausführlicher Commentar des kantischen Werkes sind im Erscheinen begriffen, und vermuthlich wird auch die Todtenfeier, die in Königsberg treue Verehrer des großen Philosophen in der neugeschmückten Stoa Kantiana versammelt hat, nicht ohne eine entsprechende Festgabe vorübergehen. Auch die periodische politische und literarische Presse hat mehrfach Aufsätze gebracht, die ohne Ausnahme bekunden, wie lebhaft und wie weit verbreitet die Theilnahme an diesem Ereigniß ist.

Die Bedeutung des Werkes, das so gefeiert wird, muß eine um so größere sein, als dasselbe wie wenig andere lediglich an den engen Kreis selbständiger Denker gerichtet ist, und selbst diesen anfangs ein Buch mit sieben Siegeln schien. Daß die Gedanken einer solchen Schrift auf dem weiten Wege von den wenigen Eingeweihten bis zu der Menge der Gebildeten und als solche philosophisch Interessirten die Erinnerung an ihren Urheber fest bewahren, zeugt wie kaum eine andere Thatsache von der originalen Tiefe derselben. Sie bekundet zugleich, daß jene selbst nur die hervorragendsten Wogenkämme eines breiten Gedankenstromes sind, der unser aller Vorstellen über das Wesen der Dinge selbst da trägt, wo es auf eigenen Füßen zu stehen scheint.

Nicht immer allerdings ist diese Bedeutung gewürdigt worden. Davon zwar, daß auch jetzt noch die Ansichten Vertreter finden, die eigentliche Wirk-

samkeit der kantischen Gedanken habe auf den moralischen Lehren des Philosophen beruht, oder gar, nicht seine „Kritik der reinen Vernunft", sondern seine „Kritik der Urtheilskraft", d. i. seine Aesthetik und Teleologie bilde seine Hauptleistung, dürfen wir absehen. Sie sind durch die Geschichte gerichtet. Hervorzuheben ist jedoch, daß die Führer der philosophischen Bewegung in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts fast ohne Ausnahme der Ueberzeugung waren, weit über den Standpunkt Kant's hinausgekommen zu sein, „bis an die Sterne weit!" In dem Maße, als sie auf ihrem Wege vordrangen, ging ihnen der Zusammenhang mit Kant verloren, während wir jetzt bereits, so verschieden auch noch ihre Größe geschätzt wird, deutlich erkennen können, daß, was sie besser sahen als ihr gemeinsamer Vorgänger, sie nur dem Standort auf seinen Schultern zu danken hatten.

Erst seit dem Anfang etwa der sechziger Jahre hat sich diese Werthschätzung geändert, erst nachdem der Ikarusflug jener speculativen Zeit uns gelehrt, daß wir neuer, soliderer Flügel bedürfen, um uns dauernd auf der Höhe klaren Umblickes über die Dinge zu erhalten.

Auf welchem Wege wir diese Erkenntniß gewonnen haben, hat ein früherer Aufsatz von mir in dieser Zeitschrift darzulegen versucht [1]). Aufgabe des Vorliegenden soll es sein, den Sinn dieser Rückkehr zu Kant von der entgegengesetzten Seite, aus dem Ganzen seines kritischen Lehrgebäudes heraus begreiflich zu machen.

I.

Den Ansatz zur Lösung dieser Aufgabe bietet die überraschende Thatsache, daß Kant's „Kritik der reinen Vernunft" heute mehr noch als bei ihrem Erscheinen weit von einander abweichende Auffassungen ihrer Grundgedanken möglich macht.

Die allgemeinste Ursache hiervon ist nicht schwer zu bestimmen. Sie liegt offenbar in dem Gegensatz der Standpunkte, von denen aus wir in das Werk hineinlesen. Macht ein solcher sich doch schon bei der Auffassung verhältnißmäßig einfacher Gedankenreihen bemerkbar; um wieviel mehr muß er wirksam werden, wenn es sich um die Reproduction so verwickelter Gedankenmassen handelt, wie sie hier zu einem Ganzen zusammengearbeitet sind. „Liest doch nur Jeder aus dem Buch sich heraus."

Allerdings kann dieser allgemeinste Grund nicht auch zugleich der einzige sein. Die Hartnäckigkeit vielmehr, mit der jene Gegensätze sich selbst unter ganz veränderten Bedingungen der Auffassung erhalten, sowie der Umfang, in dem jeder der verschiedenen Auffassungsversuche Gedankenreihen Kant's für sich verwerthen kann, beweisen hinreichend, daß eine zweite Reihe von Gründen in der Natur des Werkes selbst liegen muß.

Dahin gehören zunächst die Schwierigkeiten, die Kant der Interpretation zahlreicher einzelner Stellen zu überwinden gelassen hat, Schwierigkeiten, die nur zum Theil in der Sache, zum anderen, größeren in den Gewohnheiten seiner Ausdrucksweise liegen. Kant's kritische Schriften nämlich sind noch in anderem

[1]) Zur Charakteristik der Philosophie der Gegenwart. Jahrgang 1879.

Sinne esoterisch, als etwa manche der aristotelischen. Mit fast alleiniger Ausnahme der „Kritik der Urtheilskraft" sind sie in unverhältnißmäßig schneller Niederschrift entstanden, die achthundert und sechsundfünfzig Seiten der „Kritik der reinen Vernunft" in kaum fünf Monaten. Ohne Ausnahme aber stehen diese Niederschriften unter dem Einfluß einer nahezu zwölfjährigen Gewöhnung, die Gedanken nur zum eigenen Gebrauch, nicht mit Rücksicht auf andere schriftlich zu fixiren.

Ungleich verhängnißvoller für die Auffassung aber sind die Schwierigkeiten, die sich aus dem historischen Zusammenhang der einzelnen Gedankenreihen des Werkes in einem Ganzen ergeben.

Zum Verständniß dieser eigenartigen Schwierigkeiten führt uns ein Blick auf die Entwickelung des Philosophen. Kant stand, als er die „Kritik der reinen Vernunft" niederschrieb, in seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahre; elf Jahre vorher, im Jahre 1769 war es, als er die ersten keimkräftigen Gedanken seiner späteren Lehre concipirte. Bis zu dieser Zeit, also wenn wir vom Beginn seiner Universitätsstudien (1740) an rechnen, beinahe drei Jahrzehnte hindurch befand er sich unter dem bestimmenden Einflusse der zeitgenössischen Entwickelung der Philosophie in Deutschland. Dieser nun ging zwar niemals so tief, daß der Philosoph jemals ein Anhänger sans phrase einer der herrschenden Parteien gewesen wäre; jederzeit jedoch reichte derselbe so weit, daß er die allgemeinen Voraussetzungen und manche charakteristischen Zielpunkte derselben theilte.

Diese zeitgenössische Philosophie bildet jene Periode beginnender Aufklärung, die ebenso arm ist an selbständigen, originalen Leistungen, wie reich an Wirksamkeit hinsichtlich der Verbreitung von philosophischem Interesse und philosophischer Erkenntniß über die Masse der Gelehrten. Ihren Ausgangspunkt bietet uns die Wolffische Philosophie, jene verflachende Ausarbeitung der meist aphoristisch hingeworfenen Lehrsätze der Leibnizischen Philosophie, die, wie Wolff selbst treffend gesagt hat, ebenda aufhört, wo Leibniz' eigenste metaphysische Speculation anfängt. Den Hauptinhalt aber jener Entwickelung gibt uns der Zersetzungsproceß dieser Schule zu der eklektischen Popularphilosophie, deren hervorragendste Größe Moses Mendelssohn ist. Diese Zersetzung selbst wurde eingeleitet durch die Angriffe, welche die Epigonen des Spener'schen Pietismus gegen die Vernunftbeweise auch der religiösen Lehren seitens der Wolffischen Philosophie erhoben, Angriffe, die zwar zunächst die schmähliche Vertreibung Wolff's aus Halle herbeiführten, weiterhin aber dem altersschwachen Pietismus selbst eine schnelle Auflösung brachten. Weitergeführt wurde dieselbe durch Crusius, zwar immer noch von theologischen Gesichtspunkten aus, aber doch mit ungleich treffenderen philosophischen Waffen, als sie dem Pietismus als solchem zu Gebote standen. Das kräftigste Moment aber des ganzen Processes wurde in der Folgezeit der englische Empirismus, die Philosophie Locke's und seiner Nachfolger, der auf den verschiedensten Wegen eingeführt wurde. Theils kam er direct durch das Studium Locke's, theils entstand er durch die deistische Literatur, durch die Tindal und Toland; hier führten ihn die Uebersetzungen der englischen Moralphilosophen ein, besonders der Werke

Shaftesbury's und der bezüglichen Schriften Hume's, die alle auch nach ihrer Darstellungsform den Gelehrten, die erst seit Kurzem angefangen hatten, auch wissenschaftliche Werke in ihrer Muttersprache zu schreiben, als Muster des guten Geschmacks erschienen; an anderen Orten endlich erfolgte er auf dem Umwege durch den französischen eklektischen Empirismus und Materialismus, dem Friedrich's des Großen Sympathien für den französischen Geist in der Berliner Akademie eine Freistätte geschaffen hatte. Der Erfolg war eine moralisch zugespitzte Philosophie des gesunden Menschenverstandes, eine Glückseligkeitstheorie, die sich in moralischen, ästhetischen, psychologischen und solchen metaphysischen Betrachtungen gefiel, die teleologisch verwerthet werden konnten. Nur zerstreut, aber doch bestimmt erkennbar und wirksam finden sich Keime selbständigerer logischer und erkenntnißtheoretischer Untersuchungen, wie schon bei Crusius, dann bei Lambert und Tetens.

Jede dieser Richtungen nun spiegelt sich, wie erwähnt, in Kant's vorkritischer Entwickelung wieder. Die Erstlingsschrift des dreiundzwanzigjährigen Philosophen, an der Lessing noch ahnungslos seinen Witz übte, zeigt ihn uns als einen Wolffianer, dessen Orthodoxie jedoch in Folge des Einflusses von Knutzen, des hervorragendsten Lehrers Kant's, sowol im Sinne der pietistischen Neuerungen des Systems als auch in der Richtung auf Newton's Gravitationsmechanik so geschwächt war, daß schon die ersten Zeichen einer kritischen Stimmung gegen die überlieferte Metaphysik merkbar werden. Ein Jahrzehnt später, nach neunjährigem Hauslehrerleben, sehen wir ihn bemüht, grundlegende Bestimmungen der Leibniz-Wolffischen Erkenntnißlehre auf Grund der Einwände von Crusius zu berichtigen; zugleich aber finden wir durch das intensive Studium Newton's, das die reife Frucht der „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels" zeitigt, den Boden für den Einfluß des englischen Empirismus geebnet. Derselbe dringt denn auch, wie die neueren Herderforschungen unzweifelhaft gemacht haben, schnell und packend auf ihn ein. Shaftesbury und Hume werden neben Rousseau seine Lieblingsautoren. Zugleich aber gewinnt die kritische Stimmung, die anfangs nur Ausdruck seiner selbstbewußten Kraft gewesen war, bestimmtere Ziele. Noch bethätigt sie sich erst an der kritischen Durcharbeitung einzelner Probleme: er wird irre an der herkömmlichen verschwommenen Fassung des Causalgesetzes; er bestreitet auf Grund einer neuen Formulirung des Existenzbegriffs die üblichen Gottesbeweise; er widerlegt das überkommene Vorurtheil von dem Parallelismus der philosophischen und mathematischen Methode; er erklärt endlich in launigem Vergleich der metaphysischen Theorien mit der spiritistischen Phantastik Swedenborg's aller traditionellen Metaphysik den Krieg.

Aber auch seine eigenen Ueberzeugungen beginnen sich zu bestimmten Ansichten über die wahre Methode der Metaphysik, sowie zu festeren Plänen über die Bearbeitung derselben zu verdichten. Das Ziel aber, das er dabei vor Augen hat, die Abgrenzung der unerweislichen Grundbegriffe, die lediglich durch Erfahrung zu gewinnen seien, liegt immer noch auf dem Wege, den auch Männer wie Lambert und Tetens gingen.

In den folgenden Jahren führt Kant in stillem Denken diese Ansätze weiter

aus. Dabei werden ihm, wie es scheint im Anschlusse an eine schon früher geübte Praxis, die Fälle von besonderer Bedeutung, in denen sich für dasselbe Problem zwei conträr entgegengesetzte Lösungen mit scheinbar derselben Evidenz finden lassen, z. B. für die Erkenntniß des Weltganzen die Annahme, daß dasselbe unendlich und, daß dasselbe endlich sei. Er schließt, daß hier eine „Illusion des Verstandes" zu Grunde liege. Nach vielfältigen Irrgängen gelingt es ihm endlich im Jahre 1769 zu dem Ergebniß zu kommen, daß jener Schein entspringe, sofern wir einmal von den subjectiven sinnlichen, räumlichen und zeitlichen Vorstellungen aus urtheilen, andererseits dagegen die Verstandesvorstellungen zum Ausgangspunkte nehmen, die uns die Dinge nicht bloß erkennen lassen, wie sie uns erscheinen, sondern wie sie an sich selbst sind. Sinnlichkeit und Verstand sind also als vollständig verschiedenartige Erkenntnißarten principiell zu trennen. Gemeinsam ist ihnen nur, daß in beiden sich Vorstellungen finden, die gänzlich unabhängig von aller Erfahrung, lediglich aus den angeborenen Gesetzen unseres Erkennens heraus entstehen; so für die Sinnlichkeit die Vorstellungen von Raum und Zeit, für den Verstand die Vorstellungen der Substanz, der Ursache und ähnliche.

Dadurch aber hat sich der Bruch Kant's mit der zeitgenössischen Entwickelung vollzogen, der „dogmatische Schlummer", der alle seine metaphysischen Gedanken bisher nur als Träume möglich gemacht hatte, begann sich zu lösen. Nur das allgemeinste Ziel, die Aufsuchung der Grundbegriffe unseres Erkennens ist das gleiche geblieben. Der Weg aber zu demselben wird in Folge jener principiellen Scheidung der beiden Erkenntnißvermögen, und der Verweisung von Raum und Zeit an das niedere derselben, sowie durch die Annahme ihres von der Erfahrung unabhängigen, d. i. aprioriſchen Ursprungs, bei deren Entstehen wie es scheint die Einflüsse der gerade damals zuerst veröffentlichten Streitschrift von Leibniz gegen Locke, der „*Nouveaux essais sur l'entendement humain*" maßgebend gewesen sind, ein vollständig anderer. Die empiristischen Voraussetzungen sind definitiv aufgegeben.

Jedoch der Standpunkt, den Kant somit im Wesentlichen selbständig aufgefunden, ließ ein dauerndes Verweilen nicht zu. Die Vorstellungen des Verstandes, so hatte er mit allen seinen deutschen Zeitgenossen als selbstverständlich angesehen, sollen sich auf die Dinge an sich selbst beziehen. Jedoch nur die Beziehung der sinnlichen Vorstellungen auf die Dinge ist klar: sie sind Wirkungen der Dinge als solche, also auch den Dingen als den Ursachen dieser Wirkungen gemäß. Die Verstandesvorstellungen dagegen sollen unabhängig von dieser Affection unserer Sinnlichkeit durch die Dinge entstehen, und trotz dieser Unabhängigkeit doch die Dinge darstellen, wie sie an sich selbst sind. Wie ist diese letztere Beziehung möglich? — Kant suchte in der Geschichte der Philosophie nach einiger Hilfe. Aber er fand weder die Frage selbst irgendwo aufgeworfen, noch zunächst Lehren, die ihn zu einer befriedigenden Antwort hinleiten konnten: Denn was bei Platon, Malebranche, Crusius ähnliches vorlag, wie etwa, daß unsere Ideen des wahrhaft Seienden Erinnerungsvorstellungen aus einem früheren Zustand unmittelbaren, von allen Schlacken der sinnlichen Erkenntniß befreiten Anschauens desselben seien, die bei Gelegenheit der Erfahrung dunkel wiedererweckt würden, setzte gar zu sehr mystische Bilder an die Stelle sachlicher Einsicht.

Erst allmälig gewann er Aufklärung, aber nicht da, wo er sie anfangs gesucht, und nicht so, wie er sie von vornherein erwartet hatte. Geboten wurde sie ihm durch Hume's Untersuchung des Verhältnisses von Ursache und Wirkung, also durch eben den Autor, der den Empirismus seiner vorhergehenden Periode wesentlich mitbestimmt hatte. In dem Problem Hume's findet er das seine wieder; denn das erstere läßt sich formuliren: wie können wir a priori die ursächliche Verknüpfung der Dinge denken? In Hume's Antwort ferner findet sich ein Fingerzeig für die richtige Lösung. Denn diese Antwort lautet: Wir können die Causalverknüpfung gar nicht a priori denken, sondern nur durch Erfahrung und innerhalb der Grenze möglicher Erfahrungsthatsachen. Die erste dieser beiden Behauptungen war für Kant, der sich gerade von dem aprioriſchen Ursprung der Causalverknüpfung wie aller formalen Verstandesbegriffe überzeugt hatte, vollkommen ausgeschlossen. Die zweite aber wurde der Funke, an dem er das Licht seiner Kritik der reinen Vernunft entzünden konnte. Denn dieselbe besagt: die aprioriſche Causalverbindung gibt (wie alle Verstandesbegriffe) keine Beziehung der Dinge an sich selbst, sondern nur eine Beziehung der Dinge, sofern sie uns durch Erfahrung gegeben sind. Die Beziehung also unserer Verstandesbegriffe auf die Dinge ist dadurch möglich, daß wir durch sie die Dinge nicht vorstellen, wie sie an sich sind, sondern wie sie unserer Sinnlichkeit erscheinen. Die Voraussetzung also, an der er als einer selbstverständlichen bisher festgehalten hatte, mußte fallen: der dogmatische Schlummer war endgiltig gebrochen. Hume wurde, trotz alles Gegensatzes gegen die empiristischen Annahmen desselben über den Ursprung aller unserer Begriffe, sein „Vorgänger"; die Kritik der reinen Vernunft aber, deren Ziel somit gegeben ist, gibt „nichts anderes als die Ausführung des Hume'schen Problems in seiner möglich größten Erweiterung".

Die Bedeutung dieses Schrittes kann keinem Zweifel unterliegen. Der Gedanke zwar, der so gewonnen wurde, ist seinem Ziele nach nicht neu. Der consequente Empirismus hatte stets behauptet, daß alle unsere Erkenntniß über die Grenzen möglicher Erfahrung nicht hinausreiche. So hatte Hobbes, so Hume gelehrt. Aber von ihren Voraussetzungen aus war das eine leicht gegebene Beschränkung: was von der Erfahrung stammt, kann nur innerhalb derselben Geltung haben. Von der Voraussetzung aprioriſcher, von aller Erfahrung schlechterdings unabhängiger Erkenntniß aus aber war das ein unerhörtes Beginnen. Stets hatte man es als zweifellos angesehen, so Anhänger wie Gegner, daß eine Erkenntniß, die unabhängig von der Erfahrung in uns entstehe, auch unabhängig von den Schranken der letzteren gelte. Diese schwerwiegende Voraussetzung zerstört zu haben ist das vollständig Neue der Kantischen Leistungen; sie gibt das Licht, das seine Zeitgenossen blendete, das seine ersten Nachfolger in speculativem Taumel vergeblich verdunkelt zu haben glaubten, das ungeschwächt noch die philosophische Arbeit unserer Tage erleuchtet.

Doch nicht dies wollten wir zunächst betonen. Was wir suchten, waren die historischen Vorbedingungen der „Kritik der reinen Vernunft". Ihre complicirten Wechselbeziehungen sollten uns begreiflich machen, daß der innere, organische Zusammenhang seiner Gedanken so vieldeutig sei. In der That hat sich uns gezeigt, daß viele und verschiedenartige Antriebe sein Denken nach

einander bestimmt haben, deren keiner für den Aufbau seines Kriticismus unwirksam geblieben ist. Außerdem haben wir gesehen, daß gerade die bedeutsamsten dieser Antriebe in complicirter Weise wirksam werden. Von den Lehren der Leibniz-Wolffischen Metaphysik hat er zwar die fundamentale Annahme fallen lassen, daß unsere Erkenntniß über die Grenzen der Erfahrung hinausgehe, die Dinge selbst zu bestimmen vermöge; aber andrerseits gewann er auf's Neue die Ueberzeugung, daß ein Theil dieser Erkenntnisse, nämlich alle formalen Vorstellungen a priori entstehen; und dadurch steht er wieder auf gleichem Boden mit jener Metaphysik, speciell mit der Behauptung angeborener Ideen. Denn wenig bedeutsam ist es, daß er nicht mehr glaubt, diese aprioriſchen Vorstellungen müßten von Anfang bewußt und vollständig deutlich in uns liegen, sondern sie mit Leibniz für ursprünglich erworben hält. Eben diese Voraussetzung, denn zu einer solchen wird ihm diese Annahme seit 1769, trennt ihn andrerseits von Hume; jedoch nur, um den Zusammenhang desto auffallender zu machen, der sein kritisches, gegen jene Metaphysik gerichtetes Bestreben, den Nachweis nämlich der Unmöglichkeit einer die Erfahrung überschreitenden Erkenntniß, mit Hume's Lehre verknüpft.

Durch diese mehrfachen Beziehungen sind also in der That verschiedene Standorte gegeben, von denen aus man das Ganze des Kantischen Werks betrachten kann. Je nach dem Gesichtspunkt aber, den man wählt, verschiebt sich der Eindruck desselben um ein bedeutendes.

Es fragt sich daher, ob es einen Weg gebe, der uns an diesen einseitigen Betrachtungsweisen vorbei zu einer vollen Auffassung des inneren Zusammenhanges führen kann. Einen solchen nun gibt es allerdings, und schon durch unsere bisherigen Betrachtungen sind wir auf denselben hingewiesen.

Es ist nämlich eine wohl zu beachtende Thatsache, daß, wie wir gesehen haben, der allgemeine Plan des Werkes Kant lange vor der vollständigen Ausarbeitung des Einzelnen zum Bewußtsein kommt, und zwar so bestimmt, daß derselbe diese Einzelarbeit selbst in allen wesentlichen Punkten zu leiten vermag. Kant selbst bezeichnet nun einen solchen Plan, sofern durch denselben „der Umfang des Mannigfaltigen sowol als die Stelle der Theile unter einander a priori bestimmt wird", als die Idee des Ganzen. Er behauptet ferner mit deutlicher Beziehung auf die Entwickelung seiner eigenen Arbeit, daß Niemand versuchen könne, eine solche Wissenschaft, wie die „Kritik der reinen Vernunft" sie gibt, zu Stande zu bringen, ohne daß ihm eine Idee zum Grunde liege. In den noch ungedruckten, der Veröffentlichung nahen Reflexionen „zur Metaphysik" erklärt er sogar: „der ganze bisherige Fehler scheint mir der gewesen zu sein, daß man von den Theilen zum Ganzen in der Metaphysik hat fortgehen wollen.... Allein es ist hier nur möglich, in einer völlig unvermengten Erkenntniß vom Ganzen anzufangen, und ein einziger muß dieselbe völlig ausführen." Eben da heißt es weiter: „das Anführen der Bücher ist in einem System der transscendentalen Philosophie beim Entwurf (d. i. der Kritik der reinen Vernunft) nicht nöthig, so wenig wie in einer Geometrie. Einstimmige Urtheile anderer geben da nur einen Beweisgrund ab, wo es nicht um die Regel, sondern deren Anwendung, d. i. die Urtheilskraft zu thun ist, und wo nicht Alles

(wie eben hier) aus einer Idee, sondern vielmehr der Begriff aus einer Menge verglichener Beobachtungen hergeleitet werden muß".

Unsere Aufgabe wird es hiernach sein müssen, die Idee des Ganzen, die wir oben gefunden haben, so zu bestimmen, daß sie uns der Schlüssel für das Verständniß auch der Einzelheiten des Gebäudes werden kann. Jene Idee nun war, daß die Beziehung der aprioriſchen Verstandesvorstellungen auf die Dinge allein nur möglich sei, wenn diese Dinge nur sofern in Betracht kommen, als sie unserer Sinnlichkeit erscheinen.

Wir finden diese Idee wieder in dem Titel des Werkes: „Kritik der reinen Vernunft".

Unter „Vernunft" zunächst versteht Kant dasselbe, was er auch im Anschluß an den Sprachgebrauch seiner Zeit als das obere Erkenntnißvermögen bezeichnet. Dasselbe umfaßt demnach das Vermögen der Begriffe oder den Verstand, ferner das Vermögen der Urtheile oder die Urtheilskraft, endlich das Vermögen der Schlüsse oder die Vernunft im eigentlichen Sinne. Sofern es als reines Vermögen, d. i. lediglich nach seinen aprioriſchen, von der Erfahrung unabhängigen Bestandtheilen aufgefaßt wird, entsprechen den Begriffen überhaupt die reinen Verstandesbegriffe oder wie Kant sie nennt die Kategorien, den Urtheilen überhaupt die reinen Grundsätze, den Schlüssen die reinen Ideen. Dem oberen Erkenntnißvermögen steht gegenüber die Sinnlichkeit als unteres Erkenntnißvermögen, der reinen Vernunft also die reine Sinnlichkeit [1]).

Hiernach sollten wir erwarten, daß Kant's Werk uns lediglich die dreifache Kritik des reinen Verstandes, der reinen Urtheilskraft und der reinen Vernunft im engeren Sinne bieten werde. Thatsächlich jedoch enthält sie mehr. Sie gibt auch eine Kritik der reinen Sinnlichkeit, also eben jenes Vermögens, das durch den Begriff der reinen Vernunft ausgeschlossen scheint. Es folgt also, daß dieser Abschnitt nur zugehörig sein kann, sofern er eine nothwendige Voruntersuchung zu der eigentlich so zu nennenden Kritik der reinen Vernunft enthält. Eine solche bietet derselbe uns nun in der That, und zwar sowol in sachlichem wie in historischem Sinne. In sachlichem, sofern alle folgenden Erörterungen des Werkes auf den Ergebnissen dieser Kritik der reinen Sinnlichkeit, der „transscendentalen Aesthetik" ruhen; in historischem, sofern alle wesentlichen Gedanken derselben sich, zum Theil in wörtlich gleicher Ausführung, bereits in der Schrift vorfinden, durch die Kant das erste Stadium seiner kritischen Entwickelung, das Jahr 1769, markirt hat.

Auch die einzelnen Theile der Hauptuntersuchung aber, die Kritiken jener drei oberen Vermögen sind ungleichwerthig functionirende Glieder des Organismus, dem jene Idee das Leben gegeben hat. Wie nämlich der Begriff die Grundlage des Urtheils und des Schlusses ist, so ist die Kategorie d. i. der reine

[1]) Diese Ausführung ist nicht ganz streng. Die Sache liegt in Wirklichkeit verwickelter vor. Das obere Erkenntnißvermögen ist zwar einerseits der Verstand oder die Vernunft im weiteren Sinne; danu aber auch das Vermögen der aprioriſchen Erkenntniß überhaupt. Beide wesentlich verschiedene Gedankenreihen laufen bei Kant in eine zusammen. Die eingehendere Discussion zeigt jedoch, daß gerade diese Unklarheit ein Beweis dafür ist, daß das Folgende in der oben entwickelten Weise aufgefaßt werden muß.

Verstandesbegriff die Grundlage der Grundsätze und der Ideen, der reine Verstand also das Fundament der reinen Urtheilskraft und der reinen Vernunft im engeren Sinne.

Auf diesen Zusammenhang werden wir schon dadurch hingewiesen, daß Kant mehrfach zur Bezeichnung des oberen Erkenntnißvermögens statt des Ausdrucks „Vernunft überhaupt" auch die Bezeichnung „Verstand überhaupt" gebraucht. Die gleiche Bezeichnung finden wir zwischen Verstand und Urtheilskraft im Besonderen in dem Ausdruck „Grundsätze des Verstandes" wieder. Aber nicht blos dem Namen, sondern auch der Sache nach ist diese Fundamentirung durch den Verstand gegeben. Er ist es, der jene Grundsätze zu Stande bringt; denn dieselben sind lediglich die allgemeinsten Urtheile, die entstehen, sofern die reinen Verstandesbegriffe auf die Vorstellungen der Sinnlichkeit angewandt werden. So ist der Grundsatz der Causalität: „Alle Veränderungen geschehen nach dem Gesetze der Verknüpfung der Ursache und Wirkung" nur das Urtheil, welches den reinen Verstandesbegriff von Ursache und Wirkung auf die sinnlich gegebene Zeitfolge der sinnlich gegebenen Veränderungen überträgt. Die Reihenfolge, der Inhalt, die Giltigkeit der Grundsätze ist durch Reihenfolge, Inhalt und Giltigkeit der Kategorien bedingt.

Nicht anders verhält es sich mit der Vernunft. Die Vernunft im engeren Sinne ist das Vermögen der Principien. Ein Princip ist ein jedes allgemeine Urtheil, sofern aus demselben andere, speciellere Urtheile abgeleitet werden können, aus dem allgemeinen Urtheil z. B. „alle Menschen sind sterblich" das besondere: „einige Menschen sind sterblich". Das oberste Vernunftprincip wird demnach dasjenige Urtheil sein, das alle anderen unter sich enthält. Es muß also absolut allgemein sein, alle möglichen Bedingungen einschließen. Es fordert daher, wie Kant es ausdrückt „absolute Totalität der Bedingungen", es ist das selbst Unbedingte, sofern aus demselben alles Bedingte ableitbar ist. Ein Bedingtes nun entsteht dadurch, daß wir ein gegebenes Mannigfaltige, z. B. eine Vielheit von Empfindungen zu der Vorstellung eines Gegenstandes verbinden. Diese Verbindung nennt Kant Synthesis. Solcher Synthesis gibt es verschiedene Arten. Ich kann z. B. das Mannigfaltige so verbinden, daß die einzelnen Empfindungen zu Eigenschaften eines Dinges werden, die Empfindung des Gelben etwa eine Eigenschaft des Goldes; ich kann sie auch so vereinigen, daß das eine als Ursache des andern erscheint, das Licht (die strahlende Wärme) der Sonne etwa als Ursache der Erwärmung des Steines. So viele Arten verschiedener Synthesis es nun gibt, so viele Begriffe dieser Arten lassen sich bilden. Diese Begriffe aber sind nichts anderes als die Kategorien; sie sind die „ursprünglichen reinen Begriffe des Verstandes". Das Vermögen der Synthesis aber, die Einbildungskraft, ist eine „Function des Verstandes". Das Bedingte also ist ein Product des Verstandes, das Unbedingte aber entsteht durch die Erweiterung der Synthesis des Verstandes, bis zur absoluten Totalität der Bedingungen. Die Vernunft sucht daher lediglich die synthetische Einheit, die in der Kategorie gedacht wird, bis zum schlechthin Unbedingten hinaufzuführen. Die Vernunftideen somit sind „eigentlich nichts als bis zum Unbedingten erweiterte Kategorien". Reihenfolge, Inhalt und Giltigkeit derselben ist daher wiederum

lediglich von der Reihenfolge, dem Inhalt und der Giltigkeit der Kategorien abhängig.

Die allgemeine Aufgabe der „Kritik der reinen Vernunft" reducirt sich hiernach auf eine Kritik des reinen Verstandes, speciell auf die Lösung eben jener Frage, die das Problem von 1772 bildete; auf die Frage also: wie ist die Beziehung der reinen Verstandesbegriffe auf einen Gegenstand möglich?

Kant selbst erklärt dies in der ursprünglichen Vorrede zu seinem Werke ausdrücklich. „Die Hauptfrage", heißt es dort, „deren Beantwortung mir die meiste, aber wie ich hoffe nicht unvergoltene Bemühung gekostet hat, bleibt doch immer: wie läßt sich die objective Giltigkeit der Verstandesbegriffe a priori begreiflich machen?" Ja, Kant sagt sogar an anderem Orte direct: „Es war also eigentlich der Verstand, welcher durch die im allgemeinen so benannte Kritik der reinen Vernunft gegen alle übrigen Competenten in sicheren oder einzigen Besitz gesetzt werden sollte."

Der Plan, den wir uns oben vorgelegt haben, aus der Charakteristik des Werks als einer Kritik der reinen Vernunft die Idee desselben herauszulesen, ist hiermit zum größeren Theil erledigt. Es erübrigt die Frage, was Kant unter „Kritik" verstanden habe.

Wir erfahren, sie solle die principielle Bestimmung der Quellen, des Umfangs und der Grenzen aller Vernunfterkenntnisse a priori sein. Sie ist also zufolge der ebengewonnenen Reduction auf ihren „Hauptzweck", die Wissenschaft „von dem Ursprung, dem Umfang und der objektiven Giltigkeit der reinen Verstandesbegriffe".

Jene Bestimmung soll zunächst aus Principien gewonnen werden, sie soll Wissenschaft sein. Zwei Wege nämlich sind möglich: sie kann entweder empirisch, aus Gründen der Beobachtung erfolgen; oder sie kann a priori, aus Gründen der reinen Selbsterkenntniß geschehen. Jene würde zufällige, diese muß nothwendige und allgemeingiltige Ergebnisse liefern. Nur die letztere jedoch führt zu einem festen Ziel; denn soll die Kritik das Richtmaß aller Erkenntnisse a priori abgeben, so muß sie selbst absolut gewiß, also a priori sein. Eben das aber ist der Sinn einer principiellen Bestimmung, nothwendig und unbedingt allgemeingiltig zu sein.

Als Gegenstände ferner dieser aprioriſchen oder, wie Kant sagt, transscendentalen Bestimmung werden uns vier Aufgaben vorgeführt: die Quellen, der Umfang, die objective Giltigkeit, die Grenzen der reinen Verstandesbegriffe sind zu untersuchen. Nun ist leicht deutlich, daß die beiden letzten Probleme, die Bestimmung der Grenzen sowie der objectiven Giltigkeit der Verstandesbegriffe zusammenfallen. Denn die Grenzen des Gebrauchs der Begriffe folgen unmittelbar aus der Art ihrer Beziehung auf Gegenstände, sie sind die Grenzen dieser ihrer Beziehung selbst. Aber auch die Bestimmung des Umfangs ist damit gegeben, daß die Grenzen des Gebrauchs gefunden sind. Es bleiben somit zwei Untersuchungen als charakteristische übrig: die Bestimmung der Quellen und die Bestimmung der Grenzen der Verstandesbegriffe.

Auch diese aber sind nicht gleichwerthige Glieder. Kant selbst hebt in der Vorrede zur ersten Auflage hervor, daß seine Untersuchung der reinen Verstandes-

begriffe, die Deduction derselben, wie er sie nennt, zwei Seiten habe. Die eine, nicht wesentlich zu seinem Hauptzwecke gehörige, gehe darauf aus, „den reinen Verstand selbst nach seiner Möglichkeit und den Erkenntnißkräften, auf denen er beruht", zu betrachten, also die Frage zu lösen: „wie ist das Vermögen zu denken selbst möglich?" Die andere, den Hauptzweck betreffende solle dagegen „die objective Giltigkeit der Verstandesbegriffe a priori begreiflich machen", also darthun: „was und wieviel kann der Verstand frei von aller Erfahrung erkennen?" Jene erste Seite also gibt die Bestimmung der Quellen, diese letztere die Bestimmung der Grenzen. In dieser letzteren liegt daher der Schwerpunkt der ganzen Untersuchung, die Idee, auf die alles abzweckt, der Plan, der das Ganze erzeugt hat und zusammenhält.

Wir können das Ergebniß, zu dem wir gelangt sind, nunmehr formuliren: Die Idee der Kritik der reinen Vernunft ist die nothwendige und allgemeingiltige Grenzbestimmung der Begriffe des reinen Verstandes.

Auch den Weg, auf dem diese Grenzbestimmung erreicht wird, können wir nach seiner allgemeinen Beschaffenheit bereits voraussehen: es ist der Nachweis, daß alle Verstandesbegriffe sich nur auf die Gegenstände der sinnlichen Anschauung, nicht auf die Dinge selbst beziehen, daß ihre Grenzen also durch den Umfang möglicher Erfahrung bestimmt werden. Den Gedanken erwarten wir daher wiederzufinden, der Kant schon etwa 1772—1773 unter dem Einfluß Hume's zum Bewußtsein gekommen war.

Was die Ausarbeitung des Werkes seitdem bis 1780 verzögerte, waren die Schwierigkeiten, die sich der Entwickelung dieser tief angelegten Untersuchung im Einzelnen entgegenstellten.

Dieses Einzelne wollen wir nunmehr mit Hilfe des Lichtes, das die Idee des Ganzen gibt, kennen lernen.

II.

Die aus der Dissertation von 1771 herüber genommene Vorerörterung, die transscendentale Aesthetik, gibt die grundlegende Kritik der Sinnlichkeit. Auch die letztere besitzt, wie Kant nachzuweisen sucht, Vorstellungen a priori. Es sind dies die Vorstellungen von den Formen der Sinnlichkeit, während der Stoff der Sinnlichkeit, die Empfindungen der verschiedenen Sinne, uns lediglich durch die Erfahrung gegeben werden. Solcher Formen nun, in die alle unsere sinnlichen Vorstellungen geordnet werden, gibt es zwei: für unsere äußeren Sinne ist es der Raum; für unseren inneren Sinr, die Wahrnehmung unserer selbst, ist es die Zeit.

Die Empfindungen nun, z. B. die Vorstellung der rothen Farbe, eines Tones, eines Geruchs ꝛc. sind, wenn auch erfahrungsmäßig gegeben, doch nicht Eigenschaften der Dinge selbst, durch deren Einwirkung auf uns sie entstehen. Die Dinge an sich selbst sind nicht roth, nicht tönend, nicht riechend, sie erscheinen uns nur so, sofern die von ihnen ausgehenden Wirkungen uns zum Bewußtsein gelangen. Die Empfindungen also sind zwar empirisch, aber subjectiv.

Jedoch auch der Raum und die Zeit sind, wie Kant beweist, nicht Ver-

hältnisse oder Formen der Dinge an sich selbst, sondern nur Formen unseres sinnlichen Vorstellens der Dinge; denn wären sie Formen der Dinge selbst, so könnten wir uns ihrer unabhängig von der Erfahrung nur bewußt werden, falls etwa eine Gottheit sie unserer Seele eingepflanzt hätte. Damit aber wären wir auf den Standpunkt zurückgeworfen, den Kant schon 1772 einzunehmen verschmäht hatte. So wenig wie die Dinge an sich die Eigenschaften haben, die wir ihnen durch unsere Empfindungen beilegen, so wenig sind sie auch in räumlicher oder zeitlicher Ordnung. Durch unsere sinnlichen Vorstellungen lernen wir nie die Dinge an sich selbst, sondern nur die Erscheinungen derselben kennen; durch ebendieselben erfahren wir auch von uns selbst nur, wie wir uns erscheinen, nicht wie unsere Seele, unser Ich, an sich selbst sei. Raum und Zeit also sind subjectiv, weil sie a priori gegeben sind. Die Grenzen der Sinnlichkeit sind somit bestimmt: Raum und Zeit sind lediglich Formen möglicher Erscheinungen der Dinge (und unseres Ich), d. h. lediglich Formen möglicher Erfahrung; für die Dinge an sich, abgesehen von der Art, wie wir sie anschauen, sind sie nichts.

Aber auch die reinen Verstandesbegriffe können nicht, wie Kant noch 1770 annahm, Formen der Dinge an sich selbst sein. Dieselben sind, wie wir gesehen haben, die Begriffe der verschiedenen Arten der Synthesis, durch die wir die mannigfaltigen sinnlichen Empfindungen in Raum und Zeit ordnen. Aus diesem Ursprung derselben folgt der Beweis für ihre Unverwendbarkeit zur Erkenntniß der Dinge.

Aller Synthesis nämlich muß das Mannigfaltige, das sie verbinden soll, gegeben sein. Ein solches aber kann uns nur durch die Sinnlichkeit gegeben werden: durch die Empfindungen, durch Raum und Zeit. Die letzten Elemente aller Synthesis also sind die Elemente der Erscheinungen der Dinge. Da uns die Dinge nur in diesen Erscheinungen gegeben werden können, so folgt, daß die Synthesis nur die Erscheinungen verknüpfen kann. Die reinen Begriffe der Synthesis also, die Kategorien, sind an das Gebiet möglicher Erscheinungen gebunden. Alle Synthesis ferner ist einheitliche Verbindung; jede Vorstellung steht, sofern sie meine Vorstellung ist, in Beziehung auf die Einheit meines Bewußtseins. Dadurch erhält dieselbe eine bestimmte Beziehung auf einen Gegenstand. Denn Gegenstand einer Vorstellung ist das, „in dessen Begriff das Mannigfaltige einer gegebenen Anschauung vereinigt ist". Alle Vereinigung aber erfordert die Einheit des Bewußtseins. Die letztere also bedingt in der That die Beziehung der Vorstellungen auf einen Gegenstand. Nun ist klar, daß diese Einheit wiederum nur für mögliche Vorstellungen der Dinge, nicht für die Dinge selbst giltig ist. Auch hiernach also ist die Anwendbarkeit der Kategorien in den Umkreis möglicher Erscheinungen, d. i. möglicher Erfahrung gebannt.

Ohne Zuhilfenahme also eines *deus ex machina*, lediglich aus den Gesetzen unseres Erkennens heraus läßt sich der Beweis führen, daß wir auch durch den Verstand die Dinge nicht erkennen, wie sie sind, sondern lediglich, wie sie erscheinen.

Die Bedeutung dieses Ergebnisses wird ersichtlich, wenn wir auf die Frage eingehen, welches denn die ursprünglichen Verstandesbegriffe sind. Kant leitet dieselben auf anderem Wege ab, aus der Definition des Verstandes als eines

Vermögens zu urtheilen. Der Verstand, sahen wir oben, ist ein Vermögen der Begriffe. Alle Begriffe aber können wir nur gebrauchen, sofern wir urtheilen, d. h. sofern wir sie auf einander so beziehen, daß der eine Subject, der andere Prädicat wird. Das Vermögen der Begriffe ist also lediglich ein Vermögen möglicher Urtheile, kurz ein Vermögen zu urtheilen. Es wird daher so viele verschiedene reine Verstandesbegriffe geben, als es verschiedene ursprüngliche Arten zu urtheilen gibt. Es fragt sich mithin, wie viele solche Urtheilsarten uns vorliegen. Kant hält sich hierfür, unter dem Einfluß des Vorurtheils, daß die Logik eine in sich abgeschlossene, vollendete Wissenschaft sei, an die zu seiner Zeit gebräuchlichen Unterscheidungen. So entsteht für ihn ein volles Dutzend verschiedener Kategorien, deren gegenseitiges Verhältniß im einzelnen zu bestimmen er zwar lange vorgehabt, aber nie ausgeführt hat.

Ich begnüge mich hier sie aufzuzählen, um nachher nur diejenigen herauszuheben, die besonders bedeutsam sind. Es sind die Zahlbegriffe der Einheit, Vielheit und Allheit; die Begriffe der Realität, der Verneinung und der Begrenzung; die Begriffe der Substantialität (Ding und Eigenschaft), der Causalität (Ursache und Wirkung) und der Wechselwirkung (verschiedener Dinge unter einander); endlich die Begriffe der Möglichkeit, der Wirklichkeit und der Nothwendigkeit.

Jedem dieser Begriffe entspricht eine Art zu urtheilen, jedem derselben aber entspricht auch eine besondere Weise synthetischer Verknüpfung des Mannigfaltigen der Anschauung. So oft wir urtheilen, subsumiren wir also das Subject unter das Prädicat nach diesen Begriffen; in dem Urtheil z. B. alle Menschen sind sterblich das Subject „Mensch" unter das Prädicat „sterblich" gemäß der Kategorie der Substantialität, derzufolge „sterblich" eine Eigenschaft des Dinges „Mensch" ist. So oft wir ferner anschauen, vereinigen wir das Mannigfaltige der Anschauung ebenfalls gemäß den Kategorien. Ist die Anschauung z. B. die eines Menschen, so vereinigen wir die verschiedenen Merkmale desselben als Eigenschaften in dem Menschen als einem selbständigen Wesen, ebenfalls gemäß der Kategorie der Substantialität.

Solches folgt aus der obigen Aufzählung, so weit die Kategorien Anwendung finden, so weit sie giltig sind für Gegenstände oder objective Realität haben. Ueberraschender ist, was aus derselben folgt, so weit sie keine Anwendung finden, keine objective Giltigkeit haben. Sie beziehen sich, sahen wir, nicht auf die Dinge an sich. Die Dinge an sich also können wir nicht dadurch erkennen, daß wir annehmen, sie seien eines oder vieles, sie seien real, sie seien Substanzen, Ursachen oder Wirkungen, sie seien möglich, wirklich oder nothwendig. Denn alle diese Prädicate sind Kategorien, die nicht zur Erkenntniß der Dinge dienen sollen. Wenn aber, so dürfen wir fragen, die Dinge selbst alles dieses nicht sind, was sind sie denn? Kant antwortet, das wissen wir nicht, weil wir es nie erfahren können, weil wir nur zu erfahren vermögen, wie sie uns erscheinen. Es ist uns „völlig unbekannt", erklärt er gelegentlich, „ob das Ding an sich in uns oder auch außer uns anzutreffen sei, ob es mit der Sinnlichkeit zugleich aufgehoben worden oder, wenn wir jene wegnehmen, noch übrig bleiben würde". Es bezeichnet nichts als eine nothwendige „Lücke unseres Wissens".

Unerkennbar also sind die Dinge an sich durchaus und immer; aber sie sind deshalb, meint Kant, doch nicht auch undenkbar. Unerkennbar sind sie, weil alle Erkenntniß nur dadurch möglich ist, daß die Kategorien einen bestimmten Inhalt gewinnen. Einen solchen aber kann ihnen nur die Anschauung einzelner Gegenstände geben, also die sinnliche Vorstellung der Dinge, d. i. die Erscheinung. Denkbar dagegen bleiben die Dinge an sich, weil wenn auch alle Kategorien sich zum Zweck der Erkenntniß auf Anschauungen beziehen müssen, sie doch ohne diese Beziehung ebenfalls noch einen Gebrauch möglich machen, der allerdings reines Denken verbleibt, reiner Gebrauch ist. Ohne die Beziehung auf Anschauungen aber, also auf sinnliche Vorstellungen sind die Kategorien auch frei von den Fesseln der Sinnlichkeit: sie gehen auf Dinge überhaupt, abgesehen von unserer Art sie anzuschauen. Die Dinge überhaupt sind daher die Dinge an sich selbst. So gehen die Kategorien im reinen Gebrauch des Denkens in der That auf die Dinge an sich. Aber dieser Gebrauch bleibt dafür ein schlechthin unbestimmter; wir gewinnen, wie Kant es formulirt, von ihnen nur problematische Begriffe. Denn alle Bestimmtheit setzt die Beziehung der Kategorien auf sinnliche Anschauungen voraus.

Die Grenzen des Verstandes sind hierdurch ebenfalls gezogen. Die Kategorien sind lediglich Formen möglicher Erscheinungen, d. i. möglicher Erfahrung. Wir können durch sie die Dinge an sich zwar (unbestimmt) denken, aber niemals erkennen. Ihre Beschaffenheit, die Art ihres Daseins bleibt uns völlig räthselhaft. Dies Ergebniß setzt die „Kritik der reinen Vernunft" in charakteristische Beziehung zu den Bestrebungen der Leibniz-Wolffischen Philosophie. Auch diese hatte von den Begriffen gehandelt, die Kant als reine Verstandesbegriffe zusammenfaßt, es sind die Begriffe, die sie als die letzten, allgemeinsten Begriffe des Seienden bezeichnete, deren Giltigkeit also für die Dinge, wie sie an sich sind, in ihr als selbstverständlich vorausgesetzt wurde. Kant selbst stellt seine Kritik dieser Begriffe, die „transscendentale Analytik", wie er sie nennt, als eine Kritik der gleichgerichteten Wolffischen Lehre, der Ontologie dar. Er erklärt, aus seiner Fesselung der Kategorien in die Schranken der Sinnlichkeit folge, daß „der stolze Name einer Ontologie, die sich anmaßt von Dingen überhaupt Erkenntnisse a priori in einer systematischen Lehre zu geben, dem bescheidenen einer bloßen Analytik des reinen Verstandes Platz machen müsse".

In der Wolffischen Metaphysik aber bildete die Wissenschaft von dem Seienden überhaupt, die Ontologie, nur den ersten Theil. Auf sie folgten als weitere Theile der Metaphysik die Wissenschaften von den allgemeinsten Arten des Seienden, von der Seele, den Körpern und der Gottheit, d. i. die rationale Psychologie, die rationale Kosmologie und die rationale oder natürliche Theologie. Wie nun die Kantische Kritik des reinen Verstandes faktisch zu einer Kritik der Ontologie wird, so gestaltet sich die letzte, umfangreichste Ausführung seines Werks, die „Kritik der reinen Vernunft" im engeren Sinn thatsächlich zu einer Kritik jener anderen metaphysischen Wissenschaften der Wolffischen Schule.

Dieses Wunder begibt sich in folgender Weise. Kant findet: „Von der Erkenntniß seiner selbst zur Welterkenntniß und vermittelst dieser zum Urwesen fortzugehen, ist ein so natürlicher Fortschritt, daß er dem logischen Fortgange von den Prämissen zum Schlußsatz ähnlich scheint." Welchen Sinn diese Analogie

im Einzelnen haben könne, erfahren wir zwar nicht; wol aber ist es der systematischen Kunst des Philosophen gelungen, jenen Gang von der Psychologie durch die Kosmologie zur Theologie, den Wolff's Metaphysik ihm darbot, als eine nothwendige Bildung der menschlichen Vernunft zu construiren.

Die Vernunft, so erfuhren wir, ist das Vermögen der Principien, sie suche das Unbedingte. Dieses Unbedingte, argumentirt Kant weiter, kann ein Dreifaches sein: das unbedingte Subjekt der Vorstellungen, das Ich; der unbedingte Inbegriff aller Erscheinungen, die Welt; die selbst unbedingte Bedingung der Möglichkeit aller Dinge überhaupt, die Gottheit. Die Vorstellungen von diesen Arten des Unbedingten nennt Kant Ideen.

Das Unbedingte als solches nun kann nie ein Gegenstand möglicher Erfahrung werden. Die Ideen der reinen Vernunft erheben also ihrer Natur nach den Anspruch, die Grenzen aller möglichen Erfahrung zu überschreiten, transscendent zu sein. Schon aus dem bisher Erreichten folgt jedoch, daß dieser Anspruch ohne Recht, „trüglich und grundlos" sein muß. Denn die Kritik des reinen Verstandes lehrte, daß die Kategorien nur innerhalb des Gebietes möglicher Erfahrung anwendbar sind, die Erörterung des Begriffs der reinen Vernunft aber zeigte, daß die Ideen nur erweiterte Kategorien sind. Sofern nun diese Erweiterung dazu führt, die Grenzen der Erfahrung zu überschreiten, muß sie ohne bestimmten Inhalt, ohne Beziehung also auf einen Gegenstand, d. i. ohne objective Giltigkeit sein.

Andererseits aber liegt es in der Natur der Ideen, jenen Anspruch auf objective Giltigkeit trotzdem zu erheben. Sie sind ihren Zielen nach nothwendig transscendent, wenn auch ihren Grundlagen nach nothwendig immanent, d. i. erfahrungsmäßig beschränkt. So entsteht eine unvermeidliche, natürliche Illusion, ein Schein, der so unwillkürlich betrügt, so wenig sich aufheben läßt, wie der Schein der Sinnestäuschungen, der uns etwa entferntere Gegenstände bei klarer Luft näher vorspiegelt, als bei trüber. Die Ideen also sind ihrem Wesen nach, wie es Kant nennt, dialektisch.

Die „Kritik der reinen Vernunft" im engeren Sinne wird somit zu einer Kritik dieser natürlichen Dialektik unserer Ideen von der Seele, der Welt und der Gottheit. Nur die betrügliche Anmaßung dieser Ideen aber ist es, die zu jenen Scheinwissenschaften der rationalen Psychologie, Kosmologie und Theologie geführt hat. Die „transscendentale Dialektik" also, die Kritik der natürlichen, ist zugleich die Kritik dieser vorgeblichen metaphysischen Wissenschaften. Die rationale Psychologie zunächst spiegelt uns eine Erkenntniß des wahren Wesens unseres Ich vor, also unseres Ich an sich, während wir doch gesehen haben, daß wir unser Ich durch den inneren Sinn nur erkennen, wie es uns erscheint, ebenso wie die Dinge durch die äußeren Sinne. Sie glaubt beweisen zu können, unser Ich an sich sei eine Substanz, sei einfach, sei einheitlich, seiner Existenz nach unmittelbar gegeben, während die der äußeren Dinge erst erschlossen sei. Alle diese Behauptungen jedoch sind Fehlschlüsse, sofern sie irgend eine bestimmte Erkenntniß zu enthalten vorgeben. Im reinen Denken können wir allerdings die Kategorie der Substanz auf das Ich unseres Bewußtseins, welches das wahre Subject an sich bezeichnet, beziehen. Aber das reine Denken,

sahen wir, gibt noch keine Erkenntniß. Zu dieser gehört Anschauung; diese aber verwandelt jenes Ich in das empirische Ich des inneren Sinnes, die rationale in die empirische Seelenlehre. Das Gleiche gilt von der Einfachheit und Einheitlichkeit. Auch der Gegensatz endlich zwischen der unmittelbar gegebenen Existenz unseres Ich und dem nur erschlossenen Dasein der Dinge ist Illusion. Denn als Erscheinungen sind die Dinge ebenso unmittelbar gegeben wie das Ich: beide sind lediglich Vorstellungen in uns, d. h. lediglich unsere Vorstellungen von den Wesen an sich. An sich aber ist das Ich so wenig gegeben als die Dinge: beide bleiben uns ihrem Wesen nach stets und durchaus völlig unbekannt. Zu analogen Ergebnissen führt die Kritik der rationalen Kosmologie, deren dialektischer Bestand, wie wir oben gesehen haben, die erste der Störungen war, die den dogmatischen Schlummer des Philosophen unterbrachen. Der Inbegriff der Erscheinungen bietet vier Ideen dar: Die absolute Vollständigkeit der Zusammensetzung und der Theilung, ferner die Totalität der Entstehung und der Abhängigkeit des Daseins der Erscheinungen von einem gemeinschaftlichen Grunde. Jede dieser Ideen aber gibt Anlaß zu zwei entgegengesetzten Behauptungen, zu einer Antinomie.

Wir können behaupten und scheinbar streng beweisen, daß die Welt nach Raum und Zeit endlich, aber auch, daß sie nach Raum und Zeit unendlich sei; wir können ebenso darthun, daß alle Dinge der Welt aus einfachen Theilen bestehen, dagegen aber auch, daß kein Ding aus einfachen Theilen zusammengesetzt sei. Ferner läßt sich darlegen, daß die Veränderungen der Welt teils durch das Gesetz der Causalität teils unabhängig von zeitlich bestimmenden Ursachen, d. i. durch Freiheit erfolgen; statt dessen aber auch, daß keine Freiheit möglich sei, daß vielmehr Alles nur nach Naturgesetzen geschehe. Endlich darf einerseits angenommen werden, daß ein schlechthin nothwendiges Wesen zur Welt erforderlich sei, andererseits, daß ein solches Wesen nicht existire.

Wir erkennen in diesen Antinomien ohne Mühe Widersprüche wieder, wie sie Kant in den Jahren von 1769 beschäftigten, deren Lösung er in der Dissertation von 1770 durch die principielle Trennung von Sinnlichkeit und Verstand zu gewinnen suchte. Jede derselben, behauptet Kant jetzt, ist durch eine Illusion der Vernunft unabwendbar gegeben, sobald man den Gegensatz zwischen den Dingen als Erscheinungen und den Dingen an sich selbst unbeachtet läßt. Jede derselben aber hebt sich auf, sobald man diesen Unterschied in die Betrachtung einführt. Allerdings hebt sie sich auch da nur auf für das abstracte Erkennen, wie ein Sinnentrug sich aufheben läßt: der Schein bleibt trotz alledem bestehen. Es ist eben eine unvermeidliche Illusion, daß wir wähnen, die Dinge, die wir durch unsere sinnlich begrenzte Verstandeserkenntniß in Raum und Zeit setzen, jene bunte Welt, die uns die Farben, die Töne, kurz alles Mannigfaltige der Empfindungen als Eigenschaften der Dinge selbst aufweist, daß wir also wähnen, diese Gegenstände seien mehr als unsere Vorstellungen der Dinge, seien die letzteren selbst.

Allerdings aber löst unsere Erkenntniß diese Widersprüche nicht in gleicher Weise auf. Nur die allgemeine Illusion ist in allen die gleiche. Die beiden ersten Antinomien aber sind dadurch charakterisirt, daß jedes Glied des Be-

hauptungspaares falsch ist; die Sinnenwelt ist nach Raum und Zeit weder endlich noch unendlich, sondern vielmehr unbegrenzt im Fortgange der Anschauung, so daß kein Theil als letzter gedacht werden kann; die Sinnenwelt ferner besteht weder aus einfachen noch aus zusammengesetzten Theilen, sondern sie ist in's Unendliche theilbar. Die beiden letzten Antinomien dagegen enthalten in Satz wie in Gegensatz wahre Behauptungen, denn in der Thesis wird von Erscheinungen und Dingen an sich, in der Antithesis lediglich von Erscheinungen geredet. Die letzteren stehen für sich ohne Ausnahme in Causalzusammenhang. Eine Erscheinung kann nur wirklich sein, sofern bestimmende Ursachen ihrer Wirklichkeit selbst wirklich sind, und bestimmte Wirkungen derselben wirklich werden. In ihrem Inbegriff ist ferner Alles veränderlich, keine Stätte für ein nothwendiges Wesen. Die Dinge an sich dagegen können nicht in empirischem Causalzusammenhang stehen, denn dieser setzt die Zeit voraus, die nur als sinnliche Bedingung möglicher Erscheinungen wirklich ist. Ihr Causalzusammenhang ist also unsinnlich, unzeitlich, d. i. frei; ihre Gesetzmäßigkeit ist lediglich intellectuell bestimmt, wie etwa unser sittliches Wollen. Im Inbegriff der Dinge an sich ferner, die selbst lediglich durch reines Denken gedacht werden, ist eine schlechthin unbedingte Substanz als Ursache möglich.

Auch hier also fallen alle Schwierigkeiten, alle Widersprüche fort, sobald das Wesen der sinnlichen Erkenntniß richtig bestimmt und ihr Gegensatz zu der rein denklichen Erfassung der Dinge an sich streng festgehalten wird.

Es bleibt somit die rationale oder *natürliche Theologie* mit ihren verschiedenen Gottesbeweisen. Solcher Beweise, findet Kant, gibt es auf theoretischem Wege drei. Der erste ist der *ontologische*; dieser schließt aus der Idee der Gottheit als eines unbedingt nothwendigen Wesens auf sein nothwendiges Dasein. Der zweite, *kosmologische* geht von dem Begriff irgend eines existirenden Wesens, etwa unseres Ich, auf das nothwendige Wesen, das die Reihe der zufällig existirenden schließt; der dritte, *physikotheologische* endlich legt die Zweckmäßigkeit der Sinnenwelt zu Grunde, um aus dieser die Existenz einer intelligenten, einheitlichen, vollkommensten Ursache zu gewinnen.

Keiner dieser Beweise ist jedoch stichhaltig, weil sie alle die Grenzen der Erfahrung überschreiten. Kant weist in seiner Kritik derselben dem entsprechend zuerst nach, daß sie im Grunde alle auf den ersten, ontologischen zurückführen. Dieser aber erschleicht das Dasein der Gottheit, d. h. er setzt voraus, was bewiesen werden soll. In demselben nämlich wird geschlossen: Gott hat seiner Idee nach alle mögliche Realität in sich vereinigt. Das Dasein ist eine Realität. Also kommt der Gottheit Dasein zu. Nun ist offenbar, daß der Begriff oder die Idee eines Dinges nur das Gedachtwerden desselben aussagt, es also blos seiner Möglichkeit nach setzt. Das Dasein ist demnach keine Realität, die in dem Begriffe desselben enthalten sein kann. Sie kann daher aus demselben auch nicht geschlossen werden. Wir können eben nicht aus unseren Vorstellungen heraus durch einen Schluß, der selbst wieder nur ein Vorstellungsproceß ist, zu den Dingen selbst gelangen, sofern sie, abgesehen von unserm Vorstellen existiren.

Auch die natürliche Theologie ist demnach lediglich eine Scheinwissenschaft. Sie ist ihrer Idee nach auf eine über die Erfahrung hinausgehende Erkenntniß

angelegt; sie kann derselben eben deshalb keinen Gegenstand, keine objective Realität verschaffen.

Die Grenzbestimmung der Kritik des reinen Verstandes bleibt somit auch entscheidend für die Kritik der reinen Vernunft im engeren Sinn. Die Idee des Ganzen ist hier wie dort dieselbe: Alle unsere Erkenntniß a priori hat nur objective Realität als Form möglicher Erfahrung; eine Erweiterung über die Grenzen der letzteren hinaus kann auf theoretischem Wege nicht stattfinden. Kant erklärt deshalb selbst: „Mein Platz ist das fruchtbare Bathos der Erfahrung. Hohe Thürme und die ihnen ähnlichen metaphysisch großen Männer, um welche beide gemeiniglich viel Wind ist, sind nicht für mich."

III.

Schon im Bisherigen haben wir gefunden, daß die „Kritik der reinen Vernunft" ihrer Idee wie ihrer Ausführung nach zunächst und unmittelbar gegen diejenigen metaphysischen Lehren gerichtet ist, die wie die Leibniz-Wolffische von der Voraussetzung ausgehen, daß die Dinge von uns erkannt werden können, wie sie an sich selbst sind; daß sie andererseits in bestimmtem Zusammenhang mit den Versuchen einer Grenzbestimmung der Vernunft steht, wie Kant eine solche bei Hume vorgefunden hatte.

Dieses historische Doppelverhältniß hat Kant selbst näher bestimmt, indem er die Idee seines Kriticismus mit den Ideen verglichen hat, die jenen beiden Lehrmeinungen zu Grunde liegen. Er findet, alle Entwickelungsstufen der Vernunft und damit auch alle möglichen philosophischen Lehrgebäude zerfallen in drei Gruppen, in dogmatische, skeptische und kritische. Die ursprüngliche dieser Stufen ist der Dogmatismus, d. i. die naive Anmaßung, unsere Erkenntniß auf aprioriſchem Wege zu einer Erkenntniß der Dinge an sich zu erweitern; ein Verfahren der Vernunft also ohne vorangehende Kritik ihrer Vermögen. Der unausbleibliche Erfolg dieses Vorgehens einer träumenden Vernunft ist der Gegensatz vieler Systeme, deren jedes seine Kraft aus der Widerlegung der anderen schöpft, weil sie alle in Ansehung der Begründung ihrer eigenen Behauptungen gleich schwach sind. Beide Theile sind eben „Luftfechter, die sich mit ihren Schatten herumbalgen; denn sie gehen über die Natur hinaus, wo für ihre dogmatischen Griffe nichts vorhanden ist, was sich fassen und halten ließe. Sie haben gut kämpfen: die Schatten, die sie zerhauen, wachsen wie die Helden in Walhalla in einem Augenblicke wiederum zusammen, um sich auf's Neue in unblutigen Kämpfen belustigen zu können."

Der Erfolg dieses Naturzustandes der Vernunft, dieses Krieges aller gegen alle, konnte nur eine völlige Anarchie sein. So wurde es den Skeptikern, „einer Art Nomaden, die allen beständigen Anbau des Bodens verabscheuen," leicht, den zerfallenen Zusammenhang von Zeit zu Zeit ganz zu zerstören. Sie erreichten dies dadurch, daß sie die einzelnen dogmatischen Systeme einer Prüfung unterzogen, die das Unvermögen der Vernunft nachwies, von den Erkenntnissen a priori, die sie benutzt hatten, einen über die Erfahrung hinausgehenden Gebrauch zu machen. Sie schlossen somit die Nichtigkeit aller jener Anmaßungen auf einem empirischen Wege, von der Prüfung einzelner Thatsachen der reinen Vernunft, d. i. einzelner metaphysischer Systeme aus.

Für den unkritischen Dogmatismus sind diese Angriffe allerdings vernichtend. Sie führen jedoch zu keiner definitiven Entscheidung über die Gerechtsame der reinen Vernunft. Denn sie können, da sie nur von den Thatsachen ausgehen, die ihnen in den dogmatischen Systemen vorliegen, die Erwartung nicht aufheben, daß es der Vernunft auf anderem Wege besser gelingen werde, zu ihrem illusorischen Ziel zu kommen.

Diese Erwartung kann nur durch eine Kritik vernichtet werden, die nicht die einzelnen historisch gegebenen metaphysischen Systeme, sondern das reine Vermögen unserer Vernunft selbst zum Ausgangspunkt nimmt, und ihre Grenzbestimmung nicht auf empirischem Wege, der immer Zweifel offen läßt, sondern durch ein aprioriſches Verfahren, das nothwendig und allgemeingiltig ist, vollzieht. Der Skeptiker ist also nur „der Zuchtmeister des dogmatischen Vernünftlers auf eine gesunde Kritik des Verstandes und der Vernunft selbst." Denn eben diese Forderungen, deren Erfüllung für den Skeptiker unmöglich ist, befriedigt die Kritik der reinen Vernunft, deren Standpunkt die letzte, höchste Stufe, die des Kriticismus darstellt. Sie ist es daher, die man, als „den wahren Gerichtshof für alle Streitigkeiten der reinen Vernunft ansehen kann; sie ist in dieselben nicht verwickelt, vielmehr dazu gesetzt, die Rechtsame der Vernunft überhaupt nach den Grundsätzen ihrer ersten Institution zu bestimmen und zu beurtheilen."

Mit jenem stolzen Selbstgefühl für die Sache, das Kant trotz aller Angriffe gegen sein System keinen Augenblick verlassen hat, erklärt er daher: „Nichts als die Nüchternheit einer strengen, aber gerechten Kritik kann von dem dogmatischen Blendwerke, das so viele durch eingebildete Glückseligkeit unter Theorien und Systeme hinhält, befreien und alle unsere speculativen Ansprüche blos auf das Feld möglicher Erfahrung einschränken, nicht etwa durch schalen Spott über so oft fehlgeschlagene Versuche oder fromme Seufzer über die Schranken unserer Vernunft, sondern vermittelst einer nach sicheren Grundsätzen vollzogenen Grenzbestimmung derselben, welche ihr nihil ulterius mit größter Zuverlässigkeit an die herkulischen Säulen heftet, die die Natur selbst aufgestellt hat, um die Fahrt unserer Vernunft nur so weit, als die stetig fortlaufenden Küsten der Erfahrung reichen, fortzusetzen, die wir nicht verlassen können, ohne uns auf einen uferlosen Strom zu wagen, der uns unter immer trüglichen Aussichten am Ende nöthigt, alle beschwerliche und langwierige Bemühung am Ende aufzugeben."

Die vielumstrittene historische Stellung der Kritik der reinen Vernunft, deren Vorbedingungen wir schon anfangs erörtert haben, läßt sich somit auch hiernach fest bestimmen. Dieselbe ist der Sache nach gegen den Dogmatismus gerichtet, während sie in der Idee mit dem von Kant sogenannten Skepticismus übereinstimmt. Andererseits aber zeigt sie sich in der Methode dem letzteren, der nur empirisch verfährt, entgegengesetzt, während sie ein dogmatisches Verfahren, d. i. „ein aus sicheren Principien a priori streng beweisendes" für sich in Anspruch nimmt. Dem Dogmatismus also ist sie sachlich entgegen gesetzt, methodisch verwandt; dem Skepticismus dagegen sachlich verwandt, methodisch entgegengesetzt. Darüber ferner, wo der Schwerpunkt dieses Beziehungssystems ruhe, kann kein Zweifel sein. Aus jeder Phase der Entwicke-

lungsgeschichte wie aus jeder der oben entwickelten Ausführungen des Philosophen ergibt sich im Einzelnen, was die Idee des Werks im Ganzen zeigt: dasselbe ist eine Kritik der dogmatischen Methaphysik, eine Kritik, die den stolzen Scheinbau, der alles Seiende in sich bergen wollte, in allen seinen Fundamenten zerstört. Der allgemeine Zusammenhang zwischen Dogmatismus, Skepticismus und Kriticismus hat aber, wie wir nach der früheren historischen Skizze bereits erwarten dürfen, noch einen speciellen historischen Sinn. Als den charakteristischen Vertreter des ersteren finden wir Wolff, als den des zweiten Hume bezeichnet. So werden die allgemeinen historischen Stufen der Vernunft zugleich zu den besonderen Stadien, welche die Philosophie seiner Zeit durchlaufen hat. Kant selbst endlich, sahen wir, war anfangs ein dogmatischer Träumer nach der Art Wolff's, bis er seit dem Anfang der sechziger Jahre durch Hume gestört wurde, um ein Skeptiker im Sinne seiner Begriffsbestimmung desselben zu werden, ehe es ihm wieder unter dem befreienden Einfluß Hume's gelang, den dogmatischen Schlummer ganz von sich abzuschütteln. Jene allgemeinen Stufen bezeichnen also zuletzt auch die speciellen Perioden seiner Entwickelung.

Dementsprechend durchzieht neben der allgemeinen sachlichen Polemik gegen den Dogmatismus eine specielle persönlich gerichtete Polemik gegen die Leibniz-Wolffische Metaphysik sein Werk: Er verwirft am Schluß seiner Kritik der Sinnlichkeit die analoge Lehre von den verworrenen Vorstellungen, die Leibniz in der Sinnlichkeit gefunden hatte; er bekämpft am Schluß der Kritik des Verstandes, die er der Wolffischen Ontologie entgegensetzt, Leibnizens Monadenlehre, jenes „intellectuelle System der Welt", durch das Leibniz „die innere Beschaffenheit der Dinge an sich" zu erkennen wähnte; seine Kritik der Vernunft endlich zersetzt, vernichtet der Reihe nach die metaphysischen Disciplinen, die bei Wolff auf die Ontologie folgen.

Andererseits aber erkennt er auch noch in der „Kritik der reinen Vernunft" in Hume einen der „Geographen der menschlichen Vernunft" an, die gleich ihm zu bestimmen suchen, was außerhalb unseres Horizontes, was innerhalb desselben liegen möchte. Hume ist ihm „ohne Widerrede der vorzüglichste unter den Skeptikern in Ansehung des Einflusses, den das skeptische Verfahren auf die Erweckung einer gründlichen Vernunftprüfung haben kann". Mit dem Entstehen der Metaphysik, hebt er hervor, hat sich keine Begebenheit zugetragen, die in Ansehung des Schicksals derselben entscheidender hätte werden können, als Hume's Angriff gegen die Causalität. Hume aber ist nicht sofort verstanden worden. Es verfiel „Alles wieder in den veralteten, wurmstichigen Dogmatismus, und damit in die Geringschätzung, daraus man die Metaphysik hatte ziehen wollen." Erst Kant selbst hat, wie er auch jetzt noch dankend zugesteht, Hume den ersten Funken des Lichts zu verdanken, das ihm den rechten Weg gewiesen. Er erst hat von dem „gegründeten, ob zwar nicht ausgeführten Gedanken Hume's angefangen". Seine „Kritik der reinen Vernunft" ist also, wie wir schon sahen, „nichts anderes als die Ausführung des Hume'schen Problems in seiner möglich größten Erweiterung". —

Unsere Aufgabe, das Lehrgebäude der „Kritik der reinen Vernunft" aus der

Idee des Ganzen zu reconstruiren, ist damit erledigt. Es erübrigen wenige Worte über die spätere Geschichte derselben.

Das Aufsehen, welches das Werk machte, nachdem eine erste zweijährige Pause der Ueberraschung vorüber, war ein ungeheures. Nach einem Jahrzehnt waren seine Anhänger über ganz Deutschland verbreitet, sein Name in Europa gefeiert, so weit philosophisches Interesse reichte. Seine Schüler recrutirten sich aus allen Schichten der gelehrten Welt; seine Lehre wurde auf alle Disciplinen übertragen, bis hinunter zu den Versuchen, das „Reichspostregal in Bezug auf die Reichspostlehen nach den Grundsätzen der kritischen Philosophie darzustellen".

Nicht lange allerdings war die Schule von Bestand. Gerade die geistig bedeutsamsten Anhänger, Männer wie Reinhold, Beck, Maimon, Fichte, Schelling, Schiller, wandelten bald eigene Wege. Das hatte seinen Grund vor allem in Kant's Lehre selbst. So tief die Geistesarbeit war, die in seinen kritischen Schriften niedergelegt ist, so wenig konnten die Resultate derselben auf die Dauer befriedigen. Je genauer sie geprüft wurden, desto deutlicher ergab sich, daß ein klaffender Riß durch das Ganze hindurch ging. Kant hatte alle unsere Erkenntniß auf die mögliche Erfahrung beschränkt, auch die Erkenntniß des Daseins, der Substantialität, der Wirksamkeit; aber er hatte trotzdem angenommen, daß eine Vielheit wirkender Dinge an sich unserer Erfahrung zu Grunde liege, ein intelligibeles Reich von Substanzen bilde, deren innere Beschaffenheit er sich selbst, wie wir oft errathen können, nach dem Vorbild der zersetzten dogmatischen Monadenlehre von Leibniz vorstellte. So zeigte sich, um mit Jacobi zu reden, daß man „*ohne* die Voraussetzung von Dingen an sich in das System nicht hineinkommen, und *mit* jener Voraussetzung darin nicht bleiben konnte."

Fichte kam so dazu, diese Voraussetzung ganz fallen zu lassen; anzunehmen, daß das Ich selber die Vorstellungen von Gegenständen in Raum und Zeit in sich erzeuge. Auch bei diesem Idealismus aber konnte das Denken nicht beharren. Unter dem Einfluß der Lehre Spinoza's, dessen System in Folge des Streites zwischen Mendelssohn und Jacobi um Lessing's Spinozismus seit 1785 eifrig studirt wurde, entwickelte sich das selbstthätige Ich Fichte's zur absoluten Substanz der Welt. Dadurch aber wurde die Philosophie in die eben verlassenen Bahnen des Dogmatismus zurückgeführt. Es folgte jene Periode dogmatischer Schwärmerei für ein absolutes Erkennen der Welt, in der die edelsten Geister unserer Nation den idealen Ersatz für die trostlose Zerrissenheit und Verfallenheit des politischen Lebens ihrer Zeit suchten. Ihre Nachklänge währten bis in den Anfang der sechziger Jahre tonangebend hinein. Seitdem schallt der Ruf einer Rückkehr zu kritischer Besinnung unter der Führung Kant's.

In welchem Sinne diese Führung erfolgt, sollte die vorstehende Entwickelung des Planes derselben zu zeigen suchen.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY CALIFORNIA

Friedrich Arnold Brockhaus.

Von

Friedrich Kapp.

Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel Heinrich Eduard Brockhaus. Drei Theile. 1872, 1876 und 1881. Leipzig, F. A. Brockhaus.

I.

Wer in Deutschland kennt nicht den Namen F. A. Brockhaus? Wer hat ihn nicht gefunden und wieder gefunden auf dem Titelblatte eines der zahlreichen Werke, welche dieser in kurzer Zeit zu einem Weltrufe emporgestiegene Verleger unserm Volke und der Wissenschaft überhaupt vermittelt hat; welcher halbwegs gebildete Deutsche besitzt nicht wenigstens eins der unter jener Firma erschienenen Bücher, welche bereits eine werthvolle Bibliothek für sich bilden? Friedrich Arnold Brockhaus machte, so widersinnig dies Wort auf den ersten Augenblick auch lauten mag, das ganze große Feld der Literatur, das allgemeine geistige Bedürfniß und Verständniß, die Universalität des Wissens zur Spezialität seines Verlages. Es gibt deshalb auch kein Alter und Geschlecht, keinen Stand und Beruf, welchem derselbe nicht Befriedigung und Förderung zu bieten vermöchte.

Wenn übrigens in dieser unermüdlichen buchhändlerischen Thätigkeit das alleinige Verdienst des Mannes bestände, so würde er, fast zwei Menschenalter nach seinem Tode, einen nur zweifelhaften Anspruch auf eine ausführliche Beschreibung seines Lebens haben. Es hat vor, neben und nach Brockhaus ebenso erfolgreiche und bedeutende Buchhändler gegeben, von denen die Mitwelt über den engen Kreis der Berufsgenossen hinaus nicht viel wußte, und von denen man auch heut zu Tage nichts mehr zu wissen braucht. Brockhaus aber war mehr als sie. Er ist ein öffentlicher Charakter, welcher in der Verfolgung seiner eigenen Interessen ebenso muthig für die Sache des gefährdeten Buchhandels, wie für die Denk- und Preßfreiheit in die Schranken tritt, ein tapferer Kämpfer, welcher dem Gegner auf den Leib rückt und nie die Waffen ruhen läßt, ein bahnbrechender Geist, welcher der Welt einen Ruck vorwärts gibt und seinen ganzen Stand auf eine höhere Stufe erhebt. Hätte die buchhändlerische Welt

gerade im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts viele solcher Rufer im Streite gehabt, so würden Dutzende von gewaltsamen Eingriffen in die Unabhängigkeit der Presse und ebensoviele Vergewaltigungen gegen unsere Literatur unmöglich gewesen sein. Mit Recht verdient daher ein Mann von solch maßgebendem Einflusse auf seine Zeitgenossen und von so tiefgreifender Einwirkung auf die Gestaltung unsers öffentlichen Lebens in seinem Werden und Wesen zergliedert, in seinem Wirken und Schaffen geschildert zu werden. Denn aus ihren hervorragenden Männern erkennt die Nachwelt den eigentlichen Gehalt einer voraufgegangenen Zeit und erst aus der Arbeit bevorzugter Geister lernt sie die Aufgabe des Geschlechtes würdigen, welches mit ihnen gestrebt, gelitten und uns vorgearbeitet hat.

Wenn auch spät, so ist Brockhaus endlich doch ein seiner würdiges Denkmal von einem seiner Enkel, Heinrich Eduard Brockhaus, gesetzt worden. Dieser hat das Leben und Wirken seines hochverdienten Großvaters nach Briefen und Aufzeichnungen kürzlich in dem dreibändigen Werke vollendet, dessen voller Titel an der Spitze dieses Aufsatzes steht. Nachdem der erste Band dieser vortrefflichen Arbeit im Frühjahr 1872 zu Brockhaus' hundertjähriger Geburtstagsfeier erschienen war, folgte ihm 1876 der zweite und 1881 der dritte, mit welchem diese bedeutende Quellenschrift abschließt. Der Verfasser erzählt schmucklos und wahr. Sein Werk verräth auf jeder Seite das gewissenhafteste Quellenstudium, zeigt überall das Urtheil eines fein gebildeten Mannes und unterordnet stets die persönlichen Beziehungen den Pflichten einer rein sachlichen Berichterstattung. Denn wenn auch ein wohlberechtigter Familienstolz den Autor in erster Linie zu seiner Arbeit hingezogen haben mag, so hat er doch bedeutend mehr als ein bloßes Stück interessanter Familiengeschichte geliefert und sich von der wohlthuenden Wärme, mit welcher er seiner Aufgabe gerecht wird, nie verführen lassen, seinen Helden zu verhimmeln. So steht dieser denn auch als einer der tonangebenden Factoren einer reich bewegten Zeit in der Mitte der Strömungen unsrer nationalen Entwickelung, so erweitert sich, wie in jeder tüchtigen Lebensbeschreibung, seine Biographie zur Geschichte, und so erwirbt sich das vorliegende Werk ein wesentliches Verdienst um das bessere Verständniß unserer gesammten Cultur während des ersten Viertels des laufenden Jahrhunderts. Dagegen will es mir andererseits scheinen, daß die Darstellung, ohne der Gründlichkeit Abbruch zu thun, sich viel besser auf die Hälfte oder höchstens zwei Drittel des in Anspruch genommenen Raumes beschränkt hätte. Manche Capitel sind zu breit und ausführlich gegeben, so z. B. die Zerwürfnisse mit Baggesen und die Beziehungen zur Hofräthin Spazier im ersten Bande, welche sich leicht auf ebensoviel Seiten als Bogen hätten erledigen lassen. In den beiden folgenden Bänden finden sich vielfach lange biographische Ausführungen, welche in ein paar Zeilen hätten zusammengedrängt oder ebenso gut in jeder Literaturgeschichte oder im Conversationslexikon nachgelesen werden können. Die Streitigkeiten mit dem Schicksalstragöden A. Müllner — „diesem in Handlung gesetzten besoffenen blauen Montag", wie L. Börne ihn nennt — (II, 284), welche sogar den ganzen neunten Abschnitt (58 Seiten) bilden, wären füglich mit einer kürzern Erwähnung abgethan worden. Der Zank und die schließliche Abmachung mit den Gebrüdern Hoffmann in Weimar wegen des

Kotzebue'schen Literarischen Wochenblatts sind auch viel zu weitläufig erzählt. Wenn einzelne nicht geschickt gewählte Uebergänge unterblieben wären, wie z. B. der, daß Paris das vollständige Interesse von Brockhaus erregt (II, 119), oder daß dieser sich hie und da Fehler und Mißgriffe vorzuwerfen habe (III, 405), so hätte das sicher den Werth des Werkes nicht beeinträchtigt. Für diese kleinen Schwächen werden wir aber doppelt und dreifach entschädigt durch die Fülle von reichen und bisher unbekannten Materialien, welche der Verfasser aus den besten und bedeutendsten Kreisen der damaligen Literatur herbeischafft. Eine entschiedene Ergänzung unserer Kenntniß der geistigen Strömung zwischen 1811 und 1823 bildet namentlich, was wir hier gelegentlich Neues erfahren von und über E. M. Arndt, Baggesen, Börne, Görres, Goethe, Hardenberg, Heine, Immermann, Mahlmann, Metternich, Müffling, Oken, Paulus, Perthes, Platen, Prokesch-Osten, Raumer, Rotteck, A. W. von Schlegel, Arthur Schopenhauer, E. Schulze, Varnhagen und Voß, Vater und Sohn. Am interessantesten sind in dieser Beziehung die Briefe von Börne, Heine und Schopenhauer. Kurz, die vorliegende Biographie bildet, Alles in Allem genommen, eine äußerst dankenswerthe Bereicherung unserer biographisch-geschichtlichen sowohl als schönwissenschaftlichen Literatur und sichert einem um ganz Deutschland hochverdienten Manne den längst gebührenden Ehrenplatz.

II.

Der äußere Lebensgang von Friedrich Arnold Brockhaus ist sehr einfach und in drei Sätzen erschöpft. Geboren am 4. Mai 1772 in der westfälischen Reichsstadt Dortmund, eröffnet er nach bestandener Lehre und kaum erlangter Mündigkeit in seiner Vaterstadt eine für jene Zeiten bedeutende Handlung, heirathet 1798 eine vortreffliche Frau, die ihm jedoch schon nach elf Jahren durch den Tod entrissen wird, geräth in einen langwierigen Rechtsstreit mit seinem frühern Gesellschafter Hiltrop, zieht, um den mit diesem Processe verbundenen Verdrießlichkeiten aus dem Wege zu gehen, 1801 nach Arnheim und bald darauf nach Amsterdam, wo er 1805 sein Waarengeschäft mit dem Sortiments- und Verlags-Buchhandel vertauscht und 1810 abwickelt, um sich in Leipzig niederzulassen. Alte und neue Processe zwingen ihn aber, sich für's Erste nach Altenburg zu wenden, in welcher Stadt er sich 1811 wieder verheirathet und bis 1817 bleibt. Erst von diesem Jahre an nimmt er seinen dauernden Aufenthalt in Leipzig, erhebt seinen Verlag zu einem der bedeutendsten in ganz Deutschland, stirbt aber, kaum 51 Jahre alt, schon am 20. August 1823, wie ein siegreicher Feldherr mitten in seinen theilweise schon gewonnenen Schlachten und seinen theilweise erst in Angriff genommenen Eroberungsplänen.

Ich will aus diesem so kurzen, aber an inneren und äußeren Kämpfen desto reichern Leben nur zwei Momente hervorheben, welche uns zugleich den Schlüssel zum Wesen des Mannes liefern. Wie ist, so frage ich zunächst, Brockhaus das geworden, was er war und leistete; welche Thaten und Verdienste haben ihm eine so große Bedeutung für unsere literarische und politische Entwickelung verschafft?

Sehen wir uns zur Beantwortung der ersten Frage näher in seiner Heimath

und Familie um! Die Grafschaft Mark, ein Theil des heutigen Regierungsbezirkes Arnsberg, in welcher die Brockhaus seit Jahrhunderten ansässig waren und theilweise noch sind, ist einer der gesegnetsten Flecke deutscher Erde. Im Norden von der Lippe begrenzt, in der Mitte von der Ruhr und Lenne durchströmt, vereinigt sie in glücklicher Abwechslung Berg und Thal, Industrie und Ackerbau. Mit Ausnahme von Gold und Wein hat sie Ueberfluß an fast allen Erzeugnissen des Bodens, namentlich Kohlen und Salz, und weiß diese auch vortrefflich zu verwerthen. Den eisenreckenden Märker — soll heißen Markaner — kennt jeder Deutsche aus Arndt's Volkslied. Zur Zeit, die hier in Betracht kommt, war dieser abgelegene Winkel Deutschlands bei seinen schlechten Verbindungen und Wegen gewissermaßen eine behäbige, reiche und glückliche Insel im festen Lande. Geistige Kämpfe und principielle Reibungen, außer gelegentlichen Streitigkeiten mit den wenig zahlreichen Katholiken, gab es hier seit der Reformation kaum mehr. Bis zum Zeitalter der Eisenbahnen, die vor noch nicht vierzig Jahren die patriarchalische Ruhe durchbrachen und die zufriedenen Landbauern und Kleinbürger widerwillig in den Strudel eines mächtigen Weltverkehrs schleuderten, äußerte sich darum in der ganzen Gesellschaft auch kaum ein selbständiges geistiges Leben, ja nicht einmal das Bedürfniß nach einem solchen. Als gegen Ende der Regierung Friedrich's des Großen die Kriegs- und Domänen-Kammer in Cleve beauftragt wurde, den Druckern ihres Bezirks ein königliches Censur-Rescript mitzutheilen, berichtete sie, daß es in der ganzen Grafschaft Mark nur zwei Druckereien gebe. Erst mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts wurden hier vereinzelt oder auch nur vorübergehend ein paar kleine Druckereien errichtet. Ein unbedeutendes Blatt, die Lippstädter Zeitung, sorgte für den politischen Bedarf der Leser. Buchhandlungen entstanden erst nach den Freiheitskriegen. Noch bis in die zwanziger Jahre hinein lieferte die Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover den Gymnasien und sonstigen Bildungsanstalten ihre Schul- und Handbücher, nachdem die Haude- und Spener'sche Buchhandlung in Berlin ihre, einige Zeit in Lippstadt bestandene Filiale als verlustbringend aufgelöst hatte. Desto reicher war das materielle Leben. So tüchtig und gerecht die wenig zahlreichen Beamten, so verständige Berather ihrer Gemeinden die Pastöre auch sein mochten, so legten sie doch ein vielleicht zu großes Gewicht auf die Genüsse der Küche und des Kellers. Die Pfarrer namentlich kümmerten sich mit geringen Ausnahmen, wie z. B. des verdienten Geschichtsschreibers von Steinen, mehr um ihre Wirthschaft, als um die Wissenschaft, und waren bessere Vieh- und Pferdehändler, als Exegeten. Trotz meist mangelnder Gelehrsamkeit wußten sie aber ihre Gemeinden an sich zu fesseln und in strenger Zucht zu erhalten; dabei waren sie dreiste und gottesfürchtige Männer, wo es galt, seinen Mann zu stehen, somit auch innerlich dem Geiste des Volkes verwandt, welches ihrer Obhut anvertraut war und wahrlich nicht schlecht dabei fuhr.

Auch unser Brockhaus entstammt einem alten Geschlecht von Predigern, welche Jahrhunderte lang ihr Amt vom Vater auf den Sohn vererbten und theilweise noch heute auf heimischem Boden blühen. Als der Aelteste unter ihnen wird Adolf Heinrich Brockhaus erwähnt, der in Altena (welches übrigens nicht zum katholischen Sauerlande, sondern zur protestantischen Mark gehört) geboren,

von 1699 bis 1724 als Pfarrer an der Thomaskirche in Soest wirkte. Dessen Sohn Melchior und Enkel Ludolf, Großvater und Onkel von Friedrich Arnold Brockhaus, waren 1728 bis 1822 hintereinander, also volle dreiundneunzig Jahre, Pastöre in Meyerich bei Welver, einem an einem schönen Eichenholz, halbwegs zwischen Hamm und Soest gelegenen Dorfe, welches neuerdings namentlich für den Kohlenverkehr ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt geworden ist. Manche dieser Pastorenfamilien, wie die von Steinen, Hengstenberg, Dreckmann und Möller, reichen in directer Linie bis auf die Reformation zurück; andere, wie die Sybel, Kirchhoff, Engels und Brockhaus führen Jahrhunderte lang im Geburtsdorfe ihre Dynastie vom Vater auf den Sohn weiter, oder setzen auch, wenn kein Sohn vorhanden ist, die Amtsnachfolge durch den Schwiegersohn fort. Es sind rationalistische, von keinen Zweifeln geplagte, meist derbe und kindergesegnete Herren, diese markanischen Pastore, welche unbequeme Gäste, wie es z. B. der alte Melchior Brockhaus that, zum Hause oder zur Kirche hinausprügeln und gern in und außerhalb der Familie den Stock als schlagendes, nie versagendes Argument gebrauchen. Einer der „Herren Brüder" kennt den andern, sei es vom Gymnasium in Hamm, Soest oder Dortmund, sei es von der Hochschule in Frankfurt, Duisburg, Halle, Wittenberg oder Jena her. Eine Familie heirathet in die andere, und der Gymnasiast ist schon mit eines Pastors Jette oder Lina verlobt, treibt sich als „sentimentale Eiche" mehr in den Kneipen als in den Hörsälen der Universität herum, brüllt beim Rundgesang den Namen seiner Liebsten so laut, daß Einem das Trommelfell zu zerplatzen droht, zieht nach seiner Rückkehr in die Provinz den alten Adam aus und heirathet sofort nach Uebernahme der Pfarre, um dasselbe Leben wie Vater und Großvater zu führen. Dieses Leben bestand außer den vorgeschriebenen, nicht übermäßig drückenden Amtshandlungen, im gemüthlichen Verkehr mit den Nachbarn und einer abendlichen Kegelpartie im Sommer, einem Spiel Karten im Winter und einer fidelen Kneiperei bei möglichst vielen außerordentlichen Gelegenheiten.

Ich habe sie in den dreißiger Jahren noch gekannt, diese biederen Pfarrherren — und so wie damals müssen sie schon vor zwei Jahrhunderten gewesen sein —, wo sie mich anleiteten, Abends bei der Heimkehr in das Städtchen ein ausgekegeltes Kalbsviertel für sie durch das Thor zu schmuggeln, oder mir die ersten Anleitungen im Singen von geistlosen Commersliedern gaben, oder wo sie vor dem sie anstaunenden Schüler ihre in Halle und Erlangen vollbrachten Heldenthaten zum soundsovielten Male erzählten. „Man muß gut leben, aber sich behelfen, mein Junge," predigte mir jedesmal, wenn ich ihn sah, der alte Pfarrer W., der noch vor der französischen Revolution in Frankfurt a. O. studirt hatte, und trank in Ermangelung einer Flasche Weines zwei herzhafte Kornschnäpse hintereinander, den ersten, wie er sagte, für sich, und den zweiten, wie er entschuldigend hinzufügte, für den andern Kerl, der er durch den Genuß des ersten geworden sei. „Essen und Trinken schmecken mir sehr gut," meinte X., der jüngere Herr Bruder von W., „aber dahingegen muß ich auch meine gehörige Ruhe haben." Auch Pastor Melchior Brockhaus scheint, wie Band I. 10 angedeutet wird, wenigstens als junger Mann, dieser „gemüthlichen" Richtung gehuldigt zu haben.

Brockhaus' Vater, Heinrich, war der erste Kaufmann in der Familie und ließ sich um 1767 als Materialwaarenhändler in Dortmund nieder, heirathete und zeugte Kinder, von welchen Friedrich Arnold der zweite Sohn war. Diese alte Reichsstadt von heute fast 70,000 Einwohnern war damals weder der bewegte Hauptmarkt der deutschen Eisen- und Kohlen-Industrie, noch einer der größten Eisenbahnknotenpunkte Deutschlands, sondern ein in jeder Beziehung heruntergekommenes, philisterhaftes Landstädtchen mit einigen tausend Einwohnern, dem die reichsstädtische Herrlichkeit als zu weit gewordener Mantel um die abgemagerten Glieder schlotterte. Wer von seinen Bewohnern ein paar Aecker oder Kämpe oder einige tausend Thaler sein nannte, der galt als reicher Mann. Die Bürger vegetirten dahin wie unter der reichsstädtischen Verfassung, so unter oranischer, bergischer und preußischer Herrschaft. Als der preußische Staat nach wiederhergestelltem Frieden seine Kunststraßen zwischen Osten und Westen ausbaute, verbat sich, wie die Ueberlieferung lautet, der hochweise Magistrat von Dortmund eine solche, weil sie der Stadt zu viel Lasten und Einquartierung bringe und weil nur die Geschäftsleute des Stadttheils, durch welchen die Chaussée führe, Vortheil von derselben haben würden. So blieb denn Dortmund bis zum Eintritt des Eisenbahnzeitalters abseits vom Wege liegen und behalf sich mit etwas Ackerbau und bürgerlichem Gewerbe, aber viel Biertrinken. Die Gymnasiasten — die „Herren Studenten" — gaben in der Gesellschaft den Ton an, und wenn sie, wie das nicht selten vorkam, in's Carzer wanderten, so mußten die Bälle abgesagt werden. Der Leser, welcher sich ein Bild vom Charakter der Stadt, bis in die vierziger Jahre unsers Jahrhunderts hinein machen will, nehme einmal wieder die Jobsiade zur Hand. Sämmtliche hier mit frischem Humor gezeichneten Philister könnten als Modelle für die damaligen Dortmunder Bürger gesessen haben, wenn nicht, wie bekannt, das benachbarte Bochum sie geliefert hätte, von der Familie Job's an bis auf die Examinatoren. Und wie manchen Hieronymus haben nicht die alten Gymnasial-Directoren Beurhaus, Kuithan und ihre Vorgänger auf die Universität entlassen!

Das damalige Dortmund mit seiner mangelhaften Schule und seinen verkümmerten Umgebungen konnte es also nicht sein, welches dem jungen Brockhaus die für sein späteres Leben maßgebenden äußeren Anregungen gegeben hat. Der Vater war ein braver und wackerer, jedoch nicht „transcendenter" (ideal angelegter) Mann, wie ihn der Sohn einmal nennt, von regem Geschäftssinn, aber engbegrenztem Horizont, der Bruder ein vortrefflicher Mensch im kleinen Kreise, treu und zuverlässig, tüchtig und gutmüthig. Auch bei dem Onkel, dem Pfarrer in Welver, hat er gewiß wenig Befriedigung für seinen Lerneifer und seinen Wissensdrang gefunden. Von der Mutter dagegen spricht Brockhaus als einer geistreichen, vortrefflichen Frau und heitern, liebenswürdigen Natur. Es müssen also wol ihre besten Eigenschaften, wie das bei bedeutenden Männern so häufig der Fall ist, auf den Sohn übergegangen sein, der ideale, mit kluger Ueberlegung gepaarte Sinn, die geistige Spannkraft, die dadurch bedingte Reizbarkeit und eine Persönlichkeit, welche furchtlos überall für das als Recht Erkannte eintrat. Mehrjährige Reisen und nähere Beziehungen zu unterrichteten Männern, wie seinem Düsseldorfer Prinzipal Hoffmann, mögen ihn theilweise gefördert und

gebildet; Brockhaus muß aber tüchtig für und an sich gearbeitet haben, um, kaum 22 Jahre alt, im März 1794 der Buchhandlung von Voß u. Co. in Leipzig ein Buch von etwa zwanzig Bogen zum Verlage anbieten und gleich acht Bogen Manuscript beilegen zu können. Wenn er dann den Inhalt des Conversationslexikons bestimmte und hier den Raum vertheilte, oder auch der Redacteur von Zeitschriften wurde, so ist das wieder ein Beweis dafür, daß er das Gebiet der Literatur zu übersehen vermochte. Ebenso bleibt es bei dem Mangel an jedem Vorbild, an jeder äußeren Einwirkung eine ganz ungewöhnliche Erscheinung, daß die ganze geistige und geschäftliche Thätigkeit dieses Mannes sich zum Verlagsbuchhandel zuspitzte, und daß sie auf diesem Gebiete ihre höchsten Triumphe feiern sollte.

Wenn es irgend einen echt westfälischen Charakterzug gibt, so ist es ein stets lebendiges Rechtsgefühl, welches in seiner gesunden und naiven Bethätigung als der Kampf um's Recht geehrt und gepflegt zu werden verdient, in seiner Uebertreibung aber in Rabulisterei und Proceßkrämerei ausartet. Leider findet sich bei den Westfalen in Folge politischer Verkrüppelung diese letztere Seite, die rein privatrechtliche Anschauung vorzugsweise entwickelt; bei unseren überseeischen Vettern, den Engländern und Amerikanern dagegen ist bei einem freiern staatlichen Leben das lebendige Bewußtsein für das öffentliche Recht viel schärfer ausgeprägt. In Brockhaus sind beide Seiten, die letztere jedoch die erstere bedeutend überwiegend, vereinigt.

„Es ist ein starres und widerhaariges Volk hier zu Lande," sagt der Steuerempfänger in Immermann's Münchhausen von den Bewohnern derselben Grafschaft Mark, in der die Brockhaus seit Jahrhunderten wurzelten. Der dortige Bauer pocht immer auf sein Recht, mißtraut jedem, weil er es etwa anfechten könne, und processirt häufig zu seinem Vergnügen oder zur Befriedigung seiner Rache. Wie andere Bauern sich schöne Pferde oder Kühe halten, so schlachtet sich der westfälische seinen Proceß oder deren auch mehrere ein, macht sich's zum Geschäft, beim Gericht nach ihrem Stande zu fragen und appellirt, wenn er verliert, regelmäßig an die höhere Instanz. Denn er kennt nur die eine Alternative: „Entweder muß Recht doch Recht bleiben, und namentlich *sein* gutes, oder die Richter in der Stadt sind sammt und sonders Esel." Daß er selbst auch Unrecht haben kann, glaubt kein echter westfälischer Bauer. In einem von einem Bewohner des genannten Welver angestrengten Processe, in welchem ich 1846 für die zweite Instanz zu referiren hatte, lag der Klage die Behauptung des Klägers zu Grunde, daß der Verklagte, sein Nachbar, häufig über eins seiner Grundstücke fahre und sich eine Wegegerechtigkeit an demselben anmaße. Der Verklagte stellte diese Behauptungen in Abrede, und der Beweis ergab, daß er nur ein einziges Mal über des Klägers Acker gefahren war, und zwar mitten im Winter, als er bei hochliegendem Schnee seinen Vater begrub und die verwehte Grenze zwischen Weg und Acker nicht unterscheiden konnte. So war es zu Brockhaus' Zeiten, so war es, noch ehe die Eisenbahnen moderne Anschauungen verbreiteten, bis gegen Ende der vierziger Jahre, wo ich als junger Jurist diesen Dingen persönlich sehr nahe stand. Hoffentlich ist es seitdem viel besser geworden.

Brockhaus folgte übrigens oft mehr dem verletzten Gefühl als der ruhigen

Ueberlegung und hatte eine so starre Ader von übertriebenem Rechtsbewußtsein in sich, daß er einem Proceß wenigstens so leicht nicht aus dem Wege ging. „Empfindlich gegen Beleidigungen," sagt sein Biograph von ihm, „nahm er jede Herausforderung an und bot in seinem hitzigen Vorgehen dem kühlern Gegner leicht Blößen; trotz alles Zuredens seiner Freunde gab er aber den Kampf nicht auf, bis er gesiegt hatte oder besiegt war. Viel zahlreicher als seine Freunde, denen er unerschütterlich treu blieb, waren seine Gegner und Feinde, die er sich zum Theil allerdings durch eigene Schuld, durch schroffes Auftreten und große Reizbarkeit, zum größeren Theil aber auch durch rückhaltlose Offenheit und durch seine geschäftlichen Erfolge zugezogen hatte." Wie ein tragisches Verhängniß ziehen sich durch Brockhaus' Leben zwei Rechtsstreite, deren erster, der Hiltrop'sche, ihn von seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre an bis zu seinem Tode verfolgt, während der zweite, die Müllner'schen Händel, ein ganzes Nest von Processen, die letzten Jahre seines Lebens verbittern und an seinem frühzeitigen Tode einen großen Theil der Schuld tragen. Den ersten dieser Processe hatte er sich durch sein Mitleid auf den Hals geladen, und zwar mit einem Verwandten, der ihm seine Gutmüthigkeit mit dem schwärzesten Undank lohnte. Die Rechtsfrage wurde bald zum Ehrenpunkt; aber die vier verschiedenen Landesrechte, unter denen sich der Proceß ein viertel Jahrhundert lang dahinschleppte, kannten kein menschliches Rühren und gönnten sich ihre Zeit, so daß das Opfer in ohnmächtiger Erbitterung über die Langsamkeit der Justiz noch vor der Entscheidung starb. Die langjährigen und widerwärtigen Streitigkeiten mit Müllner, einem kleinlichen und gemeinen Processkrämer, gründeten sich auf eine an sich unbedeutende Verbalinjurie, die heut zu Tage mit einer Strafe von vielleicht 20 oder 30 Mark geahndet würde. Und welche Demüthigungen mußte dabei der stolze, aber wehrlose Mann Seitens seines jämmerlichen Gegners über sich ergehen, wie machtlos mußte er sich von diesem elenden Proceß einen ungerechtfertigten Schluß auf sein übriges Thun und Treiben gefallen lassen, und wie grausam durchkreuzte die niedrige Rache jenes Menschen Brockhaus' mannhaftes Eintreten für die Rechte des deutschen Volkes, namentlich gegen die Karlsbader Beschlüsse! Alles, was in unserm öffentlichen Leben verächtlich und gemein war, stand auf Seiten Müllner's, des Thersites im Streite. Brockhaus aber unterlag, nachdem er sich fruchtlos an die Gnade des Königs von Sachsen gewandt hatte. Wohl hatte einer seiner erprobtesten Freunde Recht, wenn er ihm vorwarf, er könne es nicht über sich gewinnen, die Hunde bellen zu lassen.

III.

Den ersten Platz in Brockhaus' öffentlichem Leben behaupten seine Kämpfe mit der Censur, von denen natürlich nur noch die in die Politik seiner Zeit fallenden Streitigkeiten ein Recht auf nähere Besprechung haben. Abgesehen also von seinen Privatfehden, z. B. gegen den preußischen Fürsten Hatzfeld, welcher wegen seines Bruders, des verurtheilten Giftmischers und Falschmünzers, des Grafen Oberst Hatzfeld in Mainz gegen Brockhaus klagbar wurde, so tritt zuerst das politische Interesse anfangs 1814 in den Vordergrund, und zwar bei der

Ankündigung einer neuen Auflage der Schrift: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung", wegen deren Verlags bekanntlich der Nürnberger Buchhändler Palm 1806 von Napoleon erschossen worden war. Brockhaus hatte geglaubt, daß durch die glorreichen Ereignisse des Jahres die Presse wenigstens von ihrem ärgsten Drucke befreit worden sei und hielt die an sich unbedeutende Broschüre als ein interessantes Actenstück zur Zeitgeschichte der Erneuerung für werth. In Altenburg war ihm auch das Imprimatur ertheilt worden; indessen mußte er auf Befehl der unter dem russischen Generalgouvernement stehenden Generaldirection von Sachsen den Satz wieder ablegen lassen, weil mehrere, Oesterreich und Preußen beleidigende Stellen die Wiederveröffentlichung des Buches nicht wünschenswerth erscheinen ließen.

Diese kleinen Reibungen waren übrigens nur die Vorläufer größerer Kämpfe. Brockhaus war nicht der Mann, der sich so leicht einschüchtern ließ; die Regierungen aber von Sachsen und Altenburg, denen er bereits unbequem zu werden anfing, bewachten ihn jetzt doppelt ängstlich, weil er in den von ihm gegründeten Zeitschriften und den stets sich erneuernden und größeren Einfluß gewinnenden Auflagen des Conversationslexikons unverhohlen die polizeiwidrigsten Ansichten aussprach. So erklärte er im Juli 1815 über die damalige brennende Tagesfrage, ob Sachsen ganz oder nur theilweise mit Preußen vereinigt werden solle, ganz offen seine Meinung dahin, daß die Theilung Sachsens das größte denkbare Unglück für dieses Land sei, und daß der König, der überhaupt des Volkes wegen da sei, auf keinen Fall in eine solche Trennung willigen dürfe, sondern lieber auf den sächsischen Thron verzichten müsse. Da der Altenburgische Censor diese Stelle der deutschen Blätter die Censur hatte passiren lassen, so konnte die dortige Regierung Brockhaus in der Sache nichts anhaben und ihn nur in eine unbedeutende Ordnungsstrafe verurtheilen lassen. Der Verklagte bedankte sich dafür in folgenden mannhaften Worten, welche den Schluß des Rechtfertigungsschreibens an dieselbe Regierung bilden: „Es ist uns," so heißt es dort, „viel verheißen worden: Druck- und Preßfreiheit, Verfassung, d. h. Schutz vor Willkür und Verantwortlichkeit der Beamten, folglich Schutz vor jeder fremden und eigenen Bedrückung und Unterdrückung. Acten und Verhandlungen, wie die gegenwärtigen — — — mögen Belege abgeben über die Art und Weise, wie Liberalität der Gesinnung, wie Preß- und Druckfreiheit, wie Schutz des Bürgers vor fremden Eingriffen in die Rechte, die Freiheit und das Eigenthum mehrfach gehandhabt werden."

In Leipzig wurde während der Ostermesse 1816 der fünfte Band der zweiten Auflage des Conversationslexikons mit Beschlag belegt, weil er höchst frevelhafte und wahrheitswidrige Aeußerungen über den König von Sachsen enthalten sollte. Das Verbrechen bestand darin, daß Venturini, der Verfasser des Artikels über die Schlacht bei Leipzig, gesagt hatte, Napoleon habe vor dieser, als er Dresden verlassen, den frommen, bethörten König von Sachsen nebst dessen Gemahlin und Tochter mit sich genommen. Brockhaus änderte sofort die anstößige Stelle, gerieth aber dadurch in große Unannehmlichkeiten, daß er dem Leipziger Polizeipräsidenten Rackel, der die Rolle eines Spions für nicht zu schlecht hielt, ein noch nicht umgedrucktes Exemplar verkauft hatte. Schließlich

schlug jedoch die sächsische Regierung die Sache nieder, sei es, daß sie ihre Messen zu schädigen fürchtete, wenn sie ein in Braunschweig gedrucktes und von einem Altenburger Verleger veröffentlichtes Buch in transitu mit Beschlag belegte, sei es, daß sie jede Verfolgung durch den Amnestieparagraphen des Wiener Friedensvertrages vom 18. Mai 1815 für ausgeschlossen erachtete. Sie hielt sich jedoch für berufen, „dem Brockhaus die begangenen Ungebührnisse unter der ernstlichen Verwarnung nachdrücklich zu verweisen, daß er, wofern er sich künftig Aehnliches zu Schulden kommen ließe, nicht nur sofort bei seinem Eintritt in die hiesigen Lande zum Arrest gebracht und mit diesfallsiger Untersuchung und Bestrafung streng gegen ihn verfahren, sondern er auch mit seinem commercio von Leipzig verwiesen werden würde."

Das mit Frankreich verbündete Sachsen stand übrigens mit derartigen Maßregeln durchaus nicht allein. Selbst in dem Napoleon feindlichen Preußen, von dessen Volk die Erhebung ausgegangen war und siegreich durchgeführt wurde, vermochten die herrschenden Kreise dem Aufschwunge der Geister nicht zu folgen und suchten, weil sie selbst mitten im Kriege den Sieg Napoleon's noch für möglich hielten, alle über die Traditionen des alten Staates hinaus gehenden Bestrebungen durch Polizei und Censur niederzuhalten. Durch diesen ihren inneren Zusammenhang mit der großen Politik gewinnen selbst die kleinsten, auf literarischem Gebiete sich abspielenden Verbote und Eingriffe eine gewisse Bedeutung für die bessere Erkenntniß der damaligen politischen Lage. Es empfiehlt sich deshalb auch, die obigen Maßregeln durch Parallelen aus der preußischen Praxis zu ergänzen und durch diese, meinen handschriftlichen Quellen entnommenen Thatsachen ein umfassendes Bild von den officiellen Anschauungen zu geben.

So war denn auch in Preußen die Censur vor, in und nach dem Kriege so patriarchalisch besorgt und beschränkt, daß sie Männer, welche wie Schleiermacher, Niebuhr und Arndt zu den Zierden der Nation gehörten und die patriotische Erhebung mächtig förderten, noch im Sommer 1813, in den Tagen der höchsten Begeisterung, wie unreife Schuljungen belästigte oder wie naseweise Scribenten mißhandelte. Schleiermacher war gezwungen, den Staatskanzler noch am 2. November 1813 gegen die Injurien des Censors Le Coq um Schutz zu bitten, da ihm gegen diesen als Polizeipräsidenten der gewöhnliche Klageweg nicht offenstehe. Als Niebuhr und Schleiermacher nach dem Aufruf: „An mein Volk" gemeinschaftlich in Berlin ein Blatt gründen wollten, erhielt nur der letztgenannte die Erlaubniß zur Herausgabe. Der Geh. Kriegsrath Himly mußte sich als Censor verantworten, weil er einer kleinen Schrift: „Zur politischen Reformation. An Deutschlands Fürsten und Völker" im Sommer 1813 das Imprimatur ertheilt hatte. Der Verfasser war darin für einen deutschen Kaiser und Reichstag eingetreten. Himly meinte, daß die Flugschrift nach des Königs Kriegserklärung vom 17. März 1813 ihrem Geiste und Inhalte nach doch vor Confiscation geschützt sein sollte, wurde aber trotz dieser Vertheidigung als Censor abgesetzt. Schleiermacher hatte in einem Artikel über den damals befürchteten Friedens-Congreß, welchen er in Nr. 60 des Preußischen Correspondenten vom 14. Juli 1813 veröffentlichte, der Besorgniß der Patrioten darüber

Ausdruck gegeben, daß Preußen bei einem solchen Zusammentritt der Mächte zu kurz kommen würde. In Folge dessen schrieb der preußische Minister des Auswärtigen an den Staatskanzler, Fürsten Hardenberg, am 15. Juli 1813: „Der Ton und die Tendenzen einiger Schriftsteller und ihrer Anhänger zusammengehalten mit gleichzeitigen verwegenen Vorgängern deuten auf ein Streben jener Personen, ihre Eigenmacht und Willkür an die Stelle der rechtmäßigen Macht und Autorität zu setzen. Wir glauben daher nach dem Grundsatze verfahren zu müssen, dem Keime zu widerstehen."

Der Buchhändler Nicolovius hatte für das Jahr 1814 ein historisches Taschenbuch veröffentlicht, in welchem u. A. ein Aufsatz von Ernst Moritz Arndt über Friedrich den Großen und sein Zeitalter stand und der König wegen seines Unglaubens, sowie wegen seiner Franzosenfreundlichkeit möglichst taktlos und vom deutschthümelnden Standpunkte aus einseitig verurtheilt wurde. „Die schändlichen und empörenden Schmähungen (Arndt's)", heißt es im Berichte des Ministers vom 14. Januar 1814 an den Staatskanzler, „würden unglaublich scheinen, wenn die Sache nicht vor Augen läge. Die dawider von mir getroffenen gesetzlichen und zweckmäßigen Maßregeln (Confiscation der Schrift, Untersuchung gegen Nicolovius) sind unbedenklich. Die Wurzel des Uebels aber scheint tiefer zu liegen und mit neuen schädlichen Keimen und Sprossen zu drohen. Daher halte ich die Angelegenheit für wichtig genug, um sie Ew. — vorzulegen, damit Sie dieselbe in allen ihren Beziehungen und Berührungen übersehen und die zweckmäßigsten Mittel dagegen zu wählen geruhen mögen. Erwägt man den diametralen Widerspruch, in welchem diese freche Verunglimpfung der Manen Friedrichs mit dem hohen königlichen Wort vom 17. März 1813 „Erinnert Euch an den großen Friedrich!" steht, auf welches erhabne Wort so herrliche Thaten geschehen sind; erwägt man, daß die preußische Nation frei von dem bösen Symptome ist, die Manen ihrer Heroen zu verunglimpfen oder auch nur diese Verunglimpfungen zu gestatten und auf diese Weise durch Undank gegen die Vorwelt und gegen verehrte Manen den Undank gegen verehrte Herrscher vorzubereiten; erwägt man, daß Arndt, der Verfasser der Verunglimpfung, vielleicht ebensowenig irgend einer der Regierungen Deutschlands als der preußischen Regierung angehört (der deutsche Patriot kein Deutscher!!), und vielmehr unter dem gemißbrauchten ehrwürdigen Namen eines Deutschen, nach Gründung irgend einer, von seinem Einfluß beseelten Willkür strebt; erwägt man endlich, daß dieser Arndt ein talentvoller Mann ist, der in seinen Schriften über das preußische Volk und Heer, unter einigen tadelnswerthen Zügen, viel Vortreffliches und der Ueberlieferung auf die Nachwelt Würdiges gesagt hat: so wird die Frage interessant, ob eigner böser Wille, eigne Verkehrtheit und Schmähsucht des Verfassers und zugleich eine unbegreifliche historische Kurzsichtigkeit desselben, die in Preußens ruhmvoller Zeit unter Friedrich den Keim des preußischen Ruhmes in der gegenwärtigen Zeit nicht zu finden weiß, oder vielmehr, ob äußere Impulse ihn antreiben, in diesem unwürdigen, frevelnden Tone zu schreiben." Der Buchhändler rechtfertigte sich indessen damit, daß das Buch mit Petersburger Censur gedruckt worden sei und erklärte, daß er die ersten Exemplare bei der Anwesenheit des Ministers Frei-

herrn vom Stein erhalten, der mit dem Verfasser Arndt in seinem Hause logirt habe. Da auf Befehl des erstern mehrere Schriften desselben Verfassers auf öffentliche Kosten in Königsberg gedruckt, sogar gratis vertheilt worden seien, so sei auch an eine Verweigerung des dortigen Debits nicht zu denken gewesen. Der Inhalt des Buches sei ihm, Nicolovius, fremd. Wäre dies aber auch nicht der Fall, so habe er dabei gedacht, daß einem Historiker ein freies Wort erlaubt sein müsse, weil es, wenn es mit den Ansichten Anderer nicht übereinstimme, schon Widerspruch finden werde, und die Geschichte nur dadurch Wahrheit, als Haupterforderniß derselben, erhalten könne. Nach dieser Erklärung blieb die Sache auf sich beruhen.

Das Militärgouvernement in Stargardt, „von der Wichtigkeit der Maßregel durchdrungen, dem Volke in frischen, seinen Fassungskräften und seinem Geschmack angemessenen Liedern eine Nahrung für eine heitere und enthusiastische Stimmung zu geben, welcher es bei den fortdauernden Anstrengungen noch sehr bedarf," wollte im Februar 1814 das „Liedlein nach der Leipziger Schlacht" („Es ritt ein Reiter wohl aus Paris") in einigen hundert Exemplaren abdrucken lassen, um sie unter die Landsturmbataillone seines Bezirks zu vertheilen, wurde aber auf Anfrage benachrichtigt, daß der Abdruck dieses Liedes vom Minister des Auswärtigen, Grafen v. d. Goltz, wegen der Schimpfworte und andrer Anstößigkeiten, die es enthalte, „für verwerflich befunden und verboten worden sei. Man dürfe, hieß es, einen großen Gegner nicht schmähen, das sei nicht edel. Aber war denn nicht ein Volkskrieg, ein Krieg bis auf's Messer gegen „den Corsen" im vollen Gange? Ueber dieses Verbot läßt sich nun das königl. Militärgouvernement für Ostpreußen, bestehend aus dem General v. Zastrow und Grafen v. Dohna, d. d. Königsberg 31. Januar 1814 folgendermaßen aus: „Seit einiger Zeit war das anliegende (obige) in einem guten Geiste und volksgemäßen Tone gedichtete Lied allgemein bekannt und vom Volke mit vieler Freudigkeit gesungen. Bei der Reise J. Maj. der Kaiserin von Rußland ward dies Lied von dem auf der Straße von Braunsberg bis Mühlhausen aufgestellten, etwa 8000 Mann starken Landsturm unter Begleitung von Kriegsmusik mit großem Enthusiasmus gesungen. Dieser Ausdruck eines kräftigen und guten Volksgeistes erregte ein vorzügliches Interesse, die Kaiserin sprach mit großem Beifall davon und befahl beim Abschiede von der Landesdeputation, daß ein Exemplar jenes Liedes, von welchem sie mehrere Strophen recitirte, ihr nachgesandt werde solle. Des Herrn Ministers, Grafen v. d. Goltz, Excellenz hatten jedoch mittelst Verfügung vom 26. v. M. an das hiesige Regierungspräsidium erklärt, daß dieses Lied wider eigne Würde und allen Anstand verstößt." Der Protest half nichts; es behielt bei der Verfügung des Ministers sein Bewenden.

Uebrigens setzt der Staatskanzler, Fürst v. Hardenberg, dieser patriarchalischen Auffassung und Bemutterung selbst die Krone auf in einem Schreiben, welches er am 22. Januar 1814 aus Basel an den Berliner Polizeipräsidenten und Censor Le Coq richtete. Daß ein untergeordneter Rath gerade damals ebensogut im Stande gewesen wäre, derartige Fragen zu bearbeiten, schien dem Kanzler nicht in den Sinn zu kommen. Die Vossische Zeitung hatte nämlich in ihrer Nr. 11 vom 13. Januar 1814 aus Wien einen Bericht über den Ausgang der

Leipziger Schlacht gebracht, in welchem beschrieben wird, wie Fürst Schwarzenberg dem Kaiser Franz den Sieg meldet, wie dieser niederkniet und Gott dankt, wie der König von Preußen und der Kaiser von Rußland mit ihrem Generalstab dem gegebenen Beispiel folgen ꝛc. „Thränen flossen über die Wangen der anwesenden Krieger, bei denen der Eindruck, mit dem dieser heilige Act auf sie wirkte, lebenslänglich unverlöschbar sein wird. Bewunderungswürdig war es, daß die zügelfreien Pferde während dieser imposanten Feierlichkeit, ohne einen Hufschlag zu thun, ruhig neben ihren Reitern standen. Nach diesem erhabenen Beweise echter Frömmigkeit und Gottesfurcht (der Pferde?) sprachen Se. Maj. der Kaiser von Oesterreich mit ruhig heitrer Stimme: „Das Schicksal Europa's ist zu seinem Besten entschieden.““ Ueber diesen Bericht nun äußert sich Hardenberg dem Censor gegenüber dahin: „Das Gewand, in welches die Erzählung eingekleidet ist, vorzüglich die Bemerkung, daß während des Hinknieens der Monarchen und ihrer Generalität die zügelfreien Pferde, ohne einen Hufschlag zu thun, neben ihren Reitern gestanden hätten, trägt so sehr das Gepräge einer Ironie an sich, daß ich es gern gesehen haben würde, wenn Ew— dieser Anekdote das Imprimatur versagt hätten, indem es für ein officielles Blatt gar nicht passend ist, Erzählungen aufzunehmen, die bei einem großen Theil des Publicums nur gar zu leicht zu satirischen Bemerkungen Anlaß geben.“

Wenn ein Staatsmann von der damaligen Bedeutung Hardenberg's zu einer Zeit, wo die höchsten Lebensinteressen Preußens auf dem Spiele standen, die Muße fand, sich mit solchen Lappalien abzugeben, konnte man da von den untergeordneten Geistern einen gründlichen Bruch mit der Vergangenheit erwarten, konnte man da bei den Regierenden auf die bessere Erkenntniß der neuen Zeit rechnen? Freilich stand Preußen nach Erringung des Friedens durch die Kraft seiner wehrhaften Söhne nach Außen hin stolz und groß da, allein im Innern, in allen geistigen Lebensregungen wurde es bald wieder in den alten Zwang, in Polizei und Censur zurückgedrängt. In den kleinen Staaten, welche nicht durch das reinigende Feuer eines Volkskrieges gegangen waren, gestalteten sich die öffentlichen Verhältnisse noch trostloser. Man muß sich aber diesen allgemeinen deutschen Jammer vergegenwärtigen, wenn man Verdienste vereinzelter Vorkämpfer, wie Brockhaus', in diesem Kampfe gegen geistige Bevormundung und Unterdrückung richtig würdigen und verständnißvoll ehren will.

(Schluß im nächsten Heft.)

Die Poeſie des Unbewußten.

Novelletchen in Correſpondenzkarten

von

Marie von Ebner-Eſchenbach.

1.

7. Juli.

Liebe Mama!

Das Schloß liegt auf einem Berge, der für unſere Gegend ein Montblanc wäre, hier aber, neben dieſen Rieſen, nur ein Kind von einem Berge iſt. Gegen Oſten hin öffnet ſich ein grünes Thal; ein Bächlein durchrennt es, weiß wie gepeitſchter Seifenſchaum. Wenn ich auf den Balcon trete, rauſcht ein Meer von grünen Wipfeln zu meinen Füßen. — Hör' ihnen zu, ſie begrüßen Dich, ſagte Albrecht. War das nicht nett? Mein Mann iſt überhaupt ſo gut! Ich mache jetzt erſt ſeine Bekanntſchaft. Eigentlich haſt Du mich mit einem fremden Herrn in die weite Welt reiſen laſſen.

Ich küſſe Deine Hände, ich möchte Dir tauſend zärtliche Dinge ſagen, aber Du liebſt das nicht, ſo ſage ich denn nur: Lebewohl!

Deine Tochter.

2.

10. Juli.

Dank für Deinen theuren Brief; es iſt doch grauſam, daß ich, um ihn zu beantworten, nur eines der ſchönen Kärtchen benützen darf, die Du mir mitgegeben haſt. Viel zu thun habe ich allerdings. Ich will auch eine Schloßfrau werden wie meine Mutter, eine Stütze und ein Hort für meine ganze Umgebung. Freilich. Du biſt ſchon lange die Gebieterin Deines Hauſes, und ich muß mich erſt an die Herrſchaft gewöhnen. Albrecht mahnt mich oft: — Laß doch das Bitten weg! Der Oberſt ſagt zu ſeinen Soldaten: Vorwärts! Wenn er ſagen würde: Ich bitte vorwärts zu marſchiren, bliebe wol Mancher zurück. — Aber das iſt doch nicht ganz daſſelbe, nicht wahr, meine geliebte Mama? Ich umarme Dich, ich lege mein ganzes Herz in — oder ſoll ich ſagen, auf dieſe Karte?

3.

13. Juli.

Mein theures Kind, lasse es nur bei den Kärtchen bewenden, murre nicht gegen meine Anordnungen; daß ich im ersten Jahr Deiner Ehe durchaus keine langen Briefe von Dir erhalten will, das hat seine guten Gründe, die Dein Mann, der „fremde Herr" der mir ein so gut gekannter ist, sicherlich würdigen wird, Du brauchst ihn nur danach zu fragen. Mit treuer Liebe Deine Mutter.

4.

17. Juli.

Ich habe Albrecht Deine Karte gezeigt und ihn gefragt: — Weißt Du sie zu würdigen, diese Gründe? — Nun Mama, er hat mich so ernsthaft angesehen, daß ich ganz bestürzt wurde. — Natürlich, war seine Antwort. O Mutter, ich fürchte, mein Mann versteht Dich besser als ich! Ich wagte nicht, ihn um eine Erklärung zu bitten, ich bin ihm gegenüber noch sehr befangen. Er spricht so wenig, er ist ein verschlossener Mensch: das Kennenlernen geht nicht so rasch, als ich anfangs dachte. Es ist doch etwas außerordentlich Imposantes um solch einen großen, schweigsamen Mann. Haben wir es denn genug erwogen, ob ich nicht zu gering für ihn bin, ich armes Ding, das in der Welt und von der Welt nichts weiß?

5.

22. Juli.

Ich soll trachten ihn zu unterhalten? Ach, er hat sich mit mir noch nie so gelangweilt, als seitdem ich ihn zu unterhalten trachte. Tags über sehe ich ihn nicht, da ist er im Wald oder in der Fabrik. Er kommt erst zu Tische um sieben Uhr. Nach Tische raucht er und liest Zeitungen, und sodann beginnt das große Schweigen. Ein paar Mal befolgte ich Deinen Rath und brachte allerlei vor — von Büchern und solchen Sachen. Er hört mir geduldig zu, aber auf mein Geschwätz zu antworten, ist ihm nicht der Mühe werth. Kein Wunder auch. — Ein Mann wie Er! Ein Kind wie ich!

6.

26. Juli.

Vor drei Tagen dachte ich: willst doch suchen ihn in's Gespräch zu ziehen, und fragte ganz direct: Wallenstein oder Götz, welchen stellst Du höher? — Schwer zu bestimmen, sagte er, machte sein strenges Gesicht und sah aus wie Einer, der sich mit Gewalt auf Etwas besinnen will. Endlich sprach er: Ein Buch, das ich sehr gern habe, ist der siebenjährige Krieg, von Schiller. Kennst Du's? — Ich nicht, und Niemand kennt es. — Warum? — Weil es nicht existirt. — So? ... Seine braunen Wangen wurden noch dunkler; das ist seine Art zu erröthen. Hat es ihn verdrossen, daß ich auf seinen Scherz nicht einging? Habe ich eine andere Albernheit begangen? Genug, er stand auf, machte eine Bemerkung über das Wetter und ging sogleich fort. Und seitdem geht er alle Abende fort, und ich sehe ihn fast gar nicht mehr. O, hätte ich geschwiegen!

7.

26. Juli.

Liebe Schwester!

Es geht nicht, wie es gehen sollte. Meine Frau ist eine Vollkommenheit an Güte, an Verstand, an Gelehrsamkeit, in Allem und Jedem — viel zu hoch für mich, und ihre Meinung von mir, auch viel zu hoch! ...

Die Augen werden ihr aufgehen und dann werde ich Alles verloren haben, ihre Liebe nämlich ist mir Alles, die sie mir auf Treu und Glauben geschenkt hat.

Es ist Jeder zu bedauern, der es mit seiner Frau schlecht getroffen hat; ich habe es zu gut getroffen und ich bin am allermeisten zu bedauern.

Albrecht.

8.

28. Juli.

Gestern machten Albrecht und ich einen Ritt durch das Thal. Es zieht sich lange schmal hin, breitet sich dann plötzlich aus, und umfängt sammtne Wiesen und einen kleinen See, den unser Waldbach tränkt, am Ufer des See's liegt ein Garten, und in diesem ein allerliebstes Schlößchen. — Wem gehört das? Wer wohnt da? fragte ich. — Ein Graf Wiesenburg hat es bewohnt. — Hat? — Ja. Er starb vor Kurzem in Ems. — Unverheirathet? — Nein. — Und seine Wittwe? — Nimmt ihren Aufenthalt im Auslande. — Und dieser reizende Besitz? — Steht leer; soll verkauft werden. — Steht nicht leer! Die Fahne weht vom Dache, die Gräfin wird angekommen sein ... Da sah ich es, wie sehr man sich in Acht nehmen muß, ihm zu widersprechen, besonders — — Verzeih, ich lasse mir's heute wohl sein und nehme eine zweite Karte.

9.

(Fortsetzung.)

Besonders wenn er Unrecht behält, wie gestern, denn gar bald bestätigte ein Bäuerlein, das des Weges kam, meine Vermuthung: die Gräfin Blanca von Wiesenburg ist zurückgekehrt. — Siehst Du? rief ich. Albrecht schwieg, biß seinen Schnurrbart und peinigte sein Pferd. Ich konnte es endlich nicht mehr mit ansehen und sagte: Aber Albrecht, der arme Fuchs! ... Wäre diese Gräfin doch dort, wo das bekannteste aller Gewürze wächst.

Er warf mir einen Blick zu — — Mama, hört eine Frau jemals ganz auf, sich vor ihrem Mann zu fürchten?

10.

29. Juli.

Theure Mutter!

Ich habe erfahren, daß mein Vetter Hans wieder in M. ist, und nach wie vor in den Fesseln der Frau von F. liegt. Willst Du ihn nicht zu Dir kommen lassen und ihm in's Gewissen reden? Du verstehst das. Du kannst ihm auch sagen, daß wir uns seiner schämen, Albrecht und ich. Albrecht begreift es nicht, wie ein Mann so ehrlos sein kann, der Frau eines Andern den Hof zu machen. Du hättest die Entrüstung sehen sollen, mit welcher er auf meine Frage: Begreift Du's? entgegnete: Was würdest Du zu einem Manne sagen, der das

gethan hätte? Ich konnte mich nicht genug beeilen, ihn zu beruhigen: Verachten würd' ich ihn! Er ist ja ein Dieb und Betrüger und in allen Stunden ein Lügner!

— So ist es! So ist es! sprach Albrecht mit einem Ausdruck, den ich Dir nicht schildern kann. O Gott, wie edel muß man sein, um solchen Schmerz zu empfinden über die Schlechtigkeit der Andern. Ich stand auf, trat zu ihm und drückte einen Kuß auf seine ehrliche Stirn. Er kann aber Zärtlichkeitsausbrüche so wenig leiden wie Du, und auch das gefällt mir im Grunde. — Laß, laß, sagte er, und wandte sich ab.

11.

29. Juli.

Liebe Schwester!

Ich kann nicht fort, sonst hätte ich Dir schon meine Frau gebracht, es würde mich sehr freuen, wenn Du sie kennen lernen würdest, aber ich bin jetzt mein eigener Fabriksdirector, und dabei wird es noch eine Weile bleiben müssen. Schrecklich ist gewirthschaftet worden in den letzten verwünschten Jahren, das wäre aber Alles nichts, damit werde ich allein fertig, es ist etwas Anderes.

Daß Blanca im Schlößchen eingetroffen ist!!!

So hält die ihr Wort und so ist Alles aus, wenn meine Frau das erfährt, Alles aus, und damit werde ich allein nicht fertig.

Liebe Schwester, laß' den Reisewagen einspannen, setz' Dich hinein und komme. Albrecht.

12.

1. August.

Liebe Mama!

Die Schwester Albrecht's hat uns mit ihrem Besuche überrascht. Sie ist um zehn Jahre älter als er und ein Fräulein, und wird wol auch nichts Anderes mehr werden. Sie ist groß und mager, sehr liebenswürdig, außerordentlich gescheit. Vor Zeiten muß sie wunderschön gewesen sein. Ihre Augen sind es noch, die sehen einen durch und durch. Sie macht gar nichts aus sich, ihre Haltung hat gewöhnlich etwas Nachlässiges; aber manchmal, plötzlich, scheint sie zum Bewußtsein ihres Selbst zu kommen — und da richtet sie sich auf ... In solchen Augenblicken fühle ich mich neben ihr — eine Mücke. Meinem Albrecht ist wohl in ihrer Nähe. Nun ja, ein Mann wie er kann leicht aufrecht stehen neben jeder Superiorität.

13.

3. August.

Mein Mann spricht jetzt mehr, als früher, und Emilie weiß immer, was er gemeint hat, wenn er auch etwas ganz Anderes sagt. (Denn er ist sehr zerstreut.) Er hat zum Beispiel in eigenthümlichem Zusammenhang den Orinoco genannt, oder Karl den Großen. Sie läßt sich dadurch nicht irre machen (wie ich mich neulich durch den siebenjährigen Krieg), sie nickt zustimmend: Ganz

recht, Du meinst den Missisippi, oder: Ganz recht, Du meinst Karl den Fünften. Und er sagt: Natürlich, und freut sich, daß man ihn so gut verstanden hat.

Ja, so mit ihm umzugehen, das muß ich eben lernen!

14.

4. August.

Meine Schwägerin ist noch am Tage ihrer Ankunft zu Gräfin Wiesenburg gefahren. Es war ihr darum zu thun, ein kleines Versäumniß Albrecht's gut zu machen. Er vergaß nämlich, der Gräfin seine Heirath anzuzeigen, was sie übel genommen hat, wie es scheint. Emilie blieb lange aus, und mein Mann erwartete sie mit außerordentlicher Bangigkeit. Ich möchte mich einmal in Gefahr befinden, damit er sich auch um mich ängstige.

Als Emilie endlich zurückkam, merkte ich ihm viel weniger Freude an, als ich ihm früher Unruhe angemerkt hatte. Er fragte nur: Etwas ausgerichtet? — Eigentlich nein; Du mußt hinüber. Albrecht protestirte und das freute mich; ein so außerordentliches Wesen seine Schwester auch ist, sie hat ihm doch nicht zu sagen: Du mußt!

15.

6. August.

Gräfin Blanca hat uns besucht. Denke Dir eine Melusine mit blauen, melancholischen Augen, mit gewellten, seidenen, aschblonden Haaren. Mein alter Musiklehrer (ich lasse ihn herzlichst grüßen) würde sagen: Eine harmonische Erscheinung. Ich war beim ersten Blick von ihr bezaubert, und sie — o Himmel, so lang' ich lebe, ist mir noch Niemand mit solcher Wärme entgegen gekommen! Sie ist eine eben so ausgezeichnete Person wie Emilie, und auch ihr Dasein war reich an Prüfungen; sie war unglücklich verheirathet, sie sagt es selbst, sie ist zutraulich wie ein Kind, obwol sie schon dreißig Jahre alt sein soll. Wie traurig, daß ich die kaum gewonnene Freundin so bald wieder verlieren werde! Das Schlößchen ist verkauft und Blanca nur hierher gekommen, um ihre Zelte abzubrechen.

16.

8. August.

Es ist merkwürdig bei uns, seit der Anwesenheit Blanca's. Sie kommt oft zu mir, möchte mit mir allein sprechen. Ja! ob Albrecht und Emilie uns auch nur einen Augenblick verließen! Ich werde bewacht und behütet ... man könnte es nicht anders treiben, wenn Blanca der böse Feind wäre, der mein Verderben sinnt. Ich bin nicht mißtrauisch, es geschieht aber Alles, um mich dazu zu machen.

17.

10. August.

Blanca muß einmal eine große Enttäuschung erlitten haben, sie spielt oft darauf an. — Es gibt keine Treue in der Welt! sagte sie heute, und Emilie erwiderte: Das Gegentheil zu beweisen, steht Jedem frei. Er übe Treue und sie wird in der Welt sein. Dabei leuchteten ihre Augen. Aber Blanca hielt

den Blick aus (der mich blinzeln macht wie ein Blitz) und lächelte nur und sprach: Die Lehre mache ich mir zu Nutze. Ich führe meine Vorsätze treulich aus. Sie glauben doch nicht, daß ich hierher gekommen bin, um Gerümpel einpacken zu lassen? Ich bin gekommen, um Gericht zu halten, und das wird geschehen. — Nun lächelte auch Emilie, aber etwas säuerlich. Gericht halten, oder denunciren? — Wie Sie wollen. — Bei derlei Affairen erweist der Denunciant sich oft als Mitschuldiger. — Wer weiß, vielleicht ist ihm Alles, sogar die Begeisterung der Unschuldigen und Reinen, feil, um die Wollust der Rache ...

Das sind kindische Reden, aber die Damen führen sie mit einem Nachdruck, als ob hinter jedem Wort eine Armee von Gedanken versteckt wäre.

18. 12. August.

Habe ich Dir schon erzählt, daß Blanca ein Vergnügen darin findet, meinen Mann zu necken? Mich wundert nur, daß sie den Muth dazu hat. Ja, sie neckt ihn mit seiner ... seiner zeitweiligen, kleinen Gedächtnißschwäche. Sie behauptet auch, er hätte eine neue Orthographie erfunden. Beim Ordnen verschiedener Papiere (vermuthlich ihres Mannes) ist sie auf merkwürdige Schriftstücke gekommen, die sie mir zeigen will — wegen der Orthographie. Sie sagte das so sonderbar, ihre Art und Weise war so herausfordernd — schien Albrecht so peinlich zu berühren, daß es mich verdroß und ich ausrief: Nur her, mit diesen Elaboraten! Ich will sie sehen! Ich habe ohnehin keine Ahnung von dem Styl meines Mannes, wir schrieben uns nicht während unseres kurzen Brautstandes. Nur her also! nur her! — Da fuhr er aber auf — mit einer unbegreiflichen Heftigkeit ... Und diese Heftigkeit, und seine finstern, lauernden Mienen ... Ich liebe ihn ja unaussprechlich, wenn das aber so fortgeht, werde ich ihn noch mehr fürchten als lieben, und das, Mama — das wird ein Unglück sein.

19. 15. August.

Verehrte Schwiegermutter!

Ich bestätige mit ehrerbietigem Dank den richtigen Empfang der Correspondenzkarten meiner lieben Frau, und habe Ihre gute Meinung daraus ersehen. Es ist sehr schlimm, denn ich weiß nicht, was ich thun soll, damit sie nicht so vor mir erschrickt, wenn ich vor ihr erschrecke. Das Gewitter steht über meinem Hause, der Blitz wird gleich einschlagen. Sie wissen alles, ich habe Ihnen pflichtgemäß alles eingestanden, bevor ich um Ihre Tochter, meine liebe Frau, bei Ihnen geworben habe ... Meine Situation ist auf das Höchste gespannt — soll ich nicht abspannen? — auch Ihr alles eingestehen?!

Sie wird mich verachten, rathen Sie mir! es wird alles geschehen, nur mit Worten kann ich meine liebe Frau nicht täuschen, genug schon, zu viel, daß es mit Vertuschen geschieht.

Rathen Sie mir!!

20. 18. August.

Lieber Schwiegersohn!

Die Frage, ob Sie alles gestehen sollen, haben Sie wohl nicht im Ernst gestellt, deshalb erspare ich mir die Beantwortung derselben; und was das

Täuschen anbetrifft, so muß ich sagen, wenn Sie es nicht können, so trachten Sie es zu lernen, denn wie wollen Sie regieren, wenn Sie nicht täuschen können? Und, eine Frau nehmen, hat doch regieren wollen geheißen, seit die Welt steht.

21.

20. August.

Verehrte Schwiegermutter!

Verzeihen Sie, Sie irren sich. Ich habe es ernst gemeint, das mit dem Gestehen. Es ist nicht so curios, wie es aussieht, weil ich weiß, daß „man" nicht ruhen wird, bevor „man" mich verrathen hat. Aber weil Sie es so nehmen, werde ich schweigen. Möge ich es nie bereuen, aber ich werde es bereuen.

Die Reue ist etwas Schreckliches.

Ich bin in ihren Krallen zum Feigling geworden. Könnte übrigens auch auf einmal andere Saiten aufziehen; meine Schwester hält mich ab, sonst hätte ich schon energische Maßregeln ergriffen.

22.

22. August.

Lieber Schwiegersohn!

Ihre Schwester hat recht, energische Maßregeln sollen Sie nicht ergreifen, sondern in Gottesnamen, wenn man Sie verräth — sonderbar! ich meine eher sich — zugeben, daß Sie das Unglück gehabt haben, bei einer Kokette Glück zu haben, sogleich jedoch hinzusetzen, daß der Mann Rechenschaft zu verlangen hat von der Vergangenheit seiner Frau, diese aber nicht von der seinen, in Bezug auf Herzensangelegenheiten. Auf Argumente lassen Sie sich, wenn ich Ihnen rathen darf, nicht ein, das einzige: Es war von jeher so, ausgenommen, das allerdings schwach ist, aber in dieser Sache giebt es wenig starke, und so lange die Schwachen gelten . . . Wir wissen von den meisten Münzen, daß sie den Werth, den sie anzeigen nicht besitzen — da sie jedoch allenthalben für denselben angenommen werden . . . Sie verstehen mich.

23.

22. August.

Alles gut, mehr als gut. Wir waren im Schlößchen, um Abschied zu nehmen, Emilie und ich. Albrecht hatte versprochen uns nachzukommen, erschien aber nicht. Er hat wieder furchtbar viel zu thun, dachte ich, und entschuldigte ihn auch damit bei Blanca. Statt dessen — wir sind noch gar nicht lang auf der Rückfahrt begriffen, und wen erblicke ich? . . . Niemand anders als meinen Herrn Gemahl, der am Wege steht und nach uns (wäre ich ganz aufrichtig, ich sagte nach mir) auslugt, hoffend und harrend, wie eine männliche „Spinnerin am Kreuz". Als wir in seine Nähe kamen, springt er in den Wagen, sieht erst Emilien an, die ihm wie beruhigend zunickt und dann mich, und sagt so freudig: Also wieder da! Also glücklich wieder da! als ob ich unversehrt aus der Schlacht, oder von einem Ausflug zu den Menschenfressern heimgekehrt wäre. Was hast Du denn gefürchtet? fragte ich, der Weg ist ja gut und die Pferde sind sicher.

Da nahm er meine Hände in die seinen und sprach das geflügelte Wort: O mein Herz — lieben heißt fürchten!

24.

23. August.

Sie ist fort, leider fort, wie eine liebliche Erscheinung aufgetaucht und wieder verschwunden. In der zwölften Stunde erwachte Albrecht's Gewissen, und er fuhr nach der Eisenbahnstation, um Blanca in's Coupé ein Lebewohl nachzurufen. Er hat einen weiten Weg und kann vor Abends nicht zurück sein. Emilie ist zu Hause geblieben.

Ach, liebe Mama, sie glauben ich merke nichts, während ich mich im Stillen königlich ergötze an allen ihren Schlichen! Albrecht ist nicht nach der Station gefahren, weil ihm danach verlangt, sich bei Blanca zu empfehlen, sondern weil er sich überzeugen will, ob sie auch wirklich fortreist. Emilie spaziert nicht zu ihrem Vergnügen längs der Terrasse auf und nieder, sondern um wie eine Schildwache zu patrouilliren — — — Und während alle diese weisen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, ist das was sie verhüten sollen — geschehen. Die Briefe Albrecht's an den Grafen sind in meinen Händen. Ich habe sie! Ich habe sie!

Emilie ruft, ich will zu ihr. Lebewohl für jetzt. Mit der Nachmittagspost schicke ich noch eine Karte.

25.

23. August, Nachmittags.

Wie ich zu den Briefen kam, mußt Du hören. Ein kleiner Junge brachte mir ein Körbchen, gefüllt mit herrlichen Rosen. — Wer schickt das? fragte Emilie. — Der geistliche Herr. — Ja so! Nichts einleuchtender. Wir waren neulich vor dem Garten des Pfarrers stehen geblieben und hatten seine Centifolien bewundert, und lauter Centifolien waren es, die, nachlässig hinein geworfen, das Körbchen füllten. Ich freue mich, trage die Blumen in mein Zimmer, um sie in Wasser zu setzen und, siehe da, unter ihnen verborgen liegt ein Zettel und ein versiegeltes Päckchen. Den Zettel schreibe ich Dir ab:

Die Auslieferung dieser Briefe an Sie kostet mich viel — Ihre gute Meinung. Je nun — ich bezahle den Preis, heimsen Sie den Vortheil ein. Das Leben überhaupt, die Ehe insbesondere ist ein Kampf. Hier sind Waffen.

Im Augenblick, in dem sie für immer von uns scheidet, findet sie noch die Stimmung zu einem etwas boshaften Scherz. Es beweist allerdings eine starke Seele, und was sie da schreibt, ist ja recht geistreich; aber ein einfaches warmes Abschiedswort wäre mir doch lieber gewesen.

26.

24. August.

Meine geliebte Mutter!

Heute muß es ein Brief sein, und heute mußt Du es mir verzeihen.

Ich erzähle vom Anfang an, obwohl nur das Ende interessant ist.

Albrecht kam gestern erst nach neun Uhr zurück. Er hatte den Wagen vor dem Hofthor halten lassen und war schon in's Haus geeilt, indeß ich am Fenster stand und mich sorgte, weil ein schweres Gewitter aufstieg. Da öffnet sich die Thür und Albrecht stürzt herein. Ich erschrecke, stoße einen Schrei aus, und — er schreit auch: — Was ist? Was gibt's? Was hast Du? ... Sieht sich im

Zimmer um, sieht alles mit einem Blick, auch die Rosen, die neben der Lampe auf dem Tische stehen, und ich, weil sein verstörtes Wesen mich ängstlich macht, plumpse sogleich heraus: — Blanca hat sie geschickt, deine Briefe lagen dabei.

Er zuckte zusammen, wie ein verwundeter Hirsch, sprach kein Wort und fuhr mit beiden geballten Fäusten nach dem Kopf.

— Albrecht! Albrecht! rief ich, wie unrecht von dir, wie schrecklich unrecht! — Nicht wahr? . . . Er stöhnte nur so, und ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ich nicht in Thränen ausbrach über seinen Schmerz, sondern — freilich mit sehr beklommener Stimme — sagen konnte: — Wie unrecht, daß du Geheimnisse vor mir haben, dich mir nicht zeigen willst, wie du bist, mit deinem guten und braven Charakter und mit deiner mangelhaften Orthographie!

— Du spottest, preßte er mühsam hervor und ich entgegnete: — Dich verspotten? Weil du nicht Zeit hattest, hinter den Büchern zu hocken? Ein Mann wie du, der Besseres zu thun hat! O Lieber! warum mich täuschen wollen? Was liegt denn mir daran, ob du glaubst, daß die Inster im Nassauischen entspringt, und daß Catharina von Medicis die Frau Peters des Großen war? Wenn du nur *das* sicher und gewiß weißt und festhältst, und nie vergissest, daß *ich* deine einzige Freundin und Vertraute bin und sein muß . . . — Auch sein willst? unterbrach er mich und schnappte nach Luft. — Willst? . . . Hab' ich da noch zu wollen? Bin ich nicht deine Frau? — Und Er: — Das *jetzt*? Jetzt — nachdem du gelesen hast — — Er deutete nach dem Päckchen und zitterte, wahrlich der ganze Mann zitterte, und es war sein Glück, sonst wäre ich ernstlich und unbarmherzig böse geworden. Aber weil er gar so beschämt und reuig aussah, sagte ich nur ein wenig vorwurfsvoll: — *Gelesen*? . . . Albrecht! wie kannst du es glauben?

— So hast du nicht? . . . hast nicht? . . .

— Ueberzeuge dich, ob das Siegel unversehrt ist, gab ich, und diesmal recht trocken zur Antwort, und steckte ihm die Briefe in seine Brusttasche. — Und in Zukunft halte es *nie* mehr für möglich, daß ich mit freiem Willen etwas thue, das dir unlieb ist . . .

Nun kommt das Interessante! und daran werde ich denken, so lange ich lebe. Statt aufzufahren über meine harten Worte, wie ich erwarten mußte, statt dessen — — — Liebe Mutter, *nie* hat er vor mir gekniet, nicht als Bräutigam, nicht in der ersten Flitterwoche . . . In dem Augenblicke aber — bevor ich mich besann, bevor ich's hindern konnte — da lag er zu meinen Füßen, mein bester Mann, mein theurer Herr, und faltete seine Hände wie ein Betender. In seinen Augen glänzten große Thränen und er rief und er flüsterte mit lautem Jubel, mit stillem Entzücken:

O mein Weib! mein Kind!

James Abram Garfield.

Von

Friedrich Kapp.

Als das letzte Heft der „Deutschen Rundschau" die Presse schon verlassen hatte, traf die lang befürchtete Nachricht vom Tode des Präsidenten Garfield hier ein. Dieser traurige Ausgang eines langwierigen Siechthums rief die innige Theilnahme der ganzen gebildeten Welt hervor. Nicht nur die große transatlantische Republik, sondern auch Europa stand schmerzbewegt an dem Sarge eines Mannes, welcher im Dienste seines Landes im vollen Harnisch gefallen war und als ein Held mit dem Tode gerungen hatte.

Die „Deutsche Rundschau" würde ihrer Aufgabe schlecht entsprechen, wenn sie als Vermittlerin der geistigen Interessen und freundschaftlichen internationalen Beziehungen, namentlich zwischen zwei stammverwandten Völkern, wie den Deutschen und Amerikanern, es sich versagen wollte, ihrer Trauer über den edlen Dulder Ausdruck zu verleihen.

Es war ein bescheidenes und doch stolzes, ein opferfreudiges und doch reiches Leben, welchem die Kugel des Meuchelmörders ein so jähes Ende bereitet hat: das Leben dieses Mannes, der aus eigener Kraft von den Tiefen zu den Höhen der Gesellschaft emporstieg und als einer der Lenker der Geschicke der Menschen die Welt verließ. Welche Fülle von Entbehrungen und Versuchen, von Erfolgen und Siegen liegen zwischen dem 19. November 1831, dem Tage, an welchem er in einem ärmlichen Blockhause zu Orange in der Grafschaft Cuyahoga im Staate Ohio, dem damals fernsten Westen des Landes, geboren wurde, und dem 19. September 1881, an welchem eine trauernde Nation von fünfzig Millionen Seelen sich anschickte, ihn zu Grabe zu geleiten, und an welchem Europa in Beweisen voll aufrichtiger Theilnahme und Verehrung mit seinen Landsleuten zu wetteifern suchte!

Garfield's Leben, wie auch das seines ermordeten Vorgängers Abraham Lincoln, ist der Mikrokosmus der amerikanischen Entwicklung. Namentlich erinnert seine Jugend an diesen, mit welchem vereinigt er für alle Zeiten als Märtyrer-Präsident in der Geschichte dastehen und gefeiert werden wird. Wenn man die frühesten Schicksale Beider, ihr Kindes- und Jünglingsalter nacheinander liest, so ist man oft versucht, zu glauben, daß der Jüngere sich den Aelteren zum Vorbild genommen habe, — und doch wußte Garfield kaum etwas von Lincoln, als er zum Manne herangereift, sich seinen Platz in der Gesellschaft wählte und würdig ausfüllte. Harte und anhaltende Arbeit, rauhe Erfahrungen und einfache Genüsse in dem dünn bevölkerten Hinterwalde, das waren bei Beiden die Voraussetzungen einer Erziehung, die sich auf das Blockhaus und die Büchse, die Axt und den Pflug beschränkten. Der stille Wald und die einsame Prairie, der wilde Strom und der gestirnte Himmel waren ihre ersten Lehrer. Dazu kam aber die Arbeit eines kräftigen Geistes und eines energischen Willens, der auf jedem nur erreichbaren Wege sein dürftiges Wissen zu erweitern strebte und aus dem Knaben einen strebsamen, kräftigen Jüngling und fest erprobten Mann heranbildete. So knüpft sich an Garfield wie an Lincoln die ganze Romantik des Hinterwälderlebens; so verkörpert sich in ihnen die jugendliche Elasticität und zähe Ausdauer eines jung aufblühenden Gemeinwesens; so spiegeln sich in ihnen die Jahre langen Kämpfe und endlichen Triumphe wieder, welche ihre engere Heimath zu ihrer gegenwärtigen stolzen Stellung erhoben haben.

Von puritanischen Eltern abstammend, deren Vorfahren schon 1636 aus England eingewandert waren und sich in der Nähe von Boston niedergelassen hatten, verlor Garfield bereits im zweiten Jahre seinen Vater, einen armen, aber den Kampf mit den Indianern und der Natur tapfer aufnehmenden Farmer, arbeitete, nachdem er den dürftigsten Schulunterricht genossen hatte, in den verschiedenen Theilen von Ohio als Farmgehülfe (Knecht) und Holzspalter, als Zimmermann und Maulthiertreiber, als Bootsmann und Schreiner und fing erst 1848 an, eine ordentliche Schule zu besuchen, auf welcher er sich weiter zu fördern vermochte. Um die Mittel zu seinem Unterhalt zu gewinnen, wurde er, als er das Hiram College in Ohio bezog, Pedell und Glöckner der Anstalt, während er in seinen Freistunden und in den Ferien als Zimmermann thätig war. Der junge Student widmete sich seinen Studien mit solchem Erfolge, daß er, nachdem er noch Williams College in Massachusetts besucht hatte, 1854 in Hiram College Professor der alten Sprachen und später dessen Präsident wurde. Beim Ausbruch des Bürgerkrieges war der strebsame Professor einer der Ersten, welche in die Armee traten, zog als Oberst des 42. Freiwilligen-Regiments von Ohio im Frühjahr 1861 ins Feld und stieg bald zum General auf. Im J. 1863 wurde er als Stabschef zum General Rosecrans commandirt und verließ, für seine am 19. September 1863 in der Schlacht bei Chicamauga bewiesene Tapferkeit und Umsicht zum Divisionsgeneral ernannt, im Herbste 1863 das Heer, um Advocat zu werden. Garfield wurde aber bei seiner Rückkehr sofort in den Congreß gewählt, welchem er als fleißiges und auf den schwierigsten Gebieten bewährtes Mitglied des Hauses ununterbrochen bis 1880 angehört hat. Am 4. März d. J. trat er sein Amt als der 20. Präsident der Vereinigten Staaten an, und am 2. Juli traf ihn die meuchlerische Kugel, deren Wirkungen er am 19. September, seinem Ehrentage von Chicamauga, erlag.

Im öffentlichen Leben tritt Garfield wie ein Meteor hervor. Seine viermonatliche Verwaltung ist kaum mehr als ein unbeschriebenes Blatt; allein seine ehrenvolle Vergangenheit bürgte seinen Landsleuten dafür, daß er dem in ihn gesetzten Vertrauen ebenso gerecht werden würde, wie den früher erfolgreich von ihm gelösten Aufgaben. Ein Mann, wie der verstorbene Präsident, fesselt die Einbildungskraft des Volkes in ungewöhnlichem Grade. Seine glänzende Laufbahn schlägt in Hunderttausenden seiner Mitbürger eine verwandte Saite an. Wer von ihnen getraute sich nicht, es ebenso weit bringen zu können; welche Mutter schmeichelte sich nicht, ihren Sohn auch dereinst in derselben hohen Stellung zu sehen? Gerade weil er unmittelbar aus den ärmsten Klassen hervorgegangen und ein self made man ist, stehen die Massen einem solchen Präsidenten besonders nahe. Sie sind stolz auf ihn, sie ehren in ihm, was sie selbst nicht erreicht haben, aber unter ebenso günstigen Verhältnissen vielleicht erreicht hätten. Jedenfalls halten sie den zu erstrebenden Preis nicht für zu hoch, um ihn zu gewinnen. Garfield ist Fleisch von ihrem Fleisch und Blut von ihrem Blut; er ist der classische Typus des strebsamen amerikanischen Mittelstandes, sein Gefährte und nicht sein Führer. So gibt es denn kaum eine Tugend oder ein Verdienst, welche die allezeit rege Einbildungskraft des Volkes seinem Liebling nicht zuschriebe. Ein reicher Kaufmann des Nordens oder ein vornehmer Grundbesitzer des Südens oder Westens würde, selbst wenn er ein Staatsmann ersten Ranges gewesen wäre, in ähnlichem Falle nie diese Liebe und Verehrung beim Volke gefunden haben. Einzelne rein menschliche Züge und Beweise eines edlen Herzens können diese Sympathien für Garfield natürlich nur erhöhen. Als er am letzten 4. März den Amtseid geleistet hatte, küßte er unmittelbar nach diesem feierlichen Act seine mitanwesende alte Mutter und seine Frau vor versammeltem Volke. Sein glückliches Familienleben gewann ihm unzählige Herzen, und die lange schmerzliche Krankheit wob eine Art Heiligenschein um das Haupt des Gatten, dem eine seiner würdige Gattin in den schweren letzten Wochen seines Lebens aufopfernd zur Seite stand. Frau Garfield ist eine einfache Farmerstochter, aber sie fühlt ihre Würde als amerikanische Frau und wechselt Briefe mit der Königin von England, als wäre sie in einem königlichen Schlosse geboren und erzogen.

Durch seine Ermordung wurde Garfield zum Märtyrer einer Sache, welcher er, wenn er länger gelebt hätte, gewiß nach den mit seinen persönlichen Gegnern gemachten Erfahrungen treu und erfolgreich gedient haben würde, welcher er aber während der kurzen Zeit seiner Verwaltung gleichgültig, ja abwehrend gegenüber stand. Und gerade in dieser seiner Stellung zur Reform des Civildienstes liegt des Präsidenten tragisches Verhängniß. So menschlich und persönlich liebenswürdig nun auch sein Wunsch nach Versöhnung der einander bekämpfenden Parteigenossen gewesen sein, so sehr er auch für die ihm angeborene Güte sprechen mag: so kann man sich bei aller Hochachtung für den edlen Todten doch darüber nicht täuschen, daß sein Verfahren politisch ein großer Fehler war und daß es sich nur zu bitter an ihm gerächt hat. Man denke sich einen Präsidenten, der gegen alles Sturmlaufen der Aemterjäger unnahbar gewesen wäre und die von Hayes freilich nur schüchtern eingeführte Reform energisch durchgesetzt hätte, — — wäre dann wol ein Guiteau überhaupt möglich gewesen? — — — Hoffentlich aber wird Garfield das letzte Opfer dieses, das ganze Staatsleben vergiftenden Systems gewesen sein! So fiel er im Anfang einer vielversprechenden Thätigkeit, als ein pflichtgetreuer Mann und edler Charakter, welcher in einem 20jährigen öffentlichen Wirken stets das Beste seines Landes gewollt hat und keinen Flecken, keinen Makel an seinem guten Namen zurückläßt. Er stand einer weniger schwierigen Aufgabe gegenüber als Lincoln. Dieser zog insofern das verhältnißmäßig bessere Loos, als seine anfangs zwischen Vorurtheilen, Fehlern und Irrthümern vielfach schwankende Regierung nach einem furchtbaren Kriege dem Lande den Frieden wiedergegeben und der Sclaverei den Todesstoß versetzt hatte. Während der Präsident selbst von der Hand eines Nachzüglers fiel, als sich der Dampf der von dem Norden gewonnenen letzten Schlacht schon verzog, besiegelte er durch seine Ermordung das Ende eines großen weltgeschichtlichen Dramas, das noch für Jahrtausende im Gedächtniß der Menschen fortleben wird. Garfield dagegen, dem eine leichtere Aufgabe winkte, indem er nur eine Frage der inneren Politik einer friedlichen Lösung zuzuführen hatte, erfocht keinen vernichtenden Sieg über die Beutepolitik, wol aber streckte diese ihn in ein nur zu frühes Grab, während sie selbst ihre Rolle noch lange nicht ausgespielt hat.

Die beiden Präsidenten, welche im Dienste ihres Landes ermordet worden sind, stammen aus Neu-England und prägen in ihrer Persönlichkeit die Vorzüge dieses Stammes aus, seine Energie und Tapferkeit, seine Mäßigkeit und Nüchternheit, seinen humanen Sinn und seinen edlen Idealismus. Die Deutschen, welche wol viel vom dollarsjagenden Yankee, vom Temperanzler und Mucker gehört haben, wissen freilich nichts davon, daß dieser selbe Yankee der Kopf, das Herz und das Rückgrat des amerikanischen Volkes ist. Wenn irgend ein amerikanischer öffentlicher Charakter diesen idealen Zug mit Vorliebe gepflegt und bei jeder passenden Gelegenheit hervorgekehrt hat, so ist es Garfield. Als vor einem Jahre deutsche Nachbarn ihn nach seiner Ernennung zum Präsidentschafts-Candidaten beglückwünschten, antwortete er ihnen in ihrer Muttersprache mit den schönen Versen von Novalis, die mehr als eine blos örtliche Anwendung finden und, Jahrhunderte überspringend, auf eine glückliche Zeit hinweisen, wo Deutsche und Amerikaner gemeinschaftlich an der Ausdehnung des Reiches der Freiheit, der Gesittung und Schönheit arbeiten. Legen wir ihm diese Worte als Scheidegruß auf sein Grab:

„Gib treulich mir die Hände,
Sei Bruder mir und wende
Den Blick vor deinem Ende
Nicht wieder weg von mir;
Ein Tempel, wo wir knieen,
Ein Ort, wohin wir ziehen,
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Himmel mir und dir."

Culturfriede[1]).

Seitdem die Wahrscheinlichkeit einer Verständigung zwischen Berlin und Rom wieder in den Vordergrund der deutschen Angelegenheiten getreten ist, hat sich uns immer wieder die Erinnerung an jenen anderen Ausgleich aufgedrängt, der mit Abschluß des Concordates von 1801 die Geschichte der Beziehungen zwischen Kirche und Staat im 19. Jahrhundert eröffnet. Der Wunsch nach dem Zustandekommen einer ähnlichen Convention zwischen Rom und der preußischen Regierung ist es jedoch nicht gewesen, der unsere Gedanken auf jenes Ereigniß zurückgelenkt hat. Alle Erfahrungen, die seitdem in Bezug auf Concordate gemacht worden sind und die unter anderen Herr von Sybel in seiner interessanten Schrift über „Clericale Politik im neunzehnten Jahrhundert" zu einem anschaulichen Bild vereinigt hat, sprechen dagegen, daß die europäischen Staaten sobald wieder bereit sein werden, die Verständigung mit der katholischen Kirche auf diesem Wege zu suchen. Was wir für beide fürchten und hoffen, wüßten wir aber doch nicht besser auszudrücken, als indem wir auf die Transaction von 1801 verweisen. Wenn es gelungen ist, deutlich zu machen, was in Frankreich geschehen ist, so wird kein Zweifel mehr über das bestehen können, was in Deutschland nicht geschehen soll.

Der Erste Consul, der sich persönlich nicht als Mitglied einer geistlichen Kirchengemeinschaft betrachtete, erkannte in der straffen Organisation der katholischen Kirche ein Regierungswerkzeug ohne Gleichen, das er bei dem Wiederaufbau der Gesellschaft auszunützen gedachte. Die hierokratische Theorie von der päpstlichen Macht entsprach seiner Auffassung der Autorität, „die von Gott, und dem Bereich der menschlichen Willkür entrückt sei", gerade am besten; denn es galt nur die Leitung des Papstes in die Hand zu bekommen, um durch ihn die centralisirte Kirche nicht minder zu beherrschen als durch folgsame Präfecten den centralisirten Staat. Diese Erwägungen führten 1801 zum Frieden zwischen Frankreich und Rom. Napoleon setzte ihn durch, aber auf seine Weise, nicht nur als Bändiger, sondern auch als Erbe der Revolution, mit Ignorirung tausendjähriger Traditionen und geheiligter Ueberzeugungen, mit Aufopferung der Freiheit und mit Vergewaltigung des Rechts. So entstand das französische Concordat, das für die Geschicke des Katholicismus von unberechenbarer Tragweite geworden ist.

Als dieser Vertrag geschlossen wurde, hatte die katholische Kirche in Frankreich zu bestehen aufgehört. Ihre Bischöfe und Priester waren todt oder verbannt, oder im eigenen Land flüchtig und geächtet, ohne legale Existenz und Mittel zum Leben, ihre religiösen Genossenschaften aufgehoben, ihre Unterrichtsanstalten zerstört.

---

[1]) Wir begleiten obigen Aufsatz, welcher uns aus hohen katholischen Kreisen zugeht, mit keinem Commentar; wir geben ihn als einen Ausdruck der Stimmung und Auffassung der gegenwärtigen Lage, wie sie in jenen Kreisen herrscht.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau"

Durch das Concordat wurde der Cultus in Frankreich wiederhergestellt, wurden die Kirchen ihm zurückgegeben, das Recht der bischöflichen Institution dem Papst, ihre Ernennung dem katholischen Oberhaupt des französischen Staates überlassen. Dafür erkannte Pius VII. die Veräußerung des Kirchenguts als eine vollzogene Thatsache an und willigte in die Aufstellung des Cultusbudgets als Entschädigung für den Verlust eines Kirchenvermögens, das nach zuverlässigen Schätzungen den Werth von vier Milliarden mit einer Rente von ungefähr 200 Millionen darstellte. Durch diesen Schritt gab der Papst preis, was nicht sein war, und ohne daß zu Gunsten seines Verfahrens eine andere rechtliche Befugniß sich aufweisen ließ, als die der hierokratischen Theorie entlehnte, nach welcher der Papst unzweifelhaft befugt ist, über Verwendung aller Kirchengüter zu entscheiden.

Ungleich wichtiger als dieser Eingriff in den materiellen Besitz der gallikanischen Kirche war die Umgestaltung ihrer ganzen Organisation. Durch den zweiten und dritten Artikel des Concordats versprach nämlich der Papst, im Einvernehmen mit der französischen Regierung eine neue Circumscription der französischen Bisthümer vorzunehmen und von den noch lebenden Inhabern derselben im Interesse der Religion die Niederlegung ihrer Stellen zu verlangen. Verzichteten sie nicht, so sollten nichtsdestoweniger ihre Bisthümer neu besetzt werden. Diese Bestimmung war in so directem Widerspruch mit dem katholischen Begriff vom bischöflichen Amte als einer göttlichen Einrichtung, daß der Papst wenigstens das zu erreichen suchte, es möge den Bischöfen der französischen Kirche freigestellt werden, den Verzicht zu leisten oder nicht. In seinem apostolischen Schreiben vom 15. August 1801 sagt er wörtlich, er habe nichts unversucht gelassen, um ihnen einen so bitteren Schmerz zu ersparen.

Und Consalvi erzählt nicht ohne einen Anflug von verzeihlicher Ironie, wie er seinerseits auf die Freiheiten der gallikanischen Kirche sich berufen und daran erinnert habe, wie sie eine bis dahin unerhörte Niederlage erleiden würde, wenn der Papst auf das Verlangen des ersten Consuls, kraft eines Actes seiner höchsten Autorität, ohne Proceß, ohne Urtheilsspruch, die Absetzung von neunzig bis hundert französischer Bischöfe ausspreche. „Damit", schreibt er in seinen Memoiren, „war dem Papst eine Macht über die französische Kirche gegeben, die den Koloß ihrer so laut gepriesenen Freiheiten und Privilegien endlich doch zu Boden werfen mußte. Und das", schließt der Cardinal, „ist auch wirklich geschehen".

Unerachtet des Protestes von sechsunddreißig dieser Bischöfe gegen ihre erzwungene Absetzung wurde der Gewaltstreich ausgeführt, der das Ansehen des Episkopates auf's Tiefste erschütterte und hierauf das Zerstörungswerk auch in Bezug auf den Clerus fortgesetzt. Die Neubegrenzung der Pfarreien und die Wahl der Pfarrer war den Bischöfen mit der Einschränkung überlassen, keine der Regierung nicht genehmen Persönlichkeiten zu ernennen. Im Uebrigen wurde derjenige Theil des Clerus, der nach einem ebenso irrigen als gewöhnlichen Sprachgebrauch als der niedere bezeichnet wird, ohne alle Garantieen der Willkür seiner Vorgesetzten preisgegeben; eine Situation, die Cardinal Bonnechose sechzig Jahre später im Senat des zweiten Kaiserreichs mit den Worten bezeichnet hat: „Chacun de nous a un régiment à commander: si nous lui disons de marcher, il marche". Die geistlichen Gerichte, die unter der Monarchie zu seinem Schutz bestimmt waren, wurden nicht wieder eingesetzt und die aufrecht erhaltenen „appels comme d'abus", über die der Staatsrath zu entscheiden hat, machen die Verhältnisse in den meisten Fällen illusorisch, weil die in völliger Abhängigkeit von ihren Bischöfen stehenden französischen Priester sehr selten in der Lage sind, dieses Schutzmittels sich zu bedienen. Denn das wichtigste Recht, das den Priester schützt, ist gerade die Unabsetzbarkeit, die Inamovibilität des Pfarrers. Nach alter kirchlicher Auffassung gilt sein Amt nicht minder als eine Ehe zwischen ihm und seiner Pfarrei, als zwischen dem Bischof und seiner Diöcese. Handelte es sich darum, diese Ehe aufzulösen, so konnte das nicht geschehen ohne die Mitwirkung ehrwürdiger, im kanonischen Recht wohl unterrichteter Priester. Nur in ganz seltenen Fällen war es dem Bischof gestattet, ohne gerichtliche Procedur zu verfahren. Das Alles

wurde jetzt geändert und das frühere Verfahren durch die Procedur des Bischofs ex informata conscientia ersetzt. Die Inamovibilität wurde nur für die Cantonspfarrer aufrecht erhalten und alle übrigen Pfarrer als Succursalpriester behandelt, die nach Gutdünken abgesetzt werden können. Die Wirkung dieser Maßregel war, daß während es vor der Revolution in Frankreich 36,000 inamovible Pfarrer und 2500 absetzbare Succursalpriester gab, es gegenwärtig 3425 inamovible und 34,041 absetzbare Pfarrer zählt. Auch die Quellen, aus welchen die gallikanische Kirche ihre Lehre und deren wissenschaftliche Begründung geschöpft hatte, die theologischen Facultäten an den Hochschulen des Landes, Saint-Sulpice und die weltberühmte Sorbonne, wurden entweder gar nicht oder in ganz ungenügender Weise wiederhergestellt. Dafür erhielt jeder französische Bischof durch das Concordat die Bewilligung, zur Bildung seiner jungen Cleriker ein Seminar zu errichten, und der Staat, der keine Geldmittel dafür gab, entsagte jeder Einmischung in die Führung dieser Anstalten, die schon durch den Mangel an entsprechenden Lehrkräften und Bibliotheken daran gehindert waren, sich über das Niveau einer dürftigen Bildung zu erheben. So haben denn auch alle Mitglieder des französischen Clerus, die sich in der Wissenschaft oder Literatur dieses Jahrhunderts einen Namen gemacht haben, die Lacordaire, Ravignan, Gratry, Maret, ihre Bildung außerhalb des Seminars erhalten und erst später den geistlichen Stand gewählt. Den Versuch, welchen der milde Pius VII. zur Wahrung der bischöflichen Rechte gemacht hatte, wiederholte er zur Rettung der wissenschaftlichen Anstalten des französischen Clerus nicht. Es konnte selbstverständlich nicht Aufgabe der römischen Curie sein, für die Erhaltung und Erneuerung der theologischen Lehren Sorge zu tragen, die sich in jahrhundertlangen Kämpfen gegen die römischen Theorien erprobt hatten, und einst so nahe daran waren, die Oberhand in der katholischen Welt zu gewinnen.

Die moralische Rückwirkung der neuen Ordnung der Dinge auf den Geist des französischen Clerus blieb nicht aus. Die Monarchie hatte ihn seiner politischen Bedeutung, die Revolution seines Besitzes beraubt; Napoleon, indem er ihn aus der geistigen Atmosphäre der Nation verbannte und der legalen und materiellen Garantieen seiner Unabhängigkeit beraubte, zwang ihn vollends, seinen Stützpunkt in Rom zu suchen. Erst langsam traten die Folgen der auf kirchlichem Gebiet vollzogenen Revolution zu Tage. Die letzte Meinungsäußerung der auf den Aussterbeetat gesetzten gallikanischen Kirche ist die Denkschrift an Carl X., vom Jahre 1826, in welcher vierundsiebenzig ihrer Bischöfe die alte Lehre derselben über die Rechte der Monarchie und deren Unabhängigkeit von jeder kirchlichen Gewalt in weltlichen Dingen festhielten. Auch in den parlamentarischen Kämpfen jener Zeit war die gallikanische Doctrin noch durch Laien wie Montlosier und Royer-Collard vertreten, und ein Vergleich zwischen den Reden dieser Katholiken und den Leistungen des Centrums seit 1872 mag den Beweis liefern, ob die religiöse Polemik seit den zwanziger Jahren an geistiger Freiheit, Gründlichkeit und Tiefe gewonnen oder verloren hat.

Aber wie gesagt, dieser Generation erwuchsen keine Nachkommen. Seit 1830 ist die französische Kirche dem Einfluß ganz entgegengesetzter Ideen verfallen, die am besten dadurch charakterisirt sind, daß die Ehre, den ersten Entwurf des Syllabus geliefert zu haben, für einen der beliebtesten und persönlich auch liebenswürdigsten französischen Bischöfe, Gerbet von Perpignan, in Anspruch genommen wird. Seit jedoch dieses System zur beinah ausschließlichen Herrschaft in Frankreich gelangte, ist es nicht minder wahr, daß der Clerus in intellectueller Beziehung machtlos geworden ist und seinen Einfluß auf das Denken der Nation in einer Weise schwinden sieht, für welche die vollständige Ergebenheit der clericalen Partei ihn um so weniger entschädigt, als auch sie den Zusammenhang mit der Nation mit jedem Tag mehr verliert und ein Systemwechsel der französischen Politik nicht ihr zu Gute käme. Eine weitere Consequenz dieser Zustände ist die Bedeutung, die der Regularclerus im Gegensatz zum Weltclerus gewann. Was der letztere an tüchtigen Bildungsmitteln entbehrte, konnten die religiösen Genossenschaften in Folge ihrer Organisation und

ihrer materiellen Hilfsquellen wenigstens zum Theil ersetzen, und so ist es gekommen, daß die Jesuitencollegien schließlich eine Art von Unterrichtsmonopol für die kirchlich Gesinnten aus den höheren Ständen in die Hand bekamen. Der Erzbischof Darboy von Paris suchte dem Uebel dadurch zu steuern, daß er talentvolle junge Priester auf deutsche Universitäten schickte; aber seine Bestrebungen zur Hebung der theologischen Studien fanden keine Nachahmer und schließlich hat selbst die „Civiltà cattolica“ den Verfall derselben zugestanden.

Für den Augenblick haben nun allerdings die Ferry'schen Gesetze den meisten der religiösen Genossenschaften ein schnelles Ende bereitet; aber in Frankreich stehen sich die Gegensätze zu schroff gegenüber, als daß eine Partei lange herrschend bleiben könnte, und der Unterschied zwischen religiöser Ueberzeugung und politischer Agitation, den es in Deutschland nicht festzuhalten gelang, ist dort nicht einmal versucht worden. Und doch ist es ein Franzose, der gesagt hat: „Il ne faut pas persécuter les honnêtes gens pour des opinions qu'ils n'ont pas: on les leur donne.“

Vor einem solchen Zustand geistiger Stagnation ist glücklicher Weise die katholische Kirche in Deutschland bewahrt geblieben. Schon die Organisation und Bedeutung der deutschen Universitäten, der beständige Contact der katholischen mit der protestantischen Theologie, die Angriffe, welchen er fortgesetzt von Seiten einer dem Christenthum überhaupt feindlichen Wissenschaft ausgesetzt ist, alle diese Ursachen haben den katholischen Clerus thätig erhalten. Dem Gelehrtenstande unter demselben wenigstens ist nie das Bewußtsein verloren gegangen, daß es nicht genüge, die Wahrheit für sich selbst zu besitzen, sondern daß in den Kämpfen dieser Welt die Waffen ihrer Vertheidiger denen ihrer Feinde ebenbürtig sein müssen; daß es durchaus nicht hinreicht, Recht zu haben, wenn man nicht zugleich im Stande ist, den Beweis zu liefern, warum man Recht hat. Damit ist freilich der Punkt bezeichnet, von welchem aus die Linien auch innerhalb der katholischen Kirche sich scheiden.

Die Einen sind bereit, alle Consequenzen des intellectuellen Kampfes auf sich zu nehmen. Sie wissen, daß die Wege der Erkenntniß erst durch manche Irrung und Täuschung hindurch zur Wahrheit führen; daß die Ergebnisse einer Untersuchung auch dann rückhaltlos gesagt werden müssen, wenn sie liebgewordene Vorurtheile und lange vertheidigte Standpunkte zerstören und, wenigstens für den Augenblick, dem Gegner sich nützlicher erweisen, als der eigenen Sache. Sie schrecken am allerwenigsten vor der Thatsache zurück, daß auch für die Wissenschaft Kraft und Leben eingesetzt werden, und in ihrem Dienste sich der Einzelne unbedenklich opfern muß, wenn es dem Ganzen frommt.

Dem Andern sind diese Bedingungen zu hart und sie wollen sich ihnen nicht unterwerfen. Gerade in der katholischen Kirche liegt ja die Versuchung nahe, die schmalen, mühevollen Pfade der Forschung mit dem breiten, geraden Weg der Berufung auf die Autorität zu vertauschen und gegen die oft unsicheren und trügerischen Ergebnisse des menschlichen Denkens und Forschens an fertige Systeme, auch auf jenen Gebieten zu appelliren, die mit dem Glauben durchaus nichts zu thun haben. Das gilt nicht nur in Bezug auf die Wissenschaft, sondern noch mehr in Bezug auf die Politik. Gerade hier ist es ja thatsächlich viel bequemer, den Gegner mit einem gerade beliebten Schlagwort abzufertigen, als mit seinen möglicherweise sehr begründeten Einwänden sich zu befassen, und da, wo die Argumente fehlen, ihn mit der Berufung auf selbstgeschaffene Orakel zum Schweigen zu bringen. Gelingt es dann noch, die dem Nächsten schuldige Rücksicht nicht minder als die Billigkeit zu verletzen und Denjenigen, welchen man die Gründe verweigert hat, auch noch den spitzen Pfeil persönlicher Beleidigung tief in's Herz zu bohren, dann sind so ziemlich alle Elemente einer wohlbekannten Taktik gegeben und der Uebergang vom militärischen Dienste zum freiwilligen Eintritt in das Glaubensheer, oder vom ländlichen Stillleben eines vom Preußenhaß erfüllten Particularisten zur parlamentarischen Carrière, die ohne Gewissensbisse den politischen Antagonismus mit dem Mantel der religiösen Ueberzeugungstreue deckt, kann ohne Schwierigkeit sich vollziehen. Dazu braucht es

keine Vorbereitung, keine Kenntnisse, keine Studien, keine Bücher, nicht einmal eine oberflächliche Kenntniß der heiligen Schrift. Die letztere insbesondere, mit ihrem Gebot der Friedensliebe bis zu den äußersten Grenzen der Nachgiebigkeit, würde einer solchen Pflichtauffassung nur hinderlich sein können. Die Resultate derselben sind in der Sprache der ultramontanen Presse, im Ton der ultramontanen Stimmführer, in den deutschen Kammerdebatten und in den Reihen des Centrums genügend zu Tage getreten. Herr Windthorst wird uns nicht sagen, welche Mühe es ihm gekostet hat, den übelberathenen Eifer so mancher seiner Getreuen innerhalb gewisser Schranken zurückzuhalten und dafür Sorge zu tragen, daß die entfesselten Wogen der Beredsamkeit seiner kampfesfrohen Schar ihn nicht selbst überflutheten.

Die Versuchung aber, zweierlei Maß und Gewicht zu führen und Argumente durch Leidenschaften zu ersetzen, ist nicht auf uns Katholiken beschränkt. Wenn Jemand darüber je in Zweifel gewesen wäre, die Haltung der liberalen Partei in Preußen und im Reich hätte ihn eines Besseren belehrt.

Der unheilvollste Irrthum des Staates und seiner Lenker in ihrem Conflict mit der katholischen Kirche, derjenige, auf welchen so ziemlich alle anderen zurückzuführen sind, besteht darin, daß er aus den Vorgängen zu Rom im Jahre 1870 den allerdings naheliegenden, aber dennoch voreiligen und irrthümlichen Schluß gezogen hat, daß die Partei, die auf dem Concil triumphirte, deshalb auch nothwendiger Weise und unbedingt in der Kirche herrschen würde und daß die Zukunft den Wechsel, welchen Pius IX. auf sie gezogen hat, unbeanstandet zu honoriren bereit sei. Nun ist aber für jeden lebendigen Organismus Bewegung die Bedingung des Lebens. Stillstand gibt es nicht, in der geistigen so wenig als in der materiellen Welt, und keinem Sterblichen ist die Macht gewährt, eine Institution in irgend einem gegebenen Augenblick ihrer Entwicklung festzuhalten und zur Unbeweglichkeit zu verurtheilen. Was sich 1870 in Rom vollzog, war in historischer Beziehung, und mit dieser allein haben wir es hier zu thun, der Abschluß eines Systems, welches damit die äußerste Grenze seiner Expansionsfähigkeit erreicht hat. Gerade der protestantische Staat konnte ruhig abwarten und zusehen, was nun weiter geschehen würde. Denn sein Glaubensbewußtsein wurde durch die Definitionen des Vaticanums jedenfalls nicht berührt und von allen Prätensionen der hierokratischen Theorie in Bezug auf den Staat, die bei dieser Gelegenheit wieder an's Licht gezogen wurden, war nicht eine, die nicht schon von den Päpsten im Lauf der Jahrhunderte ausgeübt oder beansprucht worden wäre, je nachdem die Verhältnisse ihnen dazu günstig schienen oder nicht. In dieser Beziehung also ist thatsächlich nichts verändert, als daß diese Theorie mehr als je zuvor in Widerspruch mit den gegebenen Zuständen sich befindet und daß zur Stunde ihr nichts verderblicher sein könnte als die Nothwendigkeit, auf praktischem Gebiet die Consequenzen ihrer Doctrinen mit unerbittlicher Logik ziehen zu müssen. Sie besteht ja überhaupt nur, weil sie im täglichen Leben, im Widerspruch mit sich selbst, den milderen, versöhnlicheren Anschauungen Rechnung trägt, die unter den Menschen herrschend geworden sind und in welchen wir mit dankbaren Gefühlen ein besseres Verständniß des Christenthums begrüßen. Der Staat war aber auch mächtig genug, um es darauf ankommen zu lassen, ob die extreme Partei in der Kirche zur Provocation gegen ihn sich hinreißen lassen würde, und auch in diesem Falle hätte die Defensive die Stärke seiner Position ja nur vermehrt. Das war unleugbar der Gedanke, von welchem Fürst Bismarck ausging, als er seine folgenschwere Weigerung, auf den Vorschlag des Fürsten Hohenlohe einzugehen, mit den Worten motivirte „für Preußen gebe es verfassungsmäßig nur einen Standpunkt, den der vollen Freiheit der Kirche in kirchlichen Dingen und der entschiedenen Abwehr jedes Uebergriffs auf das staatliche Gebiet". Daß diese Provocation zum Theil wirklich erfolgt ist, soll hier durchaus nicht geleugnet werden. Es ist ja vollkommen richtig, daß das Papstthum Pius' IX. in sozusagen officiöser Weise sich mit dem Sieg der französischen Waffen identificirte. Während die Söhne von Millionen treuer katholischer Patrioten unter den deutschen Fahnen standen, wurde in ausländischen

katholischen Kirchen für den Sieg der französischen Waffen gebetet und seine persönliche Gesinnung hat Pius IX. durch die ganz unmotivirt gebliebene Ablehnung des Cardinals Hohenlohe als Botschafter bei dem heil. Stuhl, und die liebenswürdige Parabel vom Steinchen und vom Coloß, offen auszusprechen keinen Anstand genommen. Wogegen aber nicht zu vergessen ist, daß derselbe Papst officiell die Anzeige von der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums durch Glückwünsche erwidert hat, welche dieses Ereigniß „mit großer Freude" begrüßen.

Wäre der preußische Staat, nach Sedan, nach Metz und nach Versailles, an den Beleidigungen vorbei zur Tagesordnung übergegangen, um nur von der Anerkennung Act zu nehmen, es hätte wahrlich keinem vernünftigen Menschen einfallen können, darin ein Zeichen der Schwäche zu suchen. Compromittirt waren nur Diejenigen, von welchen das Wort galt: „vous vous fâchez, donc vous avez tort." Leider aber hat man sich nicht nur in Rom, sondern auch in Berlin geärgert und schließlich das Auftreten des Papstes und die Haltung des Centrums an den katholischen Landsleuten gerächt. Die politische Gereiztheit drängte in der momentanen Erregung die moralischen Verpflichtungen zurück und so ist man Schritt für Schritt in Preußen dazu gekommen, die ganze katholische Bevölkerung für das Auftreten eines Bruchtheils derselben verantwortlich zu machen.

Wenn das aber der Irrthum der preußischen Regierung war, daß sie in der Hitze des Streites zwischen den extremen und den gemäßigten Elementen innerhalb der katholischen Kirche nicht mehr zu unterscheiden wußte, so trifft die liberale Partei in ihrer Mehrheit der Vorwurf, daß sie zwischen religiöser Gesinnung und politischer Gegnerschaft nicht unterscheiden wollte. Von katholischer Seite hat man, und wol mit vollem Recht, es den Bischöfen zum Vorwurf gemacht, daß sie zweimal, in der Denkschrift an das Staatsministerium vom Ende Januar 1873, und dann wieder in ihrer Erklärung vom April 1875, in feierlicher und officieller Weise verschiedene Bestimmungen der Maigesetze als annehmbar bezeichneten, daß sie aber trotzdem, weder damals noch später, die Punkte genannt haben, die ihnen acceptabel erschienen. Diesen Fehler hat die liberale Partei überboten als sie, Angesichts derselben Maigesetze, keine Unterscheidung machte zwischen den Vorlagen, zu welchen die staatliche Autorität unzweifelhaft berechtigt war, und jenen andern, die nach dem spätern Geständniß der Regierung selbst „entweder die Sphäre der staatlichen Macht überschritten, oder ohne Verletzung der freien Religionsübung und der Gewissen nicht durchzuführen waren, und deshalb abgeändert werden mußten." Sie hat dem Gesetz vom 12. Mai 1873 über die kirchliche Disciplinargewalt und die Errichtung des königlichen Gerichtshofs für kirchliche Angelegenheiten ihre Zustimmung gegeben, obwol damit ein Ausnahmsgericht geschaffen wurde, dem die Aufgabe zufiel, die Ausübung rein geistlicher Functionen, wie das Messelesen und Spenden der Sacramente, mit Criminalstrafen zu belegen und, wie so oft betont worden ist, zu nehmen, was er nicht gegeben hatte und niemals geben konnte, indem er beauftragt wurde, die Absetzung von Bischöfen und Priestern vorzunehmen und dann die Bisthümer, deren Inhaber die staatliche Entlassung getroffen hatte, auch für kirchlich erledigt zu erklären. Letzteres erinnert, wenn man die katholische Lehre von dem göttlichen Ursprung der bischöflichen Gewalt im Auge behält, doch stark an die Stelle in Varnhagen's „Denkwürdigkeiten", wo ganz ernstlich von einer rückgängig gewordenen Taufe die Rede ist. Nachdem Canonisten wie Friedberg und Dove ausdrücklich die disciplinarische Absetzung von den Kirchenämtern als ein Recht bezeichnet hatten, das der Staat sich nicht vindiciren könne, und Hinschius mit aller wünschenswerthen Bestimmtheit voraussagte, daß weder Domkapitel noch Gemeinden nach erfolgter staatlicher Remotion von Bischöfen oder Pfarrern Neuwahlen vornehmen würden, so konnte man sich über den praktischen Erfolg dieses Gesetzes auch von liberaler Seite wol keiner Täuschung hingeben.

Das wenige hier in Bezug auf die eigentlichen Maigesetze Gesagte gilt noch viel mehr von den Nachtraggesetzen vom Mai 1874 und April und Mai 1875, die

der Volksmund mit dem Ausdruck „Brodkorbgesetze“ gerichtet und Carl Hase Kriegsmaßregeln und den Zornausbruch des protestantischen Staates genannt hat. Er hat seinerseits daran erinnert, daß die Leistungen aus Staatsmitteln für die Landesbisthümer, die zu denselben gehörigen Institute und die Geistlichen, deren Einstellung das Gesetz vom 22. April 1875 verordnete, als Ersatz für eingezogenes Kirchengut wenigstens zum Theil auf sehr bestimmten Verheißungen ruhten.

Bei Eröffnung der Feindseligkeiten bestanden große Meinungsdifferenzen darüber, ob die Regierung wohl daran thue, ihre Haltung gegen die katholische Kirche zu ändern; daß sie aber befugt war, es zu thun, ist kaum von Jemanden ernstlich bezweifelt worden. Nicht sobald aber hatte die Schlacht begonnen, als sich die gemäßigten Elemente, in der evangelischen sowol als in der katholischen Kirche, von derselben ausgeschlossen sahen. Noch für die Vorlagen, die am 11. Mai Gesetzeskraft erhielten, konnte man auf ihre Mitwirkung zur Herstellung eines Einverständnisses zwischen Staat und Kirche zählen; die Maßregeln aber, die am 12. Mai bewilligt wurden, machten das Einverständniß unmöglich. Welcher pflichttreue Soldat hielte es vereinbar mit seiner Ehre, im Augenblick, wo der erste feindliche Schuß abgegeben ist, noch persönliche Differenzen zum Austrag zu bringen?

Nun, wo alle Anzeichen dafür sprechen, daß die wieder eingeleiteten Verhandlungen, mit Umgehung der Principienfragen, zu praktischen Resultaten führen werden, ist die Zeit einer negativen Kritik vorüber. Was uns in den Maigesetzen unhaltbar erscheint, ergibt sich aus dem Gesagten. Wir verwerfen sie insoweit, als sie unverträglich mit der Gewissensfreiheit sind, und für einen Theil der Unterthanen der preußischen Monarchie Ausnahmszustände schaffen, für welche das Verhalten derselben keinen Anlaß bietet.

Daß die Anzeigepflicht, oder wie man sie genannt hat, die Vorschrift „des Kaisers Flagge zu grüßen“, weder zur einen noch zur andern Kategorie gehört, ist hinlänglich durch das Anerbieten Leo's XIII. im Breve an Erzbischof Melchers vom 24. Februar 1880 erwiesen, welches die Gewährung derselben in Aussicht stellt. Man wird voraussichtlich um so eher darauf zurückkommen, als die Regierung gerade auf diesen Punkt ein so großes Gewicht legt. Dabei ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß, nach dem Vorbild des österreichischen Gesetzes vom 7. Mai 1874, diese Verpflichtung für die Bischöfe auf Ernennung zu Pfarreien und höhere geistliche Stellen beschränkt werde, während die nur zu vorübergehender Wirksamkeit berufenen Vicare und Hilfspriester davon ausgeschlossen bleiben.

Für uns liegt der Schwerpunkt jedoch nicht in der Anzeigepflicht, sondern in der Bestimmung desselben Gesetzes vom 11. Mai 1873 über die Vorbildung der Geistlichen, weil gerade hier der Gedanke des Staates mit den oft betonten Wünschen der besten und erleuchtetsten Männer in der katholischen Kirche zusammentrifft. Schon anfangs der dreißiger Jahre hat ein persönlicher Freund des jetzigen Papstes, der fromme und gelehrte italienische Priester Antonio Rosmini sich darüber ausgesprochen, als er, in seinem berühmten Buch „Delle cinque piaghe della Chiesa“ vornehmlich von Italien sprechend, dringend Abhilfe gegen die ungenügende Bildung des Clerus in den bischöflichen Seminarien verlangte. In der Geschichte dieses Buchs spiegelt sich ein Stück von der Geschichte der Kirche. Erst 1848, viele Jahre nachdem es geschrieben worden war, konnte es unter den Auspicien der liberalen Aera des Pontificates von Pius IX. an die Oeffentlichkeit treten. Sein Verfasser wurde nach Rom berufen und erhielt trotz seines Widerstrebens den Befehl, sich auf den Purpur vorzubereiten. Aber es verging kein Jahr, und die Wogen der Reaction schlugen auch über ihm zusammen. Rosmini wurde in Gaeta aus den päpstlichen Vorzimmern gewiesen und von der neapolitanischen Polizei wie ein Verdächtiger verfolgt. Die Einflüsse, die zu bekämpfen er gesucht hatte, gewannen über Pius IX. die Oberhand, die „cinque piaghe“, die mit seiner Approbation in der päpstlichen Druckerei zu Bologna abgedruckt worden waren, kamen jetzt auf den Index und man entsagte zu Rom der religiösen zugleich mit der politischen Reform. Rosmini's Ideen aber

haben nie aufgehört, Fürsprecher und Vertheidiger in seiner Kirche zu finden und sind bei Herannahen des Concils in einer Reihe von Schriften vertreten worden, von welchen eine der bedeutendsten, „Reform der Kirche an Haupt und Gliedern“ aus der Feder eines österreichischen Priesters, des seitdem verstorbenen Ginzel stammt. Obwol sie sich vornehmlich auf österreichische Zustände bezieht und es vor Allem beklagt, daß durch das inzwischen aufgehobene Concordat die freie Stellung der katholischen Facultäten an den Hochschulen zerstört worden sei, sind ihre Betrachtungen von allgemeinem Interesse und großem Gewicht, speciell für die Behandlung der Frage von der wissenschaftlichen Vorbildung des Clerus. Auch ihm gilt Deutschland als das einzige Land, wo der rechte Weg zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe eingeschlagen worden sei, indem dort die geistlichen Seminare, als Schulen der praktischen priesterlichen Berufsbildung, die Erziehung des Clerus nach kirchlicher Vorschrift besorgen, seine theologische Bildung aber ihm auf den Hochschulen durch die theologischen Facultäten ertheilt wird, die in steter Berührung mit dem gesammten wissenschaftlichen Leben und mit reichen Bildungsmitteln ausgestattet, von den Gefahren geistiger Isolirung bewahrt sind und über alle äußeren Bedingungen zu gedeihlichem Wirken verfügen. Zu Gunsten seiner Auffassung führt er unter andern das Urtheil des damaligen Professors und jetzigen Cardinals Hergenröther an, nach welchem das Aufgeben oder die Destruction der theologischen Facultät irgend einer Hochschule, oder eine Abberufung aller Cleriker von derselben nicht zu rechtfertigen wäre; „kaum,“ fügt er hinzu, „könnte die Kirche ihren Todfeinden einen größeren Gefallen erweisen.“ Anderer Meinung über diesen Punkt sind überhaupt nur die Jesuiten und ihre ganz unbedingten Anhänger.

Nach dem Gesetz vom 11. Mai 1873 ist nun bekanntlich für die christlichen Kirchen der preußischen Monarchie zur Bekleidung eines geistlichen Amtes die Ablegung der Entlassungsprüfung auf einem deutschen Gymnasium, die Zurücklegung eines dreijährigen theologischen Studiums auf einer deutschen Staatsuniversität, dann die Ablegung einer wissenschaftlichen Staatsprüfung erforderlich. Diese Staatsprüfung, die erst nach beendigtem theologischem Studium stattfindet, ist darauf gerichtet, ob der Candidat sich die für seinen Beruf erforderliche allgemein wissenschaftliche Bildung, insbesondere auf dem Gebiet der Philosophie, der Geschichte und der deutschen Literatur erworben hat. Ferner stellt das Gesetz alle kirchlichen Anstalten zur Vorbildung des Clerus unter die Aufsicht des Staates.

Letzteres wurde von den Bischöfen ganz besonders beklagt, obwol gerade diese Bestimmung keineswegs neu, sondern bereits im Artikel 22 der Verfassung ausgesprochen war, der, ohne die geistlichen Seminarien besonders auszunehmen oder zu nennen, alle Erziehungs- und Unterrichtsanstalten unter staatliche Aufsicht stellte. Da dieser Artikel aber seit 1850 auf die Diöcesananstalten nicht mehr angewendet worden war, weigerten sich nun die Bischöfe, diese Controle anzunehmen, und deshalb wurden ihre Anstalten geschlossen. Dagegen hatten sie in den letzten Decennien die auch von den österreichischen Bischöfen aus freiem Antrieb festgehaltene Absolvirung eines Gymnasiums und das dreijährige Studium der Theologie auf einer deutschen Universität, oder im Fall eine solche für Einzelne nicht zu erreichen war, auf einer staatlich anerkannten geistlichen Anstalt für den angehenden Priester selbst gefordert. Es blieb also nur die Staatsprüfung als eine nicht zu acceptirende Neuerung. Der Versuch aber, sie als einen Eingriff des Staates in das Gebiet der theologischen Studien zu bezeichnen, ist insbesondere von Martens mit dem Hinweis darauf zurückgewiesen worden, daß diese Prüfung, die sich auf nicht theologische Dinge bezieht, erst nach Vollendung der theologischen Studien verlangt wird. Dagegen ist sie als Ausnahmsmaßregel nicht zu vertheidigen und auch von der evangelischen Kirche als eine Ungerechtigkeit empfunden worden. Der Zweck selbst aber könnte wol ohne große Schwierigkeiten durch Ausdehnung der Prüfung der Cleriker auf die von der Regierung verlangten Gegenstände und durch Zuziehung von ihr beauftragter Commissäre zu diesem Theil derselben erreicht werden. Jedenfalls hat Baumstark

nicht Unrecht, wenn er sagt, daß, obwol es ungerecht ist, vom Theologen mehr zu verlangen, als vom Juristen oder Mediciner, es doch für ihn und uns eine ehrenvolle Ungerechtigkeit sei. Der Staat, der sie auferlegt, hat auch das Mittel in der Hand, sie auf andere Weise wieder auszugleichen, wenn er die berechtigte Stellung des Priesters in der Schule wahrt und ihn in Bezug auf seine Thätigkeit als Religionslehrer wie einen willkommenen Bundesgenossen aufnimmt.

Jeder einzelne der vierzehn Gesetzesparagraphen über die Vorbildung der Geistlichen mag also, je nach Umstand oder Bedürfniß, in einer oder der andern seiner Bestimmungen modificirt werden, und manche derselben wird man verändern müssen; uns ist es nur darum zu thun, daß die Gedankenrichtung, der sie entsprangen, erhalten bleibe und die Fühlung mit dem Denken und Streben der Nation ihrem Clerus nicht verloren gehe. Ungleich besser, als wir es zu thun vermöchten, ist das, was wir bezwecken, bereits vor Jahren gesagt worden: „Jeder von uns", schrieb Graf Montalembert 1863, „ist einem Wanderer zu vergleichen, der nach immer kälter werdenden Regionen vordringt und sich nur durch gesteigerte Bewegung gegen den Frost zu schützen vermag ... Statt sich an den erworbenen Begriffen und Ideen genügen zu lassen und mit diesen zu beruhigen und geistig einzuschläfern, gilt es vielmehr, dieselben immer wieder mit den um uns herrschenden Anschauungen in Berührung zu bringen. Das ist wahr, nicht nur in Bezug auf Individuen, sondern auf längst bestehende Parteien und Institutionen. Nun ist aber unser Glaube die älteste von allen. Eben darin liegt unser Vorrecht und das Geheimniß unserer Kraft. Damit aber diese Kraft, auf das öffentliche Leben angewendet, sich nicht erschöpfe und in eitlen Träumen verzehre, muß sie sich immer wieder in die lebendige Quelle der Zeit versenken, in welcher es Gott gefiel, uns das Leben zuzumessen, und mit den Gefühlen und Bestrebungen derjenigen in Einklang bleiben, die Er uns zu Brüdern gegeben hat." Indem wir diese Worte zu den unsrigen machen, erinnern wir an den Standpunkt, den der Reichskanzler eingenommen hat, als er versprach, daß „nachdem mit Gottes Hilfe der Friede gefunden sein werde, er, so lange ihm das Leben gegeben sei, dazu beitragen wolle, den Kampf, den er aggressiv zu führen eine Weile genöthigt gewesen, demnächst nur defensiv fortzusetzen, und mehr der Schulbildung als der Politik zu überlassen".

Das führt aus dem Gebiet der Zwangsmaßregeln und Ausnahmsgesetze zurück auf ethische Gesichtspunkte, die der lange Streit wol schädigen, niemals aber zerstören konnte. Es schließt die Annahme aus, als ob die preußische Regierung sich dazu hergeben könnte, den kirchlichen Frieden wie eine Waare zu verhandeln, die heute für eine Kammermehrheit, morgen für einen Wahlsieg eingetauscht wird; die im Werthe sinkt, wenn der Staat mit der gewöhnlichen Schutzmannschaft Ordnung halten zu können glaubt, und für die der Wucherpreis der ultramontanen Prätensionen hingeworfen wird, sobald unsere unterwühlten Zustände von Dynamitsprengungen erzittern.

Wer diesen Verrath am Heiligthum der Nation, an ihren religiösen Ueberzeugungen beginge, der handelte wahrlich nicht anders als die revolutionären Zerstörer der gallikanischen Kirche, die das Verdammungsurtheil getroffen hat: „Ihr seid wie die Wilden der Louisiana, die den Baum umhauen, dessen Früchte sie genießen wollen."

LIBRARY OF THE UNIVERSITY CALIFORNIA

Die diesjährige Kunstausstellung in Berlin.

Trügen die etwas über tausend Gemälde, Sculpturen ꝛc., welchen in vom Staate zu diesem Zwecke erbauten Räumen für zwei Monate gemeinsamer Aufenthalt angewiesen ist, nicht den zusammenfassenden Namen „LV. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste", so wäre kein Grund, sie als eine Einheit anzusehen und zu besprechen. Sie repräsentiren nichts als Gesammtheit. Unsere besten Kräfte haben diese Ausstellung unbeschickt gelassen, die besseren nicht ihr Bestes gegeben und die durchschnittlichen kaum Gutes geliefert. Die Gemälde tragen meist den Stempel rasch concipierter und fertig gemachter Sachen, für schleunigen Verkauf bestimmt. Vielen gegenüber sagt man sich, wo hast du das doch schon gesehen? Sie wirken wie alte Bekannte, die man sich nicht einmal freut wiederzusehen. Diese altgewohnten Abendröthen leuchteten, dünkt uns, früher glühender, auf diesen (jetzt so beliebten) kothigen Landwegen stand das Wasser früher interessanter in den tiefen Fahrgeleisen, all diese Effecte waren früher frischer und noch mit einer gewissen Fähigkeit begabt, den Wunsch nach persönlicher Bekanntschaft mit ihren Erfindern zu erregen. Heute raunt uns gleich eine warnende Stimme zu: Nicht eigenes Erlebniß, nur abgelernte Künste! Frühere Ausstellungen brachten regelmäßig wunderliche Arbeiten, bei denen man ausrief: ein verqueres Ingenium, dem das entsprungen ist! aber ein Talent! Es ist abzuwarten was sich entwickelt! u. dergl. Wo käme man heute noch zu solchen Exclamationen? Aha, Munkacsy! aha, Makart! aha ꝛc., sagt man sich, und unser Haupterstaunen ist der Beobachtung gewidmet, mit welcher Fertigkeit in der Weise dieses oder jenes berühmten Vorbildes von offenbaren Anfängern Sachen zu Stande gebracht worden sind, die früher nur erfahrenen alten Arbeitern gelangen. Und dasselbe Schondagewesensein spricht aus den Motiven uns an. Nichts Problematisches mehr, sondern hübsche, verständliche Dinge, oft sogar anmuthig. Aber auch Anmuth kann heute fertig gelernt werden. Recepte sogar für das Geheimnißvolle gibt es. Da scheint wahrhaftig eine werdende Kraft mit Motiven zu ringen, für die sie eine Sprache erst zu suchen sich abmüht! Aber sehen wir uns die Arbeit näher an: diese Dunkelheit ist künstlich hervorgebracht, so gut wie jener Sonnenschein dort. Da steht in der einen Ecke des Sculpturensaales eine seltsame Gestalt. Beide Arme an den Schultern abgebrochen, und der Leib wie abgesägt. Nur Kopf und Brust und Gewand: Ein Fragment? „Judith" besagt der Katalog. Die Phantasie ergänzt die Arme und das zu den Füßen herabsinkende Gewand. Der Künstler, denken wir, hätte die Figur gern ganz gegeben, aber er ist zu arm, ein größeres Stück Marmor zu kaufen. Oder aber, er war zu vornehm, die Arme selbst zu zeigen, die der Gestalt unwillkürlich gleichsam in unseren Gedanken zuwachsen. Wie geheimnißvoll das Gesicht der heroischen Wittwe uns anschaut. Als hätte der Meißel des Schicksals das schöne Antlitz überarbeitet und alle Züge geistig geschärft. Dabei das weiche Fleisch, das seidene in feine Falten gespannte Gewand: der Künstler, sagen

wir uns, hat das Alles gesehen, empfunden, geschaut, gefühlt und endlich aus dem Marmor herausgewühlt? — Aber nun untersuchen wir das Kunstwerk zum zweiten Male: Alles erscheint uns beabsichtigt und berechnet und das Geheimnißvolle mit kalter Kunstfertigkeit zu Stande gebracht, um für die kurze Zeit etwa auszureichen, die das Werk hier steht, und dann sich wo anders an ein frisches Publicum zu wenden. Die Arme fehlen, weil er sie nicht machen konnte. Aus demselben Grunde mangelt der Gestalt was ihr sonst fehlt. Ein künstlicher Torso. Vielleicht sogar in Anlehnung an vorhandene Schulterstümpfe ersonnen und ausgeführt, d. h. aus der Erfahrung hervorgegangen, wie wirkungsvoll bei antiken Torsen oft das Fehlende sei. Dieselbe Vereinigung technischer Vollendung mit unbehaglichem geistigen Inhalte übrigens, die diese Judith zeigt, tragen noch andere aus Rom stammende Sculpturwerke zur Schau. Man fragt sich, welche Befriedigung ihr Autor empfunden haben könne, als er sie endlich zu Stande gebracht. Es gereicht uns selber sogar zu einer Art von Befriedigung, wenn wir zu dem Resultate gelangen, daß das „Gruselige" hier nicht etwa der zerrissenen Seele eines ringenden Genies entsprang, sondern nur der Berechnung und der Absicht, es einmal auf diesem Wege zu versuchen. Man muß das Publicum packen, wird den jungen Künstlern ja schon früh von ihren Lehrern heute eingeschärft. Wollen die Leute sich nicht mehr sanft rühren lassen, so muß man es einmal mit einer Gänsehaut versuchen.

Wir haben mit einem Werke der Sculptur begonnen, weil die Sculpturen diesmal höher stehen als die Gemälde. Schon die Kostbarkeit des technischen Processes und des Materiales nöthigt den Bildhauer, reiflich zu erwägen, was er unternehmen solle. Eine Büste kommt schwieriger zu Stande als ein gemaltes Porträt, in einer lebensgroßen Figur, auch wenn sie nur in Gyps dasteht, steckt ein kleines Capital. Auf allen 854 Oelgemälden wüßten wir nicht eine Figur zu nennen, die der Statue des jungen Athéners gleich käme, der mit vorgestrecktem Lorbeerzweige aus der Schlacht von Marathon heraneilt und mit den Worten „wir haben gesiegt" leblos zusammenbricht. Allerdings trägt diese vorzügliche Leistung gleichsam den letzten Schimmer noch einer nur „glücklich gelösten Aufgabe", aber gerade deshalb eröffnet sie eine schöne Perspective auf zukünftige Arbeiten. Das bedeutendste Stück unter den Sculpturen ist doch wol die Nymphe mit dem Centauren, der ihr die Hand zum Steigbügel macht. Sie will sich auf seinen Rücken schwingen, zum „Ritte durch's alte romantische Land", wie Wielands Oberon beginnt. In Marmor oder Bronze und im Freien aufgestellt würden die Formen seiner wirken, als sie in dem niedrigen Raume mit grell niederfallender Helligkeit thun, bei der weder Licht noch Schatten recht zur Geltung kommen. Die Nymphe erscheint zu rundlich, das Ganze zu groß: die Gruppe gehört in einen Rosengarten mit springenden Brunnen und Lorbeergebüsch, wo die zehrende Luft sie zierlicher machen würde. Diese modern mythologischen Darstellungen: Centauren, Pane und Tritonen, sind dem Publicum übrigens längst wieder ganz vertraute Persönlichkeiten geworden, wozu Böcklins Gemälde das Ihrige beigetragen haben. Eine Zeit lang schien es, als hätten die Naturwissenschaften auch dies Gebiet entvölkert, und es sei der ganze Troß (wie auch von den Möpsen einmal geglaubt wurde) ausgestorben. Jetzt aber traben die Centauren wieder escadronweise einher und die weiblichen Tritoninnen haben Familie und fangen sogar Fische mit den Schwänzen, wohin sie es in antiken Zeiten nicht gebracht hatten. Unter den Büsten entzückte uns der weibliche Kopf in Marmor, Nr. 1058. Wir meinen lange nichts von gemeißelten Frauenköpfen gesehen zu haben, was so solide durchgeführt wäre und zugleich so anmuthig wirkte. Das Haar ist in einer neuen Manier naturalistisch gearbeitet. Die leichten Hebungen und Senkungen der Wangen sind auf das zarteste wiedergegeben. Keines von den gemalten Porträts kommt gegen diese Arbeit auf.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die übrigen Werke der Sculptur durchzusprechen. Ueber die der Malerei dürfen wir mit einigen Ausnahmen ebenso kurz sein. An Porträts, die, wenn sie bekannte Personen darstellen, das meiste Interesse erregen,

weil man sie am leichtesten beurtheilen zu können glaubt, ist nichts vorhanden. Einige Meister von Bedeutung haben Bildnisse unbekannter Eigenthümer ausgestellt, zeigen ihr Talent darin aber von keiner neuen Seite. Ein gewisser Stillstand scheint eingetreten zu sein und das Errungene (in erlaubter Weise) ausgebeutet zu werden. Sie zeigen, was sie können, aber nicht mehr. Dies gilt auch von den Landschaftern. Von dem Meister, z. B. der uns den Besuch immer wieder neu und in schönem und schlechtem Wetter so anmuthig erscheinen läßt, daß man sofort nach Neapel abreisen möchte, ist uns der Vulcan hinter einem Schaufenster unter den Linden in der letzten Zeit besser zu Gesichte gebracht worden als auf der Ausstellung. Und der Bruder dieses Meisters, der die Vorübergehenden an demselben Schaufenster durch immer neue Sachen gratis überrascht, um derentwillen man viel Geld haben möchte, um gleich zuzugreifen, hat überhaupt nichts auf der Ausstellung. Auch Menzel nichts. Nicht einmal ein paar Aquarelle hat dieser diesmal hergegeben. Auch Knaus fehlt. Ebenso Gustav Spangenberg.

Wie auf allen Ausstellungen herrscht auch auf der unseren das Genre. Die ungemeine Production auf diesem Gebiete entspricht etwa dem auf dem Gebiete der Novelle. Der Genremaler und der Novellenschreiber „greifen in's volle Menschenleben". Und für dieses wird dasjenige angesehen, das Jeder erlebt, oder wenigstens zu erleben vermeint. Maler auszubilden, welche gute Genrebilder malen, scheint auch das Bestreben unserer Berliner Akademie zu sein. Kunst kommt von können her; „Können" aber bedeutet heute, das hervorzubringen, was die Majorität des Publicums für sich hat. Ein Gemälde soll interessieren, anregen, sofort begreiflich sein. Verlobungen, Hochzeiten, Taufen, Todesnachrichten, Scenen am Sarge und auf dem Kirchhofe, Krankheiten, Genesungen, Feuersbrünste, Arretierungen, Pfändungen, Wittwenbesuche, Ammenprüfungen ꝛc. sind unerschöpfliche Themata und geben sogar zu anscheinender Tragik Gelegenheit, wie sich ja auch in Märschen und Walzern melancholische Motive anbringen lassen. Unsere Aufgabe ist nicht, hierin etwas anders zu wünschen. Für schädlich halten wir nur, wenn gewisse Unterschiede aus dem allgemeinen Bewußtsein verschwinden. Es ist etwas anderes, wenn im echten classischen Sinne eine nackte Gestalt in der vollen Schönheit ihres Wuchses dargestellt wird, oder wenn man ein hübsches junges Mädchen in dem Momente malt, wo es etwa frisch aus dem Wasser kommt oder hineinsteigen will. Alle diese zahlreichen Nymphen sehen aus, als würden sie schließlich die im Gebüsche versteckt liegende Kleidung hervorholen. Aber dies nebenbei. Versuchen wir das beste Genrebild der Ausstellung zu beschreiben, in der That eine brillante Leistung, die zugleich voll geeignet ist, die letzten Consequenzen der Gattung klar zu machen.

Neugieriges Volk steht vor einem ärmlichen Hause, aus dessen Thüre von einem Gensdarmen ein weibliches Wesen, sagen wir ein junges Mädchen, herausperfuadiert werden soll. Er steht, im Mantel, draußen auf der Steintreppe, sie, kaum zu erkennen, innen, an die Wand gelehnt, als sei es unmöglich, den Schritt über die Schwelle hinaus zu thun und all den Blicken der Leute sich auszusetzen und dem Geschwätz, das sie empfangen wird. Man fühlt, noch einige Minuten Zögern und der Gensdarm faßt sie am Arme und führt sie unfreiwillig fort. In einer offenen Werkstätte, im Hintergrunde, sieht man einen Arbeiter verzweiflungsvoll den Kopf gegen die Wand pressen, im Vordergrunde rechts theilen ein paar Männer, die den Stempel widriger Gleichgültigkeit roh genug auf den Gesichtern tragen, sich eifrig mit, was geschehen sei. Wir vor dem Bilde erfahren selber nicht, um was es sich handelt, aber die Stimmung des Gemäldes theilt sich uns mit. Es ist Herbst eingetreten, der Wind knurrt in dem Häuserwinkel umher, wo die Scene spielt, macht die Menschen frösteln, treibt gelbe Blätter durch die Luft und drückt den Rauch am Schornstein nieder. Meisterhaft wahr ist das Ganze durchgeführt. Das sind die Dinge also, die man in die Hand bekommt, wenn wir in's volle Menschenleben hineingreifen. Und nun denke man sich ein Haus, das dazu verurtheilt wäre, dies in der That ausgezeichnete Gemälde an einer seiner Wände zu tragen. Sollte man nicht denken, Kinder die in

dem Zimmer aufwüchsen, wo dergleichen hinge, müßten angesteckt werden von den trostlosen Gedanken, die sich hier darbieten? Die Kunst soll erfreuen oder erschüttern: wen erschüttert dies? Wie kann man soviel Talent aufwenden, um etwas so Unerträgliches darzustellen?

Die sämmtliche Deutsche Production im Genre wird auf unserer Ausstellung überboten von Alma Tadema's „Sappho." Phaon singt zur Leier und Sappho, den Lorbeerkranz vor sich, mit dem sie ihn krönen will, scheint nur deshalb damit zurückgehalten, weil sie den Dichter im Gesange nicht unterbrechen will. Wie ist das wirklicher Marmor diesmal, aus dem die Bank gemeißelt ist, auf der Sappho und eine Anzahl Mädchen sitzen! Alle gespannt auf den Sänger lauschend, und das echte Meer des Südens, das im Hintergrunde sich zeigt! Auch eine solche Scene ist volles Menschenleben. Wir gestehen, in den meisten Fällen sind uns Landschaften mit ein paar gleichgültigen Staffagefiguren lieber als Scenen aus dem Treiben der sogenannten Gesellschaft oder des sogenannten Volkes, an denen wir, erlebte man sie in Wirklichkeit, nicht das mindeste Interesse nähmen oder von denen wir uns abwendeten.

Die Compositionen Dürer's, Raphael's und ihrer Zeitgenossen geben, mögen diese Meister klein oder groß arbeiten, fast nur religiöse oder heroische Darstellungen. Die Kunst ihres Zeitalters sollte die höchsten Interessen berühren und das verkörpern, was dem Auge der großen Masse sich verbirgt. Man wußte auch damals das Häßliche und Lächerliche zu erfassen und künstlerisch zu gestalten, aber das lief nebenher und verschwand vor dem Ernste dessen, was den eigentlichen Inhalt der Kunstwerke ausmachte. Im Großen und Ganzen hat man auch in den folgenden Zeiten die Aufgabe der bildenden Kunst so gefaßt. Dieser Entwickelung von Jahrhunderten gegenüber ist heute eine andere Anschauung in Kraft getreten, die sich allgemeinen Beifalles erfreut und so intensiv auftritt, als sei sie die einzig berechtigte. Das Religiöse und Heroische ist fast ganz zurückgetreten. Und so darf es nicht Wunder nehmen, wenn unter den ausgestellten Gemälden nur zwei zu nennen sind, welche Scenen aus der Geschichte Christi im höchsten Sinne behandeln: eine Kreuzigung, die in Düsseldorf gemalt worden ist, und eine Versuchung Christi, die in Berlin entstanden zu sein scheint. Wie verschieden diese beiden Werke seien, würde sich dann erst in voller Grellheit zeigen, wenn man sie nebeneinander brächte. Aber auch ohne das empfindet man es deutlich genug. Es müßte, sollte erschöpfend über sie gesprochen werden, mit einer Geschichte der Darstellung Christi überhaupt begonnen werden. Setzen wir die Bekanntschaft damit jedoch voraus, oder lassen sie auf sich beruhen, und suchen uns klar zu machen, was im gegebenen Falle gewollt worden und was erreicht worden sei.

Das eine Werk, sehen wir sofort, sucht an Vorhandenes anzuknüpfen, das andere frei aus der Phantasie zu schöpfen.

Wer hat nicht im Gebirge erlebt, wie dicker Nebel, der hartnäckig fest zusammenhing, unvermuthet zerreißt und durch die Wolkenkluft ein Blick auf das Land in der Tiefe sich erschließt, wo Stadt und See und niedersteigende Wälder im lichten Sonnenscheine daliegen. Wie in Gold getauchtes Spielzeug sieht man die Welt sich ausdehnen. Und noch ein paar Athemzüge Wind weiter: das ineinanderrollende Gewölk wird dünner und dünner, endlich sind es nur noch Fetzen lichten Rauches, der an den Felsen klebt und davonfliegt, und die ganze Aussicht umgibt uns ringsum. Dies darzustellen, ist auf dem einen der beiden Gemälde versucht worden. Dieser Effect frappiert uns zuerst darauf.

Die Versuchung Christi besteht darin also, daß ihm von einer einsamen Klippe im Gebirge, die sogenannte „Welt" plötzlich so gezeigt wird. Ein Königreich zu seinen Füßen, das Sonne und Genuß verspricht, und als Interpretin dieser Anerbietung ein verführerisches Weib, das, halb nur ein Phantom, halb greifbare nackte Ueppigkeit selber, von der Luft getragen ihm entgegen schwimmt und auf all das hindeutet, was er mit einem einzigen zustimmenden Blicke jetzt mühelos gewinnen könnte. Und nun, weiter, betrachten wir die Gestalt Christi. Barfuß und abgemagert dastehend, wendet

er mit den Armen den schönen Teufel ab, die Augen zur Höhe erhebend und im Begriffe davonzuschreiten.

Wieweit das Neue Testament an dieser Scene betheiligt sei, weiß Jedermann. Sie wird in einer Allgemeinheit dort erzählt, die der Phantasie den freiesten Spielraum gestattet. Drei Auffassungen zunächst sind möglich. Entweder wir nehmen dies Erlebniß Christi in rein geistiger Bedeutung: ein Moment kam, wo er sich wie auf den Scheideweg gestellt fühlte und die Wahl getroffen wurde. Für diejenigen Leser des Evangeliums, die die Versuchung Christi in diesem Sinne nehmen, hat der Künstler zuviel handgreifliches Detail in zu intimer Deutlichkeit gegeben. Er trägt Gedanken hinein, die dem Erlebnisse fremd sind. Man wird weder das Reich der Welt, noch den Teufel, der es darbietet, so deutlich sehen wollen, wie beide hier erscheinen, und mit Sicherheit aussprechen, daß dieses Werk nicht das darstelle, was für uns in dem Ereigniß enthalten sei. Ein zweiter Leser aber, der der festen Ueberzeugung lebt, jeder Schritt, von dem die Evangelien berichten, sei gethan worden, wird mit noch größerer Bestimmtheit erklären, so könne das Ereigniß nicht stattgefunden haben. Der Teufel, von dem Christus auf einen hohen Berg geführt wurde, könne so nicht neben ihm in den Lüften geschwebt und als nacktes Weib und mit verführerischem Lächeln in die lockende Tiefe gedeutet haben. Denn nicht um Genuß, sondern um Herrschaft handelte es sich bei der Versuchung. Die Frage war nicht so gestellt, wie diese süßen Lippen sie zu fassen vermochten. Das was hier dargeboten werden sollte, hätte man etwa dem heiligen Antonius zu Gesicht bringen können, um ihn aus seiner ascetischen Laufbahn herauszulocken, nicht aber dem, dessen Laufbahn das Neue Testament schildert. Und so bliebe nur noch die dritte Auffassung der Scene übrig: sie als eine jener vielen Legenden anzusehen, die sich an die Gestalt Christi von seiner Geburt ab angeheftet haben und die der Phantasie Alles zu gestatten scheinen. Und in der That, das Märchenhafte wird so stark herausgekehrt, daß der Künstler offenbar wünscht, es möge aus dieser Perspective heraus sein Werk betrachtet und beurtheilt werden. Wie Dürer einst seine Leidensgeschichte Christi in das eigne Jahrhundert verlegte und mit realen Zügen Deutschen Städtelebens ausstattete, so hat der Maler sich hier sein eignes Reich gebildet und uns so deutlich vor die Blicke gebracht, daß wir uns gleich ihm ganz darin zu Hause fühlen. Trotzdem vermögen wir auch hier ihm nicht zu folgen. Auch die Legende wird gewisse Hauptlinien der Gestalten, deren sie sich bemächtigt, und der Ereignisse, die sie erfindet, nie überschreiten dürfen.

Eine der schönsten und reichsten Seiten im Leben Christi ist sein Verhältniß zu Frauen. Von Maria herab bis zu Magdalena, und den andern, entfalten sich eine Anzahl Charaktere, die, durch die bildende Kunst besonders, uns so nahe gebracht worden sind, daß wir sie persönlich zu kennen vermeinen. In keinem dieser Verhältnisse offenbart sich auch nur der leiseste Schimmer dessen, was unser Gemälde andeutet. Nie begegnet uns auch nur eine Ahnung, Christus habe in Versuchung gebracht werden können wie Antonius und andere Heilige zweiten Ranges. Hat der Künstler, indem er Christus ein nacktes Weib von sich abwehren läßt, vielleicht an die babylonische Buhlerin der Apocalypse gedacht, so tritt diese an ihrer Stelle in einer mythologischen Riesenmäßigkeit auf, die die Verwandtschaft mit der schönen Frau unseres Gemäldes unmöglich machte. Unser Künstler hat keinen weiblichen Teufel malen wollen, welcher abschreckt, sondern lieblich wie er in der Biondetta erscheint oder die Erzählungen und Märchen des Mittelalters die täuschenden Nymphen erscheinen lassen, in deren Armen erst man plötzlich fühlt, daß man von den Banden der Hölle umklammert werde. Dergleichen Züge aber in die Legenden hineinzubringen, die Christi Gestalt umspielen, würde unmöglich sein.

Der Künstler hätte in seiner Composition deshalb, soviel künstlerische Arbeit sich auch darin offenbaren mag, etwas Unmögliches dargestellt und ein Bild geschaffen, das nirgends die Stelle finden würde, auf die es etwa Anspruch machte.

Allein noch ein vierter Standpunkt dem Werke gegenüber wäre denkbar. Wir heute, Katholiken oder Protestanten, welcher Richtung es immer sei, würden in Rubens' Weltgerichtsbildern der Münchner Gallerie nichts sehen, was den Namen kirchlich oder religiös beanspruchen dürfte. Diese Gemälde interessieren uns nur als Denkmale der phantastischen Anschauungsweise des 17. Jahrhunderts und als Proben der außerordentlichen malerischen Fähigkeit Rubens'. So genommen aber, haben wir ein bedeutendes Wohlgefallen an ihnen. Das Fleisch der Verdammten ist wirkliches lebendiges Fleisch, die Bewegungen sind wahr, die kolossalen Formen imponieren durch ihre Macht, und die zur Hölle stürzenden Leiber durch ihr Colorit. Der in der Luft sich vollziehende kannibalische Kampf der Teufel und der Verdammten hat soviel Natur und zugleich Idealität, daß die Blicke nicht davon loskommen. Versuchen wir auch unser Gemälde in diesem Sinne zu betrachten ohne irgend freilich anzunehmen, daß der Künstler dies von uns verlange: was würde es uns erzählen, den Titel völlig fortgedacht, den ihm der Katalog gibt?

Ein junger Mann, im Gewande eines Büßenden etwa, hat sich in's Gebirge zurückgezogen. Eine verführerische Frau erscheint dort vor ihm. Auf ihr Geheiß reißen die Nebel und eine entzückende Landschaft thut sich auf. Sie sagt, komm' mit mir, all das gehört mir und soll dein sein. Er aber wendet die Blicke ab, wehrt die Frau von sich und geht fort. Nehmen wir an, Rubens habe dieses Thema behandelt: uns will scheinen, als würde er die Frau weniger nur als Lustgebilde, ihre Verführung drängender und auch die Abwehr des Jünglings dringender dargestellt haben. Auf unserem Gemälde dagegen entwickelt sich der Kampf zu ruhig, um für sich allein und als bloßes Gedicht zu wirken. Diese Frau erregt keinen Wirbelwind um den, den sie gewinnen will, der ihn schwindlig zu machen drohte, so daß dem Zuschauer selbst das ängstliche Gefühl käme; wird er, der sich so siegesgewiß abwendet, nicht trotzdem, wenn er einige Schritte gethan hat, mit den Schritten stocken, zurückblicken und der schönen Frau sich in die Arme werfen? Der Künstler hat das weder dargestellt, noch darstellen wollen, wir besprechen diesen vierten Fall nur, um dem Gemälde auf alle Weise gerecht zu werden. Die Frau, in der die Verführung so personificiert sein soll, hat eher etwas Freundliches.

War in diesem Werke also der Versuch gemacht worden, ein Ereigniß des Neuen Testamentes, unbefangen von vorhandenen Mustern, in freier Interpretation der Bibel, aus dem Gefühl der heutigen Zeit und mit Anwendung all der Mittel zu schildern, die unsere Technik dem Künstler liefert, und etwas zu Stande zu bringen, was durch und durch original genannt werden könne, so ist die Himmelfahrt Christi, zu der wir nun übergehen in jeder Beziehung anders geartet. Auch in ihr begegnen wir nicht dem ersten Werke dieser Art von derselben Hand. Der eben besprochenen „Versuchung" war bereits eine „Verleugnung des Petrus", auf der vorigen Ausstellung, vorausgegangen (eine Arbeit über die wir hier nichts weiter zu sagen hätten), ebenso ist die „Himmelfahrt" nur der letzte Schritt auf einem schon längeren Wege. Der, der sie gemalt hat, lehnt sich an und will auch nicht, daß man in Betreff seiner Abhängigkeit in Zweifel sei. Er geht zu kräftig und fest eine bestimmte Straße, um sich dadurch geniert zu fühlen, daß Andre sie vor ihm gegangen sind.

Die Darstellung der Scenen des Neuen Testamentes war, wie sich das von selbst versteht, eine Domaine der katholischen Kirche. Von protestantisch kirchlicher Kunst kann nur ausnahmsweise die Rede sein. Dürer ist sicherlich einer der feurigsten Verehrer Luthers, sein und der anderen Reformatoren persönlicher Freund und Anhänger (auch wenn er Luther nicht selber begegnet ist), und durchdrungen vom Geiste dieser Männer gewesen; seine Kunst aber blieb die der katholischen Kirche, aus deren Schoße 1527, als Dürer starb, überhaupt noch keiner der Protestanten herausgetreten war. Man war damals kaum zu den ersten ernsten Verhandlungen durchgedrungen. Viel später erst schieden sich die beiden Confessionen. Dürer als einen protestantischen Maler anzusehen, würde ein Mißgriff sein. Holbein wäre eher protestantisch zu nennen, im heutigen Sinne, weil besondre Umstände ihn dazu gemacht hatten. Mit

einer erstaunlichen Virtuosität stellt er die Leidensgeschichte Christi als die Mißhandlungen dar, die ein bestimmtes Individuum erduldet, aus dessen Charakter sie seiner Darstellung nach zu fließen scheinen. Das aber, was Holbein nur versucht hatte, übernahm Rembrandt dann durchzuführen: sein Christus ist der eigentlich germanische Christus. Wer heute, wenn er Scenen des Neuen Testamentes darstellt, sich an Rembrandt anlehnt, thut das Natürliche.

Wir haben auf der Nationalgallerie das „Abendmahl", das vor Jahren schon dem gleichen Bestreben des Künstlers entsprang, dessen „Himmelfahrt" die Ausstellung bietet. Vergleichen wir beide Werke, so zeigen sich bedeutende Unterschiede. Das frühere — wir lassen alles Dazwischenliegende außer Anschlag — wirkt coloristischer, im Sinne Rembrandt's, das jetzige ist selbständiger in Farbe und Zeichnung. Der Künstler aber ist in dem Bestreben, die Sache selbst so rücksichtslos als möglich zu geben, nun soweit gegangen, daß Composition und Farbe fast darunter zu leiden scheinen. Dies würden wir gern in den Kauf nehmen, träte nicht noch ein Zweites hinzu. Die Himmelfahrt Christi, das plötzliche Verschwinden eines Menschen im Gewölk, ist eine so außerordentliche Begebenheit, daß die, welche davon Zeugen sind, auch wenn sie noch so sehr historisch ahnen, was geschieht, durch die reine Thatsache in ungeheure Aufregung versetzt werden mußten. Die Gemeinde, der ihr Lehrer und Freund durch überirdische Macht entrissen wird, kann nicht zum Theil so ruhig dastehen. Man sehe wie Raphael das Emporschweben Christi, bei der Verklärung, wie einen Blitzstrahl, der niederschießt, auf die um den Berg Versammelten wirken läßt. Unser Gemälde dagegen stellt die Leute dar, als seien es gute bibelgläubige Christen, denen die Evangelien geläufig sind und die in gewissem Sinne vorherwußten, daß im Laufe der Begebenheiten die Himmelfahrt nun eintreten müsse. Es ist zuviel kirchliche Andacht und zu wenig unbefangen menschliche Natur auf dem Gemälde. Und dadurch nun wieder, daß auch der Betrachtende sich zu wenig in die Begebenheit hineingerissen fühlt, wird ihm zu weiter Spielraum für kritische Gedanken verliehen. Das mittelalterlich städtische Costüm scheint nun zusehr hervorzutreten, das Gemälde behält in jedem Momente der Betrachtung etwas Absonderliches, Absichtliches, und der Eindruck wird im Ganzen nicht der sein, den der Künstler erwartete oder wünschte. Dies hätten wir an dem Gemälde zu tadeln. Nicht hoch genug angeschlagen dagegen ist die Innigkeit, die in den einzelnen Figuren auf ergreifende Art ausgedrückt worden ist. Auch der, der diesen Gefühlen und Gedanken sich fremd empfindet, muß die Kraft und Einfachheit anerkennen, die den Künstler beseelte, dem Werke sich mittheilte und aus ihm heraus sich weitergibt. Hier ist nichts von der geheuchelten Reinlichkeit in Gestaltung, Bewegung und Gewandung, die der specifischen Darstellung dieser Stoffe so oft eigenthümlich ist und die sich auf Ochse und Esel und Schafe sogar ausdehnt, wo diese einzutreten haben. Die Figuren unseres Gemäldes sind gesunde Leute ohne Süßlichkeit.

Wir haben Versuchung und Himmelfahrt eingehender besprochen, weil der Ernst, mit dem hier vorgegangen ist, und das Können, das sich hier ausspricht, allgemeine Achtung und Aufmerksamkeit verdienen. Wir hoffen, daß die Urheber beider Werke uns nachsehen werden, wo sie sich in ihren Intentionen etwa falsch von uns verstanden fühlen.

Was wir dem Gros der dieses Jahr ausgestellten Werke zum Vorwurfe machen, ist die Kälte, mit der sie gearbeitet worden sind: Waare meistentheils, die nichts besseres als Waare sein will. Unschuldiges Gefühl begegnet uns dagegen in einer Anzahl von Landschaften. Da sehen wir ein paar Weiden an einem Weiher, auf dessen Fläche Enten schwimmen. Von der Seite kommt ein das Laub bescheiden streifender Sonnenstrahl, man fühlt, daß die Sonne schon im Sinken sei (Nr. 450). Eine ruhige Stimmung dringt wie ein sanfter Lufthauch aus dem Bilde uns entgegen; es will nicht mehr, als diese hervorrufen. In solchem Sinne bringt jede Ausstellung stets eine Reihe vortrefflicher Arbeiten. Man hat die wohlthuende Empfindung ihnen gegenüber, daß die Meister Freude an der Arbeit hatten und mit einer gewissen

Sicherheit darauf rechneten, Freude zu erregen. Aber solche Leistungen schließen uns doch nicht die Lippen, wenn wir aussprechen müssen, daß die Malerei im großen Sinne im Heruntersteigen begriffen sei und daß sich zumal die Berliner Malerei unter der Herrschaft des frischen fröhlichen Realismus einem Verfalle nähert, dessen rasches Eintreten auch die nicht in Abrede stellen werden, die die Vertreter dieses Realismus sind und denen ja immer die Klage offen bleibt, sie seien nicht verstanden worden. Wir unsererseits zwar sehen in diesem rapiden Abmarsche ein gutes Zeichen. Noch einige solcher Ausstellungen und es wird eingesehen werden, daß ohne ganz solides Zeichnen, als erste Grundlage für alle bildende Kunst überhaupt, kein künstlerisches Streben möglich ist. Und ferner, daß diesem ein ernster Wille parallel gehen muß, mit dem in geistige Gemeinschaft zu treten, was bildende Kunst und Dichtung seit zwei Jahrtausenden geschaffen haben. Ohne diese Anfänge ist jede Künstlerlaufbahn eine vergebliche. Es ist heute nicht zum ersten Male, daß der Realismus sich in Positionen einzudrängen suchte, die ihm nicht zukommen: man wird auch jetzt die Erfahrung endlich machen, daß nichts mit ihm zu gewinnen sei. Der Staat, wenn er als Lehrer auf dem Gebiete der bildenden Kunst eintreten will, wird wieder an das anknüpfen müssen, was als Groß und Schön und Ehrfurchtgebietend überliefert worden ist. Je länger damit gezögert wird, um so weiter (und schwieriger und kostspieliger) wird die Brückenspannung sein, mit der man kurz oder lang den Abgrund endlich doch einmal wird überwinden müssen.

B. K. F.

Die Berliner Theater.

Berlin, den 11. October 1881.

Im Sommer ruhen die komische und die tragische Muse, nicht nur bei uns, sondern auch bei den theaterfrohen Franzosen. Schon im Anfang des Juni schließen in Paris eine ganze Anzahl der größeren Theater, allmälig, mit der steigenden Hitze, folgt eines nach dem andern dem gegebenen Beispiel. Erst im September öffnen sich wieder ihre Pforten. Und auch der Mangel an neuen, unterhaltenden Stücken, über den wir klagen, stellt sich bei unsern Nachbarn ein. Der glänzende Stern, welcher der dramatischen Dichtung während des zweiten Kaiserreichs in Frankreich aufging, dessen Glanz noch die ersten Jahre der Republik erfüllte, neigt sich langsam dem Untergange zu. Pailleron's fein und anmuthig zugespitzte, aber handlungslose und selbst in der Charakteristik der Hauptfiguren nicht hervorragende Salonkomödie „Le monde où l'on s'ennuie" war in diesem Frühjahr das einzige Schauspiel, das eine Art literarischen Werth besaß. Wie bei uns, griff daher das Théâtre français nach alten Stücken, nach einander versuchte es die vortreffliche Komödie des älteren Dumas „Mademoiselle de Belle-Isle", die mittelalterliche Farce vom „Advokaten Pathelin", eine Bearbeitung des Sophokleischen „Oedipus". Dieselben Zustände führen überall dieselben Auskunftsmittel herbei. Unsere Directoren greifen in ähnlichen Verlegenheiten stets zu dem unversieglichen Schatze Shakespeare's zurück. Denn mit dem offenbaren Mangel an brauchbaren Neuigkeiten geht die Unlust und die Zaghaftigkeit der Bühnenleiter, Neues zu wagen, Dichtungen größeren Stils von noch unbekannten oder weniger gekannten Talenten auf die Bretter zu bringen, Hand in Hand. Shakespeare dagegen erscheint ihnen als eine unantastbare Firma, bei der man kein Risiko läuft; auch ist beinahe jedes seiner Stücke schon zwei- oder noch mehrere Male „für die Bühne bearbeitet" worden und die Arbeit, es abermals „neu einzurichten", ist für den Bühnenhandwerker leichter und mühelofer, als die Inscenirung einer noch durchaus für Lampenlicht und Decoration jungfräulichen Tragödie.

So wetteifern jetzt zwei Theater der Stadt, das National- und das Victoria-Theater mit Shakespeare-Aufführungen. Der außerordentliche Erfolg, den das Schauspielhaus vergangenen Herbst und Winter mit der Neubelebung des „Sommernachtstraumes" erzielte, mag dabei mitgesprochen haben. Könnte sich die dramatische Kunst, die des Dichters wie die des Schauspielers, nur etwas Dauerndes von diesen Bemühungen versprechen, liefen sie nur nicht gar zu sehr auf die Handwerkstüchtigkeit der Theaterarbeiter, des Decorationsmalers und des Maschinisten, und die Schaulust der Menge hinaus! Die frühere Klage der Shakespeare-Kenner, daß seine Stücke viel zu wenig auf deutschen Bühnen gespielt würden, muß sich jetzt in die andere verkehren, daß mit diesen Dichtungen eine Art Sport getrieben wird: ein Sport, der nothwendig mit der Uebersättigung des Publicums endigen muß. Eine Bühne, die sich von der Production der Gegenwart absichtlich fern hält und nur mit den classischen Dramen Versuche anstellt, ist eine künstliche Treibhauspflanze, die sich

niemals in voller Kraft und Schönheit entfalten kann. Sie gelangt nicht einmal, wie wir es von dem National-Theater sehen, zu einem sicheren und gefesteten Dasein. Von dem Standpunkt aus, daß die Bühne in Bezug auf das Publicum eine moralische, etwas wie eine pädagogische Aufgabe, die Zuschauer zum Schönen zu erziehen, habe, läßt sich schwer ein besseres Repertoire entwerfen, als dasjenige, dem das National-Theater nun seit einer Reihe von Jahren treugeblieben. Aber der Mensch vermag auf die Dauer nicht von Nektar und Ambrosia zu leben, er fordert derbere, alltäglichere Kost. Was vom Publicum, gilt in noch höherem Maße vom Schauspieler. Diese durch den Regisseur auf „classisch" gestimmten Künstler, die der Mehrzahl nach von dem Classicismus nicht mehr wissen — der Natur der Sache nach nicht mehr wissen können, als was in ihren verschiedenen Rollen davon zu finden ist, verlernen, sich einfach und schlicht zu bewegen, und gerathen in Gespreiztheit und Uebertreibung. Vortrefflich, wenn auf einer Volksbühne sich zuweilen um zwei oder drei hervorragendere Schauspieler ein Ensemble bildet, das, verständig und erträglich, der im Saal dicht gedrängten Menge Shakespeare und Schiller, Lessing und Gutzkow interpretirt. Diese Festtage aber zu Werkeltagen machen zu wollen, geht nicht. Shakespeare's „Sturm", mit dem neulich das National-Theater sich eine Reihe von Abenden hinter einander hervorwagte, gehört meiner Meinung nach gar nicht auf eine solche Bühne. Zu ihrem Verständniß setzt diese Dichtung — von den Auslegungen, die sie gefunden, sehe ich als von den müßigen und phantastischen Speculationen witziger und geistvoller Köpfe ab, denen bei ihren Untersuchungen das erste Erforderniß, einem Theaterstücke gegenüber, fehlte: die Naivetät — ein nicht literarisch hochgebildetes, aber doch literarisch angehauchtes Publicum voraus; zu ihrer Darstellung fordert sie schauspielerische Talente, eine Entfaltung des scenischen Apparates, über die das National-Theater nicht verfügt. Das Fehlen dieser Kräfte gibt der ganzen Aufführung, äußerlich wie innerlich, eine gewisse Dürftigkeit und Magerkeit, die um so stärker auffällt, je schwächer die dramatische Bewegung im Schauspiel ist. In „Richard III." und „Julius Cäsar" reißt der Schwung der Handlung, in „Othello" die Gewalt der Leidenschaft, in „Hamlet" die Spannung, welchen Ausgang die wunderliche Geschichte nehmen wird, den naiven Zuschauer über alle Unzulänglichkeiten in der Ausstattung und der Darstellung fort; der „Sturm" kann nur als Zauberspiel und lyrische Poesie auf ihn wirken, hier muß darum zuerst und zuletzt Alles märchenhaft und zauberhaft sein, nirgends darf der magische Kreis, der uns einschließt, durch die Bedürftigkeit der Realität gebrochen werden.

Auch die Victoria-Bühne, der von ihren Ausstattungsstücken her eine größere und reichere Fülle von Mitteln als dem National-Theater zu Gebote stehen, hat sich mit ihrer Aufführung des „Kaufmanns von Venedig" wol zur Höhe des Handwerks, aber nicht zu derjenigen der Kunst erhoben. Immerhin ist die Vorstellung mit den hübschen Decorationen des Ghetto in Venedig, des Audienzsaales im Dogenpalaste und der ganzen trefflichen und malerisch wirksamen Einrichtung der Gerichtsscene im vierten Act interessant und das Spiel Ernst Possart's als Shylock — keine genialische, aber eine geschickte und verständige Leistung, voll schauspielerischen Scharfsinns und charakteristischen Lebens — verleiht ihr einen künstlerischen Zug. Die Regisseure, die jetzt mit so löblichem Eifer diese Shakespeare-Dramen einrichten, haben von den Meiningern gelernt und bemühen sich, es ihnen gleich zu thun. Sie vergessen nur, daß die hohe Bildung, welche die Einrichtungen der Meininger anordnet, nicht im Handumdrehen erworben werden kann, daß der künstlerische Sinn, der dort Alles beherrscht, ein angeborenes, kein zu erwerbendes Talent ist. Wie im vergangenen Jahre der Einrichtung des „Faust", fehlt der diesmaligen Einrichtung des „Kaufmanns von Venedig" im Victoria-Theater der Stil, die Durchbildung des Einzelnen. Für jeden seiner gebildeten Geschmack, für Jeden, der Venedig kennt, gibt es nichts Lächerlicheres, als das moderne Ballet auf der Piazetta, mit der das Schauspiel eröffnet wird. Statt eines echten venetianischen Maskengewühls, wie es keiner besser und lebendiger zu malen versteht als Carl Becker, hüpft und springt das

Corps de Ballet in seinen altgewohnten Costümen herum. Nein — will man schon auf die äußerliche Ausstattung eines classischen Schauspiels, auf die malerische Wirkung der Scene ein Schwergewicht legen, dann muß man die Sache bis in ihre Einzelheiten hinein ausarbeiten und dem Local- und dem Beleuchtungston der Dichtung anpassen, eine halbe Wahrheit ist hier schädlicher, als eine ganze Lüge. Unsere Schauspieler haben sich, namentlich seit Dawison's Vorgang, daran gewöhnt, Shylock mehr oder minder als tragischen, halbwegs als heroischen Charakter darzustellen. Die Aelteren, Marr, Döring, spielten sich stärker auf den boshaften und spitzbübischen Juden hinaus. Kein Zweifel, daß Shylock, dieser Stiefbruder des Marlowe'schen „Juden von Malta", für das Publicum Shakespeare's der ungeheuerliche groteske Popanz war, dessen Niederlage und Bestrafung mit demselben Jubel aufgenommen wurde, wie die Verbrennung der Strohpuppen, welche den römischen Papst vorstellten, bei öffentlichen Lustbarkeiten in London. Von Mitleid für den Mann, dem die Tochter mit seinen Juwelen und Ducaten entflieht, der gehänselt und gekränkt wird, wo er erscheint, war bei den Lords auf der Bühne und den Bürgern vor derselben eben so wenig die Rede, wie von der Frage, ob ihm trotz alledem nicht Unrecht geschehe: in der Welt der Poesie sowol wie in der Wirklichkeit. Aber diese Frage drängt sich dem modernen Menschen unabweislich auf, je menschlicher, realistischer Shylock dargestellt wird. Einem so kühnen Neuerer, wie Dawison es war, einer so geschäftigen Phantasie, wie er sie besaß, wurde es leicht, von diesem Punkte aus Shylock als den Vertreter, den Märtyrer seines geknechteten unterdrückten Volkes aufzufassen und zu gestalten. Und wie wenig diese Darstellung auch die Absicht des Dichters traf, wie hart sie die Harmonie der Dichtung zerriß — so hart, daß Dawison sehr oft bei seinen Darstellungen des „Kaufmanns von Venedig" den fünften Act einfach fortließ — ohne Größe, ohne erschütternde Momente war sie nicht. Ernst Possart ist im Wesentlichen ein vermittelnder, aufnehmender, componirender Schauspieler; die Klugheit seines Kopfes bringt ihn weiter als der Schwung seiner Phantasie; er gibt in seinem Shylock das richtige Mittelmaß zwischen der Döring'schen und der Dawison'schen Auffassung und stellt so eine durchaus annehmbare, menschlich mögliche, niemals in das Phantastische ausartende Figur hin. Auf die Gefahr hin, ein allgemeines Kopfschütteln zu erregen, sage ich dagegen: gerade in die Phantastik hinein möchte ich den Darsteller des Shylock treiben. Ich will mir die Schönheit dieser Dichtung nicht trüben, ihren Duft nicht rauben lassen durch das Gefühl: diesem Manne geschieht Unrecht, diese Porzia ist mit all' ihrer Lieblichkeit und Beredtsamkeit eine Spitzbübin. Je unmenschlicher, häßlicher, widerlicher Shylock erscheint, im Verkehr mit seiner Tochter, mit seinem Diener, mit Antonio und Bassanio, je mehr er von den Schreckfiguren des Märchens annimmt, desto geringer wird mein Mitleid mit seinem endlichen Geschick, mein Gerechtigkeitssinn fühlt sich durch den Streich, den ihm Porzia spielt, dann so wenig verletzt, wie durch die List und Lüge, womit Odysseus den Polyphem betrügt. Die angenehme Empfindung des Gruselns wird nicht beständig durch die Ahnung eines wahrhaftigen menschlichen Leidens zerstört. Ist es uns schon unmöglich, die Dichtung in der Stimmung anzusehen und zu genießen, welche die Zeitgenossen des Dichters erfüllte, so retten wir uns doch ihren Duft und ihren Farbenglanz, wenn wir sie als ein buntes Märchen, in dem der Popanz nicht fehlen darf, betrachten.

Wie das Victoria-Theater, hat auch das Residenz-Theater seinen Director gewechselt, in dem ersten ist an die Stelle des Herrn Emil Hahn Herr M. Ernst, der einige Jahre hindurch die Aufführungen der königlichen Oper geleitet hat, im zweiten an die des Herrn Emil Claar Herr Emil Neumann, der sich den Berliner Theaterfreunden besonders durch die Einrichtung der französischen Vorstellungen im Concertsaal des Schauspielhauses empfohlen hat, seit dem 1. September getreten. Dem Residenz-Theater fehlt es an anziehenden schauspielerischen Kräften und geeigneten Stücken. Seiner Kleinheit, seiner koketten und zierlichen Einrichtung nach ist es durchaus auf die Salonkomödie, das bürgerliche Schauspiel angewiesen. Eine Weile

hat es mit den französischen modernen Dramen große Erfolge gehabt, von deutschen Dichtern, die auf diesen Brettern mehr als nur vorübergehend erschienen, ist im Grunde nur Adolf Wilbrandt zu nennen. Der neue Director hat mit seinen bisherigen Versuchen kein rechtes Glück gehabt; die alten Stücke „Böse Zungen" und „Cato von Eisen" von Heinrich Laube, Sardou's „Unsere Freunde" sind viel zu bekannt und viel zu abgespielt, um noch eine wirksame Anziehungskraft zu besitzen, und die Neuigkeit, die er uns brachte: „Der Ingenieur", Original-Lustspiel in 4 Acten von H. Herwig am Freitag, den 9. September, hätte bei ihrer Schwäche einer ganz anderen Darstellung bedurft, um sich aufrecht zu erhalten. Das Lustspiel hat drei Fehler: es führt einen falschen Titel, da es weder ein Lustspiel ist, noch einen „Ingenieur" zum Helden hat; es ist um den letzten Act zu lang, der in eine Scene zusammengezogen werden könnte; es leidet an der Unklarheit seiner Voraussetzungen und an der Zaghaftigkeit des Verfassers, die Consequenzen dieser Voraussetzungen zu ziehen. Im Anfang und im Ausgang des Stückes ist von einer Maschinenfabrik, die, weil sie zu viel producirt hat, am Rande des Concurses steht, und von einer neuen Erfindung des Ingenieurs dieser Fabrik die Rede — einer so bedeutenden Erfindung, daß sie einen reichen Engländer bestimmt, ihretwegen in die Fabrik einzutreten: die eigentlichen Conflicte aber liegen auf einem ganz anderen Gebiete. Nach mehrjähriger glücklicher Ehe erfährt Charlotte durch einen verschuldeten adeligen Gecken und Abenteurer, der sich in die Familie eingedrängt hat, um Charlotten's reiche Schwester Eva zu heirathen, daß ihr Mann, Ludwig Menzer — der Besitzer eben jener Fabrik — nicht durch einen Zufall, durch den Zug des Herzens, sondern durch einen Heirathsvermittler mit ihr bekannt geworden ist. Dies empört die kleine, launische, flatterhafte Frau so sehr, daß sie den guten und verständigen Worten ihres Mannes kein Gehör schenkt, wie im Sturm sein Haus mit ihrer Schwester verläßt und nach Baden-Baden geht. Natürlich begleitet Victor von Lancken die Damen. Seine Absicht, Eva's Hand dadurch zu gewinnen, daß er Charlotte vor der ganzen Badegesellschaft compromittirt — nur als Bräutigam der jungen Schwester würde sein intimer Verkehr mit der älteren verheiratheten genügend erklärt sein —, wird durch den Ingenieur Reinhard Stahl verhindert, der als Moralprediger und Puritaner durch das Stück geht. Ohne Zögern und ohne Vorwurf nimmt Menzer die reuige Gattin wieder auf, Eva, das „unverstandene" Mädchen mit der großen Seele, hat endlich in Reinhard Stahl den süßen Kern in etwas trockener Schale schätzen gelernt und auch das lustige Paar der Fabel, eine Comptoiristin und der Sohn jenes reichen Engländers, der schließlich als deus ex machina mit dem Geldbeutel den Knoten löst, fährt lachend in den Hafen der Ehe ein. Wie der Leser sieht, genug Elemente und Motive zu einer dramatischen Fabel, nur ist keins klar durchdacht, keins bestimmt zur Axe des Ganzen gemacht. In der Umrißzeichnung der Charaktere verräth sich ein anerkennenswerthes Talent, allein der Verfasser hat nicht versucht, die Umrisse zu einem wirklichen Porträt zu vertiefen. Seine Figuren sprechen zu viel, sprechen zu gut und zu klug, gefallen sich zu sehr in ihren eigenen Reden und handeln für den Zuschauer zu wenig. Wenn der Verfasser seine Fabel einzig auf den ehelichen Conflict hin betrachtet, diesen Conflict nicht in das dritte Jahr der Ehe, sondern unmittelbar nach den Flitterwochen verlegt hätte, würde er eine Reihe von ergreifenden, von natürlichen Scenen gefunden haben. Er hätte die Figur des Mannes, des Freundes, des Abenteurers tiefer anlegen, Eva, seinen interessanten Mädchencharakter, aus der rein passiven zu einer thätigen Rolle erheben müssen, und warum sollte es ihm, der eine tüchtige Beobachtungsgabe der modernen Gesellschaft verräth, nicht gelungen sein? Der eingeborene Fehler unserer jüngeren Dramatiker ist ihre Flüchtigkeit, sie brüten nicht genug über ihren Stoff; wenn sie der einen und der anderen wirksamen Scene in einer Handlung sicher sind, glauben sie schon eine dramatische Fabel zu haben.

Auch Hugo Bürger kann noch immer nicht zu einer rechten Vertiefung und Ergründung seiner Pläne kommen. Allen seinen Arbeiten merkt man das Bestreben

an, die ernsteren und bedeutenderen Fragen des modernen Lebens in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen. Die verschiedensten Seiten weiß er zu berühren, aber er vermag den angeschlagenen Accord niemals voll ausklingen zu lassen. Jedes Thema, wie phantastisch oder ergreifend es auch anhebt, wird ihm unter der Hand zu einem Musikstück für den Salon; jede Handlung, wo sie auch anfängt, unter welch' eigenthümlichen, selbst wunderlichen Umständen und Voraussetzungen, endet schließlich „bei Kommerzienraths". Gewiß wird die Schwäche der Composition durch die Eigenart des Bürger'schen Talentes bedingt, dem es versagt ist, einen in seiner Wurzel bösen Charakter darzustellen und zu entwickeln, das sich im Gegentheil, sei es bewußt oder unbewußt, stets bemüht, die Spitzen abzuschleifen und das Bedenkliche, zum Erstaunen des Publicums und oft genug auf Kosten der Wahrscheinlichkeit, in Harmlosigkeiten zu verwandeln. Sein neuestes Werk „Gold und Eisen", Schauspiel in vier Acten, das am Dienstag, den 20. September, zum ersten Male auf der Bühne des Schauspielhauses in Scene ging, liefert für alle diese Behauptungen die gültigsten Beweise. Originell und phantastisch fängt der erste Act in dem Laboratorium eines jungen Polytechnikers an, Karl Jordan's, der auf der Suche nach einem Verfahren zur Entphosphorung des Eisens ist. Ganz ohne einen egoistischen Antrieb handelt er dabei nicht; er benutzt zu seinen Versuchen Erze der Friedrichshütte, eines Bergwerks, dessen Actien allmälig von einem hohen Curse zum niedrigsten herabgesunken sind und die das einzige Vermögen eines Mädchens bilden, das er liebt. Olga von Korsakoff ist die Tochter seines Wohlthäters: Korsakoff ist ihm, einem armen Schmiedejungen, zufällig begegnet, hat Talent an ihm entdeckt, sich seiner angenommen und ihn auf der polytechnischen Hochschule studiren lassen. Warum — erfahren wir nicht, aber Korsakoff hat sein ganzes Vermögen in Friedrichshütte-Actien angelegt, den Tag nach dem unseligen Kauf ist er an den Folgen eines Sturzes vom Pferde gestorben; kaum, daß er noch Zeit gehabt hat, seine Tochter seinem jungen Freunde zu empfehlen. Jahre sind darüber hingegangen, Olga und Jordan haben sich nicht wiedergesehen, sie ist von ihren Vormündern in eine Erziehungsanstalt nach Belgien geschickt worden und lebt jetzt, wie Jordan annimmt, als Erzieherin oder Gesellschafterin in dem Hause des Geheimen Kommerzienraths Goltermann. Wie erstaunt er, als er sie plötzlich, unerwartet, in auffälligster reichster Balltoilette in seine Stube treten sieht! Ihm gegenüber, bei dem türkischen Gesandten, ist ein Ballfest, ein Unfall ihrer Pferde hat sie gezwungen, Schutz zu suchen. Sie erkennt ihn natürlich nicht wieder, sie behandelt ihn wie einen Arbeiter, ganz die vornehme, rücksichtslose Aristokratin. Als sie wieder gegangen, Jordan in zorniger Empörung ihr nachstarrt, gewahrt er an dem bläulichen Phosphorschein, der die Kuppel seines chemischen Ofens erhellt, daß sein Experiment gelungen ist, die Erze der Friedrichshütte von Phosphor zu befreien. Und noch ein zweites Motiv stellt sich ein, die Handlung tragisch zu verwickeln. Goltermann war der Geschäftsfreund Korsakoff's, er hat demselben die Actien gekauft, d. h. er hat die in seinem Besitz befindlichen Actien jenes Bergwerks gegen Korsakoff's baares Geld eingetauscht und somit ein glänzendes Geschäft gemacht — ein unantastbares, soweit es sich um die Gepflogenheiten der Börse und das Strafgesetzbuch handelt, doch aber eins, von dem ein Stachel in seinem Gewissen zurückgeblieben ist: man findet sonst keinen verständigen Grund, daß er die Tochter des Verstorbenen in dem Wahn läßt, sie sei eine reiche Erbin, und mit allem Luxus überhäuft. Einer seiner früheren Buchhalter, Rudolf Markhof, der inzwischen durch Glück und Kühnheit an der Börse ein großes Vermögen erspielt hat, bewirbt sich um Olga, ihres adeligen Namens, ihrer gesellschaftlichen Talente wegen, und hofft Goltermann seine Einwilligung zu dieser Verbindung abpressen zu können: er weiß um das Geschäft des Kommerzienraths mit dem Herrn von Korsakoff. Es ist nicht möglich, mehr Trümpfe in der Hand zu haben! Als es aber zum Spielen kömmt, zeigt es sich, daß der Dichter von diesen guten Karten nur gehindert wird. Der Gegensatz zwischen Olga und Jordan, der so schneidend und herb einsetzt, wird nicht durch eine Reihe von Handlungen,

sondern durch Reden beseitigt; Markhof's Intrigue gegen Goltermann bleibt im Keime stecken; Goltermann's Gewissensbisse werden durch einen alten Brief Korsakoff's an Jordan, in dem der Kauf der Friedrichshütte-Actien erwähnt wird, beruhigt, und die ganze dramatische Bewegung wendet sich dem Scherze, der auf der Bühne nie versagt, zu, wie ein lustiger und verständiger Schwiegersohn seine hoffärtige und verschrobene Schwiegermutter curirt. Der Kommerzienrath hat seine Tochter Klara mit dem Baron Edmund von Bergk, einem Kunstgelehrten, verheirathet und dieser liebenswürdige geschiedte junge Mann bemüht sich nun, durch verschiedene Experimente in dem Hause seiner Schwiegereltern, das durch die Vergnügungssucht und Eitelkeit der Frau Kommerzienräthin aus Rand und Band gerathen, wieder Ordnung herzustellen. Möglich, daß auf einer Bühne, die über weniger hervorragende komische Schauspieler verfügt, als die des Schauspielhauses, diese Familienscenen „bei Kommerzienraths", die bei uns von Fr. Frieb-Blumauer und den Herren Berndal, Liedtcke und Vollmer mit lustigster Verve gespielt wurden, von der ernsteren Handlung mehr zurücktreten: immer nehmen sie nicht nur den breitesten Raum in dem Schauspiel ein, auch das Talent Bürger's äußert sich in ihnen am lebendigsten und frischesten. Während die andere Handlung nicht von der Stelle rückt, ist hier Alles im Fluß; während Jordan, gerade wie der „Ingenieur" Herwig's, beständig in Auseinandersetzungen und Moralpredigten sich ergeht, macht Bergk einen Spaß über den anderen. Vergleicht man „Gold und Eisen" mit dem Lustspiel „Auf der Brautfahrt", das ihm unmittelbar vorangegangen, so findet man in beiden Stücken dieselbe eigenthümliche Composition: einen ersten, originell erfundenen Act, der auf eine tragische oder doch ernsthafte Verwickelung hindeutet und den Zuschauer nach dieser Richtung hin beeinflußt, dann in den zwei folgenden Acten einen vollkommenen Umschlag der Stimmung und der Handlung aus dem Getragenen und Phantastischen in das Alltägliche und Schablonenhafte, endlich im letzten Act die Lösung, welche die Verwickelung als Mißverständniß aufweist: der Mann, der für einen begünstigten Liebhaber gehalten wird, ist ein Versicherungsagent; die Abneigung, die Olga gegen den „Arbeiter" Jordan empfindet, ist nur eine vorübergehende Mädchenlaune, ohne tieferen psychologischen Grund; Goltermann's Unrecht gegen Korsakoff ein leerer Verdacht, den drei Zeilen eines Briefes beseitigen können. Mir will es scheinen, als ob die anmuthige Seite in Bürger's Talent, seine Fähigkeit, sympathische Gestalten zu schaffen, die Leichtigkeit in der Behandlung der Vorfälle und Scenen des Alltagslebens ihm, halb wider seinen Willen, während der Arbeit den ursprünglichen Plan verdürben und ihn das schwierigere Problem, dem er nachging, zu Gunsten der Gefälligkeit aufgeben ließen. Sichtlich befindet er sich jetzt an einem Wendepunkt seines Schaffens, er muß sich entscheiden, ob er den mühsameren und steileren Weg zu der strengeren Kunst verfolgen oder in das breitgetretene Geleise der geschickten Fabrikanten von mehr oder minder wirksamen Theaterstücken einlenken will. Auf die Dauer kann man nicht, ohne das Publicum zu ermüden und zu verstimmen, in der Weise eines Jongleurs mit großen Problemen, mit Gold und Eisen spielen.

Ein unvergleichlich stärkeres und leidenschaftlicheres dichterisches Temperament tritt uns in dem Schauspiel in 5 Acten mit einem Vorspiel: „Die Geier-Wally" von Wilhelmine von Hillern, entgegen, das am Sonnabend, den 8. October, zum ersten Male im Schauspielhause aufgeführt wurde. Schauspiele, die ausschließlich unter Bauern, im Leben und Treiben des Dorfes spielen, sind eine Besonderheit der deutschen Schaubühne. Weder die Spanier und Italiener, noch die Engländer und Franzosen kennen sie. Wenn in der jüngsten Zeit französische Dichter, Erckmann-Chatrian mit „Freund Fritz" und Ferdinand Fabre mit „Felicie", schüchterne Versuche in dieser Richtung hin gemacht haben, sind sie doch von keinem bedeutenderen Erfolge gekrönt worden. Dem Pariser Publicum werden solche Stücke stets als Wunderlichkeiten erscheinen. Uns Deutschen sagen sie, bei unserer Neigung für das Idyllische und die verschiedenen Mundarten unserer Sprache, besser zu. Wie die Dorfgeschichte sich die Leser, eroberte sich das Dorf-

schauspiel vor einem Menschenalter die Theaterbesucher. Zwei große Talente in der dramatischen Technik, Meister des theatralischen Effects, Charlotte Birch-Pfeiffer und Hermann Mosenthal, bemächtigten sich des neuen Gebietes und wußten ihm Früchte abzugewinnen, deren Saft und Kraft sich noch heute nicht ganz verloren hat. „Deborah", „Der Sonnwendhof", „Der Goldbauer", „Die Grille" sind Schauspiele, die noch immer ihr Publicum finden. Sie führen eigenartige Menschen, uns Städtern ungewohnte, seltsame Zustände und Verhältnisse vor; in ihrer Verbindung des melodramatischen mit dem decorativen Element fesseln sie die Schaulust, steigern sie die Spannung und Erregung der Menge in stärkerem Maße, als das bürgerliche Schauspiel und die Salonkomödie es zu thun vermögen. Als dritter hat sich jetzt zu jenen beiden, welche die Bahn gebrochen, Anzengruber gesellt, in der Wahrheit und Lebendigkeit seiner Gestalten das hervorragendste Talent, aber ohne die Leichtigkeit und Harmlosigkeit seiner Vorgänger. Die scharf ausgeprägte Tendenz seiner Stücke, mit ihrem bitteren, polemischen Beigeschmack, raubt ihnen die Romantik, in der, für mich wenigstens, der stärkste Reiz dieser Dramen liegt. Denn von einer Wiederspiegelung der Realität im naturalistischen Sinne kann hier keine Rede sein. Das Conventionelle, das jeder Bühnendarstellung aus ihrem Wesen heraus anhaftet, erreicht in dem Dorfschauspiel die äußerste Grenze. Die Kluft zwischen der Wirklichkeit und dem Schein ist hier die denkbar tiefste. Talma konnte Napoleon lehren, wie ein Imperator mit Anstand den Purpurmantel zu tragen hat, aber seinerseits würde Talma niemals gelernt haben, sich wie ein wirklicher Bauer aus der Normandie oder der Bretagne zu bewegen. Die Monologe, die lyrischen Ergüsse, der ganze Gedankenflug, den das Drama nimmt, sind der Zurückhaltung, der Schweigsamkeit, der Einsilbigkeit des Bauernthums schärfer und schroffer entgegengesetzt, als irgend einem anderen Stande. Nicht, daß die Gefühle, die der Dichter seine bäuerlichen Helden und Heldinnen empfinden, die Handlungen, die er sie begehen läßt, unwahr oder unmöglich wären: der Ausdruck, die Form, die er ihnen verleihen muß, um sie von der Bühne herab dem städtischen Bildungsdurchschnitt verständlich zu machen, sind durchweg künstliche. Niemand fällt es ein, eine wirkliche Almwirthschaft, eine Bauernmagd bei der Arbeit mit all' dem Unsagbaren um sie herum auf die Bühne zu bringen. Je poetischer die Schilderung ist, um so frischer weht sie uns wie Wiesenduft oder Höhenluft an, je heroischer und urkräftiger die Jäger, die Sennhirten, die Bäuerinnen, sich vor uns ergehen, um so mehr erscheinen sie uns als Muster unverfälschter Natur, als Träger großer Leidenschaften.

Hier gerade ist die Wurzel des eigenartigen Talentes, das Wilhelmine von Hillern auszeichnet. Den Lesern der „Deutschen Rundschau" ist der Inhalt des Schauspiels „Die Geier-Wally", das bei seiner ersten Aufführung einen außerordentlichen Erfolg bei dem Publicum errang, gleichsam von der Quelle her, aus der Erzählung, die hier zuerst veröffentlicht wurde, bekannt und vertraut. Wie eine großartige Gebirgsnatur, weiß die Dichterin eine heftige, elementarische Leidenschaft mit besonderer Kraft und Anschaulichkeit zu schildern. Auf dem Hintergrund der tiroler Alpenlandschaft gewinnt das Siegfried-Brunhilden-Thema, das dem Verhältniß der Geier-Wally zu dem Bären-Joseph zu Grunde liegt, eine frische Lebendigkeit, einen neuen Reiz, ohne doch seine Phantastik einzubüßen. Hier, auf den Höhen, in dem einsamen Bergdorf, wo die Leidenschaften sich noch frei und ungebändigt äußern, erzeugt der Gegensatz und der Zusammenstoß der beiden eigenwilligen und trotzigen Charaktere dieselben ergreifenden, wild bewegten Scenen, wie sie die Nibelungensage uns vorführt. Wallburga und Afra streiten wie Brunhild und Chriemhild um den Vortritt beim Kirchgange, wie Siegfried und Brunhild ringen Joseph und Wallburga mit einander um den bräutlichen Kuß. Der zweite und dritte Act des Drama's, in denen dieses Verhältniß sich abspielt, bilden den Höhepunkt der Dichtung; innerlich durch die Uebergänge in der Stimmung der Heldin, die im raschen Wechsel der Ereignisse aus der Eifersucht und dem Groll zur Freude und Güte hinübergeführt und aus dem Hochgefühl in die bitterste Verzweiflung gestürzt wird, äußerlich durch die Vorgänge im

Dorfe und auf dem Hofe bieten sie dem Zuschauer eine Fülle verschiedenartiger, immer fesselnder Bilder. Je weiter diese Figuren in ihrer Urwüchsigkeit und Ursprünglichkeit sich von den Gestalten entfernen, die sich im Umkreise des modernen städtischen Lebens, uns allen bekannt, bewegen, um so stärker ziehen sie uns an; so abseits liegen die Begebenheiten von den Ereignissen des Alltagslebens, die uns gewohnt sind, daß wir aus einer Art naiven Erstaunens nicht herauskommen und uns immer von Neuem überrascht fühlen. Wilhelmine von Hillern hat mit diesem Schauspiel einen durchaus originalen Wurf gethan. Seit einer Reihe von Jahren ist ein Drama aus dem bäuerlichen Leben nicht auf der Bühne erschienen: die Hauptwerke Anzengruber's gehören, mit dem Maßstab unserer rasch lebenden Zeit gemessen, schon der Vergangenheit an. Der poetische Gehalt der „Geier-Wally" erhält darum durch die Neuheit und Fremdartigkeit ihrer Erscheinung noch einen Glanz mehr. Des Packenden und Erschütternden ist soviel darin, nicht nur in den melodramatischen Effecten, die von jedem Volksstück unzertrennlich sind und in diesem besonderen Falle aus dem Stoffe selbst entspringen, sondern auch in der starken, mächtig überquellenden Empfindung der Heldin, daß die Spannung und Theilnahme des Publicums bis zum Schlusse festgehalten wird. In den drei Figuren der Wallburga, des Joseph und des Vincenz Gellner hat die Dichterin Gestalten geschaffen, die sich mit den tiroler Männern und Frauen Defregger's an Wahrheit und Naturtreue messen können und den Schauspielern einmal wieder ebenso dankbare wie charakteristische Aufgaben stellen. Nichts ist in ihnen ausgeklügelt und ausgedüftelt, nichts verblaßt und verwaschen, alle Farben kräftig und leuchtend aufgetragen. Dem Aufbau des Ganzen, zwischen dessen einzelnen Acten ein zu großer Zeitraum liegt, wäre eine strengere Geschlossenheit zu wünschen; wo die Ereignisse sich rasch und unmittelbar miteinander verschlingen, wie im zweiten und dritten Acte, wird die lebendigste Wirkung erzielt. Die epische Dichtung verlangt Ausdehnung, die dramatische Zusammendrängung. Nach dieser Richtung hin hat die Dichterin, in der Beseitigung des Nebensächlichen, in der Kunst, mit wenigen Personen die Handlung durchzuführen, noch Manches zu lernen. Gegenüber der stofflichen Armuth der meisten modernen Schauspiele hat der Reichthum des ihrigen für den Zuschauer geradezu etwas Blendendes; diesen Reichthum der Phantasie weise zu gebrauchen, unter dem Gesetz des Maßvollen und Schönen, das in Wahrheit um so mehr gibt, je mehr es sich beschränkt, wird bei künftigen Schöpfungen auf dramatischem Gebiete — und eine solche Begabung wird nicht lange feiern wollen — ihr Hauptbestreben sein müssen. Die sehr geschickte, glänzende und stilvolle Einrichtung des Drama's, die treffliche Darstellung der Heldin durch Fräulein Schwartz trugen das Ihrige zum Erfolge bei.

Karl Frenzel.

Literarische Rundschau.

Erzählende Literatur.

1. Vater und Sohn. Novelle von Fanny Lewald. Stuttgart und Leipzig. Druck und Verlag von Eduard Hallberger. 1881.

Das neueste Buch der Dichterin handelt vom Gegensatz zwischen Liebesheirath und Convenienzheirath. Der Sohn des verwittweten Geheimraths Mannstein soll eine Frau nehmen, verliebt sich aber anstatt in die reiche Erbin in deren Gouvernante, die übrigens mehrere Jahre älter ist als er selbst; daraus entstehen Verstimmungen zwischen Vater und Sohn. Dieser erhält unverhoffter Weise einen Korb, pactirt hierauf mit ungeberdigen Fabriklern, macht einen Abstecher zu einem Freunde, trifft hier die ihm Zugedachte und gewinnt ihre Hand; und nun ist Alles gut, um so mehr, als der Vater fast zur nämlichen Stunde das Jawort der Gouvernante bekommen hat, ohne Wissen des Sohnes und ohne seinerseits vorher an eine Werbung gedacht zu haben.

Mit dieser Lösung dürfte man gewiß im bürgerlichen Leben zufrieden sein; auch künstlerischen Ansprüchen könnte sie genügen, sofern nur starke Leidenschaften sich geltend machten und bedeutende Conflicte erzeugten, die — möchten sie nun tragisch oder versöhnlich enden — im Mittelpunkt der Handlung ständen. Das fehlt hier; die gut eingeleiteten Gegensätze verlaufen, tüchtige Zusammenstöße bleiben aus, und so mangelt der Novelle das eigentliche Brustst ück; sie ist lediglich Exposition und Schluß. Die Verfasserin will der kalt-vernünftigen Lebensführung, nicht der Leidenschaft, handgreiflich Recht und Spielraum gewähren. Demgemäß hat sie auch ihre Figuren geschaffen. Der Geheimrath ist ein musterhafter Mann, sein Sohn noch mehr, und die Gouvernante erscheint vollends als eine Idealgestalt, die uns wegen ihrer Leidenschaftslosigkeit kalt läßt. Sollte ein nicht mehr junges, mittelloses Mädchen, dessen Herz noch frei ist, einen jungen und reichen Bewerber, dem sie durchaus nicht abhold ist, ohne weiteren inneren Kampf von der Hand weisen, zumal wenn sie als Unvermählte einer freudlosen Zukunft entgegensieht? Die Verfasserin erweist sich hier in der Theorie stärker als in der Praxis, wenn sie sagt, alternde Mädchen seien gar verliebter Natur. Warmes Herz, warmes Blut, Schuld oder die Möglichkeit einer Verschuldung bringen uns die Menschen näher.

Einzelne Nebenpersonen, vorab die Baronin, sind weit mehr zu loben. Lobenswerth auch ist die Vortragsweise. Alles zeigt deutliche Umrisse und ansprechendes Colorit, immerhin so, daß wir eher den Eindruck eines Aquarells als eines Oelgemäldes empfangen. Freilich, die Sicherheit, ganz Entlegenes mit Eleganz herbeizuziehen, die bewegliche Glätte des Stils haben stellenweise die Verfasserin verleitet, Dinge in den Bereich ihrer Darstellung zu bringen, die besser links am Wege geblieben wären; wir erinnern hier an gewisse sociale Fragen. Goethe, dessen Einfluß man

nach mehr als einer Seite hin spürt, hat z. B. in den Wanderjahren Aehnliches angefaßt, aber in Anlehnung an Gründe, die hier wegfallen. Gegenüber diesem Zuviel stört ein Zuwenig in der Darlegung psychologischer Verhältnisse, wie es z. B. auffallen muß, Viola ganz unerwartet mit der heftigsten Leidenschaft hervortreten zu sehen.

Aber das Antlitz der Erzählerin umspielt ein Zug so anmuthiger Sicherheit und feiner Beherrschung, daß wir ihr trotz aller dieser Einwendungen mit Freude und Spannung folgen, wenn sie uns an ihren Gestalten vorbeiführt.

2. Mehalah. A story of the salt marshes. Copyright edition. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1881[1]).

Hier sind alle Erfordernisse eines guten Romans bei einander; zunächst ein eigenartiger Schauplatz, gebildet von den Essexer Marschen, Mersea und den nahe gelegenen Inselchen. Auf diesen Gebieten haust in Fehde und Freundschaft mancherlei Blut: neben dem eingebornen blonden Angelsachsen tritt die normannisch-englische Race hervor, die Sprößlinge der aus Frankreich eingewanderten Calvinisten machen sich geltend, und daneben taucht seltsam und fremd die Nachkommenschaft der Zigeuner auf; wir sehen das stattliche Haus des reichen Bauern, die bescheidene Wohnung der Pächter, die Fischerhütte, die Matrosenkneipe, das entmastete zur Ruhe gebrachte Schiff, das einem Fischer als Heim dient u. s. w. Von dem farbigen, charakteristischen Hintergrunde sind die Hauptpersonen als Typen des verschiedenen, gemischten oder ungemischten Blutes, der verschiedenen Stände scharf und greifbar abgehoben. Viel ungebrochne, von keiner Cultur angekränkelte, oft überhöhte Leidenschaft tritt in denselben zu Tage. Eine reiche Gestaltungsgabe und Anschauung, ausgeprägter Sinn für's Besondere, ja Seltsame, geschicktes wirkungsvolles Verwerthen landschaftlicher Motive, starker Athem des Gefühls, Kraft und warmes Blut sind durchweg zu rühmen. Der Conflict ist auf den ersten Seiten deutlich dargelegt und ohne Verminderung der Spannung mit überzeugender Folgerichtigkeit weitergeführt, wobei namentlich die Retardation auf's Trefflichste gehandhabt wird. Das Zarteste und Herbste, das Trübste und Lustigste beherrscht der Verfasser mit gleicher Meisterschaft.

Das Buch tritt der in England herrschenden Salonliteratur entgegen und ist ein entschiedenes Widerspiel z. B. zu „Endymion". Die englische Kritik hat es denn auch als etwas Eigenes und Auffallendes hervorgehoben und vorab getadelt. Es läßt sich nicht bestreiten, ein Streben nach Ueberstarkem, forcirte Situationen, Charaktere und Reden stoßen oft ab; jede Gegenströmung bringt das entgegengesetzte Extrem.

Es gibt etliche deutsche Dichter, die Vollendeteres, Kunstmäßigeres hervorbringen als „Mehalah", die den Kenner nicht allseitig befriedigt. Allein es gibt in Deutschland keinen Schriftsteller, der, in stetigem Gleichgewicht zwischen geschickter Kunstübung und stark stofflicher Wirkung, für ein großes Publicum zu schreiben wüßte, wie der ungenannte Verfasser, bei dem durchaus das psychologisch-poetische, nicht etwa ein gelehrtes, culturhistorisches Moment vorwaltet. Adolf Frey.

[1]) Gleichzeitig mit dieser Ausgabe erschien eine Uebersetzung im „Deutschen Familienblatt".

ρ. **Brockhaus' Conversations-Lexikon.** Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. Erstes Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Das erste Heft einer neuen, der 13. Auflage, von Brockhaus' Conversations-Lexikon liegt uns vor. Es war, der Zeit und dem Range nach, das erste, dem modernen Verhältniß entsprechende, für weite Kreise berechnete encyklopädische Werk in Deutschland; und wie es die Weltstellung der Firma begründet hat, so wird es immer der Ruhm derselben bleiben, dieses großartige Unternehmen, welches nun schon durch manche Generationen segensreich gewirkt hat, stetig fortschreitend auf der Höhe des Jahrhunderts gehalten zu haben. Wenn schon früher jede neue Auflage eine Verjüngung bedeutete, so ist dies mehr als je zuvor bei derjenigen der Fall, deren beginnendes Erscheinen wir hier anzeigen. Das Werk wird nämlich, auf den alten Grundlagen, in seinem Inhalt und seinem Aeußern eine zeitgemäße Neugestaltung erfahren. Unter einer tüchtigen Redaction sorgfältig vorbereitet und von Mitarbeitern unterstützt, welche zu den hervorragendsten Vertretern ihrer Fächer gehören, wird das Werk eine Fülle von Information in unübertroffener Vollständigkeit und in einer so großen Anzahl von Specialartikeln bieten, daß dem Nachschlagenden mit der größten Zuverlässigkeit der Details zugleich auch die Bequemlichkeit der Benutzung gewährt ist. Einen wesentlichen Zug von Brockhaus' Conversations-Lexikon hat immer sein Bilderschatz ausgemacht, welcher in einem begleitenden „Bilder-Atlas" beigegeben war. Auch diesmal werden Holzschnitt, Photographie, Lithographie und Farbendruck thätig sein, um Karten und Abbildungen in reicher Zahl herzustellen; aber sie werden künftig nicht mehr neben dem Texte hergehen, sondern mit demselben verbunden sein, was ohne Frage die Uebersichtlichkeit erhöht. Was endlich die Ausstattung dieser neuen Auflage betrifft, so kann sie dem Werke nur zur höchsten Empfehlung gereichen: das Papier ist weiß und fest, der Druck rein und deutlich, die dem ersten Hefte beigegebenen Bilder und Karten sind vortrefflich. Wir werden, im Laufe seines Erscheinens, auf das Conversations-Lexikon zurückkommen, welches sich um die Bildung unseres Volkes so große Verdienste erworben hat und — daß sind wir sicher — auch in seiner neuen Gestalt erwerben wird.

ρ. **Staats-Lexikon** von Dr. jur. Karl Baumbach. Handbuch für jeden Staatsbürger zur Kenntniß des öffentlichen Rechtes und des Staatslebens aller Länder, insbesondere des Deutschen Reiches. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882.

Der Gedanke, eine Reihe von Fach-Lexika herzustellen, deren jedes ein besonderes Gebiet fachmännischen Wissens in populärer Darstellung umfassen soll, darf als ein glücklicher bezeichnet werden; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß es für den Fachmann erwünscht ist, alles Das, was er für seine Zwecke gebraucht, in Einem Bande zusammengestellt zu finden, statt daß er es erst in vielen Bänden sich zusammensuchen muß. Auch ist eine einheitlichere Durchführung aller Fächer dadurch ermöglicht, ebenso wie, bei dem wohlfeilen Preise, die Anschaffung erleichtert.

Das „Staats-Lexikon" eröffnet den Reigen dieser nützlichen Bücher in einer günstigen Stunde: denn niemals gingen die Wogen des politischen Lebens in Deutschland höher und niemals war daher das Bedürfniß fachgemäßer Belehrung über alle einschlägigen Fragen größer und allgemeiner. Der Verfasser hat seine umfangreiche Arbeit mit lobenswerther Genauigkeit und einem sichern Blick für das praktisch Wichtige gethan; und wir zweifeln nicht, daß das von der Verlagshandlung mit gewohnter Solidität ausgestattete, gut gedruckte und gut gebundene Buch, wenn es zunächst für den Staatsbürger bestimmt ist, der sich orientiren will, doch auch dem Berufspolitiker als Nachschlagebuch willkommen sein wird.

Ein zweites uns zugehendes Fachlexikon: „Biographisches Künstler-Lexikon der Gegenwart" von Dr. Hermann Alex. Müller, kommt gleichfalls einem allgemein gefühlten Bedürfniß entgegen. In 2700 Biographien werden uns die bedeutendsten zeitgenössischen Künstler aller Nationen und Länder vorgeführt, ihr Leben erzählt, ihre Werke charakterisirt, — Alles in der wünschenswerthen Kürze, welche für ein Buch dieser Art so wesentlich ist.

ρ. **Collection Spemann.** Deutsche Hand- und Hausbibliothek. Stuttgart. W. Spemann.

Seitdem wir den ersten Band dieser Sammlung, welche mit zwei Erzählungen von Louise von François so glücklich debütirte, in dieser Zeitschrift ausführlich anzeigten, sind acht weitere Bände gefolgt, von welchen der zweite: „Der Oberhof von Karl Immermann", mit einer Einleitung von Levin Schücking; der dritte: „Moralische Novellen von Cervantes", mit einer Einleitung von O. von Leixner, der sechste: „Russische Novellen von Nicolaus Gogol," mit einer Einleitung von Friedrich Bodenstedt und der neunte: „Die Kronenwächter von Achim von Arnim", mit einer Einleitung von Johannes Scherr uns als die wichtigsten erscheinen. Es ist eine Freude, diese Meisterwerke dreier Literaturen in einer so handlichen geschmackvollen und zierlich gebundenen Ausgabe zu besitzen. Man hat in früheren Zeiten, und nicht mit Unrecht, über den theuren Preis der deutschen Bücher geklagt und diesen dafür verantwortlich gemacht, daß unser Publicum im Allgemeinen so wenig daran gewöhnt worden ist, Bücher zu kaufen. Die Klage muß Angesichts solcher Erscheinungen, wie die „Collection Spemann", verstummen; denn uns ist in der That auf dem gesammten Büchermarkt, den englischen und sogar den amerikanischen einbegriffen, kein Beispiel bekannt, wo für einen so wohlfeilen Preis (1 Mark) so viel und so Gediegenes geboten würde. Wir wünschen einem Unternehmen die regste Betheiligung, welches in seinen vorliegenden Bänden so viel Gutes gebracht, und in seinen künftigen noch mehr in Aussicht stellt.

γβ. **Skandinavisches Novellenbuch.** (Aus dem Norwegischen, Schwedischen und Dänischen.) Uebersetzung von Wilhelm Lange. Berlin, A. B. Auerbach. 1881.

Eine sehr hübsch ausgestattete, sehr sorgfältig übersetzte Sammlung nordischer Novellen, von denen die Mehrzahl im hohen Grade verdienen dem deutschen Publicum bekannt zu sein. Der junge norwegische Dichter Alexander L. Kielland, den die „Rundschau" zuerst in die deutsche Lesewelt einführte und auf den sich sofort Uebersetzer und Bearbeiter in großer Zahl warfen, hat das Hauptcontingent der kleinen Erzählungen geliefert. Er ist ein geborener Meister der Kunstform. Seine Losung ist: das möglichst scharf gezeichnete Bild in dem möglichst engen Rahmen. Sein Stil ist knapp, oft ironisch, sein sprachlicher Ausdruck, obschon immer nur andeutend oder leicht streifend, niemals plump nachdrücklich, so sicher, daß er unvergeßlich wird. Die Kielland'schen Novelletten, die auf einander folgen, bieten eine geistige Einheit. Nach ihnen schüttelt aber die Sammlung sprachlich und geistig allzu ungleichartige Sachen durcheinander. Obgleich Dänisch und Norwegisch eine und dieselbe Sprache sind, und die Unterschiede zwischen ihnen sich auf unbedeutende Eigenthümlichkeiten in Wortvorrath und Wortstellung beschränken, sind die norwegischen und dänischen Novellisten durch die schwedischen von einander getrennt. Da die schwedische schöne Literatur in diesem Augenblicke so überaus arm ist, kann man dem Uebersetzer nicht zu sehr verdenken, daß er, um eine Lücke zu füllen, zu einer ganz leeren Plauderei des längst verstorbenen Wilh. v. Braun zurückgegriffen hat, die neben der feinen (freilich einzigen) Novelle Bäckström's nur schlecht ihren Platz behauptet; nicht zu entschuldigen ist aber die kümmerliche Vertretung Dänemarks durch eine unbedeutende und breite Erzählung des alten H. F. Ewald und durch eine einzige moderne Novelle, die zwar sehr fein, aber für die jüngere Schule wenig eigenthümlich ist. Es war nicht der Mühe werth, in dem Prospect feierlich die Erklärung abzugeben: „es ist eine leicht zu beweisende Thatsache, daß die Thätigkeit unserer Uebersetzer mit wenigen Ausnahmen sich lediglich Autoren zweiten und dritten Ranges zuwendet", um bei der Uebersetzung von Schriftstellern wie von Braun und Ewald anzulangen. „Die literarische Linke", von welcher der Uebersetzer in seinem Vorworte spricht und von der er richtig sagt, daß „man von der Existenz dieser Schule in Deutschland kaum etwas weiß, obwol Georg Brandes als ihr kritischer Bahnbrecher bezeichnet werden muß", hat Romane aufzuweisen wie J. P. Jacobsen's „Niels Lyhne" und Schandorph's „Smaafolk" und Novellen wie Holger Drachmann's in „Ungt Blod" und „Billdt og Toemmet", die wol verdient hätten, neben Kielland's Romanen und Novellen übersetzt zu werden, denen sie sprachlich so nahe stehen und mit denen sie die geistige Richtung gemeinsam haben.

σχ. **Goethe en Italie.** Thèse présentée à la Faculté des Lettres de l'Academie de Lausanne par Theophile Cart. Paris, Sandoz & Fischbacher.

Eine französische Doctorabhandlung über Goethe ist an sich eine erfreuliche Erscheinung; sie wird es noch mehr, wenn der Verfasser sich mit solcher Liebe in seinen Stoff vertieft, ihn mit Sachkunde behandelt und seine Resultate in so klarer, wohlgeordneter Darstellung vorlegt, wie es hier geschieht. Für unrichtig halten wir dabei, wenn Neapel und Sicilien in Ein Capitel zusammengefaßt und so zwischen den ersten und zweiten Aufenthalt in Rom gestellt werden. Sicilien ist eine Welt für sich und auch in Goethe's Italienischer Reise erscheint es so; am meisten dadurch, daß ihm während seines Aufenthaltes auf der glückseligen Insel ein literarischer Plan beschäftigte, der ihm nur während dieser Zeit nahe getreten ist und ihm sofort wieder ferner gerückt wurde, sobald er die Insel verlassen: der Plan einer Tragödie „Nausikaa". Ueber Einzelheiten wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten. Sein Buch ist überall geschmackvoll. Er zieht die älteren Reisebeschreibungen mit Verstand herbei, wo sie wirklich zur Erläuterung dienen. Er schwelgt nicht in der zwecklosen Anhäufung von werthlosen Notizen. Daß er den Gegenstand erledige, glauben wir gleichwol nicht. Diejenigen Seiten namentlich, über welche unsere Quellen direct nichts überliefern, sind lange nicht erschöpft. Die selbständige Kenntniß der von Goethe gesehenen Landschaften und Kunstwerke kann mehr zum Verständniß seiner Reise beitragen, als sie hier thut. Die Frage nach dem, was Goethe in Italien eigentlich gewonnen habe und wie Italien in ihm nachwirkte, harrt noch immer einer vollkommen befriedigenden Antwort. Zu allen einschlägigen Problemen aber hat der Verfasser werthvolle Beiträge gegeben, welche sich die künftige Goethe-Forschung gern zu Nutze machen wird.

ρϱ. **Lebensführungen.** Novellen von Victor v. Strauß. Zwei Bände. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung 1881.

Es fehlt diesen Novellen jeder poetische Schwung, ja eigentlich sogar jede dichterische Intuition; sie werden uns erzählt, wie etwa ein Berichterstatter referirt und nicht immer mit jener Prägnanz, die einen guten Bericht auszeichnet. Und dennoch sind es „gute" Novellen; sie behandeln in vertiefter Weise ernste Fragen des Lebens und des Menschenherzens, sie bringen anschaulich psychologische Conflicte zum Austrag — wir möchten sie als moralische Novellen bezeichnen, in denen aber nicht der Verfasser moralisirt, sondern die Leser moralische Consequenzen zu ziehen fast unwillkürlich Veranlassung haben. Durch gesunde, nicht tüftelnde Logik, weisen diese „Lebensführungen" auf die Erkenntniß höherer Sittlichkeit als schicksalsmächtiges Princip hin.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. October zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit und vorbehaltend:

Altenberg. — Aus höheren Kreisen. Eine Novelle von D. von Altenberg. Zhdve, Ad. Ruser. 1881.

Andreae. — Das Märchen vom Pendle-Wald. Drama in 5 Acten und einem Vorspiel von Percy Andreae. Hannover. 1881.

Andresen. — Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. Von Karl Gustaf Andresen. 2. vermehrte Auflage. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1881.

Asher's Collection of english authors. British and american. Vol. 167. 168. A lover's atonement by D. Christie Murray. Hamburg, G. Kaufmann & J. F. Richter. 1881.

Bäder und Sommerfrischen. Lebens- und Landschaftsbilder von den beliebtesten Curorten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. In Schilderungen von P. Bilitzinger, Herbert, K. v. Hörmann, Wold. Kaden, Alex. Kleinpaul, H. Noe, R. Pohl, P. K. Rosegger, A. Silberstein, Fr. Wernick. Illustrirt von den ersten Landschafts- und Genremalern. Lfg. 3. Leipzig, Edw. Schloemp. 1881.

Belgique. — La Belgique et le Vatican. Documents et travaux législatifs concernant la rupture des relations diplomatiques entre le Gouvernement belge et le Saint-Siège, precédés d'un exposé historique des rapports qui ont existé entre eux depuis 1830. Tome dexième et troisième. Bruxelles, Bruylant-Christophe & Cie. 1881.

Benedix. — Haustheater. Sammlung kleiner Lustspiele für gesellige Kreise von Roderich Benedix. 2. Band. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1861 bis 1876. 3. Heft. Berlin, Jul. Sittenfeld. 1881.

Bernhard. — Gedichte von Bernhard. Danzig, Fr. Axt 1881.

Biedermann. — Frauenbrevier. Beiträge zur weiblichen Bildung von Dr. Karl Biedermann, ord. Honorarprofessor an der Universität Leipzig. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Bois-Reymond. — Ueber die Uebung. Rede von Emil du Bois-Reymond. Berlin, A. Hirschwald. 1881.

Booch-Arkoffh. — Ausführliches Lehr- und Lesebuch zum fertigen Sprechen und Schreiben der spanischen Sprache. Für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht Gebildeter bearbeitet von Dr. phil. F. Booch-Arkoffh, Director der Handelslehranstalt für Commis zc. zu Leipzig, unter Mitwirkung von Don Manuel F. Cartajena. In 2 Cursen nebst Supplement. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1881.

Brehm's Thierleben. Chromo-Ausgabe. Mit 170 Tafeln in Farbendruck, unter Leitung der Zoologen Dr. Girtanner, Prof. Dr. Klunzinger, Prof. Dr. O. Schmidt und Prof. Dr. Taschenberg nach dem Leben ausgeführt vom Maler Olof Winkler. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882.

Brockhaus' Conversationslexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. 2. Heft. Abraham a Sancta-Clara — Adam. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Buchner. — Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Von Wilhelm Buchner. Lfg. 4. Lahr, M. Schauenburg. 1881.

Collection Spemann. Deutsche Hand- und Hausbibliothek. Bd. 8. Der hintende Teufel von A. R. Le Sage. Mit einer Einleitung von Ferdinand Gotthelfer. Bd. 9. Die Kronenwächter von Ludwig Achim von Arnim. Mit einer Einleitung von Johannes Scherr. Stuttgart, W. Spemann.

Cybulski. — Geschichte der Polnischen Dichtkunst in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts von Dr. Adalbert Cybulski, weiland Prof. an der Berliner Universität. 2 Bde. Posen, J. K. Zupanski.

Daudet. — Numa Roumestan. Von Alphonse Daudet. Autorisirte Uebersetzung. Mit dem Portrait Alphonse Daudet's. 2 Bde. 2. Aufl. Dresden, H. Minden. 1882.

Denkmäler der Kunst. Zur Uebersicht des Entwickelungsganges der bildenden Künste von den frühesten Werken bis auf die neueste Zeit. Volksausgabe. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Bearbeitet von Wilhelm Lübke und Carl v. Lützow. 98 Stahlstichtafeln Quartfolio und cc. 20 Bogen Text. Lfg. 4—8. Stuttgart, Ebner & Seubert. 1881.

Ditfurth. — Die Hessen in den Feldzügen in der Champagne, am Maine und Rheine während der Jahre 1792, 1793 und 1794. Ein Beitrag zu deutscher, sowie insbesondere zu hessischer Kriegs-Geschichte. Mit Anlagen und vier Plänen. Bearbeitet durch Maximilian Freiherrn v. Ditfurth, weil. kurf. hessischen Generallieutenant, Officier. Aus Ditfurth's Nachlasse herausgegeben. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1881.

Doehn. — Beiträge zur Geschichte der Nordamerikanischen Union. Von Dr. Rudolf Doehn. 1. Band Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1881.

Doornkaat-Koolman. — Wörterbuch der Ostfriesischen Sprache. Von J. ten Doornkaat Koolman. Heft 13. Norden, H. Braams. 1881.

Echstein. — Die Claudier. Roman aus der römischen Kaiserzeit. Von Ernst Echstein. 3 Bde. Wien, L. C. Zamarski. 1882.

Eisenhart. — Geschichte der Nationalökonomik von Professor H. Eisenhart. Jena, G. Fischer. 1881.

Elemente der wissenschaftlichen Botanik. Bd. I. Elemente der Anatomie und Physiologie der Pflanzen von Dr. Julius Wiesner, o. ö. Professor der Anatomie und Physiologie der Pflanzen und Director des pflanzenphysiologischen Institutes an der k. k. Wiener Universität. Mit 101 Holzschnitten. Wien, Alfr. Hölder, k. k. Hof- & Universitäts-Buchhandlung. 1881.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrath Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Prof. Dr. von Zech. 1. Abthlg. Lfg. 23. Enthält: Handbuch der Botanik. 8. Lfg. Lfg. 24. Enthält: Handbuch der Mathematik. Lfg. 10. Breslau, Ed. Trewendt. 1881.

Erholungsstunden. — Neue deutsche Romanzeitung. 1881. Heft 17—26. Breslau, E. Schottlaender.

Falke. — Costümgeschichte der Culturvölker von Jakob von Falke. Lfg. 13, 14. Stuttgart, W. Spemann. 1881.

Falke. — Die Kunst im Hause. Geschichtliche und kritisch-ästhetische Studien über die Decoration und Ausstattung der Wohnung von Jacob von Falke. 4. vermehrte Auflage. Mit ca. 6 Farbendruckbildern, 50 Lichtbildern und Tondruckplatten und mehr als 220 Holzschnitt-Illustrationen im Texte. Heft 7—10. Wien, C. Gerold's Sohn. 1881.

Fanelli. — L'insegnamento publico ai tempi nostri di N. Fornelli. Roma. 1881.

Fricke. — Die Ueberbürdung der Schuljugend. Ein Mahnwort an Eltern, Lehrer und Jugendfreunde der gesammten deutschen Nation. Von Dr. Friedrich Wilhelm Fricke. Berlin, Th. Hofmann. 1881.

Genfichen. — Felicia. Ein Minnesang von Otto Franz Genfichen. Berlin, E. Groffer. 1882.

Gerstfeldt. — Vergleichende Zahlen und Bilder zur Reichssteuerfrage in ihrer Zweckbeziehung zu der Finanzlage der Gemeinden in Preußen. Zum allgemeinen Gebrauch auf Grund amtlicher Quellen ausgearbeitet von Philipp Gerstfeldt. Leipzig, Otto Wigand. 1881.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie, unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Ludwig Eisenlohr und Carl Weigle, Architekten in Stuttgart. 19. Jahrg. Heft 10. Stuttgart, J. Engelhorn. 1881.

Glück, das häuslichen. Vollständiger Haushaltungsunterricht nebst Anleitung zum Kochen für Arbeiterfrauen. Zugleich ein nützliches Hülfsbuch für alle Frauen und Mädchen, die „billig und gut" haushalten lernen wollen. Herausgegeben von einer Commission des Verbandes „Arbeiterwohl". Neueste verbesserte Auflage. M. Gladbach, A. Riffarth. 1882.

Gottschall. — Die Erbschaft des Blutes. Roman in drei Büchern von Rudolf von Gottschall. 3 Bde. Breslau, Ed. Trewendt. 1882.

Göginger. — Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Studierende und Laien, bearbeitet von Ernst Göginger. Heft 4, 5. Leipzig, W. Urban. 1881.

Hackländer. — F. W. Hackländer's ausgewählte Werke. Bd. 1. 2. Stuttgart, C. Krabbe.

Hannke. — Pommersche Skizzen. Culturbilder aus der Pommerschen Geschichte von Oberlehrer Dr. Rudolf Hannke. Stettin, L. Saunier's Buchhandlung. 1881.

Hanslick. — Vom Musikalisch-Schönen. Ein Beitrag zur Revision der Aesthetik der Tonkunst von Dr. Eduard Hanslick, Professor an der Wiener Universität. 6. vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, J. A. Barth. 1881.

Hare. — Freifrau von Bunsen. Ein Lebensbild, aus ihren Briefen zusammengestellt von Augustus J. C. Hare. Deutsche Ausgabe von Hans Tharau. 2 Bde. Gotha, Fr. Andr. Perthes. 1881.

Harmening. — Matthias Oberstolz. Roman aus Kölns Vergangenheit. Von Ernst Harmening. 2 Bde. Müllhausen i. E., Buflieb'sche Hofbuchhandlung. 1881.

Helmer. — Prinz Rosa-Stramin. Von Eduard Helmer (Ernst Koch). Mit einem Geleitswort von Karl Altmüller und Gustav Wittmer. 4. Aufl. Kassel, Georg H. Wigand. 1881.

Hesse. — Klippenmoos. Aus den frühesten Tagen deutscher Erhebung. Roman von August Hesse. 3 Bde. Berlin, C. Habel. 1881.

Hesse-Wartegg. — Tunis. Land und Leute. Geschildert von Ernst v. Hesse-Wartegg. Mit 40 Illustrationen und 4 Karten. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1882.

Homer. Analekta für Schule und Leben. Herausgegeben von Carl Sylvio Köhler. Leipzig, Th. Grieben's Verlag. 1881.

Im Reiche des Ideals. Drei Vorträge: I. Unsere Culturbestrebungen und unsere Ideale. II. Gedanken über historische Kunst. III. Altes und Neues zu Faust. II. Leipzig, Rothschild'sche Buchhandlung. 1881.

Johnston's Chemie des täglichen Lebens. Neu bearbeitet von Dr. Fr. Dornblüth. Mit ca. 100 Abbildungen. Lfg. 5—10. Stuttgart, C. Krabbe. 1881.

K. — Per aspera ad astra. Von W. B. K. Wien, Friedr. Beck. 1881.

Keim. — Der Meisterschüler. Lustspiel in drei Acten von Franz Keim. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1881.

Kellen. — Und noch heute erlöset sie uns! Erzählung von Oscar von Kellen. Lüneburg, L. Pollmann. 1882.

Kielland. — Alexander L. Kielland's ausgewählte Novelleten. Aus dem Norwegischen übersetzt von Jos. Cal. Poestion. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1881.

Kielland. — Garman & Worse. Roman von Alexander L. Kielland. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Capitain C. von Sarauw. Berlin, A. B. Auerbach. 1881.

Kiepert. — Karte von Algerien und Tunesien. Bearbeitet von Heinrich Kiepert. Berlin, Dietrich Reimer. 1881.

Kirchmann. — Zeitfragen und Abenteuer. Von J. H. von Kirchmann. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Klein & Thomé. — Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geographisches Hausbuch von Dr. Klein und Dr. Thomé; Seitenstück zu v. Hellwald's Erde und ihre Völker. Lfg. 49—53. Stuttgart, W. Spemann.

Klosterzell. — Ella, das Judenkind. Ein Zeitroman von Kathi von Klosterzell. 3 Bde. Berlin, J. A. Wohlgemuth's Verlagsbuchhandlung. 1882.

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Aufl. Lfg. 18. 19. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Lange. — Die allgemein-pädagogische Bedeutung Friedrich Fröbels. Hinweis auf seinen 100-jährigen Geburtstag. Eine ungehaltene Rede von Dr. Wichard Lange. Hamburg, C. Boysen. 1881.

Legouvé. — Unsere Töchter und unsere Söhne. Von Ernest Legouvé (Mitglied der französischen Akademie). Mit Ermächtigung des Verfassers übersetzt von Agathe Schmid. Mit einem Vorworte von Dr. Mich. Troppau, O. Gollmann. 1881.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 29. 30. Stuttgart, J. Engelhorn. 1881.

Linke. — Milesische Märchen. Novellen und Geschichten aus Alt-Hellas von Oscar Linke. Leipzig, C. Reißner. 1881.

Liszt. — Gesammelte Schriften von Franz Liszt. Bd. III. 1. Abth. Dramaturgische Blätter. 1. Abth. Essays über musikalische Bühnenwerke und Bühnenfragen, Componisten und Darsteller von Fr. Liszt. Zu das Deutsche übertragen von L. Ramann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1881.

Liszt. — Des Bohémiens et de leur musique en Hongrie par F. Liszt. Nouvelle edition. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1881.

Loomis. — Zur climatischen Behandlung der Lungenschwindsucht. Ein Vortrag von Prof. Dr. Loomis in New-York. Uebersetzt und mit einem Vorwort begleitet von Dr. F. W. Beneke, Geh. Med.-Rath, Professor der pathol. Anatomie und allgem. Pathologie an der Universität Marburg. Norden, H. Braams. 1881.

Lund. — Das tägliche Leben in Skandinavien während des sechzehnten Jahrhunderts. Eine culturhistorische Studie über die Entwickelung und Einrichtung der Wohnungen von Dr. Troels Lund. Deutsche, vom Verfasser besorgte Ausgabe. Kopenhagen, A. F. Höst & Sohn. 1882.

Meisterwerke, Historische, der Griechen und Römer in vorzüglichen deutschen Uebertragungen überfetzt und herausgegeben von Dr. Paul v. Boltenstern, Professor Dr. Eisenhardt, Wolrath Benecke, E. Flemming, Professor J. Mähly, Dr. Victor Thumschmidt, Dr. Stoessel u. A. 2. Heft. Des Publius Cornelius Tacitus Geschichtswerke überfetzt von Dr. Victor Thumschmidt. Heft 3. Annalen. Lfg. 3. Leipzig, E. Kempe. 1881.

Meyer's Fachlexika. — Staatslexikon von Dr. jur. Karl Baumbach. Handbuch für jeden Staatsbürger zur Kenntniß des öffentlichen Rechts und des Staatslebens aller Länder, insbesondere des Deutschen Reichs. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882.

Müller. — Reichskanzler Fürst Bismarck. Von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen. Mit Portrait. Stuttgart, C. Krabbe. 1881.

Oberländer. — Fremde Völker. Ethnographische Schilderungen aus der alten und neuen Welt von Richard Oberländer. Mit mehr als 200 Text-Illustrationen. Lfg. 1. Leipzig, Jul. Klinkhardt. 1881.

Peschier. — Johann Ludwig Runeberg, ein schwedisch-finnischer Dichter. Gedenkblatt zur Verbindung des Badischen und des Schwedischen Fürstenhauses von Eugène Peschier. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung. 1881.

Philipp. — Im Strome der Zeit. Dramatische Dichtung in fünf Acten von Peter Philipp. Wien, L. Rosner. 1881.

Pröhle & Euler. — Friedrich Ludwig Jahn's Leben von Dr. Heinrich Pröhle. Neu bearbeitet von Prof. Dr. Carl Euler. Lfg. 10—13 (Schluß). Stuttgart, C. Krabbe. 1881.

Quesada. — Goethe sus amores (estudios sobre la literatura alemana) por Ernesto Quesada. Buenos Aires. 1881.

Reden-Esbeck. — Caroline Neuber und ihre Zeitgenossen. Ein Beitrag zur deutschen Cultur- und Theatergeschichte von Friedr. Joh. Freiherrn v. Reden-Esbeck. Mit sieben Kunstbeilagen. Leipzig, J. A. Barth. 1881.

Reichel. — Zehn Jahre. Dichtungen von Eugen Reichel. Wien, C. Konegen. 1881.

Reimer. — Klimatische Wintercurorte von Dr. Hermann Reimer. Dritte neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. Mit einer Uebersichtskarte und 3 Specialkarten. Berlin, G. Reimer. 1881.

Reissmann. — Handlexikon der Tonkunst. Herausgegeben von Dr. August Reissmann. Lfg. 1. Berlin, K. Oppenheim. 1882.

Republica. — Il signor Repubblica. Milano. 1881.

Revue, Ungarische. — Mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Herausgegeben von Paul Hunfalvy. Heft 7—9. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1881.

Richter. — Bilder aus der Deutschen Culturgeschichte von Albert Richter. I. Bd. 1. Lfg., 1. Hälfte. Leipzig, Fr. Brandstetter.

Richter. — Geschichte der deutschen Nation nach den Grundzügen ihrer Entwickelung dargestellt von Herrmann Michael Richter. Berlin, C. Heymann. 1882.

Romundt. — Antäus. Neuer Aufbau der Lehre Kants über Seele, Freiheit und Gott. Von Dr. Heinrich Romundt. Leipzig, Veit & Comp. 1882.

Rückert. — Friedrich Rückert's gesammelte Werke. Neue billige Ausgabe. Lfg. 1. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag.

Ruge. — Geschichte unserer Zeit von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruche des deutsch-französischen Krieges. Von Arnold Ruge. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1881.

Rundschau, Deutsche, für **Geographie** und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts in München. IV. Jahrg. Heft 1. Wien, A. Hartleben. 1881.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 68. Die Postsparkassen. Von Dr. W. John. Prag. 1881.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XVI. Serie. Heft 376. Ueber die Lautverschiebung und das Verhältniß des Hochdeutschen zum Niederdeutschen. Von Franz Devantier. Mit 1 Holzschnitt. — Heft 377. Das Büchermesen im Mittelalter. Von Dr. Arthur Poetzsch. Berlin, C. Habel. 1881.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: Paul Graf Waldersee. Nr. 29. Ludwig Spohr. Von

H. M. Schleicherz. — Nr. 30. Gertrud Elisabeth Mara. Von A. Niggli. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1881.

Sanders. — Ergänzungs-Wörterbuch der deutschen Sprache. Eine Verdollständigung und Erweiterung aller bisher erschienenen deutschsprachlichen Wörterbücher (einschließlich des Grimm'schen). Mit Belegen von Luther bis auf die neueste Gegenwart. Von Prof. Dr. Daniel Sanders. Lfg. 9. 10. Berlin, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung. 1881.

Schasler. — Das System der Künste, entwickelt von Dr. Max Schasler. Leipzig, W. Friedrich. 1882.

Schmidt. — Jus primae noctis. Eine geschichtliche Untersuchung. Von Dr. Karl Schmidt, Oberlandesgerichtsrath zu Colmar i. E. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbdlg. 1881.

Schumann-Heinze. — Lehrbuch der deutschen Geschichte für Seminare und höhere Lehranstalten. Zur Belebung des Geschichtsunterrichts mit einer Auswahl von Geschichtsbildern aus den Quellenschriften bearbeitet und bearbeitet von Seminardirector Dr. G. Schumann und Seminarlehrer Wilh. Heinze. 3 Hefte. Hannover, Carl Meyer.

Schumann-Heinze. — Preußens Geschichte in Wort und Bild. Ein Lehrbuch für die preußische Jugend. Zur Feier der goldenen Hochzeit Allerhöchst Ihrer Majestäten des Kaisers Wilhelm und der Kaiserin Augusta am 11. Juni 1879 bearbeitet von Seminardirector Dr. Gottlob Schumann und Seminarlehrer Wilhelm Heinze. Hannover, Carl Meyer.

Schurtz. — Methode zur selbständigen und vollkommenen Erlernung der Correspondenz, doppelten Italienischen und doppelten amerikanischen Buchführung, auch zum Gebrauch für Unterrichts-Anstalten geeignet von H. Schurtz, Buchhalter. 1. Bd. Lfg. 1. Aachen, Jos. La Ruelle.

Schweiger-Lerchenfeld. — Der Orient. Geschildert von Amand von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt und 32 Kartenbeilagen. Lfg. 16—22. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1881.

Soennecken. — Das deutsche Schriftwesen und die Notwendigkeit seiner Reform. Von F. Soennecken. Mit Abbildungen. Bonn, F. Soennecken. 1881.

Spanien. In Schilderungen von Theodor Simons. Reich illustrirt von Professor Alexander Wagner in München. In Holz geschnitten von Theodor Kneisig in München. Neue Volks-Ausgabe. Lfg. 1. Berlin, Gebrüder Paetel. 1881.

Spohr. — Ludwig Spohr's Werke. Historisches und systematisches Verzeichniß der Werke von Ludwig Spohr. Herausgegeben von H. M. Schleitere. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1881.

Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Heinrich Berghaus. Heft 15. Berlin, A. Eisenschmidt. 1881.

Stange. — Lieder und Gesänge für eine hohe Singstimme mit Begleitung des Pianoforte componirt von Max Stange. Berlin, Raabe & Plothow.

Stange. — Drei Gesänge mit Begleitung des Pianoforte componirt von Max Stange. Berlin, Raabe & Plothow.

Stern. — Hinter den Gittern. Erinnerungen und Studien von Josef Stern. Mannheim, J. Bensheimer. 1881.

Studien, Gießener, auf dem Gebiet der Geschichte. I. Maria Stuart, Darley, Bothwell. Von Dr. Ernst Bekker. Durch ein Vorwort eingeführt von W. Oncken. Mit einem Kärtchen von Kirk of Field. II. Hardenberg und das geheime Cabinet Friedrich Wilhelms III. von Waldkamer Vertrag bis zur Schlacht von Jena. Von Dr. Friedrich Roack. Mit einem Vorwort von W. Oncken. Gießen, J. Ricker'sche Buchbdlg. 1881.

Studien, Französische. Herausgegeben von G. Körting und E. Koschwitz. II. Band. Molière's Leben und Werke vom Standpunkte der heutigen Forschung von K. Mahrenholtz. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1881.

Tagore. — The five principal musicians of the Hindus, or a brief exposition of the essential elements of Hindu music, as set forth by the five celestial musicians of India, an offering to the fifth International Congress of Orientalists, to be held at Berlin in September, 1881. By Rajah Sourindro Mohun Tagore. Calcutta. 1881.

Tegnér. — Die Abendmahlskinder. Von Esaias Tegnér. Aus dem Schwedischen von Edmund Zoller. Illustrirt von Erwin Oehme. Leipzig, A. Titze.

Theo, Der, seine geschichtliche Entwickelung und Ausbreitung bis zur Gegenwart. Mit Benutzung englischer Quellen in's Deutsche übertragen vom Indisch-Chinesischen Theo-Hause, Julius Loewenstein in Berlin. Berlin, Plahn'sche Buchhandlung. 1881.

Universal-Lexikon der Kochkunst. Wörterbuch aller in der bürgerlichen und feinen Küche und Backkunst vorkommenden Speisen und Getränke, deren Naturgeschichte, Zubereitung, Gesundheitswerth und Verfälschung. Zweite, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage. Lfg. 6. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Universum, Das neue. Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Ein Jahrbuch für Haus und Familie, besonders für die reifere Jugend. Lfg. 7—10 (Schluß). Stuttgart, W. Spemann.

Uphues. — Die Definition des Satzes. Nach den Platonischen Dialogen Kratylus, Thenetet, Sophistes. Von Professor Dr. Karl Uphues. Landsberg a. W., H. Schönrock's Verlag. 1882.

Varnbüler. — Buchenheim. Ein Roman von Theodor von Varnbüler. Stuttgart, C. Krabbe. 1881.

Versuchung, Die. Gemälde der Kunst-Ausstellung von 1881. Berlin, Stahn'sche Buchhandlung. 1881.

Voigt. — Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Von Georg Voigt. 2. Bd. 2. umgearbeitete Auflage. Berlin, Gg. Reimer. 1881.

Walter. — Zum Gedächtnisse Kant's. Festrede von Professor Dr. Julius Walter. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1881.

Weddigen. — Studien und Erinnerungen. Gesammelte kleinere Schriften von Dr. Friedr. H. Otto Weddigen.

Weber, Alfr. Silbermann. 1881.

Weech. — Die Zähringer in Baden von Dr. Friedrich von Weech, Geh. Archivrath am großh. badischen General-Landesarchiv, illustrirt von Hermann Götz, Professor an der großh. badischen Kunstgewerbeschule. Mit 10 Lichtdrucktafeln und 3 Holzschnitten. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhandlung. 1881.

Weissel. — Der Mönch von Montaudon. Eine Provençalische Erzählung von Ludwig Weissel. Basel, B. Schwabe. 1882.

Culturgeschichte, Illustrirte, für das Volk. Unter besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte in zweiter Auflage neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Otto von Corvin, Z. F. Dieffenbach, Prof. Dr. G. Diefel, Prof. Dr. Otto Kaemmel, Th. G. Lammers, Prof. J. G. Vogt ꝛc. Brachi-Ausgabe. Mit ca. 2000 Abbildungen, 40—50 Tonlafeln, Karten ꝛc. Lfg. 57—63. Leipzig, O. Spamer.

Weltpost. — Blätter für deutsche Auswanderung, Colonisation und Weltverkehr. 1881. October. 7. Heft. Leipzig, Verlags-Expedition der „Weltpost".

Wichert. — Litauische Geschichten von Ernst Wichert. Mit dem Portrait des Verfassers in Radirung. Leipzig, C. Reißner. 1882.

Wiesner. — Das Bewegungsvermögen der Pflanzen. Eine kritische Studie über das gleichnamige Werk von Charles Darwin. Nebst neuen Untersuchungen. Von Professor Dr. Julius Wiesner. Mit 3 Holzschnitten. Wien, Alfr. Hölder, k. k. Hof- u. Universitätsbuchhandlung. 1881.

Wolff. — Geburtstagsfeier. Sechs Klavierstücke zu vier Händen von Bernhard Wolff. Berlin, Raabe & Plothow.

Zdekauer. — Kriegs- und Friedensfahrten. Von Dr. Konrad Ritter v. Zdekauer. 2 Bde. Wien, K. Prochaska. 1881.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Begründet von Oberkirchenrath Dr. Mühlhäußer und Prof. Dr. Geffcken. Fortgeführt von E. Frhr. v. Ungern-Sternberg und Pfr. G. Schlosser. (Heft 40.) Bd. VI. Heft 8. Die Atheistenperiode in Rußland. Von C. Nicolaus von Gerbel-Embach. (Nicolai Karlowitsch.) Heilbronn, Gebr. Henninger. 1881.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers ꝛc. herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. X. Heft 156. Deutsche Urtheile über Amerika. Von F. Schoenhof, New-York. Berlin, C. Habel. 1881.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Die Neraide.

Novelle

von

Hans Hoffmann.

In früher Morgenstunde verließ ich die Stadt Korfu und wanderte hinaus in das von allen Göttern gesegnete, glanzumflossene Land; es war schon Sommer, und bald wurde die Hitze übergewaltig, mühsam wand ich mich seitwärts vom sonnigen Wege durch den Schatten der prachtvollen Oelwälder, deren Gleichen der Süden nicht wieder trägt, und gegen die Mittagsstunde machte ich völlige Rast bei einem Dorfe, an einer unter Reisenden berühmten Stelle, am Brunnen von Gasturi. Eine mächtige Platane, ein bewunderter Baum, breitet seine Aeste reichschattend über den Platz, wo das Wasser sprudelt, und weit dehnt sich hinter der offenen Schlucht, die ein Theil des Dorfes und Orangengärten füllen, das hügelige Land bis zu den kahlen Bergen, die den Blick mit kühnen und feinen Linien begrenzen. Hier warf ich mich nieder in's hohe Gras und träumte in die Landschaft hinaus. Die Sonne stand gerade über der Platane, die mich schützte, aber draußen wogte und zitterte die glühende Luft, und wie ein lebendiger Schleier wallte es weich über den mattgrünen Wäldern und über den grauen, in das Grün begrabenen Dörfern auf den Höhen; und dieser Schleier war aus Gold gewirkt, unendliche Ströme von Licht flutheten über die Erde, und dennoch standen Berge und Wald wie in dämmerndem Dunst verschwimmend vor den Augen, fast als läge Mondschein darüber. Es war so stumm im Lande wie in einsamer Mitternacht, gnädige Ruhe deckte das Leben, nicht Mensch noch Thier regte sich vor den Häusern, keines Vogels Ruf klang aus dem unbewegten Laub in das feierliche Schweigen. Mir schien, als flüsterten manchmal fast unhörbar warnend die leisen Meereslüfte den Blättern zu, wie sie vor Jahrtausenden zu dieser Stunde gethan: „Der große Pan schläft!"

In unmerklichem Selbstvergessen träumte auch ich mich hinüber in tiefen, schweren Schlaf. Spät erweckte mich ein murmelndes Plaudern neben mir; als ich die Augen aufschlug, war die Sonne schon weit herumgegangen und die Luft war klarer und frischer geworden. Mädchen stiegen vom Dorfe herauf mit großen Wasserkesseln auf dem Haupt, kamen zum Brunnen, schöpften leise schwatzend und stiegen wieder hinab; reizende Gestalten waren darunter von

herrlichem Gang und edle Gesichter unter den wallenden weißen Schleiern; die jungen Schönen aber blickten nur von ferne auf den Fremdling und warfen die Augen schüchtern abseits oder zu Boden. Doch eine Alte trat zu mir und fragte fast ängstlich: „Du hast doch nicht lange hier geschlafen, Herr?“

„Seit der Mittagsstunde,“ erwiderte ich, mich rasch ermunternd.

Das uralte Weib, dessen Kopf aussah wie eine verwitterte Büste aus gelbem Tuffstein, schlug die Hände zusammen und rief: „Die Allheilige behüte Dich, Herr! Hier darf Niemand schlafen zur Mittagszeit, es ist gefährlich und verderblich am Brunnen und unter der Platane.“

„Warum gefährlich?“ fragte ich ein wenig erschrocken.

Sie neigte sich zu mir und flüsterte geheimnißvoll: „Die Neraide[1]) schlägt Dich!“

„Wer ist die Neraide?“ fragte ich verwundert und neugierig.

„Wie, das weißt Du nicht?“ sprach sie mit tadelndem Ton. „Es waren doch andere Fremde hier, die es wußten, und noch mehr, die auch gelernt hatten, daß es immer Neraiden gegeben hat, schon vor hundert und tausend Jahren. Die Neraiden wohnen im Wasser überall und in den Bergen und Wäldern, und auch im Meer. Sie sind so schlank und schön wie nie ein Mädchen unter uns, außer wenn es selbst von ihnen abstammt. Sie sind auch gut und thun uns kein Böses, außer wenn Jemand zur Mittagsstunde sie stört. Und das hast Du gethan, Herr, weil Du am Brunnen schliefst.“

Ich erhob mich und reckte meine Glieder, um zu sehen und zu zeigen, daß ich nicht geschlagen war, und lächelte wol ungläubig.

„Du glaubst es nicht?“ rief die Alte fast zornig. „Und doch habe ich selbst die Neraide, die hier wohnt, mit diesen Augen und oft gesehen, und die Andern sahen sie auch, die so alt sind wie ich; das sind aber nur noch sehr Wenige hier im Dorfe. Denn es ist lange, lange her, daß sie verschwunden ist und sich nicht mehr sichtlich vor uns zeigt. Aber sie lebt doch noch, das ist ganz gewiß, oder auch irgend eine andere Neraide, und Niemand wagt sie zu stören.“

Ich war sehr aufmerksam geworden, denn auch uns weise Männer des Nordens plagt in manchen Dingen die Neugier nicht wenig, und ich forschte weiter um das Wesen jener merkwürdigen Geschöpfe, indem ich nach meinem Notizbuch tastete. Indessen hatten sich andere Frauen im Kreise um mich gesammelt, den unwissenden Abendländer bestaunend, und nickten und winkten häufig mit lebhafter Beistimmung, während die Greisin eindringlich und feierlich erzählte:

„Wie unsere Neraide hieß, das weiß Niemand, denn man weiß nicht einmal, ob die Neraiden überhaupt einen Namen tragen wie wir Menschen. Aber Jedermann kannte damals ihren Gatten, der sie gezwungen hatte — denn das wirst Du doch wenigstens wissen, Herr, daß sie oftmals in Liebe gerathen zu schönen Jünglingen, und mit diesen leben und ihnen schöne Kinder gebären, nur daß sie eine rechte Ehe scheuen, weil sie keine Christen sind, und sie können nur mit List und Gewalt zur Vermählung gezwungen werden, wenn man ihren Schleier raubt und versteckt, daß sie ihn nicht wieder finden; dann bleiben sie

[1]) Neugriechische Form für Nereide.

gefangen. Diese also war auf solche oder irgend eine andere Art die wirkliche Gattin eines vornehmen Herrn aus der Stadt geworden, der hier in der Nähe, unten nach der Ebene zu, ein schönes Landhaus hatte und ein hübscher Jüngling war, der es wol auch einer Neraide anthun konnte. Er hieß Gozzadini: das sage ich, damit Du siehst, Aphendi, daß ich die Wahrheit rede, denn von seinem Geschlecht wirst Du noch heutigen Tages in der Stadt erfahren können.

Sie lebten mehrere Jahre miteinander und hatten auch ein Töchterlein, aber die schöne Mutter sah man oftmals betrübt einher gehen, weil sie sich nach ihrer alten Freiheit sehnte, wie es diese Neraiden ja immer thun, wenn sie an ein Haus gefesselt sind. Denn es geht ihnen allen nichts über die Luft am nächtlichen Tanz und Spiel mit ihren Gefährtinnen und andern Dämonen; und das mußte diese nun entbehren. Ja, auch das Kind war nicht so fröhlich von Natur, wie andere Kinder, sondern still und blaß, obgleich bildschön, und irrte oft Tage lang, so klein es auch war, einsam in den Bergen umher; man sah, es wußte, daß es eigentlich eine junge Neraide war. Manche sagten auch, sie hätten es heimlich um die Mittagsstunde mit den guten Fräulein tanzen sehen; doch davon weiß ich nicht so gewiß, ob es wahr ist, obwol ich es selber glaube.

Eines Tages entdeckte die junge Frau ihren früheren Schleier wieder, der ihr genommen war, und augenblicklich entfloh sie und wollte mit ihrem Kinde zu den Gefährtinnen zurückkehren: die aber nahmen sie nun nicht wieder auf, weil sie christlich vermählt gewesen war, nur das Kind entrissen sie ihr, indem sie es in's Wasser zogen, und behielten es bei sich als Neraide. Und so war nun die arme Mutter ganz einsam und durfte auch das Haus ihres Gatten nicht mehr betreten, außer bei Nacht, wenn er schlief, dann schlich sie hinein und beugte sich über sein Lager und küßte ihn. Sobald er aber erwachte, war sie verschwunden: und dennoch erinnerte er sich, daß sie dagewesen, und erzählte davon. Viele spotteten darüber und glaubten es nicht, aber wir in Gasturi wußten wol, daß es richtig war, und daß sie in der Nähe weilte. Denn wir sahen die schöne Neraide alle Tage um die Mittagsstunde hier am Brunnen in weißem Gewande erscheinen; zwar wagte Niemand näher zu gehen und mit ihr zu reden, doch wir standen sehr oft dort unten in der Schlucht und blickten heimlich herauf. Und dann sahen wir immer, sie ging wol hundert Mal hier auf und ab und rang die Hände, nur zuweilen stand sie still und schaute lange Zeit in den Brunnen hinab. Sowie aber die Sonne ein wenig zu sinken begann, verschwand sie so schnell, als sie gekommen war, hinter den Bäumen.

Das dauerte so an die sieben Jahre. Denn nun wirst Du erfahren, Herr, daß während dieser Zeit ihr Gemahl einsam in seinem Hause saß und es niemals und zu keiner Stunde verließ. Das that er darum, weil er wußte, daß man eine entflohene Neraide zwingen kann, zurückzukehren, wenn man sieben Jahre ohne Unterbrechung unter seinem Dache verweilt und in treuer Liebe ihrer harrt: dann muß sie wieder zu dem Gatten kommen und bleibt fortan sein ehrliches Weib, als wenn sie menschlich geboren wäre, und sie findet auch ihre Lust und Heiterkeit wieder.

Danach that nun dieser Jüngling und wartete geduldig in aller Treue.

Zu allerletzt aber, als nur noch ein Tag an den sieben Jahren fehlte, ergriff ihn die Sehnsucht nach ihr so gewaltig, daß er es nicht mehr ertragen konnte, sondern zur Mittagsstunde an diesen Brunnen ging, um sie zu sehen. Niemand kann sagen, was sie miteinander verhandelt haben; doch als er nach Hause kam, war er todkrank und an allen Gliedern gelähmt: die Neraide hatte ihn geschlagen, und er starb wenige Tage danach.

Von der Zeit an aber wurde sie auch selbst nie wieder am Brunnen oder irgendwo anders gesehen. Wir glauben, daß ihre Schwestern sie nun in Gnaden aufgenommen haben, weil ihr Mann todt war, und daß sie ihr Kind wiedergefunden hat." —

Hier endete die Geschichte der alten Frau, und warnend setzte sie hinzu: „Du siehst, Herr, daß diese Dinge wahr sind, und Du wirst wohl thun, Dich vor dem Zorn der Neraiden zu hüten. Vielleicht haben sie Dich heute noch verschont, weil sie sahen, daß Du fremd bist und ihre Sitten nicht kennst; aber sie möchten Dich ein zweites Mal nicht mehr verschonen. Trink jetzt einen Schluck von unserem Wasser, es ist gut und gesund in dieser Stunde."

Bei diesen Worten winkte sie einem jungen Mädchen, das eben seinen Krug gefüllt hatte; das schöne Kind warf den Schleier über Kinn und Mund und reichte mir den Krug, aus bescheidenen Augen mit leiser Neugier zu mir aufblickend; ich trank und dankte und half ihr den Krug auf das feine Köpfchen setzen. Dann nahm ich Abschied von meiner trefflichen Greisin und den andern Frauen und ging in der leichten Kühlung den Berg hinab durch den Oelwald der Stadt entgegen. Das vernommene Märchen beschäftigte freundlich meine Gedanken, doch hätte ich es gewißlich ohne weitere Deutungsversuche als ein schönes Phantasiegebilde dieses Volkes auf sich beruhen lassen, wenn mir nicht scharf aufgefallen wäre, wie seltsam realistisch der italienische Name Gozzadini in die zarte griechische Sagenwelt hineinklang und fast gewaltsam auf irgend eine mitspielende Thatsache der Wirklichkeit zu deuten schien. Nur hoffte ich kaum in der Stadt eine besondere Aufklärung finden zu können, da dieses Stückchen Thatsache offenbar so alter Vergangenheit angehörte.

Sobald ich mein Zimmer in der „Bella Venezia" betreten hatte, fühlte ich mich plötzlich von einer lähmenden Schwäche ergriffen, eine heftige innere Gluth und bald ein jäher Frostschauer folgte, und ich merkte mit Schrecken, daß ich von starkem Fieber heimgesucht worden. Ungesäumt schickte ich nach einem Arzt, und nur eine halbe Stunde quälte ich mich in Fieber und Sorge, bis dieser erschien.

Es war eine sehr absonderliche Erscheinung, die ich da vor mir sah; mir fiel bei ihrem Anblick sofort das merkwürdige Marmorbild des Aesop in der römischen Villa Albani ein. Auf einem schwächlichen, nicht blos von hohem Alter verfallenen, buckligen Leibe saß ein feiner Kopf mit raschen, klugen Augen und dem gewinnendsten Lächeln um die beweglichen Lippen. Er nahm mich alsbald in sorgfältige Behandlung.

„Sie haben sich der Hitze zu sehr ausgesetzt, mein Herr," sagte er, nachdem er meine Temperatur gemessen.

„Die Neraiden haben mich geschlagen," antwortete ich seufzend.

„Das heißt?“ fragte er verwundert.

„Das heißt, daß ich am Brunnen von Gasturi in der Mittagsgluth geschlafen und zur Strafe dafür eine so räthselhafte Geschichte vernommen habe, daß ich vor Neugier nach deren Erklärung das Fieber bekam.“

Und ich erzählte ihm wahrheitsgetreu das Märchen der Greisin.

„Zu allernächst, mein Herr,“ sagte er freundlich, „werden Sie nun auf der Stelle in's Bett gehen, und danach kann ich selbst Ihnen vielleicht etwas aus meiner Erinnerung berichten, das gegen diese Art Fieber wirksam sein dürfte. Für das andere werden wir mindestens ein paar Tage der größten Ruhe nöthig haben. Also, ich bitte!“

In seinem Eifer legte er beinahe selbst Hand an meine Kleider, und nachdem ich gehorsam das Bett bestiegen und er ein Recept in die Apotheke befördert hatte, setzte er sich in einen Lehnstuhl mir gegenüber und begann seinen Bericht, während dessen er jedoch alle fünf Minuten in die Höhe sprang und ein wenig im Zimmer umherlief, als ob er seinen Erinnerungen nachjagen müßte.

„Ja, ja, lieber Herr,“ sagte er lächelnd, „Sie mögen es vor der Hand noch so sehr bezweifeln, aber wie Ihnen Ihr altes Weib gesagt hat, die Geschichte ist vollkommen wahr, und das von Anfang bis zu Ende; es kommt jetzt nur darauf an, daß wir sie in etwas andere Worte kleiden, oder ich könnte auch sagen, daß Sie jene Personen, nämlich den unglücklichen Gaetano Gozzadini und seine Gattin, die sogenannte Neraide, welche Sie bis jetzt gewissermaßen nur bei Mondenschein gesehen haben, nun in der klaren Beleuchtung des nüchternen Tages betrachten. Denn unsere Bauern, müssen Sie wissen, sind ein gar wunderliches Volk, das sich gern alle Dinge nach seinen einfältigen Begriffen, die es aus Gott weiß wie uralter Zeit geerbt hat, zurechtlegt, wie sie denn, um die volle Wahrheit zu sagen, unser ganzes liebes griechisch-orthodoxes Christenthum durchaus nicht anders verstehen und lieben, denn als rechte echte, gottverlassene Heiden. Aus ihren Heiligen machen sie Götter und Göttinnen, vornehme und geringe, sie haben ihren Donnergott und ihren Kriegsgott und ihren Meeresgott — nun gut, warum sollen sie sich nicht einmal aus einer Sterblichen eine Nymphe, und aus einer Nymphe vielleicht bald wieder eine Heilige machen? Ich nehme an, mein Herr, daß Sie als Europäer mir solche freie Redeweise nicht übel deuten werden.

Also, um endlich zur Sache zu kommen, es war im Jahre 1822, daß diese Begebenheit ihren Anfang nahm. Das ist lange her, aber mein Gedächtniß ist noch frisch, und ich entsinne mich genau jedes Umstandes, sowol was ich selbst gesehen, als was ich von Andern gehört habe. Ich will hier sogleich bemerken, daß ich gerade am Beginn unseres Jahrhunderts geboren bin, woraus Sie ohne Rechenkunst mein vormaliges sowie mein jetziges Lebensalter ersehen können.

Sie wissen nun, daß seit dem Jahre 1821 der Freiheitskrieg der Hellenen gegen ihre rohen und barbarischen Unterdrücker, die Osmanen, entbrannt war. Wir Kerkyräer aber und die andern Jonier waren seit sieben Jahren den Engländern untergeben, welche zu jener Zeit, unter der Regentschaft des harten Lord Maitland der hellenischen Sache durchaus nicht wohlgesinnt waren, ohne daß sie doch unsere Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande hätten unterdrücken können. Ferner ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, daß unsere Insel durch mehr

als vier Jahrhunderte unter der Herrschaft des Löwen von San Marco gestanden hat: aus dieser Zeit giebt es noch heute, wie Sie täglich sehen und hören können, sehr zahlreiche Italiener hier in der Stadt, und damals gar lag weitaus der größte Reichthum und der meiste Landbesitz in der Hand der venezianischen Nobili, welche auch unter der neuen Herrschaft von ihrem alten Stolze durchaus nichts aufgegeben hatten. Es war nicht schön für uns Hellenen, daß hier die Engländer, dort die Italiener hochmütig auf uns herabblickten, aber es war leider so.

Aus einer der vornehmsten und stolzesten jener Familien stammte der Conte Loredano; derselbe hatte zwei Töchter, Gabriela und Cecilia, und diese beiden Mädchen waren allerdings so schön, daß ich glaube in meinen langen Jahren nichts Gleiches wieder gesehen zu haben, auch waren sie beide deswegen berühmt und umworben genug. Was mich betrifft, so sehen Sie noch heute an meiner Gestalt, daß ich meine Augen gewißlich nicht hätte zu ihnen erheben dürfen, wenn ich selbst aus edlem Geschlecht und nicht ein unbedeutender junger Arzt gewesen wäre; dafür aber habe ich von jeher eine Gabe besessen, mir die Freundschaft und ein stilles Vertrauen der Schönen zu gewinnen, wie sie es sonst nur etwa ehrwürdigen Greisen zuzuwenden pflegen — sie wußten eben, daß ich ihrem Herzen und sogar ihrem Rufe nicht gefährlicher werden konnte, als ein abgelebter Alter. Am allernächsten war ich nun gerade mit jenen beiden reizenden Contessen befreundet, und das hauptsächlich darum, weil mein früh verstorbener Vater ihnen einmal beiden in schwerer Krankheit durch geschickte ärztliche Behandlung das Leben gerettet hatte, gleich darauf aber selbst in Folge der Ansteckung eben dieser Krankheit erlegen war. Uebrigens hätte mir ja auch ohne Das Niemand wehren können sie heimlich für mich zu bewundern, und wahrlich, ihr bloßer Anblick erschien mir damals so köstlich wie frisches Wasser.

Mir gefiel anfänglich die Jüngere, Cecilia, noch besser; sie war oder schien etwas stiller und sanfter, während freilich die Folgezeit lehrte, daß sie ihre heiße Leidenschaft weit weniger zu bezwingen wußte als ihre Schwester. Diese war höher von Gestalt und kecker in ihrem Wesen und ward von noch Mehreren gefeiert um ihrer feurigen Augen willen.

Zu ihren glühendsten Verehrern und Bewerbern gehörte jener Gaetano Gozzadini, dessen Namen Ihnen schon die Bäuerin gesagt hat; dieser hatte schon mehrfach auf das Ernstlichste um Ihre Hand gebeten, doch Gabriela wies ihn immer ab, wenn nicht hart, so doch bestimmt. Er war nämlich, obwol von sehr edlem Blut und im goldenen Buche von Korfu an einer der ersten Stellen vermerkt, und obwol auch groß und schlank von Gestalt und von anmuthigen Gesichtszügen, doch nur etwas schwach von Gedanken; er pflegte sehr langsam zu begreifen, wenn er aber einmal an einen Gedanken gerathen war, mochte der nun gut oder thöricht sein, so blieb er daran hängen, als wenn er festgenagelt wäre, mochte man ihm auch zehnmal vollwichtig das Gegentheil beweisen. Ich sehe ihn heute noch wie leibhaftig vor mir, den armen Menschen: er hatte Augen wie ein guter treuer Hund, und hatte auch wie ein junger Hund die Angewohnheit, immerfort mit irgend etwas zu spielen, am liebsten mit Thieren und kleinen Kindern, und er konnte sich stundenlang mit diesen Geschöpfen jagen

und balgen, wenn ihn Niemand sonst beobachtete; darum liebten sie ihn auch wie keinen andern Menschen in der Stadt: und man konnte schon hieraus schließen, daß er ein ehrlich Gemüth und eine reine Seele war. Wenn er über die Esplanade spazierte, so sah man fast immer ein paar kleine Mädchen an seiner Seite hängen zur Rechten wie zur Linken und mit ihm scherzen: sowie aber solche kleinen Mädchen nachher groß und heirathslustig wurden, dachten sie an ihren alten Freund am allerletzten. Er war darin beinahe in gleicher Lage mit mir, nur daß ich doch noch weit glücklicher war, weil ich mir immer klar bewußt blieb, wie es um mich in dieser Hinsicht stand, und nie zu närrischen Hoffnungen mich verstieg. Er aber war thöricht genug, sich sogleich in die Allerherrlichste, in Conteſſa Gabriela, zu verlieben, und das mit der ungetheiltesten Leidenschaft, weil wenig andere Gedanken in seinem Kopfe wohnten, die ihn hätten abziehen können. Ja, er blickte gar rührend und kummervoll in jener Zeit aus seinen schönen Augen; stundenlang lief er hin und her in der Nähe ihrer Wohnung — wiederum gerade wie ein Hund, der seine Herrin sucht. Es konnte aber wahrlich Niemand von dem klugen und feurigen Mädchen verlangen, daß sie dem armen Burschen ihre Liebe schenkte, da doch so viele weisere Männer ihrer begehrten. Sie wünschte jedoch garnicht sich voreilig zu fesseln, sondern bat allemal jeden Bewerber um Aufschub und lange Bedenkzeit und freute sich einstweilen vergnüglich ihrer Freiheit.

Besondere Lust hatten beide Schwestern am Fahren und Reiten, und sie konnten dieser Neigung bequemlich fröhnen, da die Engländer schon begonnen hatten, ihre neuen prächtigen Straßen nach allen Seiten durch das Land zu führen. Sie pflegten dabei einen Diener mit sich zu führen, außer wenn ich sie begleitete, was zu Wagen sehr häufig geschah; denn das Reiten war allerdings nicht meine Sache.

So waren wir auch in jenem Sommer einmal hinausgefahren auf der Straße nach Govino, wo das alte Arsenal der Venezianer war. Gabriela führte die Zügel, und eben liefen die Pferde in feurigem Trabe an dem kleinen Golf vorbei, der, wie Sie sich erinnern werden, tief ins Land eindringt bis an den Weg: da springt plötzlich hinter den Oelbäumen hervor ein Mensch, wirft sich vor die Pferde, reißt in die Zügel und bringt mit einem Ruck die aufbäumenden Thiere zum Stehen. Wir sehen, es ist ein Mensch in albanesischer Tracht, in zerrissener, blutbefleckter Fustanella, vollbewaffnet mit Säbel, langer Flinte und Pistolen; wir sind starr vor Schreck; nur Gabriela, wie der Fremdling jetzt an ihren Sitz herantritt, erhebt die Peitsche, um mit dem silbernen Knauf derselben den Frechen auf den Kopf zu schlagen: der aber fängt geschickt mit der Hand die niedersausende Ruthe auf, entreißt sie mit leichtem Ruck der schönen Gegnerin und giebt sie ihr sogleich mit stolzer Bewegung zurück.

— Keine Furcht, Herrin! spricht er dann ruhig, ich bin kein Räuber und verlange nichts von dir, das du nicht aus freien Stücken zu thun gewillt sein wirst. Ich komme vielmehr als Schutzflehender mit drei kranken Gefährten; wir sind versprengte Flüchtlinge aus der Schlacht von Peta, seit Wochen irren wir mitten zwischen den Schaaren der Türken fliehend in Todesgefahr durch die Gebirge drüben, bis es uns endlich gelang, bei Nacht hierher über den Sund

zu setzen. Wir wagten jedoch nicht uns öffentlich zu zeigen, denn wir wissen, daß die Engländer den Christen nicht wohlgesonnen sind, sie könnten uns gefangen setzen und festhalten; wir aber streben in den Krieg zurück, sobald unsere Wunden geheilt sind. Darum bitte ich dich, mir Auskunft und Rath zu geben, denn du erschienst mir als ein vornehmes Weib und doch nicht englischen Stammes. Wenn du kannst und willst, Herrin, so gieb uns selber einen sichern Zufluchtsort, wo wir in Verborgenheit genesen mögen. Wir sind Sulioten, Genossen des Markos Botzaris.

Was die letzten Worte für uns bedeuteten und welchen Eindruck sie zumal auf die beiden Mädchen machten, das können Sie sich schwerlich ganz vorstellen, wenn Ihnen auch ohne Zweifel Einiges von den gewaltigen Heldenthaten dieser Sulioten bekannt ist. Doch Sie wissen nicht, wie damals nicht wir allein, sondern ganz Europa ihren Namen mit Ehrfurcht und Begeisterung nannte, obgleich sie nicht einmal echte Hellenen waren, sondern albanesischen Stammes; und wenn ich des Markos Botzaris gedenke und seiner Heldengröße und herrlichen Reinheit, so wollen mir altem Manne noch heute die Thränen ins Auge kommen. Auch in jenem unglückseligen Kampf bei Peta und Arta drüben in Epiros, wo so viele der besten Philhellenen — und nicht die wenigsten darunter von deutschem Blute — den Tod gefunden, hat Botzaris mit einer Anzahl seiner Pallikaren den rühmlichsten Antheil genommen, wenn auch der Sieg ihm diesmal fehlte. Nun also, es war nichts Kleines, wenn jener Flüchtling sagen durfte: „Wir sind Sulioten, Genossen des Markos Botzaris."

Auch genügte dieses Wort vollauf, den Hochsinn und das Mitleid der jungen Contessen zu entflammen, sie verließen den Wagen und gingen mit dem Pallikaren ans Ufer, wo seine Gefährten verwundet und krank im Nachen lagen. Die edlen Mädchen beriethen und kamen auf den Einfall, die Sulioten auf ein Landhaus ihres Freundes Gaetano Gozzadini zu bringen, das nicht allzu fern von jener Stelle lag; denn sie wußten wol, daß der treue Mensch ihnen keine Bitte abschlagen konnte. So führte ich denn in Gemeinschaft mit dem kecken Pallikaren, welcher Drakos hieß, die drei Kranken zum Wagen und setzte sie, so gut es gehen wollte; wir andern aber gingen nebenher zu Fuß bis zu der Villa, wo ich sogleich auch meine Pflicht als Arzt erfüllen konnte.

Gozzadini war nun durchaus glückselig, daß er seiner angebeteten Herrin einen Dienst erweisen konnte, nahm ihre Schutzbefohlenen mit Freuden auf und ließ sie mit allem Mitleid seines guten Herzens bis zu ihrer Genesung bestens verpflegen. Drakos allein hatte nur eine leichtere Wunde am Arm und hatte auch die Leiden der Flucht so wacker ertragen, daß er frei umherwandeln konnte wie ein Gesunder. Uebrigens ergab es sich bald, daß ihm von den Engländern keine Gefahr einer Haft oder Hinderung drohte, und so sahen wir ihn täglich in der Stadt, wie er vor den Augen des bewundernden Volkes kühl und gelassen einherspazierte. Sie haben gewißlich, werther Herr, schon etliche der Albanesen hier gesehen, welche vom Festlande zur Arbeit herüberkommen: nun blicken Sie diese Menschen an, die ein armseliges Volk und zerlumptes Gesindel sind, wie sie einherschreiten und ihre Fustanella um die Hüften schwenken, als wären sie lauter geborne Fürsten und Edelleute, und dann denken Sie sich, wie so ein

Suliot stolziren durfte, der gleichsam im Angesicht der ganzen civilisirten Welt dastand als geweihter Kämpfer für Freiheit und Christenthum! Und da er noch dazu ein sehr schöner, starker und ansehnlicher Mann war, so dürfen Sie sich nicht wundern, daß er von Vornehm und Gering angestaunt wurde, als wenn er etwa ein anderer Kaiser Napoleon gewesen wäre. Es versteht sich, daß er nicht mehr in seinen zerfetzten kriegerischen Lumpen aufzog, sondern in neuen, sauberen und gestickten Kleidern, die er wie schon so Vieles dem Edelmuth des Gaetano verdankte.

Es war natürlich und begreiflich, daß auch die beiden schönen Conteſſen freundliche Theilnahme für ihren tapfern Schützling fühlten und gar nicht verschmähten, sich öffentlich auf der Esplanade in seiner Gesellschaft zu zeigen; denn wer konnte an etwas Arges oder Gefährliches dabei denken? Und noch begreiflicher war, daß der Pallikare ihnen die feurigste Dankbarkeit widmete und es für seine beste Glückseligkeit zu erachten schien, an ihrer Seite zu wandeln und ihnen von seinen Abenteuern gegen die Türken zu erzählen. Ja gewiß, das war beides so ganz natürlich — und doch dauerte es nur wenige Tage, da wußten gar manche kluge und offene Augen in Kerkyra, wie es in den Herzen dieses Drakos und der Conteſſa Gabriela aussehen mußte. Ich meinestheils war auch nicht gerade blind geboren; einmal fuhren wir zusammen in einem jener kleinen offenen Wagen, wie sie die Engländer damals eingeführt hatten, wiederum die Straße nach Govino entlang, Gabriela saß neben dem Pallikaren und lehrte ihn mit Eifer die ritterliche Kunst des Rosselenkens: denn die hatte er in seinen pfadlosen Bergen freilich nicht lernen können. Sie lachten viel dazu und waren vergnügt wie Kinder, ihre Hände griffen gar oft über und durch einander, viel öfter, wollte mir scheinen, als für den Unterricht eben durchaus nöthig war, und ihre Wangen glühten dazu und die Augen strahlten von Freude und Schönheit. Seit jenem Tage wußte auch ich nur allzu genau, was hier in der Luft schwebte.

Das aber hätte auch ein Kind in allen den Tagen an ihnen beobachten können, daß sie beide viel schöner noch geworden waren als je zuvor; es schien, als ob ihre Gestalten leichter getragen würden, wie von unsichtbaren Flügeln, und als ob ein Leuchten von ihrem Antlitz ausginge und Jedes sich in dem Anblick des Andern immer von Neuem wie in einem Zauberspiegel verklärte. Nun hätte ein solches unausgesprochenes und doch sichtbarlich von aller Welt angeschautes Glück wol geeignet sein können, den Neid der Menschen zu wecken, und doch habe ich damals fast Niemand von diesem Gifte berührt gefunden, sei es, daß die bloße Betrachtung so wundervoll vereinter Schönheit auch niedrige Seelen für eine Zeit lang besser machte, als sie im gewöhnlichen Lauf der Dinge sind, sei es vielleicht auch, weil Jedermann ahnte, daß dieses Glück nur von so ganz kurzer Dauer sein konnte. Mir selber schienen sie dahin zu gehen gleich zwei Nachtwandlern an einem Abgrunde, und um Alles hätte ich es nicht sein mögen, der sie anriefe; denn mir war, als müßten sie beim Erwachen jählings in eine tödtliche Tiefe stürzen.

Seltsam aber war es, neben diesen Verklärten zwei andere Gestalten zu sehen, welche fast beständig ihre Begleiter waren, die Conteſſe Cecilia und

Gaetano Gozzadini. Die Beiden hatten sich auf einmal zu einander gefunden als stille herzliche Freunde, aber keineswegs wie ein anderes Liebespaar, sondern wie zwei melancholische Menschenkinder, die sich mit einander in frommer Ergebenheit und ohne Neid und Eifersucht über ein heimliches Leid zu trösten suchen. Und wenn dies stille Paar hinter dem andern glänzenden langsam einherschritt, so sah es wahrlich so aus, als heftete die trübe Zukunft sich jetzt schon der herrlichen Gegenwart an die Ferse.

Endlich kam der Tag, an welchem der große Riß geschah und sich Alles entschied — jedoch ganz anders als irgend Jemand erwartet hatte. Mir war es bestimmt, ein Zeuge dieses schmerzlichen Auftritts zu sein. Es war in Gaetano's Villa, wo die Sulioten untergebracht waren; ich hatte meinen Krankenbesuch beendigt und trat hinaus in den Garten, wo Gaetano, der dort in träumerischer Versunkenheit an einer Cypresse lehnte, sich mir anschloß. Wir hatten noch nicht viele Schritte vorwärts gemacht, als wir Drakos und Gabriela bei einander erblickten: sie brach eben eine Blüthe von einem Orangenbaume und steckte sie ihm lachend an die Brust; er aber beugte sich plötzlich nieder auf ihre Hand, küßte dieselbe mit einer wilden Gluth und flüsterte ihr Worte zu, die wir nicht vernahmen, deren Sinn aber nach seiner leidenschaftlichen Geberde und dem flammenden Blick seiner Augen auch dem Harmlosesten nicht eine Secunde zweifelhaft sein konnte. Ich schaute flüchtig auf Gaetano, und ich sah Thränen an seiner Wimper.

Gabriela glühte tief auf wie von einer Flamme bestrahlt, und unmöglich wäre es, den Ausdruck ihres Gesichts zu schildern, in welchem eine unendliche Seligkeit mit Grauen und Entsetzen sich zu mischen und zu kämpfen schien. Wol eine Minute blieb sie wortlos, wie von Sinnen, dann auf einmal raffte sie sich gewaltsam wie mit einem starken Ruck zusammen und warf einen angstvollen Blick nach rückwärts, als ob sie sich Hülfe von außen erflehte. Da fiel ihr irrendes Auge auf uns, und in derselben Secunde warf sie stolz das schöne Haupt zurück, winkte uns hastig mit der Hand und sagte so laut, daß wir jede Silbe auf's Genaueste vernahmen: „Ich bin die Braut des Gaetano Gozzadini!"

Sie war bleich wie eine Todte, als sie diese Worte sprach. Ich verstand schnell ihre Meinung, daß sie mit dem jähen Bescheid Rettung vor sich selber suchte. Und auch ein Anderer verstand sie, Drakos; das las ich in seinen Mienen, die einen so raschen und wilden Kampf wiederspiegelten, wie ich ihn nicht wieder während weniger Secunden in eines Menschen Antlitz gesehen habe: Zweifel, Schreck, Unglaube, Erkenntniß, Verzweiflung, Wuth; wilder Trotz, erzwungene Fassung, Rachedurst und Hohnlachen — das mußten etwa die verschiedenen Schwingungen seines Gehirns sein, wie sie in rasender Hast auf einander folgten. Zuletzt machte er ruhig eine anständige Verbeugung und entfernte sich nach dem hinteren Ausgang des Gartens; nur die Worte schienen ihm doch zu versagen.

Ich hatte darüber nicht Zeit gefunden, auf Gaetano zu achten, wie er diese unerhört schnelle Wandlung seines Schicksals aufnehmen würde. Jetzt kam Gabriela selbst auf ihn zugeschritten und zur Bekräftigung ihres raschen Aus-

ſpruchs lehnte ſie, wiewol ſchweigend, ihr Haupt an ſeine Schulter und barg ihr Antlitz, doch gewißlich nicht aus liebender Verſchämtheit, ſondern um ihm die Noth ihres Herzens zu verhüllen. Sie ſah aus wie Jemand, der Alles in dieſer Welt verloren hat, was ihm lieb war, und der nun irgendwo am Rande der Wüſte ein ſtilles Plätzchen findet, wo er ungeſtört ſeinem Grame leben kann.

Die ehrlichen Züge des Gaetano aber ſtrahlten von ungemiſchter Seligkeit.

Am nächſten Morgen ließ Conteſſa Gabriela mich ſehr frühe als Arzt zu ſich rufen; doch ſie war nicht krank, ſondern wollte ſich nur ohne Zeugen gegen mich ausſprechen.

„Nun, was ſpricht man von dieſer Verlobung, Grigori?“ fragte ſie, indem ſie zu lächeln verſuchte; doch nichts verrieth mir ſo ſehr ihre innere Qual, als dieſes verfehlte Lächeln.

„Man iſt . . . ſehr überraſcht, Kontiſſa,“ entgegnete ich verlegen.

„Das bin ich auch!“ rief ſie, und jetzt lachte ſie wirklich. Im ſelben Augenblick aber traten die Thränen hervor. „Ach, Grigori,“ fuhr ſie vertraulich fort, „ſeht, es ging ja doch nicht anders. Hieltet ihr es denn auch nur für möglich, daß ich mich mit dieſem Pallikaren verbinden konnte? Ja, ſeht, bis geſtern berauſchte ich mich ſinnlos, gedankenlos an ſeinem Glanze, ſeinem Heldenthum . . . und wir hätten ja noch manchen Tag mit einander glücklich ſein können . . . aber er durfte das Wort nicht ſprechen, das mich aufweckte aus meinem Traume. Als er mir ſeine Leidenſchaft enthüllte, fand ich die Beſinnung wieder, ich ſah, welche Entſcheidung ich zu fällen hatte, was mir bevorſtand, wenn ich der ſüßen Lockung folgte: tödtliche Kränkung meines Vaters, Losreißung von meinem Hauſe, meiner Heimath, meiner Vergangenheit und von der Zukunft der Meinen, Herabſtürzen aus goldener Höhe in den ſumpfigen Strudel der gemeinen Welt — das Alles war die Folge, wenn ich mich dem wildgewachſenen Sohn der Berge zu eigen gab. Mit meinem Namen hätte ich Alles, hätte ich mich ſelbſt verloren. O Grigori, dieſer Name, der bloße Schatten der Dinge, iſt ſo allmächtig unter uns Menſchen . . . es klingt ſo ſchön und erhaben, wenn ihr ſpottet oder predigt gegen den Adelsſtolz, den Namensdünkel: und doch iſt es einzig und allein der Name, der uns über die Menge erhebt . . . Daß die Natur uns nicht beſſer geſchaffen als andere Menſchenkinder, wiſſen wir ſelber zu gut, und eben darum klammern wir uns an das Eine, das uns beſſer macht als die Andern: der Glaube an jenen Schatten, unſern Namen, die unerſchütterliche Anbetung unſrer eignen Ehre, das macht uns groß und edel, das allein hat tauſend berühmte Heldenthaten geboren, tauſend niedere Verbrechen verhindert, der Name iſt der Schild unſerer Tugend. Gut alſo, dieſem Namen, dieſem heiligen Vermächtniß meiner Ahnen, dem Glück meines Vaters, der Ehre meiner Schweſter, dem allen forderte die Pflicht eine wilde Wallung des begehrlichen Herzens zu opfern . . . es war nicht leicht, Grigori, wahrhaftig nicht leicht . . . doch allein um meiner Schweſter Cecilia willen hätte ich das Opfer gebracht. Was ſpricht man nun von dieſer Verlobung, Grigori?

Ich war noch ein bischen verwirrter als vorher, es iſt ſo ſeltſam, ſolche Dinge mit einem heiß erregten Mädchen zu beſprechen; doch endlich ſammelte ich mich und fragte beſcheiden:

„Und hofft Ihr, mit diesem . . . mit Gozzadini glücklich zu werden?"

„Glücklich?" rief sie rasch mit bitterem Ton, „habe ich das gesagt, daß ich glücklich werden wollte? — Aber warum ich gerade diesen wählte? O Gott, ich mußte den einen Trost doch dem Verschmähten gönnen, daß ich ihn nicht . . . aus Leidenschaft für einen Andern zurückwies . . ."

Das war das letzte Wort, das sie in dieser Sache zu mir sprach; denn sie vermochte sich nun nicht mehr zu beherrschen, reichte mir die Hand und ging hinaus; ich meinte noch zu sehen, wie der Kampf mit den vorstürzenden Thränen ihren Körper erschütterte. An dies letzte Wort aber habe ich sehr, sehr viel denken müssen, weil ich der Ansicht bin, daß gerade hier zum nicht geringen Theil der Keim des weiteren Unheils verborgen lag. „Denken Sie sich nur, Herr, in die Lage und die Empfindungen jenes Pallikaren, des gefeierten Helden, hinein: nicht die sanfte Trauer unerwiderter Liebe kann ihn bewegen, denn seine Liebe ist erhört, er ist klug genug, das klar zu erkennen, er sieht, die Geliebte, die Liebende stößt ihn zurück nicht seiner Person, sondern seines Standes wegen — um einen guten Schwachkopf zu beglücken, der nichts als vornehmer geboren ist. Nicht Drakos ist verschmäht, sondern der Pallikare, der Freiheitskämpfer, der stolze Suliot — was muß die Folge sein? Der trotzige Gebirgssohn wird all seine Liebe untertauchen in brennenden Ehrgeiz, all' seine Hoffnung in wüste Rachsucht . . . so mußte es kommen, und so kam es.

Aber dieser Suliot bewies nun, daß er nicht blos als wilder Klephte mit Gewehr und Dolch seine Feinde zu treffen wußte — wir fürchteten wol anfangs, er möchte im ersten Zorn den Gaetano niederstoßen: doch dieser war sein Wohlthäter, und undankbar sind jene rauhen Helden nicht — nein, er wußte die Treulose ohne Blutvergießen mit so bitterer Rache zu treffen, daß der allerfeinste venezianische Bösewicht nichts Grausameres hätte erfinden können. Und wie vollbrachte er das?

Einige Tage ging er ruhig und gleichmüthig einher und verstand sich so trefflich zu beherrschen, daß wir uns mit Erstaunen fragten, ob denn all' die Leidenschaft, die zuvor in seinen Blicken geglüht, nur unsere Augentäuschung gewesen sei. Ja, er verkehrte freundschaftlich wie sonst mit mir, mit Gaetano und — mit Cecilia.

Nicht lange sollten wir in beruhigter Täuschung leben: eines Morgens war Drakos und seine halb genesenen Gefährten von der Insel verschwunden, und mit ihnen Contessa Cecilia.

Wie er die Unglückliche so schnell bethört hatte, vermochte Niemand zu begreifen; ich aber glaube, daß zu allem Anderen noch das Mitleid gekommen war, das sie mit dem so jäh Verstoßenen empfand, denn sie hatte von Jugend auf ein weiches und schnell empfängliches Gemüth und ahnte sicherlich, was hier vorgegangen war, wenn sie auch nicht gleich mir dem Augenblick der Entscheidung beigewohnt hatte. Wie dem auch sei, für die Ihrigen galt sie sogleich als eine Verlorene, Niemand dachte auch nur an eine Verfolgung, die freilich in den Bergen von Albanien jedem Verständigen als ein Unding erscheinen mußte. Der alte Conte Loredano, ihr Vater, enterbte sie, fluchte ihr und starb. Bei seinem Begräbniß sah ich Gabriela zum erstenmal seit dem traurigen Er-

eigniß; sie schien selbst wie eine Abgeschiedene unter den Lebenden zu wandeln, so bleich und so ohne Ausdruck waren ihre Züge. Nur einmal nickte sie mir zu mit einem müden Blick, und da trat jenes herbe Lächeln wieder auf ihre Lippen; es war das letztemal, daß sie zu lächeln versuchte, von da an blieb sie ganz verschlossen, ergeben und stolz. Ich wagte auch später nie mit ihr über diese Dinge zu reden: wie kann man ein Weib trösten, das sein ganzes Glück zum Opfer gebracht hat, und nicht für die Ehre ihres Hauses, wie sie es meinte, sondern einzig — für die Schande ihrer Schwester.

Dem Gaetano hielt die Contessa ihr Wort, sie vermählte sich ihm nicht lange danach und lebte mit ihm in einem kleinen Landhause nahe bei Gasturi, nicht in jenem, das vordem die suliotischen Helden aufgenommen. Nie hat sie den Verlust ihrer Schwester beklagt oder Jemand ihr anderes Leid wieder vertraut, sie ging an der Seite ihres Gatten dahin, nicht mehr wie ein schönes Weib von Fleisch und Blut, sondern eher wie ein weißes Marmorbild, das halb nur zum Leben erwacht ist, oder, um mit den Bauern zu reden, wie eine gefangene Neraide.

Gaetano ertrug ihre Stille und Kälte mit unendlicher Geduld; und endlich nach Jahresfrist ward seine Hingebung ihm ein wenig gelohnt. Gabriela genas eines Töchterchens, und in der liebenden Sorge für dasselbe fing ihr Herz an leise wieder aufzuleben, so daß sie auch ihrem Gatten fortan mit einiger Zärtlichkeit begegnete. Freilich das holde Lachen anderer junger Mütter habe ich nie auf ihrem Antlitz gesehen, und doch war aus all ihrem stillen Thun deutlich zu erkennen, daß sie ihr Kind mit all derselben Kraft ihres leidenschaftlichen Gemüthes liebte, durch welche jenes eine große Leid so unauslöschlich ihrer Seele eingeprägt worden. Seltsam aber war es, daß dies kleine Geschöpf die trübe Stimmung seiner Mutter von Anfang an geerbt zu haben schien, sei es, weil es von ihr niemals das Lachen lernen konnte, sei es, weil es in der That auch von Natur ein kränkliches und schwaches Würmchen war. Es wurde, als es einige Jahre zählte, nicht munter und gesellig wie sonst Kinder, sondern liebte es am meisten, einsam in der Nähe des Hauses unter den Cypressen und Oliven herumzuschweifen, und ganz schwermüthig blickte sein zartes junges Köpfchen in die Welt.

Weder von Drakos noch von Cecilia war jemals in diesem Hause die Rede. Und doch waren sie nicht ganz verschollen, sondern von Zeit zu Zeit drangen bestimmte Nachrichten über ihr Leben in unsere Stadt; und das war kein Wunder, denn die Zahl der Kerkyräer war nicht gering, welche draußen freiwillig die Waffen für das hellenische Vaterland trugen und hier und dort in den wechselnden Kriegsläuften jenem Paare begegneten. So erfuhren wir denn, daß Drakos beständig an der Seite seines Markos Botzaris gefochten, bis dieser bei Karpenisi den vielbeweinten Heldentod fand. Dann folgte er dem Notis Botzaris und gehörte zu den heldenmüthigen Vertheidigern von Missolunghi gegen Ibrahim Pascha bis zum Fall der unglücklichen Stadt. Sie kennen den schrecklichen Ausgang dieser Belagerung: wie die halbverhungerten Hellenen mit Weib und Kind den Durchbruch mitten durch das Heer der Ungläubigen versuchten, wie die Meisten von ihnen, Bewaffnete und Waffenlose,

im grausamen Gewühle den Tod fanden und nur ein geringer Haufen sich endlich in die Berge rettete. Und all' dies Elend und Grausen mußte unsere zarte Contessa mit erdulden, und das mit einem zweijährigen Kinde!

Unter den Tapfern, die vorausstürmend ihren Weibern die Bahn brachen, war auch Drakos; und hier hat er durch einen edlen Kriegertod sein Verbrechen gesühnt. Zu den zweihundert Geretteten gehörte Cecilia mit ihrem Knaben. Das geschah, wie bekannt, im April des Jahres 1826. Dann vergingen einige Jahre, ohne daß Jemand von dem Schicksal der Unglücklichen weitere Kunde zu uns brachte. Was ich später erfahren, ist in aller Kürze, daß sie nach Ithaka hinüberging und dort sich mühsam und tapfer mit ihrer Hände Arbeit durchgerungen hat, bis ihre Kraft so erschöpft war, daß sie in der bittern Sorge um ihres Kindes Zukunft der Rückkehr in die Heimath nicht mehr widerstand.

Zu mir, dem alten Freunde ihres Hauses, kam sie zuerst, meine Vermittelung zwischen ihr und der Schwester zu erflehen. Fast schämte ich mich, so auf einmal als Helfer und Schützer vor der zu stehen, die ich als das schönste und vornehmste Weib vordem gekannt. Wie war sie erniedrigt und gedemüthigt! Wie einst ihr adeliger Sinn der Leidenschaft zum Manne erlegen war, so jetzt der Stolz des verstoßenen Weibes der Liebe zu ihrem Kinde. Ich sah den Knaben, und es fiel mir ein, sein schönes Kinderantlitz möchte wohl am allerbesten geeignet sein, ohne viel künstliche Vermittelung und Vorbereitung das Herz seiner nächsten Verwandten für sich einzunehmen. Deshalb überredete ich Cecilia, sogleich mit mir nach der Villa ihres Schwagers zu fahren und einen raschen Ansturm auf die Herzen zu versuchen.

Doch dieser mein Rath war nicht weise, wie sich leider zu schnell ergab. Ich hatte nicht bedacht, daß es das Kind des Drakos war und seines Vaters Züge so deutlich wie je ein Sohn im Antlitz trug: diese breite, unten stark vorgewölbte Stirn, die kräftig gebogene Nase, vor Allem die kühnen, glühenden Augen, das alles war ein unverkennbares Vermächtniß des tapferen Pallikaren, nur der holde weiche Mund war der seiner Mutter.

Wir trafen die Contessa allein im Garten, und schon freute ich mich des glücklichen Zufalls. Cecilia warf sich weinend zu ihren Füßen und sagte nur die Worte: „Ich bin hilflos und verlassen!" Und wie ich sah, daß Gabriela von der plötzlichen Erscheinung überwältigt und erschüttert stand und nach kurzem Kampf erbarmend die Hand ausstreckte, da schob ich leise den Knaben vor, daß er das schöne Werk der Versöhnung vollende. Gabriela faßte ihn rasch in's Auge und mußte wohl augenblicklich den Vater in ihm erkennen — mit einem lauten Aufschrei fuhr sie zurück, wehrte ihn heftig von sich ab und rief: „Dir könnte ich verzeihen, aber diesem Kinde nie!"

So hat sie die Schwester von sich gestoßen und das schützende Haus vor ihr geschlossen.

Sofort erhob sich Cecilia von ihren Knieen, riß das Kind an sich und schritt, ohne ein Wort zu sagen, wieder dem Ausgang zu; der alte Stolz der Loredani war in ihr erwacht. Ich erkannte, daß ich jetzt nichts thun konnte,

als ihr folgen. Ich suchte sie zu trösten, doch sie schien keines Trostes mehr bedürftig.

Nicht weit vor dem Garten fanden wir das Töchterchen des Gaetano allein im Grase spielend, es hielt einen großen Strauß von Asphodeloslilien in der Hand, hinter dem sein blasses Gesichtchen sich halb versteckte. Cecilia konnte das Kind hier nicht verkennen, es hatte ganz den rührend ehrlichen Blick seines Vaters; trotz ihrer trotzigen Erregung vermochte sie nicht so schnell vorüberzugehen. Sie betrachtete es lange und wehmüthig, warf dann einen fast scheuen Blick mütterlichen Stolzes auf ihren so viel kräftiger blühenden Knaben und sagte leise mehr für sich als zu ihm: „Das sollte deine Schwester werden!"

Dies Wort schien die Neugier beider Kinder gewaltig zu reizen, sie starrten unbeweglich einander in's Gesicht wie in ein nie gesehenes Wunderding, und nur mit ernstlichem Zwang vermochte Cecilia den kleinen Burschen fortzuziehen. Ich baute damals eine leise Hoffnung auf diese Scene. —

Am selben Abend noch suchte mich Gaetano in der Stadt auf und brachte in seinem und seiner Gattin Namen eine erhebliche Geldsumme zur Unterstützung der Schwägerin; doch diese wies Alles voll stolzer Entrüstung als ein klägliches Almosen zurück und ließ sich auch durch sein herzlich bedauerndes Zureden zu nichts bewegen, obwol sie einsah, wie gut und treu er selbst es mit ihr meinte. Mich bat sie, ihr ein Haus fern von der Stadt ausfindig zu machen, wo sie im Verborgenen von ihrer Arbeit leben könnte, wie sie bisher in der Fremde gewohnt gewesen. Ich fand einen Platz, der mir wie geschaffen für sie schien: jenseits Gasturi, in einer engen Schlucht, die vom Berge Aji Deka niedergeht, nimmt unsere Wasserleitung ihren Ursprung, und hier an der Quelle im Aufseherhäuschen hauste damals ein altes wackeres Pärchen, das gern bereit war, die verlassene Frau bei sich aufzunehmen. Ich meinte meine Sache sehr gut gemacht zu haben, denn nicht nur war das Haus feiner und sauberer als eine Bauernhütte, dazu an einer reizenden Stelle gelegen, mit Weinlaub und Rosen überspunnen, sondern es war auch nicht allzu weit von Gaetano's Villa entfernt, nur der breite Hügel von Gasturi liegt dazwischen; und so dachte ich, eine zufällige Begegnung, ein plötzliches Hervorbrechen der alten schwesterlichen Liebe könnte vielleicht noch einmal Alles zu einem guten Ende bringen, wenn man nur nichts gewaltsam überstürzte. So lebten die beiden Schwestern nahe bei einander und doch in ihren Herzen fern, und ein unversöhnlicher Groll trennte diejenigen, welche die Natur bestimmt hatte, sich die Liebsten auf Erden zu sein.

Da war es denn nun um so wunderbarer, daß die Kinder wider beider Mütter Wissen und Willen sich doch zusammenfanden und mit einem stillen Wohlgefallen unter sich verkehrten; wo sie zuerst ihre rasche Bekanntschaft erneuert, weiß ich nicht, denn seltsamerweise schwiegen sie beide gegen sonstige Kinderart vor Jedermann über diese Kameradschaft, als ob sie eine Ahnung von der schlimmen Kluft gehabt hätten, welche die Eltern trennte. Nachher haben die Bauern von Gasturi sie oft beisammen gesehen, am Brunnen oder irgendwo sonst unter den Bäumen an abgelegenen Stellen; diese Menschen hatten aber schon damals eine gewisse abergläubische Furcht vor den beiden fremden schönen

Frauen und flüsterten allerhand wunderliche Dinge von ihnen wie auch von ihren Kindern: und deshalb getrauten sie sich nicht, Jenen von ihrer Beobachtung Kunde zu geben, obgleich sie mir gern und geschwätzig alles erzählten, was sie gesehen hatten. Ich aber hatte gleichfalls meine Gründe, davon noch zu schweigen.

Als ich jedoch eines Nachmittags, wie es nicht selten geschah, zur Villa Gozzadini hinauskam, fand ich Gabriela allein und in heftig erregter Sorge: ihr Töchterchen war über die Mittagszeit von Hause fortgeblieben und noch nicht zurückgekehrt; sie war zwar gewöhnt an das stille Schweifen und ließ es furchtlos geschehen, weil das Kind sich früher niemals weiter entfernt hatte, als etwa seines Vaters starke Stimme reichte, und in jener friedsamen Gegend kaum irgend welche Gefahr zu befürchten war. So ward denn diesmal die Angst nur um so größer, schon war Gaetano mit den Dienern nach verschiedenen Richtungen ausgezogen, den kleinen Flüchtling zu suchen, und die Mutter verging in der Einsamkeit des Hauses beinahe vor Bangigkeit.

Unter diesen Umständen meinte ich nun, es sei an der Zeit, etwas von jener heimlichen Kinderfreundschaft verlauten zu lassen, die gewißlich das heutige Ausbleiben der Kleinen am besten erklärte. Die erste Andeutung aber steigerte die Aufregung der geängstigten Mutter zu fieberhafter Höhe; sie erklärte plötzlich, sie müsse selbst hinaus, ihren Leuten suchen zu helfen, und forderte mich auf, sie zu begleiten. Ich willfahrte ihr gern, mehr um ihre zitternde Unruhe zu beschwichtigen, als weil ich unsere Hilfe für nothwendig oder besonders förderlich hielt.

Auf einem Seitenwege ziemlich weit unterhalb Gasturi trafen wir ein junges Weib, das die Contessa mit seltsam scheuen Blicken anstarrte; ich fragte, ob das Kind hier gesehen worden: das Weib schwieg und bekreuzte sich. Nur auf mein zorniges Andringen deutete es endlich stumm auf die Richtung eines stillen Pfades zwischen den Olivenhügeln, darauf lief es plötzlich wie närrisch von dannen. Ich merkte, daß hier jener abenteuerliche Neraidenglaube im Spiele war, von dem ich gelegentlich im Dorfe hatte schwatzen hören, und achtete nicht sonderlich darauf, nur daß ich im Innern die dumpfe Macht solchen unverwüstlichen Wahnglaubens über rohe Gemüther beklagte; Gabriela ward bei dem wunderlichen Gebahren der Frau von erneuter Angst gefaßt und eilte den Pfad so hastig hinauf, daß ich kaum zu folgen vermochte. Bald fanden wir eine Anzahl frischgebrochener Asphodeloslilien auf dem Wege verstreut: sie wußte, daß ihre Tochter diese blassen Blumen liebte und sah darin ein Zeichen ihrer Nähe. Und so stürmte sie noch eiliger vorwärts.

Nun muß ich Ihnen die Gegend schildern, zu welcher man auf jenem einsamen Wege gelangt. Es ist ein kleines tiefes Thal, rund wie ein Kessel, mit sanften Abhängen; zuweilen erblickt man verlassene Häuser, deren Mauern der Epheu umrankt und eingedrückt hat. Auf dem Grunde aber läuft ein lang gestreckter schmaler Sumpf wie ein Graben, so schmal, daß die mächtigen Oelbäume, welche dort stehen, darüberweg ihre Aeste ineinander schlingen; es sieht aus, als wollten sie sich festklammern, um sich vor dem Versinken zu schützen. Dieses Wasser ist trübe und fast schauerlich zu sehen, nur wenige Strahlen

der Sonne dringen durch das Laub und hüpfen wie zitternde Blitze über die Fläche, welche fast undurchsichtig erscheint: und doch erblickt man darunter ein häßliches Gewirr von Wasserpflanzen und schleimigen Ranken, die sich wie Schlangen zu bewegen und um einander zu ringeln scheinen. Darüber schwimmen verstreut einige breite Blätter und einsame weiße Blumen, zwischen denen große Wasserkäfer hin und her huschen. Zuweilen gurgelt es plötzlich vernehmbar in der Tiefe und Blasen springen auf, als ob irgend ein geheimes Leben da unten verborgen wäre. Die Luft ist dort immer stickig und schwül, ohne erfrischende Regung; zahllose Schwärme von Insecten summen leise und ohne Aufhören. Stößt man einen Ruf aus, dann schallt es so jäh durch die Stille, daß man erschrickt, und tönt lange mit gebrochenem Gellen zurück, ganz als ob diese träge Einöde ihre gestörte Ruhe beklagte. Die Stelle ist gefürchtet bei den Bauern, und im Sommer zumal vermeidet sie Jeder gern, weil das Fieber dort haust, schlimmer und gefährlicher als an irgend einem anderen Gewässer der Insel; darum sind auch jene Häuser verlassen worden. Einige meinen, dieser Sumpf sei eine Lieblingsstätte der Neraiden, Andere nennen ihn den Sommersitz des Charos: Sie wissen, daß die Leute mit diesem alten, nur ein wenig veränderten Namen heutzutage den Tod bezeichnen.

Dorthin also war ich mit der geängstigten Contessa gerathen, und es war, als ob wir in eine fremde unheimliche Welt versetzt wären, denn keines von uns beiden hatte dies Thal zuvor betreten. Laut rief sie den Namen ihrer Tochter, und ich wiederholte denselben noch lauter, um nur die Brust von der beklemmenden Stille zu befreien. Da glaubten wir leicht hinflatternde Töne, ein helles Kinderlachen zu vernehmen: aber das klang so fremd, so unnatürlich in dieser Umgebung, daß ein verdoppelter Schauer unsere Herzen zusammenpreßte. Dann ward es wieder still, und immer peinlicher drückte uns diese Stille, je weiter wir längs des Wassers vordrangen — da plötzlich hören wir wieder das Kinderlachen, und diesmal ganz laut, ganz nahe, und doch zugleich so unklar vergellend wie aus weiter Ferne. Einige dichte Oleanderbüsche an einer Krümmung des Wassers entzogen uns den Blick in's Weite; eifriger drangen wir vor, und sobald wir den Winkel erreicht hatten, erblickten wir unweit desselben die beiden Kinder.

Sie standen auf der weit in's Wasser vorspringenden Wurzel einer uralten Platane, die vereinzelt sich dort eingedrängt hat, die kleine Contessa griff mit der einen Hand in eine runde Höhlung des Stammes und hielt sich darin fest, während die andere sich dem Knaben entgegenstreckte, der sie mit der Linken umklammerte und sich in kühner, gefährlicher Stellung weit über die Fluth vorbeugte, um mit einem Oelzweig nach einer schwimmenden Blume zu fischen. Gabriela stieß einen schwachen Schrei der Ueberraschung aus bei diesem Anblick: der Knabe vernahm ihn, blickt auf, sieht die weißgekleidete Frau, die plötzlich wie eine Geistererscheinung aus dem Boden gewachsen ist; in jähem Kinderschreck läßt er die Hand der Freundin los und stürzt in's Wasser, diese greift ihm nach mit der leeren Hand, will ihn wieder fassen, emporziehen, verliert darüber selbst den Halt auf der schlüpfrigen Wurzel und versinkt fast zugleich mit ihm in die dumpf aufsprudelnde Fluth.

Mit einem entsetzlichen Angstruf fliegt die unselige Mutter zu der Stelle, wirft sich rücksichtslos ihrem Kinde nach und tastet unter dem Wasser nach dem kleinen Körper. Ihre Füße fanden Grund, jedoch, das sah ich an ihren schwankenden Bewegungen, einen unsichern, schlammig nachgiebigen Grund, und bis über die Brüste bedeckte sie die schwarze Fluth: für die Kinder mußte sie von tödtlicher Tiefe sein. Und nun stellen Sie sich meine grauenhaft jammervolle Lage vor: in diesem einen Augenblick meines Lebens habe ich Gott gelästert ob meiner verkrüppelten Zwergengestalt, denn tödtlich war diese Tiefe auch ebenso sicher für mich, den die stolze Gestalt der Contessa um mehr als Haupteslänge überragte, und ich konnte nichts als müßig vom Ufer zuschauen, wie diese mit der Angst der Verzweiflung unter dem Schlingkraut umhergriff und zerrte; zuweilen schien sie ein menschliches Glied, einen zarten Körper zu fassen, aber dann waren es nur lockere Ranken oder Binsengewirre; die Secunden wurden mir zu grausig langen Minuten — jetzt endlich, jetzt ist's wirklich ein Kinderarm, sie reißt den jungen Leib an sich, preßt ihn in die Arme, trägt ihn die Fluth durchschneidend an's Ufer und reicht ihn mir herauf. Und nun sah ich, wie sie dabei die Augen fest und gewaltsam schloß; ich ahnte, warum: sie wollte mit den Augen nicht sehen, was ihre Hände doch fühlen mußten — es war nicht ihr Kind, das sie gerettet hatte.

Wieder warf sie sich in den Sumpf und suchte und suchte, eine Minute lang und noch eine Minute; ich merkte, wie ihre Kräfte zu weichen begannen, da die entsetzliche Angst an ihnen zehrte; sie mußte sich eine Zeitlang an jene Baumwurzel klammern, um nicht einer Ohnmacht zu unterliegen. Und unterdessen ward es zu spät zur Rettung. Zu lange Minuten waren vergangen seit dem Sturz, es war unmöglich, daß ihr Töchterchen noch lebte, auch wenn sie es fand. Und doch mußte sie sich erst noch wieder auf eine schreckliche Weile dem unheimlichen Grunde vertrauen, bis sie endlich — die Leiche in den Armen hielt. Ich that mein Möglichstes, das entflohene Leben noch zurückzurufen, doch bald mußte ich als Arzt erklären, daß der Tod schon eingetreten sei. Der Knabe aber war nach kurzer Bemühung zum Bewußtsein zurückgekehrt und außer aller Gefahr.

Die Contessa lag lange Zeit regungslos über das todte Kind gebeugt, das Antlitz in dessen feuchten Kleidern verbergend; wäre nicht das unaufhörliche leise Schluchzen und Zucken gewesen, ich hätte sie für ohnmächtig oder todt gehalten. Endlich wagte ich sie sanft zur Heimkehr zu ermahnen und erinnerte sie ihres in Ungewißheit harrenden Gatten. Da sprang sie plötzlich auf, starrte eine Zeitlang wie betäubt in's Leere und preßte endlich mit dem Ausdruck leidenschaftlicher Abwehr und Angst zwischen den Zähnen hervor: Ich kann nicht mehr zu ihm zurückkehren! Sein Haus ist nicht mein Haus! Ich kann nicht länger mit ihm leben! Was an ihm lebendig war, ist todt, er ist für mich gestorben mit dem Kinde, ich kann ihn nicht wiedersehen.

Und nun auf einmal warf sie sich auf die Kniee vor dem geretteten Knaben, drückte ihn mit unendlicher Zärtlichkeit an ihre Brust und rief unter Thränen und Küssen: „Bei dir bleibe ich, du bist jetzt mein Kind geworden, ich habe dich mir gerettet, und niemals, niemals darfst du mich wieder verlassen! Du

bleibst mein, du Sohn des herrlichsten Vaters, an seiner Stelle will ich dich pflegen mit deiner Mutter, und edler noch, als er war, wollen wir dich vor uns erwachsen sehen! O du Kind, mein geliebtes Kind, du sollst mir helfen um deine Schwester zu weinen, die um deinetwillen gestorben ist! Aber dich will ich nicht minder lieben als ich sie geliebt habe, so lange sie lebte. — Grigori, wir gehen zu meiner Schwester!"

Mit diesen Worten erhob sie sich, nahm den Knaben auf den Arm und winkte mir, die kleine Leiche zu tragen. Und so schritt sie mir festen Ganges vorauf.

Es war also bestimmt, daß dieser Tag, den ich wol als den bittersten meines Lebens bezeichnen mag, mir zugleich einen Anblick gewähren sollte, wie man ihn erfreulicher nicht leicht ersinnen kann: die herzliche Versöhnung und Wiedervereinigung der beiden edlen Schwestern, welche in der Folgezeit bis zum Ende niemals wieder gestört wurde. Gemeinsam schmückten, begruben und beweinten sie das arme gleichsam als Sühnopfer gefallene Geschöpfchen, und gemeinsam lebten sie in dem anmuthigen Quellenhäuschen der zärtlichen Sorge für den schönen Knaben des erschlagenen Helden Drakos, und derselbe hatte bei solcher zwiefachen Mutterliebe den Vater nicht zu vermissen.

Es erübrigt jedoch, zuletzt dasjenige zu erwähnen, was Ihr abenteuerliches Bauernmärchen von der Neraide Wahres und Begründetes enthält. Das Eine ist dies, daß Gabriela wirklich während der folgenden Jahre die seltsame Gewohnheit hatte, gar häufig um die Mittagszeit zum Brunnen von Gasturi hinauf zu steigen und dort in Einsamkeit ein Stündchen auf- und niederzuwandeln, auch wol voll schmerzlicher Erinnerung in die dunkle Tiefe hinabzublicken. Es kränkte sie, wenn Jemand davon reden wollte; aber ich meine, sie hatte das Bedürfniß, einmal am Tage mit ihren Gedanken allein zu bleiben, und sie wählte diese Stelle, weil Niemand sie dort störte und weil das Wasser und die große Platane sie an den Sumpf des Charos erinnerten.

Das Andere betrifft den armen Gaetano Gozzadini. Ich sagte Ihnen schon, daß derselbe nie zu den stärksten Geistern gehörte. Als nun aber sein Kind ertrunken war und sein Weib ihn verlassen hatte, da verlor er vollends die vernünftige Besinnung und nahm sich alles Ernstes das thörichte Gerede der Bauern zu Herzen, seine Frau sei eine Neraide und sei ihm nur entflohen, um ihrer dämonischen Freiheit zu genießen. Darum machte er auch niemals, wie verständige Leute ihm riethen, einen Versuch, sie aufzufinden und auf natürliche Weise zur Rückkehr zu überreden. Vielmehr hängte er sich mit der ganzen Kraft seines zähen Geistes an den alten Glauben des Volkes, ein Mann vermöge eine solche Dämonin, die ihn verlassen hat, dadurch zu zwingen und von Neuem an sich zu fesseln, daß er selbst sieben Jahre lang die Schwelle seines Hauses nicht überschreitet. Nach dieser tollen Vorschrift that der arme Narr und harrte wirklich durch länger als sechs Jahre wie ein Gefangener der Wiederkunft seines Weibes. Weil aber seine schwache Natur irgend etwas Sichtbares haben mußte, sein Herz daran zu hängen, so fing er an, innerhalb seiner Wände eine wundersame Blumenzucht zu treiben, nicht wie ein Gärtner, der um seines Vortheils oder auch seines Vergnügens willen seine Pflanzen als seelenlose Ge-

schöpfe pflegt, sondern wie ein spielendes Kind, das seine Puppen mit feierlichem Ernst als Seinesgleichen hegt und liebt und sich recht freundschaftlich mit ihnen unterredet. Jede Blume war ihm ein einzelnes und besonderes Wesen, das seinen Platz und seine Achtung für sich beanspruchte und erhielt. Und es war, als ob wirklich etwas von der Seele, die er ihnen andichtete, in diesen stillen Gottesgeschöpfen unter seiner schaffenden Hand erwachte, in so wundervoller Schönheit und Frische gediehen sie in den beengten Räumen; wer von draußen hereinkam, dem drang eine Wolke von Wohlgeruch wie ein süßer, leise wehender Athem berauschend und fast verwirrend entgegen; von Decken und Wänden hingen in reizendem Wirrwarr hernieder Asklepien und Geisblatt und Clematiswinden vermischt mit Epheu und wildem Wein, darunter standen gleichsam als gliedernde feste Pfeiler Orangenstämme mit ihren märchenhaft duftenden Blüthen, Rosen von hundert Arten dazwischen und zahllose kleinere Blumen, auch Pflänzchen von geringem Werth, die auf dem Felde gemein sind, wie Anemonen und Asphodeluslilien. In die Mitte seines Hauptgemaches aber hatte er einen Rosenstock gesetzt von ganz ausgezeichneter Schönheit, dessen dunkelrothe Blumen an Duft und an Pracht des Anblicks Alles hinter sich ließen, und im Kreise um denselben herum eine Anzahl ganz junger anmuthig schlanker Cypressen wie zierliche Pagen um eine Königin. Dieser Rosenkönigin hatte er den Namen Gabriela gegeben, wie ein weißer Zettel an ihrem Stamme besagte; denn es war ihm in den Sinn gekommen, nach der Art wie es in botanischen Gärten zu geschehen pflegt, jede seiner Pflanzen mit einem besonderen Namen zu bezeichnen, nur daß er dabei nicht die Wissenschaft, sondern seine eigne Erfindung befragte. Dieses war allerdings seine Absicht: wer aber genauer zusah, der fand auf all diesen angehafteten Zetteln immer nur den einen Namen Gabriela wiederholt, so daß es deutlich war, er hatte in seiner Geistesschwäche alle anderen Namen über dem einen vergessen. Und so konnte man sagen, daß alle seine Blumen ihm das eine Wort gleichsam wie einen hundertfältigen Seufzer der Sehnsucht alle Tage zuriefen.

Es zeigte sich jedoch nach einigen Jahren, daß solche wunderliche Schwärmerei der Gesundheit des armen Menschen in hohem Grade nachtheilig wurde, von den überschwenglichen Blumendüften wurde nicht nur sein Geist immer schwerer betäubt und umdämmert, sondern auch sein Körper, der sonst von Kraft und Gesundheit strotzte, fing an abzunehmen und kläglich hinzusiechen. Zuletzt vermochte ich als Arzt diesen Zustand nicht länger geduldig anzusehen, und nachdem ich jede gütige Ueberredung vergebens versucht hatte und er durch keine Ermahnung zu bewegen war, das Haus zu verlassen oder doch die Blumen zu entfernen, beschloß ich mit List und Gewalt gegen das Unwesen vorzugehen. Deshalb ließ ich ihn einmal Nachts, nachdem ich seinen Schlaf künstlich verstärkt hatte, sammt dem Bette über seine Schwelle in's Freie tragen, um so den abergläubischen und eingebildeten Bann vor seinen Augen zu durchbrechen.

Als er nun erwachte und sich außerhalb des Hauses fand, geberdete er sich anfangs wie ein Verzweifelter; doch nachdem er seinen Jammer ausgetobt hatte, schien seine Seele etwas klarer geworden zu sein und er hörte aufmerksam auf meine Worte. Ich sagte ihm, daß er sein Weib lebendig und menschlich am

Brunnen von Gasturi sehen könne, wenn er mir folgen und seinen thörichten Wahn fahren lassen wolle, und da er endlich ermüdet in alle meine Maßregeln willigte, setzte ich ihn um die Mittagsstunde auf ein Maulthier und ritt mit ihm hinauf zum Brunnen von Gasturi. Ich hoffte durch eine so plötzliche Begegnung nicht allein günstig auf seinen zerrütteten Kopf zu wirken, sondern vielleicht auch Gabriela selbst bei seinem traurigen Anblick zum Erbarmen zu stimmen. Denn ich hatte wol öfter zuvor versucht, mit ihr von seiner elenden Verfassung zu reden, aber sie ließ mich niemals ganz zu Worte kommen, sondern schauderte so sichtlich wie in einem plötzlichen Krampf vor jedem Gedanken an ihn zurück, daß ich diesen unbezwinglichen Abscheu zuletzt für eine Art von wirklichem Wahnsinn erklären mußte, obgleich ihr Geist in allen anderen Stücken klar und still geworden war, wie er zur Zeit ihrer lange verborgen genährten Leidenschaft nie gewesen.

An jenem Tage nun ließ ich ihn dort in's Gras sitzen und ging beiseite, als ich Gabriela wirklich von Weitem herankommen sah. Doch die frische Luft oder die Aufregung hatten den Kranken so erschöpft, daß sie ihn völlig ohnmächtig und hilflos vor sich fand. Das gerade war meinem Plane günstig; sie konnte ihn in diesem Zustande nicht sich selber überlassen, und hatte sie einmal ihre Idiosynkrasie überwunden, so durfte ich Alles hoffen.

Mein Wunsch ging in Erfüllung. Sie half ihm auf das Maulthier und führte ihn heimwärts. Es war ein rührender Anblick, wie sie durch das Dorf zogen und die stolze und zarte Frau mit eigener Hand das Thier des bleichen Mannes am Zügel führte. Unter den Bauern aber hörte ich mehr als einmal flüstern: „Sie hat ihn geschlagen, die Neraide!“ Auch ihr Ohr muß etwas von solchem Gerede vernommen haben, denn als ich mich unterhalb des Dorfes in der Nähe der Villa zu ihr gesellte, sagte sie nichts als dies: „Die Leute haben Recht, ich habe ihn geschlagen! Nicht jetzt, sondern vor vielen Jahren schon, in jenem Augenblick, da ich vor Euch sprach: ‚Ich bin die Braut des Gaetano Gozzadini‘. Da schlug ich ihn, da ward ich seine Dämonin. Das war die Sünde.“

Als wir das Haus betraten, war Gaetano ganz besinnungslos und im Fieber. Gabriela wich nicht von seinem Bette bei Tag und bei Nacht, sondern pflegte ihn mit aller Treue und Aufopferung, wie es ihre Pflicht als Gattin war. Aber nach vier Tagen war er todt; er hatte sie nicht mehr gesehen.

Nachdem sie ihm die Augen zugedrückt, wandelte sie durch seine Blumengemächer — denn nur das Schlafzimmer hatte ich davon säubern lassen — und sah die wunderbare, duftende Blüthenpracht, und all' diese Bäumchen schienen ihr als einen stummen Gruß des Verstorbenen zuzurufen: Gabriela! Eines aber hatte auch ich zuvor noch nicht bemerkt: die Zettel an den kleinen Cypreßchen um die Rosenkönigin trugen nicht ihren Namen, sondern den ihrer Tochter.

Als sie das entdeckte, zuckte sie zusammen, sagte noch einmal: „Ich habe ihn geschlagen, Grigori!“ gab mir die Hand und ging hinaus. Es war gerade wie vor Jahren, als sie mir ihre Geständnisse gemacht hatte und ihre stürzenden Thränen verbarg.

Sie ist niemals wiedergekommen, weder hierher noch in das Haus ihrer Schwester, noch auch an den Brunnen von Gasturi. Niemand hat sie mehr gesehen und Niemand von ihr gehört. Ich hatte eine geheime Ahnung, sie habe vielleicht an jenem einsamen Sommersitz des Charos den Tod gesucht: doch ich ließ nicht nachforschen. Wem nützte es, wenn der arme Leichnam entdeckt ward? Sie hatte sich ja selber verbergen wollen.

Contessa Cecilia, welche nun die Erbin war, verließ mit ihrem Kinde vor Grauen die Heimath wieder und zog nach Venedig, der Stadt ihrer Ahnen. Von dem Sohne des Drakos aber habe ich vernommen, daß er als rüstiger Mann in dem blutigen Aufstand von Kreta im Jahre 1866 gegen die Türken gefallen ist.

Das, lieber Herr, ist die einfache und wahrhaftige Geschichte von der Neraide."

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Der Bericht eines russischen Gouverneurs vom Jahre 1867.

Im März des Jahres 1867, d. h. sechs Jahre nach Aufhebung der russischen Leibeigenschaft und drei Jahre nach Einführung der neuen Gerichts- und Landschafts-Institutionen, welche die Justiz reformiren und die Selbstverwaltung der einzelnen Provinzen (Gouvernements) begründen sollten, war die Ernennung eines neuen Gouverneurs für das Gouvernement Pskow (Pleskau) nothwendig geworden. Die Wahl des damaligen Ministers des Innern, Walujew (des gegenwärtigen Präses des Minister-Comité's und Grafen) lenkte sich auf den seitherigen Gouverneur von Samara, Grafen v. d. Pahlen, — denselben, der einige Jahre später Justizminister wurde und diese Stellung bald nach der historisch gewordenen Freisprechung der Wera Sassulitsch durch den St. Petersburger Schwurgerichtshof, in die Hände seines Nachfolgers Nabokow niederlegen mußte. Graf Pahlen trat das ihm übertragene Pleskauer Amt sofort an und erstattete nach etwa neunmonatlicher Verwaltung desselben dem Kaiser einen Immediat-Bericht über die in Pskow vorgefundenen Verhältnisse, der, obgleich ausschließlich für die Person Sr. Majestät bestimmt, auf unerklärte Weise in die Oeffentlichkeit drang und so großes und peinliches Aufsehen erregte, daß er für die Stellung des Berichterstatters ebenso kritisch wurde, wie für diejenige seines Chefs, des eben damals von der Nationalpartei leidenschaftlich angegriffenen und einige Wochen später zu Fall gebrachten Ministers des Innern. Der bekannte Slawophilenführer Juri Samarin wurde eines Exemplars des als geheim bezeichneten Actenstückes habhaft, ließ dasselbe im Auslande unter dem Titel „Ein Administrator neuester Schule" drucken und richtete in einer Anzahl dieser Publication beigegebenen Randglossen leidenschaftliche Angriffe gegen den Berichterstatter und dessen politische Freunde. Nicht minder leidenschaftlich war die aus der Feder des Fürsten Wassiltschikow geflossene „Antwort eines Pskow'schen Gutsbesitzers auf die Denkschrift des Pskow'schen Gouvernements" gehalten, welche einige Zeit darauf publicirt wurde und den Berichterstatter in den heftigsten Ausdrücken als Vertreter „in Wahrheit revolutionärer Ideen", als Verbündeten der Deutschen, Verräther am russischen Volksthum u. s. w. brandmarkte. — Als diese Antwort erschien, war Herr Walujew bereits nicht mehr im Amte;

auf Andringen des damaligen Thronfolgers und der hinter diesem versteckten nationalen Partei hatte Kaiser Alexander II. den anerkannt fähigen, aber eben deshalb bitter gehaßten Hauptvertreter westlicher Ideen, durch den anerkannt nationalen aber notorisch unfähigen General Timaschew ersetzt. Unter Timaschew's Auspicien wurde auch der viel angefochtene conservative „Administrator neuester Schule" seiner Stellung enthoben, — um einige Jahre später als Justizminister wieder aufzutauchen und als solcher wegen angeblich liberaler Ideen vielfach befehdet zu werden. Als bloßer Gouverneur einer Provinz war Graf Pahlen „der öffentlichen Meinung" gegenüber nicht zu halten gewesen, — den schwer angefochtenen Mann zum Leiter des eben umgestalteten Justizwesens zu machen, hatte man an leitender Stelle kein Bedenken gehabt!

Die Gründe, aus welchen die Pahlen'sche Denkschrift den Unwillen der nationalen und demokratischen Partei erregte, sind die nämlichen, aus welchen dieses anscheinend veraltete Actenstück noch gegenwärtig das lebhafteste Interesse in Anspruch nimmt. Trocken und rund heraus wird von dem Verfasser gesagt, daß die wirthschaftlichen Zustände des flachen Landes sich seit Aufhebung der Leibeigenschaft nicht nur nicht verbessert, sondern in vielfacher Rücksicht verschlechtert hätten und daß kein Grund vorhanden sei, von den neu eingeführten Landschaftseinrichtungen eine Besserung der agrarischen Verhältnisse, geschweige denn die Fundamentirung einer wirklichen Selbstverwaltung und einer lebendigen Theilnahme der Bevölkerung an ihren Communal-, Kreis- und Provinzialzuständen zu erwarten. Und das war gesagt worden, während die Theilnahme für die Landschafts-Institutionen eben in vollster Blüthe stand und bevor die freie Bewegung dieser Körperschaften durch die sog. Reactions-Gesetzgebung der letzten sechziger und der ersten siebenziger Jahre unterbunden worden war! Das war unter Berufung auf die nationale Unfähigkeit zu continuirlicher treuer Arbeit im Kleinen, zu einer Zeit gesagt worden, zu welcher die auf dem Gipfel ihres Einflusses gelangte Nationalpartei die Ausrottung alles polnischen und deutschen Wesens proclamirt und die Hoffnung ausgesprochen hatte, unter dem Zeichen echtrussischer Institutionen, namentlich des ungetheilten Gemeindebesitzes, die Welt aus den Angeln zu heben, einen neuen Himmel und eine neue Erde zu begründen. Und um das Maß seiner Vergehungen gegen den heiligen Nationalgeist voll zu machen, hatte der „Administrator neuester Schule" noch hinzuzufügen den Muth gehabt, daß die seinem Verwaltungsbezirk benachbarten, bei allen „Gesinnungstüchtigen" als Stätten westlicher und feudaler Corruption verfehmten baltischen Provinzen auf einer unvergleichlich höheren Stufe der Civilisation stünden, als die in den Besitz der neuen Errichtungen getretenen russischen Landschaften und daß die Ostseeprovinzen diese Civilisation ihren sämmtlichen Söhnen in so reichlichem Maße mitzugeben wüßten, daß die aus Livland nach Pskow eingewanderten estnischen Bauern als Missionäre einer vorgeschrittenen Cultur angesehen werden müßten! — Das Schlimmste an der Sache aber war, daß diese „verrätherischen" Ausführungen nicht auf Raisonnements, sondern auf nackte, brutale Thatsachen gegründet waren („Il n'y a rien d'aussi brutal qu'un fait", pflegte der ältere Dupin zu sagen), Thatsachen, die sich nicht aus der Welt schaffen ließen, auch wenn man dem Verfasser nachwies, daß er Reactionär der alten und Bureaukrat

der neuesten Schule, schlechter russischer Stylist und bloßer Barbar in Sachen geheiligter Kundgebung des russischen Volksgeistes sei!

Wegen dieses letzteren Umstandes, d. h. wegen des thatsächlichen Fundaments, auf welchem die (im Uebrigen keineswegs unanfechtbare) Pahlen'sche Auseinandersetzung ruhte, verdient das Memorial von 1867 ein dauerndes Gedächtniß und einen größeren Leserkreis. Was der Verfasser über die hoffnungslose Verkommenheit der bäuerlichen Landwirthschaft, die gemeinschädlichen Folgen der solidarischen Verhaftung, die zunehmende Entwerthung des Grund und Bodens u. s. w. berichtet, gilt — trotz der inzwischen über die Welt gegangenen vierzehn Jahre, trotz erfolgter Beendigung der auf den Erlaß des Emancipationsgesetzes gefolgten neunjährigen Uebergangsperiode und trotz der Gewöhnung der Bevölkerung an die Landschafts-Einrichtungen, — noch gegenwärtig seinem vollen Umfange nach. Um die unaufhaltsame zunehmende Verarmung der Landbevölkerung zu beseitigen, hat Alexander III. eine Commission niedergesetzt, welche die sogenannte Loskaufssumme herabsetzen soll, — der Völlerei und ihren Folgen soll durch die neuen Gesetze über das Schankwesen und über die Bestrafung der Trunksucht gesteuert werden. Die Thätigkeit der landschaftlichen Körperschaften ist — einer Seits infolge der ihr gesetzlich auferlegten Einschränkungen, — anderer Seits infolge des mit ihr getriebenen Mißbrauchs ärger versumpft denn jemals früher und so tief herabgekommen, daß ihre Anhänger nur noch von der Einberufung einer „Centrallandschaftsversammlung", d. h. eines von ständischen Vertretern beschickten Parlaments das Heil erwarten. Die Absicht des Gesetzgebers von 1864, das Verlangen weiter Kreise nach erhöhter Theilnahme der „Gesellschaft" an den öffentlichen Angelegenheiten durch einen der Selbstverwaltung gewährten Spielraum zu befriedigen und dadurch die auf Einführung einer constitutionellen Verfassung gerichtete Bewegung gegenstandslos zu machen, ist als völlig gescheitert anzusehen. — In den entscheidenden Punkten hat Graf Pahlen mit seinem ungünstigen Urtheil über die Aussichten der Institutionen von 1864 mithin vollständig Recht behalten. Ob die Voraussetzungen, von welchen er dabei ausgegangen, die richtigen gewesen, kommt für den Leser von heute nicht in Betracht: die Bedeutung der Denkschrift beruht auf ihren materiellen Inhalt und auf den Umstand, daß sie von einem hochgestellten, an Erfüllung der gegebenen Grundlagen interessirten Vertrauensmann verfaßt worden, der schlechterdings keine Veranlassung hatte, die Dinge schwarz zu färben und seine eigene Stellung durch pessimistische Beurtheilung aus der Initiative der Regierung hervorgegangener Einrichtungen zu gefährden.

Der Hauptinhalt dieser Denkschrift ist auf den nachstehenden Blättern wortgetreu wiedergegeben worden. Die von dem Uebersetzer vorgenommenen, durch Punkte bezeichneten Auslassungen betreffen lediglich breite Wiederholungen des bereits Gesagten, wie sie sowol in der officiellen Correspondenz, als in der periodischen Presse Rußlands herkömmlich geworden sind, — wahrscheinlich um dem Leser den Eindruck des Gründlichen und Gediegenen zu machen. Außerdem ist von der Uebertragung der zahlreichen, aus volkswirthschaftlichen A-B-C-Büchern abgeschriebenen Gemeinplätze Abstand genommen, welche der Verfasser — vielleicht in usum Delphini — seinem Bericht beizugeben für nothwendig gehalten

hatte und die gleichfalls zum eisernen Inventar russischer officieller Actenstücke gehören. Dem Verständniß deutscher Leser wird es zu Hilfe kommen, daß die besprochenen agrarischen und administrativen Einrichtungen [1]) in kurzen dem Texte beigegebenen Anmerkungen erläutert worden sind.

„Obgleich das Gouvernement Pskow [2]) seiner Lage nach den von der Natur nicht begünstigten Theilen des Reichs angehört, sind die Existenzbedingungen desselben doch meist so beschaffen, daß sie einen gewissen Wohlstand der Bevölkerung zulassen. Nichts desto weniger ist von einem solchen Nichts zu spüren und wird die materielle Lage dieser Provinz von Jahr zu Jahr ungünstiger. Vor zehn Jahren producirte dieselbe eine Quantität Getreide, welche nicht nur zur Ernährung der Einwohnerschaft ausreichte, sondern eine gewisse Ausfuhr möglich machte, — gegenwärtig muß Getreide in so erheblicher Quantität eingeführt werden, daß die Ernährung Pskows von den Conjuncturen des Getreidemarkts abhängig geworden ist. Während der Tschertwert Roggen früher vier Rubel kostete, ist der Preis desselben gegenwärtig auf zehn Rubel angewachsen und stehen weitere Preiserhöhungen bevor [3]).

Diese Erscheinung ist auf einen Rückgang der gutsherrlichen wie der bäuerlichen Landwirthschaft zurückzuführen, welche immer größere Verhältnisse anzunehmen droht, einer Seits zu beständiger Verringerung der Aussaat, anderer Seits zur Verkleinerung der Ernte-Ergebnisse geführt hat und mit einer Verschlechterung der Bodenbeschaffenheit zusammenhängt, die durch mangelhafte Düngungen und durch beständige Abnahme des Viehstandes bedingt wird. — Dieser Rückgang der Landwirthschaft ist nicht durch Naturereignisse, sondern durch den Mangel an Betriebscapital und die vollständige Abwesenheit jeder Art von Credit verschuldet worden. Am deutlichsten wird das durch die Thatsache illustrirt, daß Wirthschaften, deren physikalische Bedingungen die nämlichen sind, zu völlig verschiedenen Ergebnissen führen; je nachdem Betriebscapital vorhanden oder nicht vorhanden ist, wird auf dem einen von zwei durchaus gleichartig beschaffenen Gütern das zwölfte, auf dem andern das dritte Korn geerntet. Leider sind die Wirthschaften der ersten Categorie in so geringer Anzahl vorhanden, daß sie auf den Wohlstand der Provinz als solche keinen Einfluß üben, sondern lediglich als Erklärungen für die Gründe in Betracht kommen, aus denen es mit unserer Landwirthschaft rückwärts geht.

An ländlichem Credit und an Betriebscapital fehlt es im gesammten Reiche,

[1]) Wer sich über die bezüglichen Verhältnisse näher orientiren will, nehme die Schriften Mackenzie Wallace's (Russia), Leroy-Beaulieu's (L'empire des Tsars et les Russes), Eckardt's (Rußlands ländliche Zustände), Harthausen's u. s. w. zu Hilfe. Ueber die mittelrussischen Zustände der neuesten Zeit ist die vortreffliche Abhandlung von Alphons Thun, „Landwirthschaft und Gewerbe in Mittelrußland" (Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von G. Schmoller, Bd. III, S. 1, Leipzig bei Duncker u. Humblot, 1880) besonders zu vergleichen.

[2]) Das westlich an Livland, südlich an das sog. polnische Livland (die nördlichen Kreise von Witepsk), nördlich an das Gouvernement Petersburg, östlich an Nowgorod grenzende Gouv. Pskow (Pleskau) umfaßt 44,208 Qu.-Kilometer mit 775,701 Einwohnern.

[3]) Ein Tschetwert = 3¹/₄ Berliner Scheffel.

— in Gouvernements, deren landwirthschaftlicher Betrieb ein so complicirter und mühsamer ist, wie in Pskow, machen die verderblichen Folgen dieses Mangels sich aber ungleich stärker geltend, wie z. B. im Gouvernement Samara[1]). Samara ist aus dem bezeichneten Grunde außer Stande, seiner Landwirthschaft denjenigen Aufschwung zu geben, zu welchem es von der Natur befähigt wäre; in Pskow aber hat der Mangel an Credit und Betriebscapital zu einem Darniederliegen der Wirthschaft geführt, der diese Provinz bereits für die nächste Zukunft mit den entsetzlichsten Folgen bedroht.

In den Kreisen Pleskau, Ostrowund Prochow, in einzelnen Theilen von Narowschensk und Opotschezk leistet der Flachsbau einen gewissen Ersatz für den beständigen Rückgang der Getreideernten; von Dauer aber wird auch das nicht sein, weil der Flachsbau, wenn er nicht rationell betrieben wird, zu einer raschen Aussaugung des Bodens führt[2]). Die übrigen, von 300,000 Menschen beiderlei Geschlechts bewohnten Theile der Provinz befinden sich bereits gegenwärtig in dem Zustande einer fast vollständigen Verarmung, namentlich die Kreise Cholm und Toropez, in welchen besonders ungünstige Localverhältnisse obwalten . . . . .

Bei Betrachtung der wirthschaftlichen Lage des Gouvernements habe ich der bäuerlichen Bevölkerung mein Hauptaugenmerk zugewendet. . . . . Die Steuerrückstände sind zur Zeit allerdings nicht erhebliche, indem sie in Bezug auf die Staats- und Landschaftsabgaben 4,95 %, in Bezug auf die Loskaufssumme 9,71 % betragen; behufs Eintreibung der Steuern sind seitens der mit derselben betrauten Behörden indessen so außerordentliche Anstrengungen aufgewendet worden, daß sich mit Sicherheit voraussehen läßt, es werden die Ausfälle beständig zunehmen und schließlich eine selbst für das Reichsbudget fühlbare Höhe erreichen. . . . . Da ich zwei wirthschaftlich außerordentlich verschiedene Gouvernements hintereinander verwaltet habe, so hat sich mir die Ueberzeugung von selbst aufgedrängt, daß die Aufbringung der ländlichen Steuern nicht blos durch zufällige Umstände, als Ausfall der Ernten oder geringere und genügendere Energie der betreffenden Beamten, sondern durch tiefer liegende Ursachen bedingt wird. Für den regelmäßigen Eingang der auf der ländlichen Bevölkerung ruhenden Steuern und Lasten, besitzt der Staat schlechterdings gar keine Bürgschaften. Die Basis der Steueraufbringung bildet der Grundbesitz und zwar der ländliche Grundbesitz. Eine gewisse Sicherheit bietet derselbe aber nur, wenn er sich als freiwillig und bewußt übernommenes persönliches Eigenthum darstellt. . . . . Unser Landvolk kennt nur den Gemeindebesitz, der sich auf zwangsweisen Zusammenhalt der Gemeinden und auf unfreiwilligen Grundbesitz derselben gründet[3]). Die Gemeinde ist eine juristische Person, Inhaberin des Grund und

[1]) Das östlich von der Wolga belegene Gouvern. Samara (155,914 Qu.-Kilometer mit 1,837,081 Einwohnern) gehört zu den fruchtbarsten und angeblich blühendsten Theilen des russischen Reichs. Zu Ende der 70er Jahre wurde dasselbe bekanntlich von einer furchtbaren Hungersnoth heimgesucht, die sich während des Winters 1880—81 wiederholte.

[2]) Die Richtigkeit dieser Vorhersagung wird u. A. durch die interessanten Daten bestätigt, welche Alphons Thun in der obenerwähnten Schrift „Landwirthschaft und Gewerbe in Mittelrußland seit Aufhebung der Leibeigenschaft" (vgl. S. 38 u. ff.) mittheilt.

[3]) Das einzelne Glied einer russischen Landgemeinde ist bekanntlich genöthigt, die ihm

Bodens und als solche dem Staate für Aufbringung der Steuern verantwortlich. Eine juristische Person, zumal eine, die sich nicht (wie das z. B. bei der Erwerbs-Gesellschaft der Fall ist) lediglich auf das anerkannte Interesse der Betheiligten gründet, steht zum Grund und Boden aber in einem Verhältniß, welches von demjenigen des einzelnen Individuums durchaus verschieden ist. In sehr zahlreichen Fällen sehen unsere Bauern den Besitz von Grund und Boden lediglich als eine Last an, — ein Umstand, der durch die Bestimmung von Art. 124 des Localstatuts zum Ausdruck gebracht worden ist, nach welcher Gemeinden, deren Seelenzahl sich um ein Fünftheil verringert hat, das Recht haben, sich eines entsprechenden Antheils ihres Gemeindelandes zu entäußern. Indem man eine juristische Person zur Inhaberin des Grund und Bodens und zur verantwortlichen Steuerzahlerin machte, ist man zu der sogenannten Solidarhaft, der gemeinsamen Verantwortlichkeit aller Gemeindemitglieder für die gehörige Aufbringung der Steuern gelangt.

Diese Solidarhaft [1]), deren verderblicher Einfluß auf die individuelle Thätigkeit theoretisch wie praktisch längst anerkannt ist, hat auch als fiskalische Maßregel einen nur untergeordneten Werth; ihren Zweck erreicht sie nur in einzelnen Fällen, d. h. da, wo zahlreiche und wohlhabende Gemeinden vorhanden sind, in welchen die Mehrheit, ohne überlastet zu werden, für die einzelnen zahlungsunfähigen Steuer-Contribuenten eintritt. In kleinen und armen Gemeinden wird die Solidarverhaftung aller Gemeindeglieder für die richtige Aufbringung der Steuern aus einer Garantie für die Staatscasse zu einem Instrument, durch dessen Anwendung die Gemeinden dauernd um ihre Zahlungsfähigkeit gebracht werden. Ich führe beispielsweise die Verhältnisse des Cholm'schen und des Toropez'schen Kreises des Gouv. Pskow an, wo die Gemeinden durchschnittlich 13 Seelen stark sind, d. h. drei bis vier Wirthschaften umfassen; kann einer dieser Wirthschafts-Inhaber seinen Steuer-Verbindlichkeiten nicht gerecht werden, so müssen die zwei oder drei übrigen für ihn eintreten, um auf solche Weise ihrer Seits für die folgenden Jahre zahlungsunfähig zu werden. So macht die Solidarhaft aus einer zu gehöriger Steuerzahlung unfähigen Wirthschaft drei bis vier solcher Wirthschaften.

Allerdings hat das Gesetz, indem es die Solidarhaft constituirte, den Gemeinde-Versammlungen, als juristischen Personen, gewisse Pressionsmittel gegen liederliche Gemeindemitglieder in die Hand gegeben, durch deren Anwendung die fleißigeren und wohlhabenderen Bauern ihren zahlungsunfähigen und unlustigen Genossen gegenüber geschützt werden sollen. — Diese Mittel sind indessen rein palliativer Natur und praktisch völlig bedeutungslos. Unsere ländlichen Gemeinden befinden sich auf einer so niedrigen Stufe intellectueller und sittlicher Bildung, daß dieselben sich der ihnen zustehenden Pressionsmittel auch da nicht

bei den periodischen Landvertheilungen zugeloste Parcelle mit allen auf derselben haftenden Lasten zu übernehmen. Zur Befreiung von dieser Verpflichtung bedarf es eines Gemeindebeschlusses.

[1]) So lange die Leibeigenschaft bestand, war in erster Reihe der Gutsbesitzer, erst in zweiter Reihe die Gemeinde für die Aufbringung der Steuern verbindlich gewesen. Ueber die mit der Solidarhaft verbundenen Folgen vgl. die außerordentlich drastische Schilderung bei Thun (a. a. O. S. 102 ff.). Ebenso Eckardt, a. a. O. p. 105 ff.

zu bedienen wissen, wo die wohlhabenden Mitglieder die Mehrheit der Gemeinde-Versammlungen bilden und den Ausschlag geben; gewöhnlich ist aber das Gegentheil der Fall und bilden die Nichtsnutzigen eine so überwältigende Mehrheit, daß die Wohlhabenden von der Nothwendigkeit, für ihre nicht zahlungsfähigen Genossen eintreten zu müssen, nicht loskommen können. Werden die Gemeinden mit der Aufbringung dessen, was sie zu leisten haben, nicht fertig, so muß die staatliche Administration einschreiten: da diese es aber nur mit der Gesammtgemeinde zu thun hat, so muß sie zu Zwangsverkäufen (sc. von beweglichem Gut, Vieh u. s. w.) schreiten, ohne danach fragen zu können, ob die zu verkaufenden Gegenstände säumigen oder ihren persönlichen Verbindlichkeiten bereits gerecht gewordenen Steuerzahlern abgenommen werden. Von Ausnahmefällen abgesehen, bilden diese Zwangsverkäufe [1]) das einzige wirksame Mittel, welches zur Sicherung der Steuererhebung angewendet werden kann. Vom Standpunkte des Staatsinteresses erscheint das Auskunftsmittel des Zwangsverkaufs der beweglichen Habe indessen, wenn es regelmäßig angewendet wird, außerordentlich gefährlich. Da die Hausthiere in der Regel die einzige fahrende Habe des Bauern bilden und der Bauer mit diesen Thieren die Mittel zur Verbesserung seiner Wirthschaft verliert, so bedeutet jede derartige Maßregel die Verwandelung eines aus zufälligen Ursachen zahlungsunfähigen Steuerzahlers in einen permanent zahlungsunfähigen. Dazu kommt, daß diese Maßregel, wie erfahrungsmäßig feststeht, leicht vermieden werden kann. Der wohlhabende Bauer, der keine Lust hat, sich zu Gunsten eines Gemeindegenossen ruiniren zu lassen, macht seine irgend entbehrliche bewegliche Habe rechtzeitig zu Geld, und dieses Geld versteckt er so, daß selbst seine Familie darüber keine Auskunft zu geben vermag. Diese Manipulation hat alle Aussicht darauf, eine allgemein gebräuchliche zu werden, sobald in einer größeren Anzahl von Fällen zu dem Auskunftsmittel der Zwangsverkäufe gegriffen wird: mit ihrer Hilfe werden die Bauern die Thätigkeit auch der energischesten Steuererheber zu paralysiren vermögen. . . . (Nach einem Excurs, in welchem auseinandergesetzt wird, daß die Solidarhaft in früherer Zeit eine nur symbolische Bedeutung gehabt habe, indem die säumigen Zahler damals durch Prügel und Prügelandrohungen gebessert und die Gemeinden dadurch der Nothwendigkeit entrückt wurden, für ihre liederlichen und nachlässigen Mitglieder einzutreten, — heißt es weiter):

„Infolge der Reformen sind die Steuern bekanntlich erheblich erhöht worden, — eine Erscheinung, die bei vorschreitender Entwickelung des Staatslebens durchaus natürlich ist, bei uns das Wachsthum des Wohlstandes und der Steuerkraft aber leider nicht zur Begleiterin gehabt hat. Dazu kommt, daß die Erhöhung der bäuerlichen Lasten in einen für die wirthschaftliche Wohlfahrt des Reichs außerordentlich kritischen Moment gefallen und eingetreten ist, *bevor* der neue Zustand der ländlichen Bevölkerung gehörig sicher gestellt war; diese Lasten wurden just da erhöht, wo die persönlichen Abgaben sich in Abgaben vom

[1]) Sc. von beweglichem Eigenthum, da die Subhastation des im *Eigenthum* der Gemeinde befindlichen Grund und Bodens gesetzlich ausgeschlossen ist, im nördlichen Rußland außerdem wegen Mangels an Kauflustigen unmöglich wäre.

Grund und Boden verwandelten. Je höher die Steuern anwachsen und je rascher es mit den bäuerlichen Wirthschaften rückwärts geht, desto erheblicher werden die Steuer-Rückstände, desto häufiger die Fälle, in denen mit Zwangsverkäufen vorgegangen werden muß. Die schließliche Folge davon wird eine vollständige Zahlungsunfähigkeit der ländlichen Bevölkerung sein. Diesem Dilemma gegenüber erhält die Frage nach reelleren Garantien für die Steueraufbringung eine außerordentliche politische Bedeutung; es wird zu einer Lösung derselben geschritten werden müssen, bevor die verderblichen Folgen der gegenwärtigen Ordnung der Dinge ihrem vollen Umfange nach zu Tage getreten sind.

Zunächst bleibt der Administration freilich Nichts übrig, als ihrer nächsten Aufgabe nachzugehen und über der Ausführung der geltenden gesetzlichen Bestimmungen zu wachen . . . Was die Sache selbst anlangt, so bin ich aber der festen Ueberzeugung, daß die Beseitigung des Zwangscharakters der bäuerlichen Besitzverhältnisse und die Verwandlung des Gemeindebesitzes in privates Eigenthum an den einzelnen Grundstücken, mindestens für das Gouv. Pleskau eine unzweifelhaft nützliche, sowohl dem Wohlstande der Bauern als der Sicherstellung des Steuer-Eingangs entsprechende Maßregel sein würde.

Im Uebrigen habe ich zu constatiren, daß die Selbstthätigkeit der Bevölkerung sich sowol in Rücksicht auf Gemeinde- und Canton-Versammlungen als in Bezug auf die Stadt- und Landschaftsverwaltung ebenso unbefriedigend darstellt, wie in wirthschaftlicher Hinsicht. Als Hauptgrund davon ist der Umstand anzusehen, daß das Niveau sittlicher und intellectueller Bildung der Bevölkerung dem Maße der dieser Bevölkerung zustehenden Rechte und den Selbstverwaltungs-Befugnissen derselben nicht entspricht ... Unsere aus der Initiative der Regierung hervorgegangenen öffentlichen Einrichtungen sind dem Bedürfniß der Gesellschaft erheblich vorausgeeilt und stehen zu der Trag- und Leistungsfähigkeit derselben im Mißverhältniß. Die Bevölkerung war auf die neuen Einrichtungen (sc. der Landschafts- und Kreisverwaltung durch selbstgewählte Organe) nicht vorbereitet, für die Selbstverwaltung nicht reif; die Aufgaben derselben stehen zu den vorhandenen Kräften noch gegenwärtig im Mißverhältniß. Bewiesen wird das durch die allbekannte, sich täglich wiederholende Thatsache, daß die Mitglieder der Verwaltungskörper und -Versammlungen sich zu ihren Angelegenheiten nicht nur gleichgiltig verhalten, sondern die Besorgung derselben als Last ansehen. Es ereignet sich immer wieder, daß die Berufenen sich zu den ausgeschriebenen Versammlungen in so geringer Anzahl einfinden, daß diese Versammlungen kaum die gesetzliche Beschlußfähigkeit erlangen und daß die Mehrzahl der erschienenen Personen jeder Vorbereitung auf die zu erledigenden Geschäfte entbehrt. Ein oder zwei fähigere Leute reißen sodann allen Einfluß an sich, machen die Versammlung zu ihrem Werkzeug und erledigen die die Gesammtheit betreffenden Angelegenheiten nach ihrer Privatmeinung und nach ihrem Privat-Interesse, indem sie sich mit der Zustimmung der übrigen decken und auf solche Weise die Fiction öffentlich gefaßter Beschlüsse herstellen. — Die diesen Versammlungen und Körperschaften übertragenen Angelegenheiten sind für den Wohlstand der Gesammtheit von eminentem Interesse, — eine Unterstützung der Administration findet nichtsdestoweniger in keiner Rücksicht statt. Im Gegentheil wird die

Stellung der Administration wesentlich dadurch erschwert, daß dieselbe sich in zahlreichen Fällen zu einer Einmischung in die Angelegenheiten jener Versammlungen genöthigt sieht, die entweder gar nichts thun oder Mißgriffe begehen.... Die neuen Einrichtungen sind aber einmal da und weil sie auf dem in der Theorie durchaus löblichen Princip der Selbstverwaltung beruhen, werden sie von der Mehrheit der Gebildeten hochgehalten; ihre Mißerfolge pflegt man als blos zeitweise Erscheinungen anzusehen und auf die Neuheit der Sache zurückzuführen.... In Wahrheit laboriren diese Einrichtungen aber nicht nur an ihrer Neuheit, sondern, wie eine bereits jahrelange Erfahrung ausgewiesen hat, an der Abwesenheit der für jede Selbstverwaltung unentbehrlichen Elemente. Freilich wird das von nur Wenigen eingesehen und selbst die Einsichtigen werden durch falsche Scham daran verhindert, die Schwäche und die Unreife der Gesellschaft einzugestehen.

Ihrem Wesen nach schließt die Idee der Selbstverwaltung die Einmischung der Administration in die bezüglichen Gebiete des öffentlichen Lebens aus; nur wenn diese in der Natur der Sache begründete Voraussetzung eingehalten wird, führt die Selbstverwaltung in der That zu einer Entlastung der Regierung. Bei uns tritt dagegen die Nothwendigkeit administrativer Einmischungen unaufhörlich an die Regierungsorgane heran. Entsprechend der doppelten Aufgabe der Selbstverwaltungs-Institutionen, welche einer Seits gewisse Leistungen an den Staat vermitteln, anderer Seits für sich selbst sorgen sollen, liegen auch den Aufsichtsbehörden zweifache Verpflichtungen ob. Dieselben sollen ein Mal mit allen ihnen gesetzlich zustehenden Mitteln darauf hinwirken, daß dem Staate das Seinige werde und in dieser Rücksicht erforderlichen Falls corrigirend eingreifen. Wo es sich dagegen um die eigenen Interessen der Gesellschaft handelt, hat die Verwaltung jede Einmischung zu vermeiden und sich selbst da zurück zu halten, wo die Folgen verabsäumter oder mangelhaft ausgeübter Verwaltungsthätigkeit auf die Betheiligten zurückzufallen drohen; die einzige Grenze wird in dieser Rücksicht die Beobachtung der bestehenden Gesetze bilden. Diese Nicht-Intervention wird soweit gehen müssen, daß die Regierung nicht nur nicht die Initiative zur Beihilfe ergreift, sondern dieselbe (ohne Rücksicht auf die Folgen) auch da versagt, wo sie angerufen wird, weil die Landschaft aus eigener Verschuldung in Verlegenheiten gerathen ist. — Stellen wir das an einem Beispiel klar.

Die Sorge für die Volksverpflegung ist den Landschaften übertragen worden, welche zu diesem Behuf in den Besitz der bezüglichen Kapitalien und einer ausgedehnten Competenz gesetzt worden ist. Aus Fahrlässigkeit und Ungeschicklichkeit zeigt die Landschaft sich zur Erfüllung dieser Verpflichtung unfähig und ruft sie die Unterstützung der Regierung an. Greift diese helfend ein, so fällt der letzte Sporn zur Selbstthätigkeit der Landschaft weg, welche in völlige Lethargie versinkt und sich hinfort darauf verläßt, daß die Regierung für sie eintreten werde, sobald es sich um Schwierigkeiten handelt, mit denen man selbst hätte fertig werden sollen. In Fällen verabsäumter Selbsthilfe der Landschaft wird die Regierung sich also auch da zurückhalten müssen, wo zeitweise Verlegenheiten drohen, weil nur dadurch auf eine wirkliche Selbsthilfe der Gesellschaft hingewirkt werden kann.

. . . Ich wende mich nunmehr gewissen Einzelerscheinungen der Selbstverwaltung zu.

Oben ist darauf hingewiesen worden, daß die aus den bestehenden agrarischen Einrichtungen resultirende solidarische Verhaftung auf den Wohlstand des Landvolks außerordentlich ungünstig einwirkt. Würde von den Betheiligten rationeller verfahren, so könnte diese Verhaftung vielfach umgangen werden. Die ausschließlich der Bauerngemeinde überlassene, jede Appellation ausschließende Umlegung der öffentlichen Lasten und Steuern innerhalb der Gemeinde wird aber in der Regel so widersinnig vorgenommen, daß die einzelnen Wirthschaften in eine Zahlungsunfähigkeit gerathen müssen, die schließlich zur Zahlungsunfähigkeit der Gemeinde wird. Das Nämliche findet sehr häufig rücksichtlich der Familien-Umtheilungen des Grund und Bodens statt, welche in der Mehrzahl der Fälle nicht aus ökonomischen Gründen, sondern infolge von Streitigkeiten und Familiendifferenzen oder in der thörichten und irrthümlichen Absicht vorgenommen werden, durch eine Verminderung der Zahl der Gemeindeglieder auf die Rekrutirungslisten einwirken zu können. Durch diese Um- und Neutheilungen wird die Zahl der selbständigen Wirthschaften vermehrt, die Leistungsfähigkeit derselben indessen vermindert und ihrem Bankerott in die Hände gearbeitet.

Die communale Thätigkeit der Landgemeinden ist ebenso wenig ersprießlich zu nennen, wie die ökonomische Thätigkeit derselben. In Wahrheit sind die Dorf- und Gemeinde-Versammlungen für die Bevölkerung zu Schulen der Entsittlichung geworden, indem sie die Leute daran gewöhnen, die Gesetzlichkeit durch straflos geübte Willkür zu ersetzen, deren Richtung allein durch die Masse des dargebrachten Branntweins bestimmt wird. Von kaum in Betracht kommenden Ausnahmen abgesehen, sind die zu den wichtigen und einflußreichen Gemeinde- und Cantonal-Aemtern erwählten Persönlichkeiten durchweg untauglich. Zu der Untauglichkeit und Unreife dieser Leute kommt in vielen Fällen noch eine sklavische Abhängigkeit derselben von den Gemeindeversammlungen, welche ihre Remuneration zu bestimmen haben. Da diese Remuneration nicht gesetzlich fixirt, sondern in das Belieben der Versammlungen gestellt ist, suchen die Mitglieder der Gemeinde-Verwaltung diesen Versammlungen in allen Stücken willfährig zu sein, wobei sie ihre gesetzlichen Verpflichtungen vollständig außer Augen setzen. Die Folge davon ist, daß die Administration an diesen Beamten nicht nur keine Stütze hat, sondern daß ihr durch dieselben erhebliche Schwierigkeiten bereitet werden.

Einen besonders wichtigen Punkt innerhalb der ländlichen Gemeinde-Organisation bilden die Wolost-Gerichte [1]). — Daß die bäuerliche Rechtsprechung Nichts taugt, steht erfahrungsmäßig fest und wird auch von den Anhängern der

[1]) Der Wolost oder Canton (die Sammtgemeinde), zu welchem die Gemeinden eines oder mehrerer Kirchspiele vereinigt werden, hat eine aus Gemeinde-Deputirten bestehende Versammlung zum Organ. Diese Versammlung wählt (je nach der Größe des betreffenden Bezirks) 4 bis 12 Richter, von denen je drei, der Reihe nach, das Wolost-Gericht bilden. Die Competenz desselben umfaßt Civilstreitigkeiten, bei denen es sich um weniger als 100 Rubel handelt, die Entscheidung per prorogationem an das Gericht gebrachter Processe und die Bestrafung geringfügiger Vergehen; in allen diesen Fällen ist indessen die Voraussetzung, daß der Verklagte der Landgemeinde angehörig, d. h. Bauer ist.

Selbstverwaltung anerkannt; auch die Bauern selbst beginnen das anzuerkennen. Bei der bekannten Beschaffenheit der Elemente, aus welchen diese Gerichte gewählt werden, kann gar nicht zweifelhaft sein, ob und in wie weit die Thätigkeit derselben den Rechtsbegriffen der bürgerlichen Gesellschaft oder auch nur derjenigen der Volksgewohnheit entspricht. Dabei waltet noch die Anomalie ob, daß neben den Wolost-Gerichten die Friedensgerichte bestehen und daß es — zum schweren Schaden des öffentlichen Rechtsbewußtseins — lediglich von dem Gerichtsstande des Beklagten abhängt, ob ein und die nämliche Handlung vom Wolostgerichte oder vom Friedensrichter abgeurtheilt wird. Selbst die radical-demokratische Zeitung „Moskwa" hat sich der Anerkennung dieses Uebelstandes nicht entziehen können.

Noch wichtiger ist die Frage nach der principiellen Zulässigkeit besonderer Bauerngerichte .... Nicht nur rücksichtlich ihrer Thätigkeit, auch in principieller Hinsicht bilden die Wolostgerichte eine den übrigen Gerichten diametral entgegengesetzte Erscheinung, indem ihre Rechtsprechung nicht auf Grund der Staatsgesetze, sondern Namens des Gewohnheitsrechts erfolgt. Statt den Gesetzen Eingang in den Schoß einer wenig entwickelten Bevölkerungsschicht zu verschaffen, machen diese Gerichte gewisse Gewohnheiten, welche jedes vernünftigen und moralischen Sinns entbehren, zum Gesetz: denjenigen Rechtsbegriffen, welche sich in den höher gebildeten Gesellschaftsschichten entwickelt haben, wird der Eingang in den Bauernstand dadurch versperrt. In Turkestan mag es am Platz sein, wenn man wegen des vollständigen Mangels an Grundlagen bürgerlicher Ordnung die herkömmlichen Gerichte fortbestehen läßt, — der Bildungsstandpunkt unserer Bauern ist dagegen kein so niedriger, daß dieselben von den Gerichtshöfen des Staates ausgeschlossen zu werden brauchten. — Dazu kommt, daß diese specielle Bauern-Justiz der hermetischen Abgeschlossenheit des Bauernstandes in bedenklichster Weise Vorschub leistet. Heute, wo das Bildungsniveau der ländlichen Bevölkerung ein niedriges ist, macht sich diese Abgeschlossenheit noch nicht geltend, — nimmt die Bildung dagegen zu, so wird man einen von den übrigen Elementen des Staatslebens vollständig getrennten Körper, ein Status in statu vor sich haben ... Wenn die vollständige Beseitigung der Bauerngerichte zur Zeit ... auch nicht möglich ist und denselben die Rechtsprechung in Erbschafts- und Besitzstreitigkeiten wenigstens vorläufig gelassen werden muß, so scheint doch geboten, daß man denselben die Judicatur über Vergehen und über solche Materien des bürgerlichen Rechts entziehe, welche mit dem Gemeindebesitz Nichts zu thun haben. Es würde das u. A. auch die nützliche Wirkung haben, daß die Hineinziehung der allgemeinen Gerichte in die bäuerliche Sphäre, auf die letzteren erziehend einwirken würde.

Gehen wir von der Betrachtung der Thätigkeit der Landgemeinden zu der öffentlichen Wirksamkeit der städtischen Communen über, so müssen wir freilich eingestehen, daß bei einer Vergleichung beider, die letztere noch schlimmer fährt, als die erstere. Während die Mängel und ungünstigen Erscheinungen ländlicher Communalthätigkeit vornehmlich aus der Unbildung und der niedrigen Culturstufe der Betheiligten zu erklären sind, kommt dieser Entschuldigungsgrund den städtischen Gemeinden nicht zu Statten. Trotz ihrer relativ höheren Entwicke-

lung und des höheren Alters der ihnen eingeräumten Selbstverwaltungs-Befugnisse, stehen unsere Kaufleute und Bürger aber hinsichtlich ihrer communalen Thätigkeit nicht über den Bauern. Das bezeichnende Merkmal unserer städtischen Gemeinden ist die vollständige Gleichgiltigkeit der Stadtbewohner gegen ihre eigenen öffentlichen Nöthe und Interessen. So ängstlich suchen dieselben sich der Uebernahme öffentlicher Aemter zu entziehen, daß diese Aemter fast regelmäßig in die ungeeignetsten und ungebildetsten Hände fallen. Es mangelt selbst an der Erkenntniß, daß zwischen öffentlichen und privaten Interessen ein moralischer Zusammenhang bestehe, — ja sehr häufig wird das öffentliche Interesse ohne Weiteres dem egoistischen Privatvortheil einzelner Personen untergeordnet, zumal diese Personen häufig die wohlhabendsten und einflußreichsten der gesammten Gemeinde sind. — Als Beleg dafür sei beispielsweise angeführt, daß einige mit Capitalbesitz wohlausgestattete Städte des Gouv. Pskow, Dank dem Einfluß einiger wuchertreibenden Capitalisten, die Errichtung von Communalbanken unterlassen haben, weil diese Capitalisten sich die Unbekanntschaft der Masse mit ihrem eigensten Interesse zu Nutz zu machen wußten. — Die Selbstthätigkeit der Stadt-Commune ist so beschaffen, daß von derselben weder eine Initiative zur Erhöhung der städtischen Einnahmen, noch die Ergreifung von Wohlfahrtsmaßregeln oder Schritten zur Erhöhung des Wohlstandes irgend zu erwarten ist. Selbst aus privater Initiative hervorgegangene Unternehmungen von unbestrittener Nützlichkeit gehen dem Verfall und Untergang entgegen, sobald die öffentliche Fürsorge für dieselben an die Stelle der privaten tritt.

Nur höchst selten entsprechen die zu städtischen Communalämtern erwählten Personen ihrer Bestimmung, — gewöhnlich entbehren sie auch der für ihre Stellungen unentbehrlichsten Eigenschaften. Es ist mir vorgekommen, daß Stadtverordnete, welche die Verwaltung eines Zweiges des Stadthaushalts, z. B. der Forstwirthschaft übernommen hatten, weder den Umfang noch die Einrichtung desselben kannten. Die mit der Beaufsichtigung der städtischen Oekonomie betrauten Administrativ-Behörden haben alle Mühe, die städtischen Organe auch nur zur Erfüllung der ihnen durch das Gesetz direct auferlegten Functionen anzuhalten; allenthalben selbst die Initiative zu ergreifen, sind diese Behörden physisch außer Stande. Demgemäß erreicht die wirthschaftliche Thätigkeit der Städte fast nirgend die gehörige Entwickelung.

Außerdem kommt in Betracht, daß die Prosperität der Städte erheblich durch die Zunahme der Steuern zurückgehalten worden ist, welche seit Einführung der Landschafts-Institutionen Platz gegriffen haben. Insbesondere gilt das von der Einquartierungslast, zu welcher die Städte in doppelter Weise, in ihrer Eigenschaft als Städte und als Mitglieder der Landschaft herangezogen werden. Die Theilnahme der Städte an dem Landschaftswesen ist für dieselben überhaupt mit vielfachen Belästigungen verknüpft, da dieselben als selbständige Wirthschaftskörper von den Maßnahmen der Landschaften wenig Vortheil haben, denselben aber erhebliche Beiträge abliefern müssen. Ferner müssen die Städte die Erhaltung der Gefängnißanstalten aus eigenen Mitteln bestreiten, obgleich die Insassen derselben keineswegs bloß Städter sind. Neuerdings hat sich bemerkbar gemacht, daß die Scheu vor den hohen städtischen Lasten manche Städtebewohner

zur Uebersiedelung auf das flache Land bestimmt hat, woselbst sie ihre Handelsthätigkeit fortsetzen.

Ueber den Gang der hiesigen Landschaftsangelegenheiten während des laufenden Jahres werde ich nach Beschluß der für den December-Monat bevorstehenden Versammlung speciell zu berichten die Ehre haben. Im Uebrigen sei bemerkt, daß die vorstehende Darstellung der hiesigen Leistungen auf dem Selbstverwaltungsgebiete, auch für die Landschafts-Institutionen gilt, deren Thätigkeit während des abgelaufenen Triennium außerordentlich geringfügige Resultate geliefert hat. Die Schwäche der landschaftlichen Leistungsfähigkeit documentirt sich aber vornehmlich in ihrer Gesammtrichtung; nach dreijähriger Wirksamkeit haben die Träger dieser Institution, soweit es sich um den hiesigen Verwaltungsbezirk handelt, es eigentlich nur zu negativen Verdiensten gebracht; sie haben z. B. einsehen gelernt, daß es nutzlos ist, wenn sie sich auf Dinge verlassen, die außerhalb ihres gesetzlichen Wirkungskreises liegen und demgemäß von gewissen Uebereilungen gelassen, welche anfangs häufig vorkamen. Aber auch zu dieser Erkenntniß ist die Landschaft nicht sowol durch eigne Erkenntniß, als durch die Entschiedenheit gebracht worden, mit welcher die Administration sie auf die Grenzen ihrer Zuständigkeit und auf ihre wahren Aufgaben hingewiesen hat.

Während die Landschaft ihre wahre Bestimmung nolens volens verstehen gelernt hat, entbehrt sie der fundamentalsten Grundlagen geordneter Thätigkeit noch ebenso vollständig, wie der Feststellung eines abgeschlossenen und vernünftigen Programms. Ihr Thun und Lassen trägt noch immer den Charakter des blos Zufälligen, — es besteht dasselbe aus einzelnen Handlungen, zwischen denen kein inneres Band existirt, die jedes Systems entbehren, welches auf klar erkannte Ziele und passend ausgewählte Mittel zur Erreichung derselben schließen ließe. Dazu fehlt es an den erforderlichen Kenntnissen und an dem erforderlichen Muthe. Daß die gebildeten und thätigen Elemente, welche anfangs an den Geschäften der Landschaftsverwaltung Theil nahmen, sich von denselben in der Folge vollständig zurückgezogen haben, hat wesentlich zu dem unbefriedigenden Stande der landschaftlichen Angelegenheiten im Gouvernement Pskow beigetragen.

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich zugleich, wie es um die als Voraussetzung jeder Selbstthätigkeit der Gesellschaft anzusehenden Volksbildung steht. . . Nach von mir sorgfältig eingezogenen Daten beträgt die Zahl der Schüler $1\frac{1}{2}$ Procent der männlichen und 0,3 Procent der weiblichen Bevölkerung des Gouvernements Pskow und erklärt sich das wiederum aus der geringen Zahl der Elementar-Volksschulen. Man zählt deren 150 und diese sind in finanzieller Rücksicht so schlecht ausgestattet, daß es an den Mitteln fehlt, welche für die Beschaffung tüchtiger Lehrer und geeigneter Lehrmittel erforderlich wären. Bei der allgemeinen Rohheit und Unbildung des Landvolks läßt sich nicht absehen, daß dasselbe jemals ohne nachdrückliche Beeinflussung von Außen zu der Einsicht in die Nothwendigkeit eines geordneten Jugendunterrichts gebracht und dazu bestimmt werden werde, demselben diejenigen Geldmittel zuzuwenden, die gewohnheitsmäßig für die Befriedigung der rohesten Bedürfnisse, namentlich der Trunk-

sucht, verausgabt werden. Schulen, welche aus freier Initiative der Gemeinden begründet worden wären, kommen nur als seltene Ausnahmen vor, — in der Regel leisten die Gemeinden in dieser Rücksicht gegebenen Anregungen einen hartnäckigen Widerstand . . . . .[1])

Was die Leistungen der Regierungs-Organe anlangt, so darf nicht verschwiegen werden, daß es in Stadt und Land an der gehörigen Anzahl unterer Agenten der executiven Polizei fehlt. . . Wegen Vervollständigung des Polizei-Personals der Stadt Pskow hat mein Herr Vorgänger sich bereits an den Herrn Minister des Innern gewendet; die bezügliche Entscheidung des Minister-Comité's ist bis zum Eingang der von den Gouverneuren eingeforderten bezüglichen Berichte ausgesetzt worden. Daß es rücksichtlich der Officianten der Landpolizei durchaus nothwendig sei, die Ernennung derselben den Landgemeinden abzunehmen und in die Hände der Administration zu legen, habe ich bereits in meiner früheren Eigenschaft als Gouverneur von Samara zu berichten die Ehre gehabt; die Landgemeinden wählen gewöhnlich Leute, die nicht nur ungeeignet, sondern außerdem lasterhaft sind und die man durch die Erwählung zu Polizeiämtern zu bestrafen beabsichtigt. In einigen Oertlichkeiten des Gouvernements Pskow ist es mir gelungen, die Gemeinden zur Einführung einer besonderen Steuer zu bestimmen, aus welcher die Polizeiofficianten bezahlt werden und die Anstellung ehemaliger Gensd'armen zu bewirken. Die auf diese Maßregel gesetzten Hoffnungen haben sich erfüllt.

Die Beschaffenheit des Personals der höheren polizeilichen Stellungen ist im Allgemeinen befriedigend; hinsichtlich der wenig zahlreichen Ausnahmen ist zu bemerken, daß dieselben moralisch zuverlässig sind, aber der erforderlichen Qualitäten und der für den Polizeidienst unentbehrlichen Energie entbehren. Die Mehrzahl der Polizeibeamten befriedigt nicht nur hinsichtlich der Erfüllung der dienstlichen Ansprüche, sondern hat es durch verständige und uneigennützige Thätigkeit dazu gebracht, sich die ihrer Stellung zukommende Achtung zu erwerben; die Ursachen des früheren Zwiespalts zwischen Polizei und Gesellschaft sind als beseitigt anzusehen. . . . . Leider läßt sich einer anderen Kategorie öffentlicher Functionäre, den Friedensvermittlern, nicht das nämliche Lob spenden[2]), da diese es an der nöthigen Energie und Hingabe an ihren Beruf fehlen lassen, denselben nur nach seiner äußerlichen, formalen Seite und nur soweit erfüllen, als zur Vermeidung der Verantwortlichkeit erforderlich ist. Die tüchtigeren Friedensvermittler haben sich der friedensrichterlichen und landschaftlichen Thätigkeit zugewendet und ihre Stellungen durch gleich geeignete Individuen zu besetzen, ist wegen der beschränkten Zahl auf ihren Gütern lebender Edelleute nicht möglich gewesen.

Diese Beschaffenheit der Friedensvermittler hat mit sich gebracht, daß die-

---

[1]) Die folgenden Ausführungen über den Segen der Volksbildung, die Nothwendigkeit der Einführung des Schulzwanges, die mit demselben in Preußen erzielten Erfolge u. s. w. übergehen wir.

[2]) Friedensvermittler (Mirowüje possredniki) hießen die aus Adelswahlen hervorgegangenen Beamten, welche nach Aufhebung der Leibeigenschaft die ökonomische Auseinandersetzung zwischen Herren und Bauern zu leiten hatten.

selben hinter einer ihrer wichtigsten Aufgaben zurückgeblieben sind; sie haben es daran fehlen lassen, die Bauern zu einer gedeihlichen Communal-Thätigkeit anzuleiten und den Mangel auf diese Thätigkeit bezüglicher Instructionen zu ersetzen. Die Thätigkeit der Friedensvermittler entbehrt darum des pädagogischen Moments, welches seit der Beendigung der agrarisch-organisatorischen Arbeiten, das Fortbestehen dieses kostspieligen Instituts allein rechtfertigen könnte, ... dessen Functionen am Besten der Polizei übertragen würden. . . . .

Zum Schluß erlaube ich mir einige Hinweise, welche die allgemeine Lage der Bevölkerung charakterisiren.

Das an der Grenze des großrussischen Stammes und der großrussischen Civilisation belegene Gouvernement Pskow, birgt, weil es an Provinzen stößt, welche sich unter andern geschichtlichen und culturellen Bedingungen entwickelt haben, — eine Anzahl fremder Elemente in sich. In den unteren Classen ist das großrussische Element durch Einwanderer finnisch-estnischer, in den oberen Classen deutscher Abkunft durchsetzt. Obgleich in politischer Beziehung Stammesverschiedenheiten innerhalb dieses Gouvernements nicht obwalten, treten solche Verschiedenheiten rücksichtlich der Art der Beschäftigung und der häuslichen Lebensweise doch zu Tage. Hinsichtlich der letzteren sind die den Personen deutscher Herkunft eigenthümlichen Unterscheidungsmerkmale nicht zu verkennen. Von der großen Masse scheiden dieselben sich durch das höhere Niveau ihrer geistigen Bildung und durch ihren Wohlstand ab; die ihnen zugehörigen Güter sind an einer zweckmäßigen Organisation erkennbar, während der Mangel einer solchen bei den Nachbarn auffällt; auch die aus den Ostseeprovinzen übergesiedelten bäuerlichen Pächter wissen ihre Höfe unvergleichlich viel besser einzurichten, als die Angehörigen der eingeborenen Bevölkerung. Unverkennbar wird die Zunahme dieses Elements zum Wohlstande des Gouvernements Pskow beitragen, zumal diese Zunahme mit keinerlei politischen Uebelständen verbunden ist und die Eigenschaften, durch welche diese Einwanderer sich auszeichnen (Fleiß und Gewöhnung an Ordnung und Disciplin), die wahren Grundlagen des conservativen Elements bilden, auf welchem die ruhige Entwickelung und die Macht des Staates beruhen. Bäuerliche Pächter aus den Ostseeprovinzen kaufen sich hier außerordentlich gern an. Ließe es sich ermöglichen, denselben Grundstücke zu verkaufen, welche im Besitz der Krone sind (Domänen-Ländereien), so würde die Zahl dieser Einwanderer zum unzweifelhaften Vortheil des Gouvernements Pskow und zugleich zum Vortheil der Krone sich erheblich vermehren lassen, für welche die Verwaltung der hiesigen Domänen eine fühlbare Last bildet.

Die hier lebenden Personen polnischer Abkunft [1]) sind meist zufällig und nur zeitweise hergekommen, so daß sie keine Gemeinschaft bilden, welche Bedeutung haben und Einfluß üben könnte. . . . . Bisher haben dieselben auch nirgend

[1]) Wie erwähnt, grenzt das Gouvernement Pleskau im Süden an die im 17. Jahrhundert von Livland abgerissenen, polonisirten und katholisirten Kreise des Gouv. Witepsk (Polnisch-Livland), deren Bewohner während der sechziger Jahre unter den drakonischen Satzungen des General Murawjew und seines Nachfolgers Kaufmann standen und aus diesem Grunde gern auf fremdes Gebiet übertraten, um sich freier bewegen zu können.

die Absicht bekundet, solche Einflüsse zu üben oder irgend welche Art von Propaganda zu treiben. Unter diesen Polen finden sich viele zuverlässige Leute und wenn sich für die politische Denkungsart der Mehrheit auch keine Bürgschaft übernehmen läßt, so kann man doch behaupten, daß sie für das Gouvernement Pleskau völlig unschädlich sind.

Bezüglich der in dem mir anvertrauten Gouvernement herrschenden geistigen Richtung ist zu constatiren, daß dieselbe den allenthalben in Uebergangszeiten beobachteten Charakter des Chaotischen und Unbestimmten trägt. Mit den alten Gewohnheiten und Ordnungen hat man zufolge zahlreicher, rasch auf einander folgender und in das Volksleben tief einschneidender Reformen gebrochen, — zu einer klaren Vorstellung über die neue Ordnung der Dinge und zu einer Gewöhnung an dieselbe ist man noch nicht gediehen; die eigentlichen Resultate der reformatorischen Bewegung scheint man noch zu erwarten. Wie das bei großen Umgestaltungen gewöhnlich geschieht, haben die einzelnen Elemente der Gesellschaft ihr scharfes Contour verloren und kommen innerhalb des allgemeinen Mischmasch mitunter Erscheinungen vor, welche wenig tröstlich sind. Andererseits fehlt es indessen nicht an gewichtigen und beruhigenden Anzeichen, welche auf die Richtung hinweisen, in welcher ein Ausgang aus dem gegenwärtigen Zustande der Ungewißheit erfolgen wird. Trotz der herrschenden Verwirrung der Begriffe macht sich geltend, daß in der öffentlichen Meinung conservative Anschauungen das Uebergewicht zu erlangen beginnen, ohne daß ihnen Widerstand geleistet würde. In allen Schichten der Gesellschaft ist die tiefeingewurzelte Idee der unbeschränkten Herrschergewalt unerschüttert geblieben; diese Idee beruht bei den ungebildeten, noch nicht zu politischer Bedeutung gelangten Classen auf dem unmittelbaren Gefühl, während sie in den höher entwickelten Schichten zu einem klar erkannten politischen Princip geworden ist. Von der künftigen Entwickelung der nationalen Massen wird der Charakter abhängen, welchen dieselben als politischer Körper annehmen werden; gegenwärtig repräsentirt diese Masse eine bloß elementare Kraft, die als solche minder beständig und Erschütterungen zugänglicher ist, als eine Kraft, die es zu einem bewußten politischen Princip gebracht hat. . . . . Die elementaren Volkskräfte müssen in politischer Rücksicht noch erzogen und, sozusagen nach bewußten politischen Principien regulirt werden; es wird darum auf das Strengste darüber gewacht werden, daß die Entwickelung der Massen in der gehörigen Richtung vor sich gehe.

Wenn ich bei den vorstehenden Darlegungen über den Zustand des mir anvertrauten Gouvernements nicht sowol bei einzelnen Thatsachen, als bei allgemeinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten verweilt habe, so ist das geschehen, weil ich die Verpflichtung fühlte, der Regierung die wahre Lage der Dinge darzulegen. Manche Schattenseiten in dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft werden von selbst verschwinden, wenn diese Gesellschaft sich bis zum Niveau der ihr verliehenen Reformen entwickelt und die Kräfte gewonnen hat, deren es zu der von ihr erwarteten Thätigkeit bedarf. Unzweifelhaft wird die Regierung selbst dabei mithelfen: gegenwärtig, wo die Dinge selbst auf die

Richtung hinweisen, in welcher die Thätigkeit der Regierung einzugreifen haben wird, kann die Aufgabe derselben nicht mehr fraglich sein.

Vor Allem werden sowol die Politik der Regierung wie die Thätigkeit der einzelnen zur Administration gehörigen Individuen auf die Sammlung und Verschmelzung der zahlreich vorhandenen conservativen Elemente gerichtet sein müssen, deren Berechtigung und Entwickelung das Centrum für das Schwergewicht der Gesellschaft bildet und der Thätigkeit derselben die normale Richtung verleiht. Die Herstellung geordneter ländlicher Creditverhältnisse wird in dieser Rücksicht eine der nützlichsten Maßregeln bilden. Gelingt es, die auf den Grundbesitzern lastenden materiellen Schwierigkeiten zu beseitigen, so wird dadurch zugleich Einfluß und Gewicht derselben erhöht werden. Hebt die Landwirthschaft sich, so werden all' die unliebsamen Symptome verschwinden, welche zufolge des Mangels und der Vertheuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse in der Gesellschaft bemerkbar geworden sind.

Die Aufgabe, welche die Regierung dem Landvolke gegenüber hat, ist also noch nicht erschöpft anzusehen. Die rechtlichen Grundlagen der Existenz dieses Standes, als z. B. der obligatorische Charakter des Landbesitzes [1]) und die solidarische Verhaftung müssen genauer Untersuchung unterzogen werden und bei dieser Untersuchung werden nicht theoretische Erwägungen und vorgefaßte Ideen [2]), sondern lediglich praktisch gewonnene Erfahrungen maßgebend sein müssen; man wird vornehmlich auf die Beseitigung gewisser Hindernisse der materiellen Prosperität und auf die Herstellung von Bürgschaften für regelmäßigen Eingang der Steuern Bedacht zu nehmen haben.

Ferner entbehrt die Selbstverwaltungsthätigkeit, insbesondere diejenige der Landschafts-Institutionen einer gesetzlichen Feststellung ihrer Grenzen und der gehörigen Harmonie zwischen den Vorschriften über die ländlichen Prästanden und der den Landschaften verliehenen Rechte; ebenso muß die Theilnahme der Städte an der Oekonomie der Landschaften vereinfacht werden. Endlich müßte den Landschafts-Institutionen die stricte Verpflichtung auferlegt werden, für die Einrichtung von Landschulen zu sorgen; dieselben müßten zu der Stärke der Bevölkerung in einem bestimmten Verhältniß stehen und den betreffenden gesetzlichen Vorschriften gemäß organisirt werden. Andererseits könnte man die Kenntniß des Lesens und Schreibens zur Bedingung für den Erwerb gewisser bürgerlicher Rechte, z. B. des Rechts zur Eheschließung machen, um dadurch die Bevölkerung zur Theilnahme an der Bildung zu nöthigen. Endlich würden Centralisation der Gouvernements-Verwaltung und Regelung des Verhältnisses derselben zu dem Aufsichtsrecht der Procureure den Verwaltungsmechanismus

---

[1]) Es ist die auf den einzelnen Gliedern der Dorfgemeinde lastende Verpflichtung zur Uebernahme und Bewirthschaftung der ihnen zugelosten Parcelle des Gemeindelandes, überhaupt die Abhängigkeit der Einzelnen von der Allgewalt des „Mir" (der Landgemeinde) gemeint.

[2]) Die „theoretischen Erwägungen" und „vorgefaßten Ideen", gegen welche polemisirt wird, sind diejenigen der Slawophilenpartei, welche die Aufrechterhaltung des ungetheilten Gemeindebesitzes aus allgemeinen „geschichtsphilosophischen" Gründen postulirt, als „Eckstein" alles russischen Volksthums bezeichnet und als „neue Formel der Civilisation" auf die gesammte civilisirte Welt auszudehnen hofft.

erheblich vereinfachen, die Thätigkeit desselben beschleunigen und die Kosten vermindern. . . . . .

Die captatio benevolentiae, mit welcher dieser im December 1867 „Allerunterthänigst" (d. h. an die Person des Kaisers) erstattete Bericht über die Lage des Gouvernements Pskow schließt, glauben wir dem Leser ersparen zu können: die in demselben ausgesprochene Hoffnung, daß es mit Hilfe der von dem Berichterstatter empfohlenen Maßregeln gelingen werde, die „vornehmlich aus Unklarheit der Begriffe" herrührenden „schädlichen Richtungen innerhalb der Gesellschaft" zu beseitigen, hat sich bekanntlich nicht erfüllt. Als Gouverneur von Samara und Pskow hatte Graf Pahlen rühmen können, „es sei ihm alle Zeit gelungen, die schädlichen Richtungen zu paralysiren, wenn er ihnen die auf vernünftig conservative Grundlagen gestützte Macht des gesunden Menschenverstandes entgegengesetzt habe," — als Justizminister[1]) mußte er einige Jahre später eingestehen, daß der staatsfeindliche revolutionäre Radicalismus innerhalb der jüngeren Schichten der russischen Gesellschaft zu einer Großmacht geworden sei, gegen welche die bisher angewendeten Mittel nicht verschlagen wollten. Rührte doch aus der Feder desselben Grafen Pahlen die vor einigen Monaten in diesen Blättern abgedruckte Denkschrift vom Jahre 1875 her, welche die Ausbreitung des Nihilismus über siebenunddreißig groß-, klein- und südrussische Gouvernements in so beweglichem Tone schilderte und der Regierung Alexander's II. zum ersten Male den ganzen Umfang der ihr drohenden Gefahr bloßlegte! Selbst er, dem sein politischer Pessimismus zum schweren moralischen Vorwurf gemacht worden war und dem die Gegner vorgeworfen hatten, er habe die Anzeichen eines allgemeinen russischen Aufschwungs absichtlich übersehen und mit der geflissentlichen Bosheit des Reactionärs und des Deutschen in feindlichem Sinne umgedeutet, — selbst er, der „Administrator neuester Schule" und „berüchtigte Pamphletist von 1867" hatte noch nicht schwarz genug gesehen!

[1]) Ein die Pahlen'sche Justizverwaltung betreffendes geheimes Actenstück vom Jahre 1878 wird demnächst von uns publicirt werden. D. R.

Friedrich Arnold Brockhaus.

Von

Friedrich Kapp.

IV.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß die deutschen Regierungen, beunruhigt und erschreckt über den Geist des Volkes, wie er sich in den Jahren 1813—1815 bethätigt hatte, gleich nach dem Frieden Alles aufboten, den in ihren Augen wilden und gefahrdrohenden Strom in seine Ufer zurückzudämmen. Metternich war der Urheber und Führer dieser rückläufigen Bewegung und verstand es im Interesse der österreichischen Bundeshegemonie ganz vortrefflich, Preußen durch vorgespiegelte Gefahren seinen Absichten dienstbar zu machen. Es fand seine Helfershelfer in den höchsten Berliner Hofkreisen, welche den neuen Staat am Liebsten wieder geradeso eingerichtet hätten, wie der alte vor 1806 gewesen war. Eine Zeit lang leistete der Staatskanzler Fürst Hardenberg einigen verschämten Widerstand, ja es schien sogar ab und zu, als ob die Waage zwischen geheimem Liberalismus und starrem Ultrakonservatismus noch schwanke. Indessen wurde es schon 1817 klar, daß der Sieg in Berlin sich immer mehr den Vertretern des alten absoluten Staates, den Wittgenstein, Herzog von Mecklenburg, Schuckmann und Kamptz zuneigte. Bald darauf brachte das Jahr 1819 den verhängnißvollen Wendepunkt. Die Ermordung Kotzebue's lieferte den willkommenen Vorwand für die Karlsbader Beschlüsse. Scharfe Censur, Verfolgung und Verhaftung mißliebiger Persönlichkeiten, Demagogenjagden und sonstige Gewaltmaßregeln, wie Schließung der Turnplätze und Beschränkung der akademischen Freiheit, leiteten den Kampf gegen den Liberalismus ein. Preußen fuhr während dieser ganzen Zeit fast willenlos im Schlepptau der österreichischen Politik, während Sachsen und die kleineren deutschen Staaten wohl oder übel den beiden Großmächten sich anschlossen. Diese gehässige Periode der Verfolgung jedes freien Gedankens fiel also gerade mit Brockhaus' größter Thätigkeit als Verleger zusammen. Namentlich sind die preußischerseits gegen ihn ergriffenen Maßregeln bezeichnend für den Charakter des Kampfes und der Kämpfenden; sie gipfeln in der Recensur seines ganzen Verlages, der Vereinigung des Verantwortlichkeitssystems mit dem Präventivsystem, einer Erfindung, durch welche die

Berliner Behörden die „Polizeiwissenschaft“ um eine neue Blüthe bereichert haben.

Brockhaus selbst hatte sich schon seit den ersten Anfängen seiner Thätigkeit den vollbegründetsten Anspruch auf das Mißtrauen und den Haß aller hochstehenden Gegner der Preßfreiheit erworben. Sein Verlag bezweckte in erster Linie, in liberalem und humanem Geiste, nie aber im Dienste irgend welcher Partei oder Doctrin die Ergebnisse der Wissenschaft zu popularisiren, und auf diese Weise am Fortschritte der Menschheit mitzuarbeiten. Namentlich ging in seinem Hauptunternehmen, dem Conversationslexikon, sein Streben dahin, „demjenigen Austausch der Ideen, welcher in wahrhaft gebildeten Gesellschaften stattfindet, zu genügen, und dem nicht eigentlich Gelehrten, dem von dieser oder jener Wissenschaft oberflächliche Kunde zu werden pflegt, ein Hülfsmittel der weiteren Selbstbelehrung an die Hand zu geben.“ Auch in seinen zahlreichen Zeitschriften faßte er die Aufgabe höher und allgemeiner, als sie von der deutschen Journalistik bisher genommen worden waren. So sollte sich der „Hermes“ möglichst auf das beschränken, „was Keinem, der auf höhere und universale Bildung Anspruch macht, gänzlich gleichgültig oder unverständlich sein darf.“ Dieses Blatt wurde bald der Mittelpunkt des Kampfes für Preßfreiheit und constitutionelle Staatsform; überhaupt trat in allen von Brockhaus in's Leben gerufenen Zeitschriften das politisch liberale Element in den Vordergrund.

Zu dieser in die weitesten Kreise des Volkes dringenden Thätigkeit kam nun auch noch ein Verlag, der schon in seinen ersten Artikeln vielfach anstieß. Die Massenbach'schen Memoiren (1810) und die „Handzeichnungen aus dem Kreise des höheren politischen und gesellschaftlichen Lebens“, worin ein Abschnitt das frühere Leben des Fürsten Hardenberg, sowie den bereits angedeuteten Hatzfeld'schen Fall behandelte, konnten natürlich den Verleger den höheren Beamten und Würdenträgern nicht empfehlen. Wenn er nun unmittelbar nach Erlaß der Karlsbader Beschlüsse Werke mißliebiger Schriftsteller, wie der Görres, Arndt, Gräwell, de Pradt, Everett und Bignon verlegte, so mußte ihn diese energische Opposition den Machthabern nur noch mißliebiger machen. Nun wollte es Brockhaus' Unglück, daß in einer der ersten Nummern des 1820 von ihm erworbenen Literarischen Wochenblatts ein kurzer Auszug aus Bignon's „Correspondance inédite de Napoléon Bonaparte“ gestanden hatte, worin es u. A. hieß, der König von Preußen sei in Tilsit schwach gewesen und habe geäußert, daß er eigentlich den Wunsch hege, sich mit Napoleon zu verbünden, aber auf Rußland Rücksicht nehmen müsse; die Königin habe dasselbe unter Thränen und auf Schauspielerart (en comédienne) wiederholt. Die Redaction, die vielleicht am Besten diesen Passus aus Zweckmäßigkeitsrücksichten unterdrückt hätte, hatte sogar am Schluß hinzugefügt, daß dieser gesandtschaftliche Bericht, über dessen Echtheit sie nicht aburtheilen wolle, ganz geeignet sei, in Deutschland großes Aufsehen zu erregen. Darauf ward die unter Altenburger Censur gedruckte Nummer am 20. Juni 1820 in Berlin confiscirt und die Zeitschrift selbst für ganz Preußen verboten, „bis“, wie Hardenberg dem Verleger am 4. August 1820 eröffnete, „die Erfahrung gelehrt haben wird, ob dergleichen Verbreitung unehrerbietiger und unbegründeter Anekdoten künftig unterbleiben werde, oder ob überhaupt die Tendenz dieses

Blattes auf Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Zufriedenheit, auf Ausbreitung loyaler Grundsätze und Gesinnungen, auf Belehrung und Berichtigung der öffentlichen Meinung gerichtet sein wird oder nicht". Vergebens remonstrirte Brockhaus unterm 20. August und 27. September 1820 gegen dieses Verbot, vergebens führte er aus, daß er durch dasselbe in seinen Rechten als Unterthan eines Bundesfürsten auf das Schwerste verletzt und durch die Wegnahme aller vorhandenen Exemplare auf eine Weise in seinem Eigenthum angegriffen sei, die gegen alles Völker- und Privatrecht und noch mehr gegen alle Billigkeit anlaufe und ihm als ein Act der bloßen Willkür der Unterbehörden erscheinen müsse. Erst nach Hardenberg's Abreise zum Troppauer Congreß (October 1820) brachte Brockhaus die Sache durch einen Besuch bei dem Minister v. Schuckmann in Ordnung. Zwar wurde weder das Verbot der Zeitschrift aufgehoben, noch erfolgte die Rückgabe der mit Beschlag belegten Nummern, da die preußische Regierung sich und den Staatskanzler mit dem Bekanntwerden beider Maßregeln zu sehr bloßgestellt haben würde. Dagegen gestattete sie die ungehinderte Verbreitung des Blattes, wenn es seinen Titel änderte. So blieb denn das „Literarische Wochenblatt" nach wie vor verboten und an seine Stelle trat das „Literarische Conversationsblatt" (die heutigen Blätter für literarische Unterhaltung). Da diese Angelegenheit allgemeines Aufsehen erregt hatte, so brachte sie der Zeitschrift durch die ihr neu zuströmenden Abonnenten auch größere Einnahmen und bedeutenden Nutzen; allein vergessen wurde sie von der preußischen Regierung nicht.

Kurz nach dem Verbote des Literarischen Wochenblattes confiscirte diese auch die bei Brockhaus mit Rudolstädter Censur erschienene Uebersetzung der Schrift des Erzbischofs de Pradt: „Die neueste Revolution in Spanien und ihre Folgen." Der Minister v. Schuckmann motivirte Anfangs September 1820 diese Maßregel damit, daß die Broschüre, welche den Meineid und den Aufstand der Armeen und Völker ohne Scheu predige, zur Beschönigung der spanischen Revolution die Behauptung enthalte, daß Preußen der Empörung des Heeres und Volkes gegen den Willen des Königs im Jahre 1813 seine Rettung zu verdanken habe. Der preußische Gesandte Jordan gab unterm 5. September 1820 der sächsischen Regierung anheim, ob nicht sowol die Büchercommission in Leipzig als der überhaupt zur Verbreitung alles „Revolutionären jeder Zeit fertige Buchhändler Brockhaus deshalb zur Verantwortung zu ziehen sein würde". Also kaum ein Jahr nach den Karlsbader Beschlüssen galten bereits die Begriffe revolutionär und liberal in den officiellen preußischen Kreisen als gleichbedeutend. Brockhaus war übrigens nicht der Mann, sich schweigend einer derartigen Anschauung zu fügen. „Wenn ich ein Buch," sagt er in einem Briefe vom 30. August 1820, „mit der Censur eines deutschen Bundesstaates habe drucken lassen, so hat keine Regierung, die ebenfalls zum deutschen Bunde gehört, das Recht, ich sage das Recht, mir einen Bogen davon wegzunehmen. Verbieten mag man es, obgleich auch das schon zeigt, daß man über die Grundsätze gar nicht einverstanden ist, wie man es freilich im Reiche der Ideen nicht so leicht werden kann. Aber Bestien sind wir Buchhändler nicht, mit denen man schalten und walten kann, wie man will. — Mein Eigenthum, mein geistiges wie mein Geldcapital, das

ich einer literarischen Unternehmung widme, steht allenthalben unter dem Schutz des Rechts, und zwar des Natur- und Völkerrechts, und diese sagen: daß man nichts confisciren kann, wo nicht ein vorher ergangenes Verbot, welches übertreten worden wäre, die Confiscation rechtlich autorisirt."

Während nun die sächsische Regierung auf Wunsch der preußischen die Untersuchung gegen Brockhaus einleitete, verbot die letztere, ohne nur das Ergebniß des Verfahrens abzuwarten, die Pradt'sche Schrift für den ganzen Umfang des Königreichs. Die Provinzialbehörden gingen sogar noch weiter und schritten, das spätere Verfahren des Ministers gegen Brockhaus antecipirend, gegen dessen Verlag überhaupt ein. „Da übrigens der ꝛc. Brockhaus," verfügte das Polizeipräsidium von Breslau am 10. October 1820, „noch fortfährt, Schriften von durchaus verderblicher Richtung zu verlegen, so soll auf die sämmtlichen Artikel des gedachten Verlegers die strengste Aufmerksamkeit gerichtet werden." Noch willkürlicher bedeutete der Oberbürgermeister von Halberstadt dem dortigen Buchhändler und Zeitungsverleger Vogler: „In Betracht, daß der Buchhändler Brockhaus fortfährt, Werke von durchaus verderblicher Richtung zu verlegen, so ist es höhern Orts für nothwendig erachtet, von dem Inhalt der von dem ꝛc. Brockhaus an die den diesseitigen Buchhändlern etwa abzusendenden Schriften genaue Kenntniß zu erhalten, und veranlasse ich Sie daher, mir jeden von demselben eingehenden Verlagsartikel vor der Annonce zur Prüfung und Beurtheilung über die Zu- oder Unzulässigkeit des Verkaufs vorzulegen. Unterlassungsfälle müssen in demselben Grade wie die Führung verbotener Werke auch dann geahndet werden, wenn selbst die Schriften erlaubten Inhalts sind." Natürlich würden sich die untergeordneten Beamten ein derartiges Hinausgehen über die Befehle ihrer Vorgesetzten nicht erlaubt haben, wenn sie nicht bestimmt gewußt hätten, was diese im Auge hatten. Das preußische Ministerium, dem die Sache zu langsam ging, richtete 10. October 1820 eine zweite Note an die sächsische Regierung, um diese zu energischen Schritten gegen Brockhaus zu veranlassen. Es lenkt darin nochmals deren Aufmerksamkeit auf das immer lebhafter hervortretende, auf Verbreitung revolutionärer Schriften gerichtete Streben des mehrerwähnten Buchhändlers, bezeichnet einzelne Artikel seiner Zeitschriften als „von höchst verwerflichem Inhalt, gefährlicher Richtung und von der schlechtesten Gesinnung eingegeben und erklärt schließlich, daß sich in den Brockhaus'schen Verlagsartikeln das unverhohlenste Bestreben offenbare, die preußische Regierung bei jeder Gelegenheit zu verunglimpfen, ja zu schmähen." Sachsen nahm sich aus Haß gegen Preußen seines Bürgers entschiedener an, als dieser erwartet hatte, und wenn es auch der Beschlagnahme der Pradt'schen Schrift nicht in den Weg trat, so ließ es den Verleger doch unbehelligt. Die preußische Regierung aber beschloß, nunmehr selbständig gegen Brockhaus vorzugehen, da sie auf den Beistand der sächsischen nicht rechnen konnte. Die Maßregel aber, zu welcher sie am 7. Mai 1821 ihre Zuflucht nahm, war die Recensur seines ganzen Verlages. Es durfte also mit anderen Worten keine Zeitschrift, kein Flugblatt, kein größeres oder kleineres Buch, welches Brockhaus unter sächsischer Censur oder der eines andern Staates verlegte, oder in Commission nahm, eher in Preußen ausgegeben werden, als bis hier die neue Erscheinung vom Censor zum zweiten Male auf den Inhalt

geprüft, und als bis sie auf Grund von dessen Imprimatur die Erlaubniß zum ungehinderten Vertrieb erhalten hatte. Diese Maßregel ging sogar noch über den Inhalt und Geist — sit venia verbo! — der Karlsbader Beschlüsse hinaus.

V.

Den eigentlichen Anlaß zu diesem unerhörten Verfahren gab übrigens nicht einmal ein liberales oder revolutionäres Werk, sondern eine Lobschrift auf König Friedrich Wilhelm III., welche der Professor Johann Friedrich Benzenberg in den Brockhaus'schen „Zeitgenossen" und später in einer Separatausgabe veröffentlicht hatte. Der König selbst nannte sie eine „fade Eloge" und war noch besonders ungehalten darüber, „daß er und sein Leben in den Berliner Zeitungen ausgeboten werde wie Heringe und Neunaugen." Politisch verdammenswerth aber wurde die Schrift, was man ihr freilich öffentlich nicht vorzuwerfen wagte, durch den Umstand, daß sie eine Verfassung für Preußen verlangte. Ein anderer in derselben Zeitschrift und zu derselben Zeit abgedruckter und später ebenfalls in einer besonderen Ausgabe veröffentlichter Aufsatz Benzenberg's über den Fürsten Hardenberg wurde vielfach diesem selbst zugeschrieben oder wenigstens für von ihm inspirirt gehalten, während der Staatskanzler sich durch denselben als compromittirt betrachtete und zu der öffentlichen Erklärung veranlaßt sah, daß er von der Herausgabe der Schrift nichts gewußt habe und auch den Verfasser nicht kenne. Die Ultras am Hofe suchten jetzt aus der Verlegenheit Hardenberg's Capital für sich zu schlagen und dessen schon so lange ersehnten Sturz zu bewirken. Er habe ganze Seiten der Benzenberg'schen Schrift selbst geschrieben, flüsterte der Eine dem Andern in's Ohr. Das fügsame Obercensur-Collegium verbot sie, Hardenberg aber hob das Verbot als ihn beleidigend wieder auf. Fürst Wittgenstein meinte, es sei der Gipfel des Skandals und Greuels, daß jener bei seinen Lebzeiten die Benzenberg'sche Arbeit habe drucken lassen. General v. d. Knesebeck unterrichtete den König im gehässigsten Sinne von ihrem Inhalte. Gneisenau anderer Seits theilte Benzenberg mit, das Buch sei Hardenberg sehr quer gekommen, „weil es überall die Friction vermehrt habe." Natürlich ging Brockhaus, der durchaus gesetzlich gehandelt hatte, die königliche Empfindlichkeit so wenig etwas an, als die höfischen Reibungen und Eifersüchteleien; allein er ward unverdienter Weise ihr Opfer. Zunächst wurde Schuckmann vom König wegen schlechter Handhabung der Censur und wegen mangelnder Aufsicht hart angelassen. Der Minister gab selbstverständlich den Rüffel weiter, indem er den Censor Lagarde wegen Fahrlässigkeit absetzte, und suchte sich selbst für die Zukunft dadurch Ruhe zu verschaffen, daß er die Recensur des ganzen, durch Geist und Tendenz längst anstößigen Brockhaus'schen Verlags beim König beantragte und durchsetzte.

Brockhaus wehrte sich tapfer, wenn auch ohne Erfolg. Zunächst fragte er am 16. Mai 1821 bei dem Minister Schuckmann an, ob es wahr sei, daß sein ganzer Verlag in Preußen verboten worden sei, erhielt aber am 25. ej. die Antwort, daß nur eine Recensur seiner Verlags- und Commissionsartikel beabsichtigt werde. Am 26. Mai verlangte er Aufhebung dieser Maßregel vom Staatskanzler, begründete aber seine Vorstellung in sehr schneidiger, ja heraus-

fordernder Weise, so daß er nicht einmal einer Antwort gewürdigt wurde. Brockhaus hob hier u. A. hervor, „daß er ohne vorher ergangene Anklage und Verantwortung, ohne Urtheil und Recht außer dem gewöhnlichen und allgemeinen Recht gestellt und daß ihm der Schutz entzogen sei, welchen jeder rechtliche Mensch in civilisirten Staaten genieße, so lange er nicht eines Vergehens oder Verbrechens überführt sei. Er sei als Verleger außer aller Verantwortlichkeit, da er die geltenden Censurgesetze, deutsche sowohl als preußische, gewissenhaft befolgt habe, und beschwerte sich über die Nachtheile, welche ihm Seitens der Provinzialbehörden durch die beliebte Steigerung der gegen ihn beschlossenen Maßregeln erwuchsen. So sei in Berlin nichts als eine einheimische Censur seines neuen Verlags befohlen, in Breslau sei schon die Eingabe eines Verzeichnisses des älteren verlangt worden; in Koblenz habe man sich diesen älteren Verlag gleich zur Recensur ausliefern lassen, und dieser hätten selbst Werner's „24. Februar" und das harmlose Stammbuch der Frau Hendel-Schütz, beide schon 1815 gedruckt, nicht entgehen können. Der Berliner Polizeibehörde stehe kein Recht zu, einen Verlag als feindselig, schlecht und revolutionär zu bezeichnen, der in einem andern Bundesstaate durch die dazu angestellten Regierungsbehörden förmlich autorisirt und zugelassen worden sei. Er müsse gegen eine solche Charakterisirung seines Verlags durch die Berliner Polizei förmlich protestiren. Das Princip desselben beruhe stets auf der innern Tüchtigkeit der Arbeit der Verfasser, ohne Rücksicht auf die politische Partei, und es zeige keine große literarische Kenntniß und noch weniger eine unparteiische Würdigung seines literarischen Charakters, sowie überhaupt keine Mäßigung und Umsicht des Urtheils, wenn er von der Berliner Polizei auf die ausgedrückte Weise bezeichnet und dadurch zugleich injuriirt werde. Es sei drückend, über Gegenstände reden zu müssen, die Einen selbst betreffen und die man billig als bekannt bei denen voraussetzen sollte, welche über die ganze staatsrechtliche, politische und Ehrenexistenz des Individuums, ohne von demselben einmal Verantwortung zu erheischen, aburtheilen; allein in einem Falle, wie dem gegenwärtigen, dürfe keine secundäre Erwägung der Bescheidenheit vorherrschen."

Am 7. Juni 1821 wandte sich Brockhaus direct an den König, der ihn aber kurzer Hand abwies, am 9. ej. wiederholte er seine Bitte bei Hardenberg, der wenigstens die Recensur vereinfachte und den Unterbehörden die Steigerung der königlichen Verfügung verbot, so daß ein leidlicher Modus vivendi hergestellt werden konnte. Fortan hatte Brockhaus' Bevollmächtigter in Berlin, Buchhändler August Rücker, dessen Verlagsartikel, statt wie bisher bei dem Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, bei den für die verschiedenen Fächer in Berlin bestellten Censoren einzureichen und deren Entscheidung abzuwarten, die meistens innerhalb acht Tagen erfolgte, worauf Rücker die zugelassenen Werke in der Spener'schen Zeitung anzeigen durfte. Bei dem viel langsamern Verkehrsleben jener Zeit kam die durch die preußische Recensur herbeigeführte Verzögerung bei dem Erscheinen von Büchern weniger in Betracht, als bei dem damals sechs Mal wöchentlich ausgegebenen „Literarischen Conversations-Blatt". Trotzdem Brockhaus eine größere Zahl von Nummern im Voraus drucken ließ und die Recensur sofort erfolgte, traten in der Versendung vielfache Verzögerungen ein, zumal die Postbehörde den Vertrieb der Zeitschrift verweigerte und Schuckmann

die von Brockhaus gegen diese Willkür eingereichte Beschwerde als unbegründet zurückwies. Um ferneren Behelligungen zu entgehen, erbot er sich im August 1821, mit dem Debit seiner Verlags- und Commissionsartikel innerhalb des preußischen Gebiets sich gleich preußischen Unterthanen, ausdrücklich den preußischen Censurgesetzen, sowie der Polizeigewalt und Jurisdiction zu unterwerfen und keine Schrift in die königlichen Staaten, auch kein Blatt einer periodischen Schrift an die preußischen Postämter zu versenden, bis er solche der Berliner Censur vorgelegt habe, zur Sicherheit der also übernommenen Verpflichtung aber eine Caution zu bestellen. Der Minister Schuckmann nahm dieses Anerbieten an, umgab es aber in seinem Erlaß vom 29. August 1821 mit so viel bureaukratischen, von seiner Unkenntniß des buchhändlerischen Verkehrs zeugenden Beschränkungen, daß Brockhaus, der sie mit Recht für die preußischen Buchhändler für unausführbar hielt, sie ablehnte und sich lieber die alten Scherereien gefallen ließ. Am 6. October versuchte er, der selbst von den preußischen Ministern für unschuldig an der Uebertretung irgend eines Gesetzes erklärt worden war, es mit einer neuen Eingabe an den König, wurde indessen, da er nach wie vor liberale Schriften, theils selbst unter anderer Firma, verlegte, abermals kurzer Hand abgewiesen. Eine dieser Erscheinungen, das „Taschenbuch ohne Titel für das Jahr 1822", ein harmloses und unbedeutendes humoristisches Büchlein, erregte sogar bei sämmtlichen deutschen Regierungen den Verdacht, von einer geheimen politischen Gesellschaft ausgegangen zu sein und gab nicht allein in Preußen, sondern auch in Sachsen und Oesterreich Anlaß zu Confiscationen, Verboten und einem lebhaften diplomatischen Briefwechsel. Der Censor dieser anstößigen Humoreske war der berühmte Philologe Gottfried Hermann gewesen; er wurde dafür dann auch „ernstlich rectificirt". Die Untersuchung selbst schloß erst mehr als ein Jahr nach dem Tode von Brockhaus.

Ziemlich zu derselben Zeit (20. November 1821) wurde er, wie er glaubte, von dem politischen Abenteurer Klindworth in der Augsburger Zeitung als „Champion der ultraliberalen Ideen in Deutschland" angegriffen und den Regierungen als ein durch Herabwürdigung des Adels, Schmähung geheiligter Institutionen und Billigung antimonarchischer Grundsätze höchst verdächtig auf die öffentliche Meinung einwirkender Verleger denuncirt. Brockhaus blieb natürlich die Antwort nicht schuldig und benutzte die Angriffe, die sich bis zum Frühjahr 1822 hinzogen, am 15. April 1822 zu einer neuen Eingabe an Hardenberg, nannte ihm den angeblich im Dienste der geheimen Polizei stehenden Klindworth als den Verfasser der Artikel und bat nochmals um Aufhebung der Recensur. Dieses Schreiben fiel in eine für Brockhaus äußerst günstige Conjunctur und hatte deshalb einen von ihm selbst wohl kaum erwarteten guten Erfolg. Der kränkelnde und seinem Tode entgegengehende Staatskanzler raffte sich zu einer letzten Gegenwehr gegen die Ultra-Conservativen auf, die unter Wittgenstein's Führung gegen ihn hetzten und wühlten. Der Minister Schuckmann, einer ihrer thätigsten Mitglieder, hatte unterm 12. März 1822 beim König beantragt, die Recensur auch auf die J. B. Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart auszudehnen, da in ihr „seit Jahresfrist eine Menge der ausgelassensten Schriften gegen die öffentliche Ruhe und Ordnung, wie die beiden letzten boshaften Werke

des Professors Görres erschienen seien", (die übrigens auch, wie Schuckmann freilich nicht wußte, eigentlich Verlag von Brockhaus waren). Der König forderte am 2. April 1822 das Ober-Censur-Collegium zu einem Gutachten über diesen Antrag auf und verfügte auf dessen ablehnende Motivirung hin am 9. Mai 1822 nicht allein die Verwerfung des Schuckmann'schen Antrags, sondern auch die vorläufige Suspendirung der Recensur des Brockhaus'schen Verlags. Hardenberg hatte, wie er Brockhaus selbst mittheilte, beim König den Vorschlag zu dem letztern Theile der Verfügung gemacht: es war der letzte Trumpf, den er gegen Wittgenstein ausspielte. Er setzte Brockhaus noch am Tage ihres Erlasses von dem Inhalt der Cabinetsordre in Kenntniß und warnte ihn davor, gefährliche Grundsätze auf eine populäre Art zu predigen, in welchen aufrührerische Gesinnungen durchscheinen oder die Begriffe der Jugend oder der weniger gebildeten Volksclassen verwirrt werden könnten. Namentlich habe der König das „Conversationsblatt" einer besonders strengen Aufsicht unterworfen, „denn er wolle keiner periodischen Schrift den Eingang verstatten, welche es sich zum Geschäfte machen würde, die sog. liberale Fraction, welche besonders in Frankreich im Kampfe gegen Legitimität und Monarchie liege, zu begünstigen und die Vertheidiger der königlichen Gewalt verhaßt zu machen."

Der Verfasser folgert aus dem Umstande, daß diese Benachrichtigung durch den Staatskanzler und nicht durch den Minister erfolgt sei, dieser habe vielleicht deshalb seine Mitwirkung versagt, weil er durch die Entscheidung zu Brockhaus' Gunsten verletzt worden sei. Das ist ein Irrthum. Ob Schuckmann verletzt war oder nicht, Hardenberg stand über dem Minister und hatte jeder Zeit das Recht, die an seinen Untergebenen ergangenen königlichen Befehle auszuführen oder ihnen selbst welche zu ertheilen. So griff er denn auch hier, offenbar um der Wittgenstein'schen Clique einen Hieb zu versetzen, persönlich ein. Indessen sollte sein Triumph nur zwei Tage dauern, denn Schuckmann gelang es schon am 11. Mai, einen Gegenbefehl vom König zu erwirken, wonach die Suspendirung der Recensur der Brockhaus'schen Verlagswerke vorläufig ausgesetzt wurde. Das oben erwähnte „Taschenbuch ohne Titel", obwol es schon länger als vor einem halben Jahre ausgegeben worden war, lieferte, wie es scheint, den Vorwand zu Schuckmann's Motivirung dieser Maßregel; im Laufe seines Berichtes aber kam er nach dem Zeugniß verschiedener glaubwürdiger Zeitgenossen auf die unehrerbietige, vom Literarischen Conversationsblatt deutsch veröffentlichten Aeußerungen der Correspondance inédite de Napoléon Bonaparte über die Königin Luise zurück. So bestimmte er denn den König unterm 18. Mai 1822 zum Erlaß von zwei neuen Cabinetsordres, deren eine an Schuckmann und deren andere an Hardenberg erging. Jenem gegenüber fand die Majestät die Aussetzung der Verfügung vom 9. Mai sehr angemessen und wollte in den bisherigen Anordnungen der Recensur des Brockhaus'schen Verlags nichts geändert wissen, diesem aber theilte er mit, daß er aus dem Berichte Schuckmann's ersehen werde, daß keine Veranlassung zur Aufhebung der Recensur des Brockhaus'schen Verlags vorliege, weshalb die Ordre vom 9. Mai ausgesetzt bleiben solle. Also ohne nur über den Bericht des ihm untergeordneten Ministers vorher gehört zu werden, wird der Staatskanzler von der betreffenden „Bestimmung" nach erledigter Sache bei der ressort-

mäßigen Uebersendung der Acten „unterrichtet". Da die zweite Entscheidung das directe Gegentheil der erstern war, so sah sich Hardenberg vor die Cabinetsfrage gestellt. Er mußte entweder den König zur sofortigen Zurücknahme der letzten Ordre veranlassen oder seinen Abschied einreichen. Wie viele schwache Männer that er keines von Beiden, hoffte durch Warten zu gewinnen und ließ den Auftrag vom 18. Mai einfach unerledigt liegen. Aber damit erlangte er nur eine Galgenfrist, denn Schuckmann war nicht der Mann, einen gewonnenen Vortheil aus der Hand zu geben, und dann stand Wittgenstein hinter ihm. Der Minister wußte vom Cabinetsrath Albrecht, daß die Ordre seinem Antrag entsprechend abgefaßt und an den Staatskanzler abgegangen war. Er reichte deshalb am 28. Mai 1822 eine neue Eingabe beim König ein und bat um Bescheid auf seinen Bericht vom 11. ej. Schon Tags darauf wurde Hardenberg die „unverzügliche Beförderung" der an Schuckmann gerichteten Cabinetsordre vom 18. Mai „in Erinnerung gebracht". Jetzt blieb ihm natürlich nichts übrig als dem königlichen Befehle sofort nachzukommen und seine Niederlage vor aller Welt einzugestehen. „Daß er sich dergleichen bieten läßt" — schreibt Varnhagen 3. Juni 1822 in sein Tagebuch — „und gegen Schuckmann, der ihm geradezu Hohn spricht, nichts unternimmt, erscheint als eingestandene Schwäche; „nun ist es aus mit ihm" — heißt es überall. Auch leidet er allerdings an Brustkrämpfen beinahe täglich und lebt nur noch so hin." Er starb in der That, ein völlig gebrochener Mann, ein halbes Jahr später, am 26. November 1822.

Brockhaus' spätere Schritte beim König, beim Staatskanzler, bei Schuckmann und bei dem übrigens nichts bedeutenden Ober-Censur-Collegium waren und blieben eben so erfolglos wie sein Versuch, die sächsische Regierung für seine Sache zu gewinnen. Nur ein Actenstück verdient aus dieser großen Zahl von Eingaben und Bescheiden hervorgehoben zu werden. Es ist dies eine amtliche Antwort auf eine Beschwerde, welche er unter Wiederholung aller seiner Gründe und Hinzufügung anderer Klagen über Klindworth und die preußische Geheimpolizei am 17. August 1822 an den Minister von Schuckmann gerichtet hatte, und welche dieser in folgendem Rescript vom 28. September 1822 zu beantworten für gut fand:

„Des Königs Majestät hat dem unterzeichneten Ministerio bekannt gemacht, daß Sie mit Ihrem wiederholten Gesuche wegen Aufhebung der Recensur Ihres Verlags abgewiesen worden sind, und Ihre Eingabe vom 12. d. M. demselben zugefertigt. Die früheren Andeutungen in den Vorstellungen an des Herrn Staatskanzlers Durchlaucht und an das Ministerium: es sei der Dr. Klindworth als Agent der geheimen Polizei beauftragt gewesen, Sie zum Druck einer anstößigen Schrift zu verleiten, und Ihre Drohung mit der Publicität erscheinen als absichtliche Unwahrheit oder als Phantome Ihrer eingebildeten Wichtigkeit zu verächtlich, um eines Bescheides gewürdigt zu werden. Da Sie sich aber erkühnt haben, solche in Ihrer Eingabe an Se. Majestät den König zu wiederholen und in der beigefügten Extrabeilage vom September öffentlich anzudeuten, so kann das Ministerium nicht umhin, Sie über diese Unwahrheit zurecht zu weisen und Sie zu bedeuten, daß in den Staaten Sr. Majestät des Königs keine geheime Polizei existirt, daß, wenn Sie ferner dergleichen unwahre beleidigende

Beschuldigungen sich erlauben, auf deren Ahndung bei Ihrer Obrigkeit wird angetragen werden müssen, und Sie zu warnen, durch den Druck solcher Unwahrheiten das Ministerium nicht zu nöthigen, bei Sr. Majestät dahin anzutragen: daß die Producte Ihrer Handlung im Königlich preußischen Staate ohne Ausnahme verboten werden, dagegen der Nachdruck derselben unter diesseitiger Censur verstattet und dies öffentlich bekannt gemacht werde, damit achtbare Verfasser, denen an dem Umlauf ihrer Werke im diesseitigen Staate gelegen ist, sich in der Wahl ihres Verlegers hiernach richten."

Der Staatskanzler hatte in einem amtlichen Bescheide vom 27. August 1816 den Nachdruck für ein Gewerbe erklärt, „auf welchem öffentliche Schmach ruhe und welches durch die preußische Gesetzgebung als strafwürdiger Eigennutz verpönt sei". Sechs Jahre später hält es nun ein preußischer Minister mit seiner Würde für vereinbar, einem unbescholtenen Bürger mit diesem Raub zu drohen und das Ansehen seines Staates als Schützers des Rechts unter die Füße zu treten. Wo sind hier die das Eigenthum vernichtenden, den Staat schädigenden und die öffentliche Ordnung umstürzenden Tendenzen zu suchen, auf Seiten des schwachen Unterdrückten oder auf Seiten des auf seine Macht pochenden Unterdrückers? Natürlich konnte Brockhaus jetzt nicht mehr auf Aufhebung der gegen seinen ganzen Verlag verhängten Maßregel rechnen. Er wußte das und handelte dieser Einsicht entsprechend, indem er sich fortan der preußischen Recensur nicht mehr unterwarf und auf die Gefahr der Confiscation hin seine Verlagsartikel direct an die preußischen Buchhändler versandte. Im Ganzen fuhr er besser dabei als früher, wo er sich der Willkür gefügt hatte. So lag die Sache bei Brockhaus' Tode (20. August 1823). Erst am 13. December 1823 wurde von Preußen die Recensur seines Gesammt-Verlages aufgehoben und am 2. Mai 1825 auch das bis dahin davon ausgeschlossene „Literarische Conversationsblatt" wieder frei zugelassen.

VI.

Bei der innigen Uebereinstimmung, welche damals zwischen Preußen und Oesterreich in ihrer äußeren und inneren Politik herrschte, würde es ein wahres Wunder gewesen sein, wenn Brockhaus nicht auch im Kaiserstaat, dem Haupte der europäischen Reaction, denselben Anlaß zu Klagen, Verboten und Confiscationen gegeben hätte. Bis zu den Karlsbader Beschlüssen freilich war er ziemlich unbehelligt geblieben. Einzelne Verbote, wie das der 1816 und 1817 von ihm verlegten Hormayr'schen Werke über Andreas Hofer und den Tyroler Krieg, schadeten ihm nicht weiter, in Folge der Fürsprache des ihm damals befreundeten österreichischen General-Consuls und bekannten Convertiten Adam Müller. Die kaiserliche Regierung nahm sogar Brockhaus' Vorschläge gegen den Nachdruck anfangs freundlich auf. Das Mißtrauen gegen ihn machte sich erst geltend, als er Ende 1819 ohne Genehmigung, ja zum großen Aerger des Verfassers den bekannten patriotischen Brief abdruckte, in welchem Friedrich v. Gentz 1797 dem König Friedrich Wilhelm III. bei dessen Thronbesteigung die Verleihung der Preßfreiheit an's Herz gelegt hatte. Von jetzt an waren Gentz und Müller Brockhaus' geschworene Feinde, predigten einen förmlichen Kreuzzug

gegen ihn, drohten ihn zu verderben und fanden es bei dem Charakter seines Verlages nicht schwer, auch Metternich zur Ergreifung der schärfsten Maßregeln gegen ihn zu bestimmen. Namentlich hatte ein Artikel in Nr. VI des „Hermes" von 1820 den besondern Zorn von Gentz erregt, weil sich der Verfasser für eine Vertretung der Ständeversammlungen, des Volkes beim Bundestage erklärte und, falls diese berechtigte Forderung von den Fürsten abgelehnt werden sollte, die Befürchtung aussprach, daß die mit einer freien Verfassung beglückten deutschen Staaten unter sich einen eigenen wahrhaft deutschen Bund schließen würden, um Deutschland in mehr als einer Hinsicht vor Schmach zu bewahren.

„Der ganze Artikel, meldete Gentz am 1. April 1820 an Metternich, ist platt, armselig, fast noch ungereimter als verrucht. In besseren Zeiten wäre er kaum einer Rüge würdig gewesen, heute aber kann er allerdings auf eine gewisse Classe von Lesern seinen Eindruck machen. Für die constitutionellen Staaten sind dergleichen Einflüsterungen besonders gefährlich, weil man diesen am ersten zumuthen könnte, den frommen Wünschen der Völker Gehör zu geben. Der „Hermes" wird fortdauernd unter dem erdichteten Druckort Amsterdam in einer der Brockhaus'schen Winkeldruckereien gedruckt, in Leipzig öffentlich verkauft und von da über Deutschland versendet. Der Skandal ist an und für sich arg genug, wenn er auch nicht durch die Frevelhaftigkeit einzelner Artikel noch vermehrt würde. Nach meiner Ansicht müßte der erste Schritt in dieser Sache (in welcher Sache?) bei dem sächsischen Hofe geschehen. Man müßte diesen Hof bestimmt und kategorisch auffordern zu erklären, ob sie den Brockhaus als seinen Unterthan betrachte und ob er sich geneigt und stark genug fühle, seine eigenen und die Bundesgesetze gegen diesen Menschen aufrecht zu erhalten. In diesem Falle müßte Alles, was Brockhaus in Leipzig zu Markte brächte, wo es auch gedruckt sein möchte, sobald es nicht die Censur (und zwar eine besonders strenge und gewissenhafte) der sächsischen Regierung passirt hat, künftig ohne Ausnahme confiscirt werden. Nur aus Schonung gegen den sächsischen Hof schlage ich vor, daß man sich mit ihm zuerst über die Sache in Verhandlung setze. Sonst würde ich immer vorziehen, sie ohne Weiteres an den Bundestag zu bringen, wohin sie zuletzt doch wird gelangen müssen, wenn man es überhaupt rathsam findet, gegen die Preßausschweifungen neue Maßregeln zu ergreifen. — Ich erfuhr, daß der erbärmliche Cotta bloß deshalb zur Opposition übergegangen sei, weil sich der König nicht entschließen wollte, ihn in die obere Kammer aufzunehmen."

In Folge dieses Briefes ließen auch in Oesterreich die Gewaltmaßregeln gegen Brockhaus nicht mehr auf sich warten, wenn sie auch bei dem geringern geistigen Leben des dortigen Volkes nie eine so große Ausdehnung und einen so acuten Charakter annahmen als in Preußen. Nachdem die Zeitschriften „Isis", „Literarisches Wochenblatt" und „Hermes" ohne besondere Verbote bei den dortigen Buchhandlungen confiscirt worden waren, wurden im Herbst 1820 der neunte und zehnte Band (die beiden Schlußbände) der fünften Auflage des Conversations-Lexikons verboten. Die österreichischen Sortimenter kamen dadurch ihren Subscribenten gegenüber in große Verlegenheit, welche das Gremium der Wiener Buchhändler der kaiserlichen Polizei- und Censur-Hofstelle in einer Eingabe vom 18. November 1820 vorstellte. Der österreichische Polizeiminister, Graf

v. Sedlnitzky beantwortete diese Vorstellung am 5. Januar 1821 dahin, „daß sie nicht genügend genug motivirt sei, um die Verbreitung eines Werkes von so schlechter Tendenz zu rechtfertigen und daß die Buchhändler es deshalb nur ihrer eigenen Unvorsichtigkeit zuzuschreiben hätten, wenn ein Speculationsgeschäft, das sie mit dem schon seit längerer Zeit im politischen Sinne übel berüchtigten Buchhändler Brockhaus auf ihr Risico eingingen, nunmehr zu ihrem Nachtheile ausschlüge." Dagegen gestattete er gegen Schein die Verabfolgung der verbotenen Bände an zwei Classen von Personen, nämlich 1. an jene Angehörigen höheren Standes, welche bekanntlich Bibliotheken oder ansehnliche Büchersammlungen besitzen, als die Fürsten Lichtenstein, Schwarzenberg ꝛc., 2. an Personen, die sich im Auslande befinden und entweder wegen ihres Ranges oder ihrer Anstellung berücksichtigt zu werden verdienen, als Großherzog von Toscana, Gesandte ꝛc." „Sodann sei das Conversations-Lexikon nur an Solche zu verabfolgen, welche bei einem ganz tadellosen moralischen und politischen Charakter wegen ihres Berufs und echter Bildung besondere Rücksicht verdienten: außerdem von ihnen ein Revers zu verlangen, daß sie ihr Exemplar an Niemanden verleihen, verschenken oder verkaufen wollten, wogegen Beamten niederer Kategorie und insbesondere Personen aus dem Bürger- und Gewerbestande durchaus nicht geeignet seien, eine derartige Begünstigung zu erlangen."

Brockhaus beabsichtigte zunächst diesen Schlag dadurch abzuwenden, daß er eine in Wien zu druckende österreichische Ausgabe des Conversations-Lexikons veranstaltete, gab diesen Plan aber auf, weil er Seitens der Regierung kein Entgegenkommen fand und weil diese selbst durch Milderung der beanstandeten politischen Stellen nicht zufrieden zu stellen war. „Er stehe, ließ ihm die Polizeihofstelle im September 1821 sagen, bei ihr in einem solchen Lichte, daß sie für die Zukunft alle Brockhaus'schen Artikel für die österreichischen Staaten gänzlich verbieten werde, ganz wie es die preußische Regierung bereits gethan habe." Vorläufig freilich begnügte sie sich noch mit dem Verbote einer ganzen Reihe seiner Verlagswerke. Darunter befanden sich Bücher wie Raumer's Vorlesungen über die alte Geschichte, das Taschenbuch Urania für 1822, Oken's Naturgeschichte für Schulen und sogar des Barons v. Hügel (legitimistische) Schrift „Spanien und die Revolution". Trotz dieser Verbote gingen die davon betroffenen Bücher immer noch zahlreich nach Oesterreich und unter den 15,000 Abonnenten für die neue Folge des Conversations-Lexikons waren deren 600 von den Wiener Buchhändlern gesammelt. Unter diesen Umständen konnte sich Brockhaus leichter über die ihm feindlichen Gesinnungen Metternich's, A. Müller's und seiner Genossen trösten. Charakteristisch ist ein Schreiben des letzteren vom 21. October 1821, welches derselbe als Antwort auf Brockhaus' Wünsche und Beschwerden über die österreichische Censur und seine Bereitwilligkeit „zum Entgegenkommen" in Metternich's Auftrag ihm einsendete.

„Der Verleger und Herausgeber des Conversations-Lexikons kann schwerlich in Abrede stellen, heißt es u. A., daß er seit mehreren Jahren einer der rastlosesten Beförderer der Lehren und Meinungen gewesen, die nach den unwandelbaren Ueberzeugungen der k. k. Regierung mit der Ruhe der Welt und dem wahren Wohle der Völker unvereinbar sind; der bei weitem größere Theil seines

Verlages hat bis auf die allerneuesten Zeiten in Schriften bestanden, die mit den gefährlichsten Umtrieben der Zeit genau zusammenhingen, und er hat bei mehr als einer Gelegenheit bewiesen, daß nicht blos mercantilische Speculation, sondern ein persönlicher Wunsch und Trieb, der Partei, welche alle bestehenden Ordnungen aufzulösen sucht, zu dienen, ihn bei seinen Unternehmungen leitete. Um jedoch zu zeigen, wie abseits der k. k. Regierung selbst die entfernte Möglichkeit der Rückkehr jedes Einzelnen zu bessern Grundsätzen nicht unbeachtet bleibt, so soll ich Ew. Wohlgeboren mit einem Umstande bekannt machen, bei welchem auf Deroselben von mir nach Hofe berichteten Aeußerungen einige Rücksicht genommen werden wird. Ein allgemeines Verbot sämmtlicher im Brockhaus'schen Verlage erscheinenden Schriften in den k. k. Staaten war im Werke und diese Maßregel ihrer Ausführung ganz nahe. Sie wird nunmehr suspendirt bleiben. Ich soll Ew. Wohlgeboren erklären, daß es allein von Ihnen selbst abhängen werde, ob diese Maßregel künftighin in Erfüllung gebracht werden wird, oder ob Sie selbst die k. k. Regierung aller ferneren Ihnen nachtheiligen Vorkehrungen gegen Ihren Verlag durch eine veränderte Richtung Ihrer buchhändlerischen Thätigkeit überheben wollen."

Brockhaus' sämmtliche Eingaben an den Polizeiminister waren unbeantwortet geblieben. „Der Verleger mehrerer Werke, welche von der radicalen Partei der Schriftsteller in Deutschland herrühren und ihrer gefährlichen Tendenz wegen in den k. k. Staaten verboten wurden, verdiente wegen seines bedenklichen Charakters durchaus keine Rücksicht, weshalb Sedlnitzky wünschte, ihn auf zweckdienliche Art zurechtgewiesen zu sehen und ihm zu empfehlen, sich fernerer unnützer Behelligungen der Censurhofstelle zu enthalten." Da Brockhaus selbst einsah, daß er auf ein Entgegenkommen irgend welcher Art in Wien nicht zu rechnen habe, so gab er alle weitern Versuche der Beeinflussung der Behörden auf. „Mehr weiß ich nicht zu thun, schrieb er am 2. März 1822 an einen Wiener Buchhändler, oder vielmehr, ich mag auch weiter nichts zu thun, denn das Mehr würde an Kriecherei grenzen, die mich verächtlich machen würde, ohne etwas zu fruchten." Das dortige Volk war übrigens schon lange daran gewöhnt, die strengen Censurgesetze zu umgehen, sodaß der Absatz des Brockhaus'schen Verlages nach Oesterreich trotz der scharfen Maßregeln der Regierung verhältnißmäßig wenig geschmälert wurde.

VII.

Nicht minder tapfer wie gegen die Censur kämpfte Brockhaus gegen den Nachdruck und erhob hier wie dort mit ebenso großem Eifer als Geschick die ihm widerfahrene Unbill, den persönlichen Fall in die höhere Sphäre des allgemeinen Interesses.

Es ist heutzutage schwer, wenn nicht unmöglich, sich einen nur annähernd der Wirklichkeit nahekommenden Begriff von dem Unfug zu machen, welcher nach Beendigung der Freiheitskriege in der Auffassung und Behandlung des Büchernachdrucks bei uns herrschte. Es war ein Zustand völliger Recht- und Schutzlosigkeit für Verfasser und Verleger zugleich. Jeder der zahlreichen Staaten und Stäätchen hielt sich für befugt, in dieser Frage ganz nach souveränem Er-

messen zu handeln. Am Schlimmsten war es in Süddeutschland damit bestellt. Oesterreich begünstigte den Nachdruck aus längst veralteten volkswirthschaftlichen Gründen, weil er angeblich das Geld im Lande hielt. Es galt hier als erste Bedingung zur Erlangung eines Privilegiums, daß das Werk innerhalb des Kaiserstaates censirt und gedruckt werden mußte. In Bayern war zwar der Nachdruck selbst und der Verkauf nachgedruckter Bücher verboten, allein das Gesetz wurde kaum je ausgeführt, denn in Augsburg wurde sehr viel nachgedruckt, und viele bayrische Buchhändler führten ungestraft die Württemberger und Wiener Nachdrucke. In Württemberg und Baden gehörte diese Art Diebstahl zu den erlaubten Gewerben. Dort wurde er sogar durch königliche Privilegien gegen den rechtmäßigen Verfasser und Verleger geschützt; hier konnten außer den Inländern nur ausländische (d. h. nicht badische) Autoren, nicht aber ausländische Verleger Schutz erlangen. Frankfurt war der Hauptstapelplatz des Verkaufs der Nachdrucke, die nach allen Seiten hin, besonders in die Rheingegenden, massenweise vertrieben wurden. In Norddeutschland, namentlich in Preußen und Sachsen, war dagegen der Nachdruck verpönt, allein sein Verbot war für die dortigen Verleger eher ein unverdienter Nachtheil als Vortheil, weil sie durch dasselbe verhindert wurden, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. In der preußischen Rheinprovinz trieb sogar der Kölner Buchdrucker W. Spitz eine Zeit lang den Nachdruck ganz ungestraft, weil, wie er zu seiner Entschuldigung sagte, die früher dort geltende französische Gesetzgebung ihn nur für französische, nicht aber für deutsche (damals fremde) Werke verboten habe. Hardenberg sprach sich zwar schon am 27. August 1816 entschieden gegen diese freche willkürliche Auslegung des Gesetzes aus und gebrauchte bei dieser Gelegenheit die bereits angeführten Worte von dem schmachvollen Gewerbe; indessen wagte sich der Spitz noch bis 1820 mit neuen Nachdrucken unserer Classiker heraus. Die preußische Regierung kam übrigens der Bitte des rechtmäßigen Verlegers Cotta um den Schutz seines Verlages auf das Bereitwilligste entgegen, indessen war die württembergische weit davon entfernt, Reciprocität zu üben und gestattete ihren Unterthanen jeden Eingriff in die Autoren- und Verlagsrechte jedes Nichtwürttembergers. Bereits zu Anfang 1816 druckte die berüchtigte Nachdruckerfirma A. F. Macklot in Reutlingen „mit Allerhöchster Genehmigung“ und, wie der Nachdrucker in einem Briefe an Brockhaus hinzusetzte, „mit schwäbischer Biederkeit“, dessen Conversations-Lexikon nach, sodaß dem rechtmäßigen Verleger, trotz eines später gleichfalls erhaltenen württembergischen Privilegiums, nichts übrig blieb, als sich mit dem Reutlinger Flibustier wohl oder übel abzufinden.

Bekanntlich wurde diesen unwürdigen Zuständen gründlich erst durch das Gesetz vom 11. Juni 1870 ein Ende gemacht: bis zur Zusammenraffung der bis dahin getrennten einzelnen Glieder in den norddeutschen Bund dauerte es, ein einheitliches deutsches Urheberrecht durchzusetzen. Es würde kaum möglich sein, die Erklärung für so lange Verzögerung zu finden, wenn man sich nicht den Widerwillen, ja den Haß und andererseits die Unkenntniß vergegenwärtigt, mit welcher die Mehrzahl der deutschen Fürsten, Minister und höheren Beamten die Literatur und das sich darauknüpfende Geschäft Jahrzehnte lang behandelten. Am liebsten hätten sie die Schriftsteller und Buchhändler ganz vertilgt; da das

aber nicht gut anging, so mußte man ihnen wenigstens das Leben sauer machen. Der Umstand, daß Brockhaus Maßregeln befürwortete, die an sich ganz gerecht und sachgemäß waren, hatte die Folge, daß sie z. B. in Wien durch den Einfluß der Gentz und Müller verworfen wurden.

Schon auf dem Wiener Congreß (8. October 1814) hatte eine Deputation angesehener deutscher Buchhändler dem Fürsten Metternich eine Denkschrift gegen den Büchernachdruck überreicht und unter Gesandten und Ministern für ihre Zwecke gearbeitet. Ihre unermüdliche Agitation bewirkte wenigstens so viel, daß Artikel 18 der am 8. Juni 1815 unterzeichneten deutschen Bundesacte sub d einen Zusatz erhielt, wonach „sich die Bundesversammlung bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über Preßfreiheit und Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen wird." Der am 1. November 1816 zusammengetretene Bundestag ernannte in seiner Sitzung vom 26. März 1817 den oldenburgischen Gesandten v. Berg zum Referenten über den obigen Preßparagraphen und nahm dessen Bericht am 12. October 1818 entgegen. Auf Grund dieses Berichtes wurde in derselben Sitzung ein Ausschuß ernannt, welcher sich zunächst, um ein erschöpfendes Gutachten erstatten zu können, den Rath und die Vorschläge der Einzelstaaten ausbat. Die Nachdrucksfrage kam deshalb erst am 11. Februar 1819 am Bundestage zum Vortrag. Herr v. Berg legte zugleich den Entwurf einer Verordnung zur Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck vor. Die Versammlung beschloß jetzt Instructionseinholung bei den Einzelregierungen, was wieder so viel hieß als die Frage auf Jahre hinaus von der Tagesordnung absetzen. Durch die Karlsbader Beschlüsse vom 20. September 1819 und die ihnen folgenden Wiener Ministerial-Conferenzen wurde sie aber ein für alle Mal und in kürzerer summarischer Weise abgethan.

Es war im Sommer 1818, daß Brockhaus in diese wichtige Angelegenheit mit eingriff und sie energisch aber maßvoll zu fördern suchte. In seinem vom 1. Juli 1818 datirten Fehdebrief gegen Macklot untersuchte er zunächst das literarische Eigenthumsrecht und wenn er einerseits von Preußen und Sachsen eine Retorsion gegen den Nachdruck der Süddeutschen verlangte, so erklärte er andererseits die Ansprüche der deutschen Verleger auf ein ewig dauerndes Verlagsrecht für unbillig. Er will es sogar nach zehn Jahren schon erlöschen lassen. Eine gesetzliche Regulirung der Bücherpreise hält er für unmöglich, weil diese vom Honorare und der Stärke oder Schwäche der Auflage abhingen, und zugleich für entehrend für den Verlagshandel. Seine Ausführungen sind seitdem längst in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen und bedürfen deshalb keiner Wiederholung. Brockhaus sandte seine Schrift in erster Linie an die Bundestagsgesandten und den in der Nachdrucksangelegenheit eingesetzten Ausschuß. „Es hat mir geschienen, schreibt er am 10. Juli 1818 in den Begleitzeilen an Herrn v. Berg, daß Sie den Nachtheil, den der Nachdruck auf die Literatur eines Volkes haben muß, nicht genug herausgehoben haben, sowie die Ungerechtigkeit, welche darin liegt, daß der Nachdruck in dem einen Staate verpönt, in dem andern geschützt ist. Die Württemberger und Oesterreicher sind gegen uns im offenen Kriege. Und wir liegen geknebelt da! können uns nicht wehren und können uns nicht

rühren. Entweder der gesetzlose Zustand dieser Nachdruckerstaaten, die als wahre Barbaresken und Wegelagerer zu betrachten, höre auf, oder es sei uns ein Gleiches gegen sie vergönnt!"

Die Denkschrift hatte übrigens beim Bundestag nicht den mindesten Erfolg. Brockhaus wandte sich deshalb im Winter 1819 an die demnächst in Wien zu den bekannten Conferenzen zusammentretenden Minister der deutschen Einzelstaaten. Aber auch diesen schien die Erledigung der für den Buchhandel so wichtigen Angelegenheit durchaus nicht dringend. Der unermüdliche Mann bat zugleich den König von Sachsen, der bei der buchhändlerischen Bedeutung Leipzigs besonders interessirt war, um Förderung der Sache in Wien, beziehungsweise um sofortigen Erlaß eines allgemeinen deutschen Gesetzes gegen den Nachdruck oder wenigstens für die Sachsen um denselben Schutz, welchen die Unterthanen der anderen deutschen Staaten in Sachsen genössen. Zugleich verlangte er in seiner Denkschrift die Einsetzung einer buchhändlerischen Centralbehörde, deren Befugnisse er nach französischem Muster vorschlug.

„Es ist schlimm, antwortete ihm Berg am 22. Januar 1820, daß Manches gerade jetzt zusammentrifft. Ich denke jedoch, es soll keinen bleibenden und großen Schaden thun." Berg spielt hier darauf an, daß damals der Wiederabdruck des Briefes von Gentz in Wien verbreitet wurde und daß das fünfte Stück des Hermes eine von Brockhaus verfaßte scharfe Kritik der Bundestagsbeschlüsse über die Presse brachte. Obgleich die Eingabe an den König von Sachsen im Dresdener Cabinet freundliche Aufnahme und den Beifall der maßgebenden Kreise gefunden hatte, so bezweifelten diese doch sehr, ob die Aufnahme dieses Gegenstandes in die Verhandlungen zu Wien, deren Umkreis eigentlich geschlossen, zu erlangen sein möchte. Ihre Zweifel sollten nur zu bald bestätigt werden. „Der hiesige Cabinetsminister Graf v. Einsiedel — schreibt Hasse Ende des Jahres 1819 an Brockhaus — hat über Sie in Wien nicht günstig urtheilen hören, weil Sie eine politische Opposition bilden wollten. Man öffnet Ihre Briefe, in Sachsen glaube ich nicht, aber im Auslande. Bombelles mag über Sie den Stab gebrochen haben. Man glaubt daher, Ihr Gesuch wegen des Nachdruckes werde nicht bewilligt werden. Als ob die Sache nicht entscheiden sollte, als ob es nur Ihre Person beträfe, wenn die Diplomaten das Fürstenwort der Bundesacte in Betrachtung ziehen! Freilich bleibt Oesterreich bei seinem Mauthsystem auch in der Literatur. Nunmehr hat Metternich wenigstens einen Grund mehr, um der Sache, weil sie die Ihrige ist, entgegenzuwirken." Auch Brockhaus' Freund, Legationsrath Breuer, meinte in einem Briefe vom 8. April 1820, daß gerade Wien nicht das günstigste Terrain für einen Kampf gegen die literarischen Barbaresken darbieten möge.

Die Richtigkeit dieser Befürchtungen erwies sich denn auch kurz vor dem Schluß der Verhandlungen, als Metternich am 20. Mai 1820 eine wahrscheinlich von Adam Müller verfaßte Denkschrift vorlegte und mit der Bemerkung empfahl, daß der hier ausgearbeitete Vorschlag zweckmäßige Maßregeln gegen den Nachdruck mit einem sehr durchdachten Plane zur gesetzlichen Organisation des deutschen Buchhandels überhaupt verbinde und zugleich dem einzigen mit Ruhe und Ordnung in Deutschland vereinbarten System der Aufsicht über die Presse eine neue,

ungezwungene, den Vortheil der Schriftsteller und Buchhändler durchaus angemessene Garantie darbiete. „Da die Sicherstellung des literarischen Eigenthums — hieß es weiter — niemals aus dem allgemeinen natürlichen Rechte hergeleitet werden könne und deshalb nur Kraft positiver Privilegien bestehe, so müsse man die Erlangung eines für ganz Deutschland geltenden Specialprivilegiums gegen den Nachdruck möglichst erleichtern, dem deutschen Buchhandel aber womöglich eine in die zu treffenden Verfügungen natürlich und consequent eingreifende Verfassung geben, die zu beschließenden Anordnungen gegen den Nachdruck aber mit den gegen die Mißbräuche der Preßfreiheit erlassenen Bundesbeschlüssen in möglichst genauen wechselseitigen Zusammenhang setzen und somit die künftige Ausführung dieser letzteren durch jene verkörpern." Da es sich nun um eine Gewerbeclasse handle, die unter der demagogischen Führung dieses oder jenes Individuums (Brockhaus! wie Perthes am 7. Juli 1820 andeutet) und unter dem Schilde vermeintlicher Freiheit der literarischen Republik sich im Mittelpunkte von Deutschland willkürlich constituiren und ihre eigenthümlichen Zwecke verfolgen könnte, so schlägt die Denkschrift eine förmliche Organisation des deutschen Buchhandels vor: eine Centralbehörde in Leipzig, an der Spitze „einen Generaldirector", eine Matrikel der deutschen Buchhändler, ein Protocoll der erscheinenden Druckschriften, ein Register der Bücherverbote, ein amtliches „Journal des deutschen Buchhandels" und endlich einen auf diesen Grundlagen in der Leipziger Ostermesse 1821 zu organisirenden corporativen Buchhändlerverein.

Die neuen Vorschläge fanden übrigens bei den Einzelregierungen so wenig Beifall, daß Metternich sich im Februar 1823 sehr mißstimmt über ihre Ablehnung äußerte, den für Preßangelegenheiten eingesetzten Bundesausschuß eine halb ausgestorbene und jeder Zeit lebendig todte Commission nannte und sie von Grund aus zu erneuern vorschlug. Wer war denn für sie verantwortlich? Dem deutschen Buchhandel scheint der Metternich'sche Plan officiell gar nicht vorgelegt worden zu sein. Brockhaus aber, der sich unter den herrschenden politischen Strömungen von der Vergeblichkeit jedes weiteren Schrittes überzeugt hatte, ließ jetzt die Sache fallen und wandte sich andern Kämpfen zu, welche ihn, wie namentlich die Recensur seines Verlages, bis zum Tode in Athem hielten.

VIII.

Durch welche Mittel nun hat sich Brockhaus in unverhältnißmäßig kurzer Zeit eine so stolze Stellung im Buchhandel erobert und sein Geschäft zu einem der ersten und tonangebenden in Deutschland erhoben? Die einfache Antwort auf diese Frage liefert das Conversationslexikon und die sich daran knüpfende populär-encyklopädische Literatur, welche zur Grundlage für die Größe seines Hauses wurde. Ein Unternehmen, von welchem in dem Jahre 1820 vier aufeinanderfolgende Auflagen zu gleicher Zeit durch die Presse liefen — so groß war die Nachfrage — mußte seinem Verleger natürlich Hunderttausende einbringen. Der Gedanke war nicht neu, sogar schon mehrfach gescheitert, aber hier wurde seine Ausführung innerhalb verständiger Grenzen geplant und folgerichtig den Bedürfnissen der Zeit und der Kaufkraft der Leser entsprechend durch-

geführt. „Wie sich Verdienst und Glück verketten, Das fällt den Thoren niemals ein; Wenn sie den Stein der Weisen hätten, Der Weise mangelte dem Stein“; diesen Stein aber wußte Brockhaus zu finden. Er lebte und webte in seinem Beruf und schlug in ihm neue Bahnen ein, indem er sich die Beförderung wissenschaftlicher Kenntnisse unter gebildeten oder ungebildeten Lesern zum Ziele, und zu dessen Erreichung alle Mittel in Bewegung setzte. So gewann er denn auch, vielfach mit großen Opfern, die besten zeitgenössischen Schriftsteller für sich — il faut faire les affaires comme des affaires, pflegte er zu sagen — er kannte mit instinctiver Sicherheit die Strömungen und Forderungen des Tages und wußte mit einer wahrhaft erstaunlichen Rührigkeit für die Verbreitung seines Verlags zu wirken. Seine ewigen Kämpfe mit Behörden und Nachdruckern brachten ihm an größerm Absatz wieder ein, was sie an Zeit für Vertheidigung und Abwehr kosteten. Seine Zeitschriften, nach dem Conversationslexikon der Grundstock seines Geschäfts, wirkten für seine Broschüren und diese wieder für seinen größern Verlag. Dazu kam die bessere äußere Ausstattung, die von dem damals überwiegenden Löschpapier und schlechten Druck vortheilhaft abstach und besonders eine, wenn von ihm auch nicht erfundene, doch besonders ausgebildete Art der Herausgabe, welche auch Unbemittelten die Anschaffung wesentlich erleichterte: die Verbreitung selbst größerer Verlagsartikel in Lieferungen und Heften durch Buchhandel und Post. Wer noch die bis in die dreißiger Jahre hinein fast allgemein als Regel geltende Versendung der neuen literarischen Erscheinungen in ungeheftetem „rohen“ Zustand kennt, der wird auch wissen, daß keine Verbesserung den Bücherabsatz mehr gefördert und zugleich zahlreichere Bildungsansätze in alle Volksclassen getragen hat, als gerade diese Neuerung. Den absoluten Regierungen jener Zeit war sie im Innersten ebenso zuwider, wie den Machthabern des Reformationszeitalters die damals sich entwickelnde Flugblätter- und Broschüren-Literatur. Unmittelbar nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, wo es zunächst die geistigen Bedürfnisse der Klöster, Gelehrten und vornehmen Gönner der Wissenschaft zu befriedigen galt, erschienen die alten Classiker, Bibeln und sonstiger literarischer Bedarf in Folio, ja selbst Luther's Bibelübersetzung, die doch das bedeutendste Volksbuch für Jahrhunderte werden sollte, trat in diesem anspruchsvollen Gewande zuerst auf den Büchermarkt. Die gedruckten Buchstaben traten erst vollwichtig in den Dienst der allgemeinen geistigen und politischen Bewegung, als der große venetianische Drucker Aldus Manutius sie einem handlichen Format anbequemte und in zierlicher Cursivschrift, in geschmackvoller Antiqua, Virgil oder Cicero zu billigen Preisen über die gelehrten Kreise hinaus in's Volk trug. Da konnte sich jeder Schüler, jeder Bücherfreund seine Römer und Griechen billig kaufen, da fanden Tausende von eifrig gesuchten kleinen eleganten Bänden leichter ihren Weg über die Alpen, als früher Dutzende von Folianten. Die Drucker der Humanisten und Reformatoren folgten bald diesem Beispiel und lieferten, indem sie ihre Flugschriften in Octav und Duodez wie die leichten Reitergeschwader gegen den Feind aussandten, dem fahrenden Schüler und Mönche, dem Ritter wie dem Landsknecht bequem die Beweise, mit denen sie im Wirthshaus wie im Kloster, in der abgelegenen Burg wie im Lager für ihre Sache streiten und eintreten

konnten. Einen ähnlichen Umschwung für unsre Zeit bezeichnet Brockhaus durch die heftweise Ausgabe bedeutender Verlagsartikel. Seitdem ist diese Art der Veröffentlichung für ganze Literaturzweige fast ebenso sehr feststehende Regel geworden, als sich der Inhalt der populären Schriften mit jedem Jahr mehr vertieft und gehoben hat. In Brockhaus' Charakter berührt so wohlthuend die Vereinigung von praktischer Einsicht und idealer Auffassung seines Berufes. „Wir müssen, schreibt er einmal an Oken, beim Verlagshandel durchaus die Chance haben, etwas Erkleckliches in einzelnen Fällen gewinnen zu können, da wir als Regel annehmen müssen, daß wir von 20 Unternehmungen bei 10 verlieren, bei 5 auf unsere Kosten kommen, bei 4 ordentlich und bei 1 tüchtig gewinnen. So hält Eines das Andere in der Balance" — oder an Benzenberg: „Der Verlagsbuchhandel ist eine Lotterie, wo es immer neun Nieten gegen einen Treffer gibt, der Treffer muß dann aber die Nieten compensiren." Als zu Anfang des Jahres 1821 die Leipziger Buchhändler, um verschiedenen im Geschäft eingerissenen Mißständen, namentlich dem Schleudern zu steuern, u. A. eine Beschränkung der zu concessionirenden Firmen verlangten — damals gab es deren 50, im Jahre 1881 aber 350 am Sitz des Buchhandels — sprach sich Brockhaus folgender Maßen aus: „Die Fortschritte der Civilisation und die steigenden Bedürfnisse jeder Art vermehren in allen Zweigen die concurrirenden Personen und Etablissements, welche diese Bedürfnisse befriedigen wollen. Ich bin aber auch der Meinung, daß sich Beides immer im Gleichgewicht erhält, das Uebermaß sich selbst bestraft und das Gleichgewicht dadurch wiederhergestellt wird. Beschränkungen der Zahl in den Gewerben ist immer nachtheilig, und um dies beim Buchhandel gleich in's Auge fallend zu machend, erinnere ich an Dresden, wo die Zahl normirt ist, wo etwa doppelt so viel Geschäfte gemacht werden würden, wenn da noch 3 oder 4 Sortimentshandlungen von rechter Regsamkeit und Kraft etablirt wären. Die Nachtheile, welche durch die Freiheit des Handels und Verkehrs entstehen, sind nie so groß als die, welche Zwang und Privilegium herbeiführen." Anderer Seits dagegen betrachtet Brockhaus den Verlagshandel als einen hohen sittlichen und das Volk bildenden, erhebenden Beruf. „Eine traurige Erscheinung ist die Gemeinheit — schreibt er 13. September 1822 — welche in unserer Tagesliteratur herrscht, und die Verachtung, welche dadurch auf die deutschen Schriftsteller herabfällt. Anstatt sich in dem Kampfe gegen Pfaffenthum und Junkerthum — denn in diesen beiden „thümern" steckt tausendfältig der Feind verborgen — zu unterstützen, gefallen sie sich in erbärmlichen kleinlichen Zänkereien und in knechtischem Beginnen." Oder an Raumer: „Ich bin glücklich genug sagen zu können, daß die deutsche Literatur eher meiner als ich ihrer bedarf. Ich pflege vieles Große und Tüchtige, das aber kann ich nicht und werde es gewiß auch nicht weiter, wenn man mir anderwärts und gegen das Gesetz, gegen die Billigkeit und Vernunft in den Weg tritt und mir mein Leben und mein Geschäft verkümmert. Kann ich nicht unterm Gesetze frei handeln, so schränke ich meinen Verkehr auf Conversations-Lexika und Kochbücher ein und ich werde dann noch anders prosperiren als es jetzt geschieht."

„Brockhaus war, um hier sein Bild mit den Worten seines Biographen zu zeichnen, eine stattliche Erscheinung, mittelgroß, in den letzten Jahren corpulent,

in seinem Aeußern sicher, ja selbstbewußt, von lebhaftem Temperament und entsprechender großer Beweglichkeit. Sein Gesicht war rund und voll, von gesunder Farbe, die Stirn hoch und frei, die Nase klein und abgestumpft, Kinn und Hals stark hervortretend, der Blick seiner Augen frei und offen; er trug fast stets eine große Hornbrille, über die er gern wegsah. Seinem ganzen Wesen nach konnte er als ein echter Typus seiner westfälischen Heimath gelten. Im Umgange war Brockhaus von gewinnender Liebenswürdigkeit, in der Unterhaltung lebhaft, von Geist und Witz sprühend, ein Freund heiterer und ernster Gespräche. Er trat Jedem offen und mit Vertrauen entgegen; er erwartete aber dasselbe auch von Anderen. Wurde sein Vertrauen getäuscht, so war er streng und unerbittlich. Optimist in jeder Beziehung, beurtheilte er die ganze Welt nach sich selbst: er hielt Jeden für gut und tüchtig, bis er sich vom Gegentheil überzeugte und glaubte an den endlichen Sieg jeder guten Sache, mochte sie die allgemeinen oder seine Interessen betreffen. Leicht aufbrausend, wenn man ihm entgegentrat, war er doch ruhigem Widerspruch zugänglich und suchte den Gegner durch Gründe zu überzeugen; schienen ihm diese aber nicht widerlegt, so hielt er an seiner Ansicht mit Zähigkeit fest. Durch keinen Mißerfolg ließ er sich von dem abbringen, was er als sein gutes Recht erkannt hatte."

Wenn übrigens Brockhaus erst durch das vorliegende Werk der Gegenwart in seiner vollen Bedeutung gegenübertritt, so empfiehlt es sich auch, einem seiner erbittertsten Gegner das Wort über ihn zu verstatten. In einem Berichte, welchen der bekannte Demagogenriecher Tzschoppe als Mitglied des Ober-Censur-Collegiums am 31. März 1836 zur Herbeiführung schleunigerer Censurmaßregelungen an den König richtete, beklagt er es, „daß die Verbote öfters zu spät kommen bei der sogenannten Heftliteratur, durch welche umfassende Werke in einzelnen Lieferungen von mehreren Bogen, oft mit fortlaufender Seitenzahl, ohne daß die einzelnen Hefte einen besonderen Abschnitt des Werkes bildeten, allmälig in's Publikum gebracht werden. Das heftweise Erscheinen erleichtert den Abnehmern die Bezahlung, gestattet aber den controllirenden Behörden keine Uebersicht der Richtung des Werkes. Letzteres ist bereits verbreitet, wenn die Uebersicht des Ganzen erst möglich wird. Unzählige Reclamationen würden zu besorgen sein, wenn man Seitens der Regierung der Verbreitung des Werkes erst dann entgegentreten wollte, wenn ein Theil desselben vielleicht gar in Folge stattgefundener Pränumeration sich bereits in den Händen des Publicums befände und bis dahin frei ausgegeben worden wäre. Wir haben der Heftliteratur besonders seit der Zeit, wo auf diese Weise das Conversationslexikon von Brockhaus in einer ungemein großen Anzahl von Exemplaren verbreitet worden ist, nähere Aufmerksamkeit gewidmet und uns nicht abhalten lassen, sofort nach dem Erscheinen der ersten Lieferung gegen das betreffende Werk Maßregeln in den Fällen einzuleiten, wo ein Vorbericht oder die Persönlichkeit des Verfassers über die Richtung des Werkes keinen Zweifel zuließ. So ist auf unsern Antrag das in Stuttgart in Heften erscheinende Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften von dem bekannten Carl v. Rotteck und das von demselben Verfasser in Gemeinschaft mit Carl Welcker zu Altona heraus-

gegebene Staatslexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften, sofort nach dem Erscheinen der ersten Lieferungen verboten worden."

Tzschoppe macht dann die Verleger „schlechter" (d. h. liberaler) Bücher für die Folgen ihrer Handlungsweise verantwortlich, indem er vorschlägt, die ungehorsamen zu Buchhändlern zweiter Classe zu degradiren und besonders streng zu behandeln, dem Ober-Censur-Collegium aber ein für alle Mal die Befugniß einzuräumen, unverbesserliche Sünder, wie z. B. Brockhaus, in diese zweite Classe des Buchhändlerstandes zu versetzen.

Also Brockhaus Buchhändler zweiter Classe! Es wird Einem ordentlich kasemattenartig, arrestlocalmäßig zu Muthe; man versetzt sich unwillkürlich selbst in die zweite Classe des Soldatenstandes, juckt sich im Voraus schon ob der zukünftigen Stockprügel und schämt sich der Absprechung der Nationalcocarde. Tzschoppe war doch ein erhabener Gesetzgeber, und es ist fast schade, daß sein geistreicher Vorschlag von Oben herab nicht genehmigt wurde! Einen schönern Ehrenbrief würde er einem so gründlich gehaßten Manne gar nicht haben ausstellen können, denn statt in die zweite Classe des Soldatenstandes, hätte das ganze deutsche Volk sich ebenso beeifert, Brockhaus in die allerhöchste Classe der um ihr Vaterland hochverdienten Männer zu versetzen, wie es die Einsichtigen und Gebildeten schon längst gethan hatten. Seine Nachkommen aber können stolz auf diese polizeiliche Anerkennung sein, denn sie pflegt nur gefürchteten Feinden zu Theil zu werden. Damals war nationale Gesinnung ein Verbrechen und der Staat kaum mehr als eine polizeiliche Unterdrückungsanstalt, welche keine unabhängigen Charaktere vertragen konnte. Heut zu Tage ist es glücklicher Weise besser bei uns bestellt. Wir würden jedoch diese verhältnißmäßig freien Zustände noch nicht erreicht haben, wenn nicht tapfere Patrioten wie Brockhaus für ihre Herbeiführung gekämpft und gelitten hätten. Als der im kräftigsten Alter Gestorbene secirt wurde, ergab sich, daß die wichtigsten Organe zerstört waren und daß die Hauptbedingungen des Lebens gefehlt hatten. So fiel denn leider nur zu früh dieser schneidige und kampfesmuthige Mann in der Arena. Leicht war ihm das Leben nicht geworden; aber seine breiten Spuren hat er Deutschland tief und nachhaltig einzudrücken gewußt. Wenn von irgend einem seiner Zeitgenossen, so gilt von ihm das stolze Dichterwort: „Denn ich bin ein Mensch gewesen, Und das heißt ein Kämpfer sein."

Die Eisenbahnprojecte der Franzosen in der Sahara und im Sudan.

Von

Oskar Lenz.

Die Verbindung der nordafrikanischen Colonien mit denjenigen am Senegal bildet schon seit vielen Jahren den Gegenstand ernstlicher Erwägungen der Franzosen. In der That wäre eine regelmäßige, den Europäern zugängliche Communication von Algier aus über Timbuktu zum Senegal und umgekehrt sehr geeignet, die Handelsverhältnisse dieser Länder außerordentlich zu heben. Nichts ist ja schwerfälliger, als jener Karawanenhandel durch die Wüste, der, durch klimatische Verhältnisse zeitlich beschränkt, insbesondere auch durch die Unsicherheit der zu passirenden Gegenden zu einer außerordentlich riskanten Speculation herabgesunken ist.

In den letzten Jahren hat man in Frankreich angefangen, sich lebhafter mit den Colonien zu beschäftigen; man mußte endlich einsehen, daß gut verwaltete und günstig gelegene Colonien von ganz außerordentlichem Werth für das Mutterland sind, sowohl für die heimische Industrie, als auch für die Regelung des Auswanderungsstromes, und suchte die früher begangenen Fehler und die Vernachlässigung der außereuropäischen Besitzungen wieder gut zu machen. Mit der Aufhebung der Militärverwaltung in Algier sollte eine neue Epoche für diese schöne und reiche Colonie beginnen; wie wenig es aber die Franzosen während mehr als vierzigjährigen Besitzes dieses Landes verstanden haben, sich die Sympathien der Araber zu erwerben und denselben die Vortheile der europäischen Civilisation begreiflich zu machen, zeigen die neuesten Aufstände daselbst. Die ebenso kurze, wie plan- und energielose Regierung des bisherigen Civilgouverneurs Grévy war nicht im Stande, den seit lange bestehenden Haß der Eingeborenen gegen die Franzosen zu mildern. Und doch hat Frankreich sehr viel für Algier gethan und nur der selbst gegen die eigenen Vortheile blinde Fanatismus der Araber vermag die großen Fortschritte zu verkennen, welche das Land durch den Bau von Straßen und Eisenbahnen, durch Anlegung von zahlreichen Brunnen, durch Hebung des Ackerbaues und der Viehzucht, besonders auch

des Gemüse- und Tabakbaues und zahlreiche andere civilisatorische Einrichtungen erhalten hat.

Aber auch die entlegeneren und verhältnißmäßig wenig bekannten Besitzungen in Senegambien im westlichen Afrika erregten allmälig mehr Theilnahme. Bereits Ende des vorigen Jahrhunderts entstanden dort einzelne Handelsniederlassungen, aber erst als der energische und hochgebildete General Faidherbe Gouverneur jener Gebiete war, wurde das Ganze zu einer wirklichen Colonie, allerdings bis heute noch mit militärischer Verwaltung, erhoben. Trotzdem ist daselbst der Import europäischer Waaren und der Export einheimischer Producte ein recht bedeutender; der dicht bevölkerte und an allerhand Producten reiche Sudan als Hinterland wird gewiß noch einmal eine bedeutendere Stellung im Welthandel einnehmen, als es gegenwärtig der Fall ist, wenn nur erst einmal die Möglichkeit gegeben ist, ungefährdet in jene Länder zu gelangen. Es liegt nun ziemlich nahe, diese beiden Colonien — Algier und Senegambien — zu verbinden und als geeigneter Verknüpfungspunkt empfiehlt sich allerdings von selbst das so günstig an der Grenze zwischen Sahara und Sudan gelegene Timbuktu. Nun ist aber genügend bekannt, wie schwierig es ist, dieses alte Handelsemporium, dessen Blüthezeit freilich längst vorüber ist, zu erreichen. Ist es doch erst einigen wenigen Europäern gelungen, jene fast mythisch gewordene Stadt zu betreten und welche Schwierigkeiten waren da zu überwinden! Abgesehen von einigen mehr oder weniger zweifelhaften Besuchen Timbuktu's durch christliche Reisende zu Ende des vorigen Jahrhunderts war der englische Major Laing der erste Abendländer, der jene Stadt erreichte, am 18. August 1826; als er aber im folgenden Monat desselben Jahres den Ort verließ, um nordwärts nach dem sechs Tagereisen entfernten Arauan zu ziehen, wurde er heimtückischerweise von einem seiner Diener ermordet. Im Begriff sein Kameel zu besteigen, warf man ihm eine Schlinge um den Hals und erdrosselte ihn. Der Mord geschah auf Befehl des Scheiks der großen Araber-Kabyle Beràbisch sowie des damaligen Scherifs von Arauan. Zwei Jahre später gelang es einem jungen Franzosen, René Caillié, den Abenteuerlust an Senegambiens Küste verschlagen hatte, als mittelloser Pilger Timbuktu zu erreichen und, ohne in seiner Eigenschaft als Christ und Europäer erkannt zu werden, nach Durchquerung der Sahara lebend wieder nach Europa zu kommen. Wenige Jahre nach Publicirung seines anfangs sehr angefochtenen und bezweifelten Reiseberichtes, der allerdings nicht immer ein zutreffendes Bild der durchreisten Gebiete gibt, starb Caillié an den Folgen der ausgestandenen Strapazen. Am 7. September 1853 zog Dr. Barth, einer der gelehrtesten und erfolgreichsten Afrika-Reisenden in Timbuktu ein. Von ihm endlich erhielten wir eine ebenso erschöpfende als vollständig wahre und den Verhältnissen entsprechende Schilderung jener medinah (Stadt). Der Nimbus des Zauberhaften um jene „Königin der Wüste" und des „afrikanischen Athen" verschwand damit freilich für immer.

Im vergangenen Jahre endlich hatte ich das Glück, Timbuktu zu betreten, und als dritter Europäer auch lebend zu verlassen und die Heimath wieder zu erreichen. Am 1. Juli 1880 zog ich, von Marokko kommend, daselbst ein; der Weg, den ich zurückgelegt hatte, war völlig neu und noch nie von Christen be-

treten worden: Caillié war von Süden her nach Timbuktu gekommen und Barth von Osten, von Bornu aus, dessen den Europäern wohlwollend gesinnter Sultan ihm wirksame Empfehlungsbriefe mitgegeben hatte.

Dieses Timbuktu nun soll der Mittelpunkt zweier großartig ausgedachter Unternehmungen werden, deren Ausführung freilich infolge der neuesten Vorgänge in Nordafrika in eine weitere Ferne gerückt ist als je. Die „Transsaharien" soll vom südlichen Algier aus, vermuthlich mit Berührung der größeren Oasencomplexe von Figig, Tafilelet, sowie des Tuat durch die ganze Wüste bis Timbuktu geführt werden. Andererseits will man diesen Ort von Westafrika aus in folgender Weise erreichen: der Senegal ist ziemlich weit hinauf schiffbar bis nach dem Militärposten Medinah, wo eine große, quer durch den Fluß streichende Felsenbarre das Weiterfahren unmöglich macht. Von da aus soll dann über die weiter im Innern liegenden Militärposten Bafulabe und Kita und nach Ueberschreitung der Wasserscheide zwischen Senegal und Nigir eine Eisenbahn bis nach Segu gelegt werden; dort ist auch der Nigir schiffbar und man könnte dann wenigstens auf kleinen Dampfern diesen Fluß bis Timbuktu (resp. Kabara, den eine halbe Tagereise entfernten Hafenplatz) hinunterfahren. Bei aufmerksamer Betrachtung der Karte wird man finden, daß dieser großartige Plan ungemein viel Verlockendes hat und, wäre die Ausführung möglich, für den Handelsverkehr mit dem Innern Afrika's von noch ganz unberechenbaren Folgen sein würde. Abgesehen davon, daß man auf zwei Wegen die europäischen Waaren schnell in den dicht bevölkerten Sudan bringen könnte, würden die Franzosen auch Marokko und die ganze westliche Sahara abschneiden und isoliren; es müßten ihnen diese Gebiete dann von selbst zufallen und Frankreich erhielte ein Colonialreich von ganz immensen Ausdehnungen. Tunis (das doch die Franzosen vernünftigerweise nicht wieder verlassen werden), Algier, Marokko, die Westhälfte der Sahara, Senegambien und einen Theil des Sudan, man weiß nicht, wie viel.

Das Alles mag nun wol manchem heißblütigen Patrioten in Paris und anderwärts vorgeschwebt haben, als man anfing, Propaganda für diese gewaltigen Projecte zu machen. Die neuesten Ereignisse in Nordafrika dürften nun aber doch wol etwas abkühlend gewirkt haben; wenn man sieht, welche Heeresmassen aufgeboten werden und welche Schwierigkeiten zu überwinden sind, um nur das schon seit einem halben Jahrhundert im Besitz befindliche Algier im Zaume zu halten und das schwache Tunesien zu erobern, so wird man wol noch lange auf die Ausführung der Sahara- und Sudanbahnen warten müssen; beides wären übrigens zwei civilisatorische Unternehmungen ersten Ranges, die sich mit jedem derartigen Werke der Engländer messen können.

Betrachten wir nun im Nachstehenden kurz die Schwierigkeiten, die sich diesen beiden Bahnprojecten entgegenstellen. Es kommen hierbei drei verschiedene Fragen in Betracht: einmal die politische, dann die technische und endlich die ökonomische. Wenden wir uns zunächst zu der sogenannten Transsaharien.

Die französischen Militärposten in Algier reichen zwar ziemlich weit nach Süden hinab, aber der Einfluß der Regierung ist in diesen Regionen doch schon

ein beschränkter; existirt ja noch in dem nördlichen Algerien, wo zahlreiche Europäer wohnen, eine große, mit der französischen Verwaltung unzufriedene Partei, wie der neueste Aufstand wieder beweist. Wenn es nun auch möglich ist, in Algerien, etwa bis in die Breite von El Golea die Vorarbeiten für Eisenbahnen auszuführen, so hört das weiterhin von selbst auf. Es folgt nach Süden zu die große Oasengruppe des Tuat, nach Westen hin liegt das gleichfalls wichtige Tafilelet, beides Regionen, die wegen ihrer zahlreichen Bevölkerung und wegen des lebhaften Handels daselbst unbedingt bei Anlage einer Eisenbahn berücksichtigt werden müßten. Nun sind aber beide Oasengruppen bisher erst von sehr wenigen Europäern besucht worden und eine Reise dorthin gehört heute noch zu einem der gefährlichsten Unternehmen. Tafilelet (übrigens zu Marokko gehörig) ist der Sitz zahlreicher fanatischer Schurfa (Plural von Scherif)[1]; auch stammt von hier die jetzt in Marokko herrschende Dynastie der Filali, von der zahlreiche Mitglieder daselbst leben. Der Familienschatz des jetzigen Sultans Muley Hassan soll sich in Tafilelet befinden, da in Marokko selbst die Sicherheit und der Einfluß des Regenten nicht besonders groß ist. Es ist demnach begreiflich, daß die Bewohner von Tafilelet sich auf's Energischste gegen das Eindringen der Europäer wehren. Obgleich von dem so leicht erreichbaren Fasi (der Hauptstadt Marokko's) aus eine relativ gute und vielfach von Karawanen begangene Straße dahin führt, so ist es bisher nur einem wissenschaftlich gebildeten Reisenden, Gerhard Rohlfs gelungen, auf diesem Wege nach Tafilelet zu kommen.

Fast noch gefährlicher als diese Region ist das sogenannte Tuat, eine große Oasengruppe, die vorherrschend von einer Familie der Tuarik bewohnt wird, die sich stets besonders feindselig den Christen gegenüber gezeigt hat. Auch das Tuat haben nur sehr wenige Europäer gesehen und diese wenigen haben schwere Tage daselbst gehabt. Wol haben die Franzosen wiederholt Verträge mit den Bewohnern dieser Gegenden abgeschlossen, aber was sind diesen treulosen Menschen Verträge, noch dazu mit Andersgläubigen! Ist ja unter Anderem das bekannte Fräulein Tinné auch nur ein Opfer ihrer Leichtgläubigkeit geworden, indem sie ihr Unternehmen auf Grund eines Vertrages auszuführen beschloß, den die Franzosen mit den Tuarik gemacht hatten. Wenn es also schon ungemein schwierig ist für einzelne Reisende, dieses Tuat zu erreichen, um wie viel mehr Hindernisse werden sich einer Colonne von europäischen Ingenieuren, Soldaten ꝛc. entgegenstellen, welche beauftragt ist, die sorgfältigen Terrainstudien und Vermessungen vorzunehmen, wie sie zur Anlage von Eisenbahnen nöthig sind. Es würde demnach die erste Bedingung sein, daß die Franzosen sich vollständig zu Herren des südlichen Algerien und des Tuat machen; nachdem aber, wie sich jetzt zeigt, die Araber in Algier noch immer bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu revoltiren versuchen, wird es doch wol nöthig sein, bei dieser Colonisirungs-

[1] Schurfa-Familien sind bekanntlich solche, die directe Nachkommen des Propheten zu sein glauben; sie sind allenthalben sehr angesehen. Ein Marabut dagegen ist ein Mann, der durch besondere Frömmigkeit und Gelehrsamkeit sich auszeichnet und gleichfalls zu großem Ansehen und Einfluß gelangen kann.

arbeit ganz anders vorzugehen, als bisher. Aber selbst wenn es gelänge, das Tuat den französischen Besitzungen einzuverleiben, so genügte das doch keineswegs, um die Traversirung der Sahara zu einem nur einigermaßen sicheren Unternehmen zu machen. Von allen Seiten her drohen die Schwierigkeiten: im Westen hat man die fanatischen Araber und Berber des südlichen Marokko in den Oasengruppen von Figig und Tafilelet, und im Osten ist das unter türkischer Herrschaft stehende Fezzan mit bedeutenden Handelsplätzen, wo sich übrigens vielleicht noch am ehesten für die Franzosen ein günstiges Arrangement treffen ließe; denn dort leben strebsame und erfahrene Kaufleute, denen die Vortheile der europäischen Cultur nicht unbekannt sind. Im Süden aber ist das fast ganz unbekannte Gebirgsland Ahaggar, dessen Bewohner, fast ausschließlich Tuarik, sich bisher am erfolgreichsten gegen europäische Eindringlinge gewehrt haben und die den französischen Unternehmungen den ernstesten Widerstand bereiten würden. Sind doch diese Leute die Anstifter und Mitschuldigen an dem so überaus bedauernswerthen Massacre der Expedition Flatters. Diese verschiedenen Gruppen der Tuarik, sowol der in der Sahara frei umherschweifenden als auch der mehr oder weniger seßhaften, zu unterwerfen, dürfte den Franzosen allein wol schwerlich gelingen; eher würde so etwas den Türken möglich sein; sind doch jetzt in den Orten Fezzans, wo Türken herrschen, verhältnißmäßig ziemlich geordnete und ruhige Zustände. Hat man doch dort die an die absoluteste Freiheit gewöhnten Tuarik so weit gebracht, daß sie beim Eintritt in größere Städte (wie Rhadames, Rhat) ihre Waffen der türkischen Thorwache abliefern!

Man sieht hieraus, daß die politischen Verhältnisse im nördlichen Afrika derart sind, daß das Project einer Transsaharien mindestens als verfrüht bezeichnet werden muß. Sollte es je den Franzosen oder irgend einer anderen europäischen Nation gelingen, jenes Völkergemisch im nördlichen und nordwestlichen Afrika zu unterjochen oder zu Freunden zu machen, dann wäre in politischer Beziehung die Hauptfrage gelöst; denn, so viel ich selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, würden die Araber im Sudan (in Timbuktu und in den großen Araberstädten der el Hodh genannten Landschaft) der Occupation dieses Gebietes durch eine europäische Macht viel weniger Schwierigkeiten in den Weg legen, als man vielleicht meint. Hörte ich doch selbst vielfach die Klage, daß man es gar nicht ungern sehen würde, wenn die Franzosen vom Senegal aus dorthin vorrücken würden, als daß die bisherigen Zustände noch länger andauern sollten, wo die herrschsüchtigen Futa-Neger (aus denen der berüchtigte fanatische Eroberer Hadsch Omar stammt, dessen Sohn Ahmadu jetzt in Segu regiert) durch häufige Raub- und Plünderungszüge eine gedeihliche Entwickelung unmöglich machen.

Als man in Paris nicht unbedeutende Summen zur Vornahme der Vorarbeiten von den Kammern verlangte und auch erhielt, war man doch wol nicht genügend orientirt über das Verhältniß der Franzosen zu der muhamedanischen Bevölkerung Nordafrikas oder man griff die Idee mit einem unverständlichen Optimismus auf. Gerade von Frankreich aus sind ja zahlreiche Versuche gemacht worden, Timbuktu zu erreichen; so mancher tüchtige und für seine Sache begeisterte Forscher verlor sein Leben oder mußte schweren Herzens umkehren,

aber eben seine Eigenschaft als Franzose hat ihm gewiß mehr geschadet als genützt. Man sollte sich in Frankreich wol vor Augen halten, daß ein großer Theil der Bevölkerung Nordafrika's noch bis heute den neuen Herren direct feindlich gesinnt ist und nur gezwungen das Joch trägt. Es ist das sehr zu bedauern, da es, meiner Ansicht nach, nur im Interesse der Civilisation ist, wenn die schönen unter der Herrschaft des Islam verwahrlosten Länder am Mittelmeer in die Hände einer europäischen Macht kommen. Hoffen wir, daß nach den jetzigen Ereignissen daselbst, die Franzosen von nun an einen richtigeren Weg einschlagen, um sich die arabische Bevölkerung zu Freunden oder unschädlich zu machen. —

Was die technischen Schwierigkeiten betrifft, die sich einer Sahara-Eisenbahn entgegenstellen, so mag auf folgendes aufmerksam gemacht werden. Die Ansichten, die man noch vor Kurzem, und zum Theil vielleicht noch heute, von dem Wesen und der Beschaffenheit der Sahara hatte, sind zum großen Theile sehr irrig. Man stellte sich dieselbe als eine Tausende von Quadratmeilen umfassende mit Sand bedeckte Tiefebene, angeblich ein alter Meeresboden, vor. Der Umstand, daß sich am Nordrand der Wüste einige im Verhältniß zur ganzen Sahara sehr unbedeutende Salzsümpfe befinden, die allerdings eine absolute Depression unterhalb des Mittelmeerspiegels bilden, hat zu den abenteuerlichsten Projecten Veranlassung gegeben, wie eine Unterwasserſetzung der Sahara; hat man doch schon die Consequenzen discutirt, die eine „Wiederherstellung des alten Saharameeres" für die klimatischen Verhältnisse von Europa haben würden! Nun, jetzt weiß man, daß die Sahara keine Tiefebene ist, sondern ein Plateau von 200—300 Meter Seehöhe, daß sich darin ausgedehnte Gebirgslandschaften finden mit bedeutenden Gipfeln, daß Steinwüste (Hamada) und Sandwüste abwechseln mit Halfa-Ebenen und Oasengruppen, daß zahlreiche, allerdings größtentheils ausgetrocknete Flußbetten dieselbe nach allen Richtungen durchziehen und daß überhaupt die Wasserarmuth nicht gar so schlimm ist, als man zu hören gewöhnt war. Der Sand endlich ist nichts weiter als ein durch Atmosphärilien zerstörtes Sandsteingebirge, das allerdings wahrscheinlich marinen Ursprungs ist (vermuthlich der Kreideperiode angehörig); von einem den allerjüngsten Epochen der Erdbildung angehörigen Saharameere kann also keine Rede sein. Die jüngsten geologischen Ablagerungen übrigens, die man in der Wüste kennt, führen jungtertiäre Süßwasserschnecken.

Die Hamada, die Steinwüste, bildet eine stellenweise vier, fünf und mehr Tagereisen breite Zone im Norden der Sahara; sie erstreckt sich in der Richtung von West nach Ost, vielfach freilich unterbrochen durch Dünenregionen. Sie besteht aus fast horizontal liegendem bläulichen Kalkstein, der stellenweise sehr reich ist an der Devonformation zugehörigen Petrefacten. Durch Duveyrier und Overweg ist dies in der Umgebung von Murzuq constatirt worden, ich fand dieselben Verhältnisse bei Passirung der Sahara zwischen dem Südabhang des Atlas und der Oase Tenduf. Die Hamada ist allerdings wasserarm, wo bloß nackter Kalkstein auftritt, sogar wasserlos; aber die glatte Ebene mit festem Untergrunde würde der Anlage eines Schienenweges keine großen Schwierigkeiten bereiten. Auch die anderen Partien der Sahara-Ebene, die mit einer $^1/_2$—1 Fuß

dicken Sandschicht bedeckten Flächen, die große Halfa-Ebene Meraia und der ausgedehnte Mimosenwald, das Asauad, das bis über Timbuktu hinausreicht, würden leicht zu passiren sein; dagegen bilden ein sehr ernstes Hinderniß die stellenweise sehr ausgedehnten Dünenregionen (Areg, Igidi). Es sind dies Reihen von bis Hundert und mehr Fuß hohen Sandbergen mit pittoresken Formen, schwachansteigend nach der einen Seite, steil abfallend nach Süden zu, aus ganz lockerem, lichtweingelben Quarzsand aufgebaut. Jeder Wind verändert die Contouren der Kämme und Spitzen dieser sonderbaren Gebirge; aber nicht bloß die äußeren Formen ändern sich, sondern die einzelnen Ketten verändern auch ihre Position unter sich und zwar erfolgt diese, natürlich nicht sichtbare Bewegung in der Richtung der herrschenden Winde. Und hierin liegt eben ein äußerst bedenkliches Hinderniß für die Errichtung einer Eisenbahn. Indeß wäre es bei den heutigen Mitteln der Technik sehr gewagt, das Wort unmöglich auszusprechen. Die beiden Factoren Zeit und Geld würden gewiß hinreichen, auch dieses Dünenhinderniß zu überwinden, ebenso wie man durch Anlegung zahlreicher Brunnen endlich auch der Wassernoth bis zu einem gewissen Grade abhelfen könnte. Gewiß werden sich, wenn man wirklich einmal ernsthaft mit dem Bau einer solchen Bahn beginnen sollte, noch manche unvorhergesehene Hindernisse in technischer Hinsicht einstellen, aber eins dürfte wol feststehen, daß die politischen Schwierigkeiten für eine Transsaharien um Vieles größer und ernster sind, als die technischen.

Was nun die ökonomischen Verhältnisse einer solchen Eisenbahn betrifft, so dürften sich dieselben vorläufig wol überaus traurig gestalten. Von einer Verzinsung des enormen Anlagecapitals könnte wol auf Decennien hinaus keine Rede sein, ja, wie jetzt die Handelsverhältnisse in der Sahara und Timbuktu liegen, würden die jährlichen Erhaltungskosten bei Weitem nicht gedeckt werden. Timbuktu mag vor Jahrhunderten wol ein bedeutendes Handelsemporium gewesen sein, wie es ja auch einmal eine gewisse geistige Bedeutung hatte und lange Zeit hindurch die Pflegstätte arabischer Wissenschaften war. Heute ist es nur noch ein Schatten von dem, was es früher gewesen sein soll. Wol kommen jährlich noch Tausende von Menschen aus allen Himmelsrichtungen zu gewissen Jahreszeiten dort zusammen, um europäische Waaren gegen afrikanische Produkte auszutauschen, aber der ganze Umfang dieses Handels ist doch unbedeutend. Was zunächst den Export aus Timbuktu betrifft, so bilden Sklaven noch immer den wichtigsten Artikel; dieselben kommen meist aus den im Süden liegenden Bambaraländern und werden von da aus nach Marokko, Tunis, Tripolis ꝛc. gebracht. Das wäre also schon kein „Artikel" für Eisenbahnen! Nebenbei mag übrigens daran erinnert werden, daß man beim Worte „Sklave" nicht an die Schauermährchen aus „Onkel Toms Hütte" denken muß; bei dem Muhamedaner ist die Sklaverei die mildeste Form der Leibeigenschaft; die Sklaven gehören einfach zur Familie und nehmen gar nicht selten einflußreiche Stellungen ein.

Von wirklichen Naturproducten, die aus Timbuktu nach Europa geführt werden, sind zu nennen in erster Linie Straußfedern, etwas Gummi (dieser geht aber meist nach Senegambien), wenig Elfenbein und Gold. Die ganze Masse

von diesen Artikeln, die jährlich nach Norden geht, dürfte kaum einen Eisenbahnwaggon füllen.

Bedeutender als der Export ist der Import europäischer Waaren nach Timbuktu. Es treffen daselbst eine ganze Reihe Karawanstraßen zusammen; von Norden her kommen die Leute von Tekna und Wad Nun (am atlantischen Ocean), dann die großen Karawanen der Araberkabyle Tadschakant, die sich meistens in Tenduf vereinigen und Waaren aus Wad Draa, Tafilelet ꝛc. transportiren. Dann die Karawanen aus einigen Theilen Süd-Algeriens und Tunis, besonders aber diejenigen aus dem türkischen Fezzan; die Kaufleute von Rhadames treiben noch heute einen nicht unbedeutenden Handel mit Timbuktu. Ebenso kommen daselbst aber auch zusammen Leute aus dem Osten (Bornu ꝛc.) und aus der westlichen Sahara (dem Sahel, wie alle nach dem Meer zu gelegenen Districte genannt werden). Importirt werden in erster Linie blaue Baumwollstoffe, besonders englische, belgische und französische Waare, ferner chinesischer (grüner) Thee, Zucker und Kerzen in großen Mengen, sowie auch allerhand europäische Kurzwaaren, besonders auch Seide (in allen möglichen Farben) zum Sticken der reich verzierten Toben, und Korallen und Glasperlen als Schmuck für die Frauen. Ferner wird importirt in großen Mengen Steinsalz aus Taudeni, inmitten der Wüste gelegen, von wo seit uralter Zeit ein lebhafter Handel mit Timbuktu bestand. Diese Salzplatten dienen als Geld und gehen alle in die salzarmen Negerländer.

Nimmt man an (sehr optimistisch), daß jährlich 50,000 Kameelladungen Waaren nach Timbuktu kommen, wovon man aber wol nur die Hälfte als von Norden, also in der Richtung der projectirten Eisenbahn kommend, rechnen kann, und jedes Kameel mit drei Centnern Ladung, so läßt sich berechnen, wie viel Eisenbahnzüge zum Transport dieser Waaren nöthig sind. Auf einen lebhaften Personenverkehr dürfte man wol kaum zählen können. Nun gilt es zwar überall als Erfahrungssatz, daß sich da, wo Eisenbahnen gebaut werden, Handel und Verkehr, oft in bedeutenden Proposítionen heben. Sicher würde auch der Export bedeutend steigen, denn es gibt dort genug Naturproducte, die unverwerthet liegen müssen, weil sie den Kameeltransport nicht lohnen (es mag nur an Felle erinnert werden), aber jedenfalls wird noch sehr viel Zeit vergehen, ehe hier eine Wendung zum Besseren eintritt.

Die Lage von Timbuktu ist trotzdem sehr günstig und es ist wol kaum zu bezweifeln, daß diese Stadt noch einmal, wenn das Innere Afrikas dem geordneten Verkehr erschlossen sein wird, eine gewisse Rolle spielen wird. —

Wir haben nun kurz die politischen, technischen und ökonomischen Verhältnisse in Bezug auf die Transsaharien beleuchtet, gehen wir nun zum Sudan über, wo die Franzosen vom Senegal aus Timbuktu erreichen wollen.

Wie bereits erwähnt, hat sich die Colonie Senegambien kräftig entwickelt, seitdem General Faidherbe die zahlreichen kleinen Scheiks der verschiedenen Stämme am Senegal theils unterworfen, theils für die Franzosen günstige Verträge mit denselben abgeschlossen hat. Vollständig unterworfen sind eigentlich nur die in der Umgebung von St. Louis an der Senegalmündung wohnenden Wolofneger; die weiter flußaufwärts lebenden Stämme, Toucouleur, Futa,

Malinke, Soninke, und wie sie alle heißen mögen, sind doch mehr oder weniger unabhängig, dulden aber, daß in ihrem Terrain französische Forts errichtet werden und stehen überhaupt in friedlichem Verkehr mit den Franzosen. Nur die schon mehrfach erwähnten Futa-Neger suchen sich noch immer dem europäischen Einfluß zu entziehen; sie sind fanatische Muslimin, plündern noch häufig genug Handelsfahrzeuge auf dem Senegal und haben sich bis vor Kurzem der Legung einer Telegraphenlinie durch ihr Gebiet widersetzt. Alle diese Völkerschaften wohnen übrigens nur am südlichen linken Ufer des Flusses; das rechte ist vollständig in den Händen nomadisirender Araberstämme, besonders der Kabylen Duaïsch, Brakna und Trarza, die noch bis vor gar nicht langer Zeit die Colonisten vielfach beunruhigten.

Wie schon erwähnt, ist der Senegal bis ziemlich weit in das Innere hinein schiffbar; während 4—5 Monate des Jahres können recht große Dampfer bis zu dem Militärposten Medine kommen; während der übrigen Jahreszeit können allerdings nur kleine Schleppdampfer soweit hinauf. Zwischen St. Louis und Medine, wo der Schiffahrt durch den quer durch den Fluß sich erstreckenden Wasserfall Félou ein Ziel gesteckt ist, befinden sich acht Militärposten, kleine Forts, mit einer gemischten Garnison von Franzosen, Algerianern und einheimischen (schwarzen) Tirailleurs. Diese Posten sind: Richard Toll, Dagana, Podor, Aéré, Salde, Matam, Bakel, Medine. Weiter nach dem Innern zu, an einem Zufluß des Senegal ist dann noch der kleine Posten Bafulabe und seit wenig Monaten hat man noch weiter landeinwärts, in Kita, gleichfalls eine Garnison verlegt, die mit der Befestigung des Platzes beschäftigt ist; man will eben diese Forts bis Segu am Nigir hinausschieben. Alle diese Plätze sind durch Telegraphenlinien mit einander verbunden, so daß der Gouverneur in St. Louis jederzeit von allen Vorkommnissen unterrichtet werden und entsprechende Maßregeln ergreifen kann.

Ebenso sind südlich vom Senegal, im Cayor, am Gambia ꝛc. ähnliche Militärposten.

Im Allgemeinen sind also die politischen Verhältnisse in Senegambien befriedigend; die wenigen Futadörfer, die zwischen der friedlicheren Bevölkerung der Malinke und Soninke eingestreut sind, wird man leicht im Zaume halten können, so daß die Flußschiffahrt bis Medine als eine völlig gesicherte zu betrachten ist. Es handelt sich also zunächst darum, die Völker zwischen Senegal und Nigir — vorherrschend sogenannte Bambara-Neger — zu unterwerfen, wenigstens den Projecten der Franzosen geneigter zu machen. Die Bambara's haben zwar ihre eigenen Häuptlinge, aber sie sind doch sämmtlich mehr oder weniger abhängig von dem Sultan von Segu, Ahmadu. Dieser ist, wie erwähnt, ein Sohn des großen fanatischen Eroberers Hadsch Omar, jenem Futu-Stamme angehörig, der bisher den Franzosen die meisten Schwierigkeiten bereitet hat. Es war nun schon lange das Bestreben der Franzosen mit Ahmadu ein Freundschafts- und Handelsbündniß abzuschließen; aber trotz aller Versprechungen ist er in echt muhamedanischer Weise immer ausgewichen. Der französische Reisende, Lieutenant Mage, war so gut wie sein Gefangener; die erst Anfang dieses Jahres zurückgekehrte Expedition Galieni hat auch nichts

ausrichten können, ist im Gegentheil angegriffen und ausgeplündert worden. Dagegen ist das neueste Unternehmen, die Mission Desbordes, doch bis zu einem gewissen Grade gelungen; dieselbe hat einige Städte zerstört, deren Bewohner den Franzosen feindlich gegenüber traten und den vorhin genannten Posten Kita gegründet; von da aus ist dann die Entfernung von Segu nicht mehr bedeutend und will man im nächsten Jahre mit dem Weiterhinausschieben der befestigten Posten fortfahren. Die Hauptsache aber wird immer bleiben, ob es gelingt, Ahmadu von den Vortheilen einer Eisenbahn zwischen Senegal und Nigir zu überzeugen und mit diesem überhaupt einen ernsten Vertrag abzuschließen. Sollte das gelingen, so werden die Bambaraneger keine Schwierigkeiten bereiten und auch die Flußschiffahrt auf dem Nigir würde dann frei sein; denn ein Vetter Ahmadus herrscht in Moassina, die vorherrschend von Fulani (Fulbe, Peuls) bewohnte Landschaft, welche der Nigir auf dem Wege zwischen Segu und Timbuktu durchströmt.

Im Allgemeinen sind also die politischen Zustände in diesen Ländern den Franzosen bedeutend günstiger für ihre Projecte, als es in Nordafrika für die Transsaharien der Fall ist. Der schlimmste Feind aller Culturbestrebungen in Afrika ist ja der Islam, und wären die Bambaraneger nicht durch Hadsch Omar gewaltsam zum Islam bekehrt worden, so wären sie heute noch die ruhigen, arbeitsamen Neger wie ehedem. Uebrigens sind viele von ihnen nur laue Gläubige und sogar recht unzufrieden mit Ahmadu, vor dessen Raubzügen sie nie sicher sind. Es wäre von sehr großem Vortheil für die Franzosen, wenn es einem ihrer Gouverneure oder dem Chef einer Expedition gelänge, mit den Bambaras ein Bündniß zu schließen und der Mißwirthschaft des treulosen Ahmadu und seiner fanatischen Futa-Clique ein Ende zu machen.

In ähnlicher Weise, wie sich die politischen Verhältnisse in Westafrika günstiger gestalten für die Anlage neuer Verkehrsstraßen, besonders auch einer Eisenbahn, sind auch die technischen Schwierigkeiten geringer als in Nordafrika. Die Schiffahrt auf dem Senegal ist eine ziemlich lebhafte und würde es noch mehr, wenn man mittels einiger Regulirungsarbeiten die Möglichkeit schaffen würde, das ganze Jahr hindurch bis Medine fahren zu können; das ist also nur eine Geldfrage. Was nun das Terrain zwischen Senegal und Nigir, speciell zwischen den Orten Medine, Bafulabe, Kita, Bamaku und Segu betrifft, so war dasselbe allerdings bisher wenig bekannt. Die erst ganz vor Kurzem zurückgekehrte Expedition Desbordes hatte eine topographische Abtheilung mit sich, um Terrainstudien anzustellen; aber das, was bis jetzt von Berichten bekannt geworden, ist in mancher Hinsicht widersprechend. So viel steht wol fest, daß die Wasserscheide zwischen den beiden Strömen kein hohes, schwer zu passirendes Gebirge ist, sondern nur wenig hohe Hügelreihen bildet, und es würden sich gewiß Thaleinschnitte genug finden, um die Bahn auf die leichteste Weise zu führen. Dagegen scheint das Gebiet menschenarm und öde zu sein, eine Folge der Verwüstungszüge Hadsch Omars und seines Sohnes Ahmadu. Mein Weg von Timbuktu führte mich nördlich von dieser Route und zwar durch reich bevölkerte und wol angebaute ebene Gegenden; ich suchte auf alle Fälle zu ver-

meiden, nach Segu zu kommen, um nicht den unberechenbaren Launen Ahmadu's zum Opfer zu fallen.

Immerhin sind hier die technischen Schwierigkeiten für eine Eisenbahn unbedeutend gegenüber denen in der Sahara.

Betrachten wir nun schließlich kurz den ökonomischen Theil der Frage. Der Handel in Senegambien ist ein recht bedeutender und es existiren französische Häuser (besonders aus Bordeaux und Marseille), die mit einem ganz ansehnlichen Capital arbeiten. Die wichtigsten Exportartikel sind Arachiden (Erdnüsse), von denen jährlich viele Schiffsladungen nach Marseille gehen, um als Olivenöl verarbeitet zu werden; es ist dieß eine überaus nützliche Pflanze in Afrika und der Anbau derselben nimmt erfreulicherweise jährlich zu. Das Oel der Nüsse ist sehr gut und selbst die Schalen können noch verwendet und sollen damit die Frachtkosten gedeckt werden. Nächstdem ist Gummi ein wichtiger Artikel, der besonders in großen Mengen von den nördlich und nordöstlich vom Senegal wohnenden Arabern gebracht wird. Dann werden noch, wenn auch in geringerer Menge exportirt: Kautschuk, Straußfedern, kleine lebende Vögel, bunte Vogelbälge, Wachs, Elfenbein, Rinderhäute, Sesam, Palmöl, Palmkerne, Kaffee, Reis und Gold.

Die wichtigsten Importartikel sind: in erster Linie das sog. Guinée, ein blauer Baumwollstoff, der früher fast ausschließlich in Französisch-Indien fabricirt wurde, jetzt aber vorherrschend aus Belgien und England bezogen wird; ferner allerhand französische Manufacturwaaren, Eisen, Branntwein, Feuerwaffen, Kriegsmunition, Corallen, Ambra, Tabak, Glasperlen und allerhand conservirte Eßwaaren.

Gegenwärtig wird der Handel in der Weise betrieben, daß die französischen Handelshäuser ihre Agenten für mehrere Monate auf den Fluß schicken, um von den oft weit her kommenden Arabern und Negern die Producte einzukaufen. Der Handel würde sich aber ganz bedeutend heben, wenn die Waaren auf schnelle und sichere Weise bis Segu geschafft werden könnten. Dort würden dann die Europäer in directen Contact treten mit den Bewohnern des dicht bevölkerten und reichen mittleren Sudan, mit Haussa-Männern und Anderen und ein gewaltiger Schritt für die Erschließung eines großen Theiles von Innerafrika wäre damit gethan. Die Kosten einer Eisenbahn zwischen Senegal und Nigir dürften jedenfalls nicht so bedeutend sein und würden sicherlich viel früher hereingebracht werden als bei einer Sahara-Bahn; auch sind bereits soviel Europäer direct engagirt, daß die Aufbringung der nöthigen Summen keine Schwierigkeiten bieten würde, wenn nur die Regierung vorher das Nöthige thut und für die Sicherheit im Lande sorgt, vor Allem aber in's Reine kommt mit Ahmadu von Segu: entweder ein ernster Vertrag mit ihm oder Verjagung; welch Letzteres entschieden das Beste wäre. — Es zeigt sich also, daß in Senegambien die politischen und technischen Verhältnisse sowol als besonders auch die ökonomischen um Vieles günstiger sind für Eisenbahnprojecte als in der Sahara. Diese optimistische Anschauung erleidet nun freilich eine Einbuße durch einen Factor, der bisher noch gar nicht mit in Rechnung gezogen worden ist, der zwar mit der Eisenbahn direct nichts zu thun hat, aber wol mit denjenigen,

die dieselben bauen und später benützen sollen: das ist das Klima. Während die Sahara — abgesehen von einer zeit- und stellenweise allerdings etwas bedeutenden Hitze — im Allgemeinen ein vortreffliches, gesundes Klima hat, gehören die Länder im Stromgebiet des Senegal und des Gambia mit zu den ungesundesten Theilen Afrika's. Nicht genug, daß die dort lebenden Europäer von den einheimischen Malaria- und anderen Fiebern zu leiden haben, hat sich daselbst, besonders in St. Louis, auch noch das gelbe Fieber eingebürgert, das man in den meisten Gegenden Westafrika's nicht kennt. Diese fürchterliche Krankheit fordert zahlreiche Opfer und leider lauten die allerneusten Berichte wieder recht schlimm. Die jetzige Epidemie begann im December vorigen Jahres, kurz ehe ich aus Timbuktu am Senegal ankam, und ich mußte sechs volle Wochen in St. Louis liegen, ehe ich ein Schiff fand, welches Passagiere nach Europa aufnahm. Damals herrschte die Seuche nur unter den Truppen, die außerhalb der Stadt dislocirt wurden; jetzt ist auch die Civilbevölkerung ergriffen und nach den letzten Depeschen sollen überhaupt nur noch einige zwanzig Europäer in St. Louis sein, von vielleicht 700 früher; alles was nicht gestorben ist, hat sich geflüchtet.

Nun ist aber das schlechteste Klima der Welt nicht im Stande, einen Platz, der günstig zu Handelsunternehmungen ist, zu veröden; immer werden neue Europäer kommen, um die Vortheile auszubeuten; das sieht man an zahllosen Plätzen in Afrika und Asien. Der Handelsgeist und die Speculationslust, der Drang zu erwerben, ist zu groß im Menschen, um sich durch eine Gefahr, die endlich größer ist als jede andere, abschrecken zu lassen. Und so wird auch die jetzt herrschende Plage am Senegal vorübergehen, bald werden die erschreckten Colonisten zurückkehren und mit erneutem Eifer die unterbrochenen Handelsgeschäfte wieder aufnehmen. Mögen sich die Verhältnisse in Frankreich derart gestalten, daß das Mutterland der Colonie die nöthige Hilfe angedeihen lassen kann zu einer stärkeren Entwickelung des Handels in dem angedeuteten Sinne!

Wenn wir zum Schluß unsere Ansichten über die Eisenbahnprojecte der Franzosen in Sahara und Sudan kurz aussprechen sollen, so kommen wir zu folgenden Sätzen: Für die Sahara-Bahn. 1) Die technischen Schwierigkeiten sind mit Hilfe von Zeit und Geld nicht unüberwindbar. 2) Von einer Rentabilität der Bahn kann auf Decennien hinaus keine Rede sein. 3) Die politischen Verhältnisse Nordafrika's sind derart, daß gegenwärtig noch nicht einmal die alleroberflächlichsten Vorarbeiten für eine Eisenbahn gemacht werden können.

Für die Sudanbahn: 1) Die technischen Schwierigkeiten scheinen, abgesehen vom Klima, nicht bedeutend zu sein. 2) Der Verkehr der Küste mit dem Innern dürfte derart steigen, daß die übrigens nicht sehr bedeutenden Herstellungskosten der Bahn durchaus nicht als verlornes Capital anzusehen wären. 3) Die politischen Verhältnisse für die Franzosen sind nicht ungünstig und würden vollkommen beruhigend sein, wenn es gelänge, den schädlichen Einfluß des Sultans Ahmadu von Segu in irgend einer Weise zu brechen. —

Uebrigens möchte hier noch einmal darauf aufmerksam zu machen sein, daß solche Unternehmungen, wie die Sahara- und Sudanbahn, zunächst nicht vom Standpunkt ihrer Rentabilität aufgefaßt werden müssen, sondern als große

civilisatorische Arbeiten, wie sie ein Volk, das in überseeischen Ländern eine Rolle spielen und im Welthandel nicht bloß den geduldeten Zwischenhändler abgeben will, auszuführen moralisch gezwungen ist. Frankreich wird und muß die Angelegenheiten in Algier und Tunis bald und für immer in einer Weise ordnen, daß die christliche Welt davon befriedigt wird — denn Christenthum bedeutet Cultur und Fortschritt, Islam aber ist identisch mit Stillstand und Barbarei! Es ist schon früher bemerkt worden, daß die gesegneten Länder der Mittelmeerküste in die Hände einer gebildeten Nation fallen müssen, wenn sie vor völliger Verwahrlosung geschützt und das werden sollen, was sie der alten Welt gewesen sind. Die südeuropäischen Staaten, Spanien, Frankreich und Italien, scheint es, haben diese Aufgabe allein durchzuführen; Deutschland und Oesterreich spielen bei der bevorstehenden Theilung Afrika's die Rolle jenes Poeten bei der Theilung der Erde: sie kommen ein wenig zu spät. Ob das zu bedauern ist? Die Antwort kann nicht in zwei Worten gegeben werden. Die einzigen Länder, wo Deutsche in Afrika existiren könnten, sind eben die Mittelmeerländer und das vollständig in den Händen der Engländer befindliche Südafrika. Aegypten, Tripolis und Marokko gehören zwar noch keiner christlichen Macht, aber wir werden es hoffentlich bald erleben, daß der muhamedanischen Mißwirthschaft ein Ende bereitet wird.

Wien, October 1881.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Eugen Rambert und die Literatur der französischen Schweiz.

Von

Prof. H. Breitinger in Zürich.

I.

Weder die französische noch die deutsche Schweiz hat das Glück, eine Nationalliteratur zu besitzen; liegen doch die Quellen und die Muster beider Sprachen außerhalb der Schweizer Grenze. Gleichwol ist es begreiflich, wenn jene heute auf ihren Victor Cherbuliez und Eugen Rambert, diese auf ihren Gottfried Keller und Ferdinand Meyer stolz ist; wenn jede das Geistesleben hüben und drüben als ein ideales Landesgut zu betrachten pflegt. Hat sich doch seit etwa hundert Jahren auf beiden Gebieten ein literarisches Dasein entwickelt, das, wenn man es als den Ausdruck regionaler Voraussetzungen auffassen will, eine gewisse Selbständigkeit beanspruchen darf. Aus einem später anzuführenden Grunde gilt dies besonders von der französischen Schweiz, deren natürliche Mittelpunkte in Genf und Lausanne zu suchen sind. Selbstverständlich ist es wiederum Genf, die größere der beiden Städte, welches nicht allein eine frühere Entwickelung, sondern auch die bedeutenderen Erscheinungen aufzuweisen hat. Durch Rousseau, Frau von Staël, Sismondi, Cherbuliez, Marc-Monnier und Toepffer hat die alte Geneva der französischen Literatur Gewalten und Kräfte zugeführt, auf welche sie ein Recht hat, stolz zu sein.

Schon im Jahre 1796 gründeten einige Genfer, durch den Verkehr mit England angeregt, eine literarische Zeitschrift, welche unter dem Namen der „Bibliothèque britannique“ in's Leben trat; später „Bibliothèque universelle“ hieß, heute seit ihrer 1861 erfolgten Verschmelzung mit der „Revue suisse“ als „Bibliothèque universelle et Revue suisse“ zu erscheinen fortfährt. Um jene Zeit regte es sich auch im Waatlande. Zwar hatte schon im sechzehnten Jahrhundert der waatländische Reformator Viret als französischer Autor keine unbedeutende Rolle gespielt, die Akademie Lausanne blieb lange ein Herd belebender Studien, und später, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, beherbergte Lausanne mehr als eine Größe der Literatur. Hier ließ Voltaire sich ab und

zu in der Gesellschaft sehen, wohnte einer Aufführung seines Trauerspieles „Zaïre“ bei und schmeichelte den guten Dilettanten mit dem Lobe, sie hätten ihre Sache noch besser gemacht, als das Théâtre français. Ein gewisser Pastor Polier — der dunkle Ehrenmann ist längst vergessen — schrieb ebendamals aufgeklärte Artikel für die große Encyklopädie; Voltaire verfehlte nicht, dieselben mit glänzenden Complimenten zu bezahlen, unter dem stillen Vorbehalte freilich, sie mit spöttischen Randglossen an d'Alembert abgehen zu lassen. Eduard Gibbon hatte Lausanne zum bleibenden Aufenthalte sich ausersehen, nachdem einst sein bekümmerter Vater den achtzehnjährigen Proselyten des Oxforder Katholizismus hierhergeschickt, um so rasch wie möglich in den protestantischen Pferch zurückgeführt zu werden. Mademoiselle Curchaud, die schöne waatländische Predigerstochter, hatte ihm eine so ernstliche Leidenschaft eingeflößt, daß ohne den Widerstand seines aristokratischen Vaters eine Heirath erfolgt wäre. Aber Fräulein Curchaud war zu Höherem bestimmt. Sie ward Gemahlin des Banquier Necker und Mutter der Frau von Staël. — In den neunziger Jahren erst verließ der bewegliche Benjamin Constant seine Vaterstadt Lausanne, um in Paris eine hervorragende, wenn auch keineswegs consequente Rolle zu spielen: „sola inconstantia constans“. — Laharpe endlich, der gefeierte Schönredner des 1786 gegründeten Pariser Lycée, war sein Lebtag stolz darauf, ein Lausanner Patrizier und ein Waatländer zu sein.

Indessen erst in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts begann in Lausanne ein locales literarisches Leben sich zu zeigen. Im Jahre 1772 nämlich gründete Gibbon's Freund, Deyverdun, eine Gesellschaft, in welcher ein junger Theologe, Namens Bridel, eines Tages die Frage behandelte: „Warum besitzt das Waatland keinen Dichter?“ Wenn nun die Poeten vorläufig noch fehlten, so gebrach es in Lausanne wenigstens nicht an poetischen Erzählerinnen; denn eben um jene Zeit schrieb Madame de Montolieu ihre sentimentalen Romane, und Madame de Charrière, die holländische Ehefrau eines Eingebornen, versuchte ihre Feder auf demselben Gebiete.

Philipp Bridel, seit 1805 Pfarrer in dem wunderschön gelegenen Montreux, bestrebte sich die von ihm vermißte Waatländer Poesie nun selbst aus dem Boden zu stampfen, that sich obendrein als erster Geschichtschreiber seines Ländchens auf, freilich mit weit mehr Phantasie als Kritik, und lebhafterem Parteihumor als besonnener Ruhe. Der conservative Mann lebte des Glaubens, nur die gnädigen Herren von Bern verstehen es, ein Regiment zu führen; und vergebens verschoß der gute Pfarrer seine satyrischen Pfeile auf ein demokratisches Ungethüm, das mit jedem Jahrzehnt an Umfang zu gewinnen bestimmt war. Bridel's Ehrfurcht vor der vielgepriesenen „vox populi“ ist eine äußerst bedingte; denn er ruft ihr einmal zu:

„Je te salue, auguste souveraine;
Où le peuple est roi, la populace est reine!“

Patriotisch war Bridel allerdings in der Wahl seiner dichterischen Vorwürfe, aber seine leicht und reichlich erzeugten Verse kleideten sich so ängstlich als hartnäckig nach dem classischen Pariser Muster. Noch hat der angerufene Genius loci diesen Erstlingen der Landesmuse kein Sondergepräge auf die Stirne gedrückt.

Bald aber taucht ein Dichter auf, den man ein waatländisches Talent zu nennen berechtigt ist. Es ist Juste Olivier, 1807 auf einem Bauernhofe unweit Nyon geboren. Während seiner Studienzeit, als Lamartine und Victor Hugo sich in der Morgensonne ihres Ruhmes badeten, erringt Olivier, mit Hilfe wohlthätiger Reflexe französischer Romantik, eine akademische Dichterkrone und beschließt in seinem Herzen, die Seele seiner heimathlichen Landschaft und die Eigenart seines Volkes dichterisch zu verklären.

„Un génie est caché dans tous ces lieux que j'aime."

So kündet Juste Olivier seine Entdeckung an, so bestimmt er seine dichterische Sendung in dem Gedichte „Le canton de Vaud" vom Jahre 1831.

Auch die Geschichte und die Sitten seiner Heimath beschäftigten Olivier. Er erforschte sie mit großer Zähigkeit und schrieb darüber mehrere Bände, ein Gemisch von historischen Forschungen und romantischen Ueberschwänglichkeiten. Aber der schlechte Vertrieb seines im Selbstverlage erschienenen Werkes verstimmte ihn. „Ich habe sechs Jahre geopfert, um Ameisen zu malen," sagt er einmal und pflichtet Rousseau bei, wenn dieser vom Waatlande schreibt, es sei zu schön für seine Bewohner, und solche Bewohner seien zu schlecht für die Reize einer solchen Heimath. Olivier forscht nach großen Thaten der Vorfahren und findet häufig nur die Aufzeichnung: „Tel jour, à telle occasion, potenter potatum est." Indeß die Liebe zur heimathlichen Scholle gewinnt doch immer wieder die Oberhand in seiner biederen Seele. Er schreitet zu einer neuen Publication: „Etudes d'histoire nationale." Sie enthält den Befreiungsversuch Davel's, des mystischen Soldaten, und dessen Märtyrertod unter dem Richtschwerte Bern's; Voltaire's Besuch in Lausanne; endlich die Revolution des Waatlandes. Ein Band lyrischer Gedichte, betitelt „Les deux voix", — die zweite dieser Stimmen ist des Dichters dichtende Frau —, mehrte Olivier's Ruhm und die Redaction der 1838 von Lausanne und Neuchatel gegen die allzu genferisch gewordene „Bibliothèque universelle" gegründete „Revue suisse" — seine Plagen.

Um diese Zeit (1835—1845) erreichte die Akademie von Lausanne durch die Vortrefflichkeit ihrer Lehrer und den idealen Schwung ihrer von den gutherzigen Träumen der dreißiger Jahre getragenen Studenten eine Bedeutung, wie sie ihr weder vorher noch nachher zu Theil geworden.

„Seit Vinet, Konrad Geßner, Hottmann, Theodor Beza hier gewirkt" — so drückt sich Rambert in einer öffentlichen Vorlesung aus — „hatte unsere Akademie nie glänzendere Tage erlebt. Die erste Stelle unter den Professoren nahm Alexander Vinet ein, ein scharfsinniger Moralist von zartester Empfindsamkeit, geistreich zugleich und tief, ein trefflicher Beurtheiler literarischer Dinge, als Stilist bedeutend, was auch die Pariser Kritik von seiner undurchsichtigen Sprache faseln mag, in öffentlichen Fragen ausschließlich von seiner Ueberzeugung geleitet, immer auf der Bresche, wenn die Vertheidigung seiner Lieblingsideen (Trennung von Staat und Kirche und Versöhnung von Christenthum und Philosophie im Begriffe des Sittlichen) noth that. Vinet war die Seele unserer damaligen Akademie. Seine Schriften, wie trefflich sie auch sein mögen, bleiben hinter seinem Worte zurück; denn Vinet's Beredsamkeit war die echte, diejenige nämlich, die den Hörer ansteckt. Sie beruhte weniger auf dem

glänzenden Worte und auf der zwingenden Logik, sie kannte die Berechnung nicht, glich vielmehr der tiefbewegten Seele, die von der Wahrheit ergriffen und erschüttert wird. Der Zuhörer theilte unwillkürlich jene innere Erregtheit, welche die Stimme des Redners durchzitterte." — Da lebte ferner Charles Secrétan, der feurige Docent, Verfasser der „Philosophie de la liberté", dessen ganzes Streben nach einer Versöhnung zwischen Glauben und Wissen rang, aber weder den Christen noch den Denker preiszugeben vermochte.

Außerhalb der Akademie standen die Fortsetzer Johannes von Müller's: Vulliemin und Monnard, welcher Letztere, nachdem er kurze Zeit als Professor der französischen Literatur an der Akademie gewirkt, an die Universität Bonn berufen ward. „Vulliemin besonders war der akademischen Jugend theuer, in seiner Sprache so ganz Franzose, im Herzen so ganz Waadländer." — Da wirkte ferner Olivier, der poetisch angelegte Historiker der Akademie, ein Beobachter zugleich und ein Jünger der französischen Romantik. Diesen nationalen Elementen gesellten sich noch einige fremde bei. Der jüngst verstorbene Geschäftsträger Italiens in Bern, Melegari, las damals über Staatsrecht in Lausanne, Sainte-Beuve und Mickiewicz gaben 1837 längere Gastrollen.

Auch unter den Studenten regten sich entschiedene Talente, dichterische wie Frédéric Monneron und Henri Durand, welche beide noch auf der Universität starben, und ein kritisches von hoher Begabung, Adolph Lèbre, dem es wenigstens noch einige Jahre vergönnt war, in der „Revue des deux Mondes" sich hervorzuthun.

Indessen dieses rege und schöne Leben besaß seine Einseitigkeit, seine Kehrseite, die schließlich den Sturm der Revolution von 1845 heraufbeschwor. Um diese zu begreifen, muß man die damaligen Gegensätze im politischen und religiösen Leben des Waatlandes sich vergegenwärtigen. Der Waatländer, wie jeder andere Bauer, denkt nicht, wie der brave Mann, an sich selbst zuletzt. Er geht nur auf das Nützliche aus und faßt nur das Nächste in's Auge. Im Erziehungswesen ist dieses Nächste die Volksschule. Das Ideal einer höheren Bildung wird negirt, eine Akademie, eine Universität als Luxus betrachtet oder gar als Feind angesehen. Gericht und Schule müssen an der Thüre des Bauers liegen, von einer Hauptstadt und einer centralisirten Verwaltung will er ein für alle Mal nichts wissen. Er ist kein Schwärmer für Religion und Kirche; aber sein Phlegma bleibt der Landeskirche treu und will durchaus nicht, daß Einer daran rühre. Nun aber führte der Pietismus der Akademie gerade das im Schilde, wenn er die Kirche durch Befreiung vom Staatsjoche zu verjüngen strebte. Ein neuer Grund für den Bauer, die Akademie zu hassen! Alles Schlimme wurde dieser zugetraut und zugeschrieben, und Olivier's Epigramm war keine Uebertreibung, wenn er dichtete:

„De la Dôle jusqu'à Jaman,
Écoutez donc cette infâmie!
Nous n'avons point eu de choux cette année.
C'est, Messieurs, c'est l'Académie!"

Nur die wirkliche Schwäche der Akademie vermochte der Bauer nicht zu entdecken. Er ahnte nicht, daß man hier zwar Sitte und Geschmack, nicht aber

Methode und Wissenschaft lehre; „daß," wie Rambert treffend sagt, „Alles auf dem Blumenhange der schönen Literatur dahingleite." Der Geist der Anstalt war ein pietistischer und ein schöngeistiger; die Naturwissenschaft, die Philologie, die deutsche Philosophie spielten untergeordnete, oder gar keine Rollen. Selbst Vinet's geistreiche und eindringende Behandlung der Literaturgeschichte hat sich selten mit der historischen Bedeutung eines Buches und dessen Antheil an der Ideengeschichte beschäftigt; das Wahre, Gute und Schöne, die ethische und die ästhetische Kritik bleibt ihm die Hauptsache.

Sie kam und mußte kommen, jene Februarrevolution des Jahres 1845. Anstatt aber die Akademie auszubauen und auf die Höhe der Zeit zu führen, zerstörte die blinde Bauernrache diese Baſtille des pietistischen Doctrinarismus und der aristokratischen Bildung. Die Akademie sank daher zu einer dürftigen Dressuranstalt für Brodstudien herab, und selbst das Gymnasium erlitt schwere Einbußen. Die Lehrer der Akademie demissionirten oder wurden entlassen. Vinet gab seine theologische Professur auf, nahm indessen die durch Monnard's Rücktritt erledigte Literaturstelle an, freilich um sie nach Jahresfrist wieder niederlegen zu müssen.

Olivier siedelte nach Paris über, wo er mit Hilfe Adolph Lèbre's und seines intimen Freundes Sainte-Beuve's sich eine literarische Existenz zu gründen hoffte. Er täuschte sich bitter. Selbst der Einfluß solcher Freunde vermochte ihm keine bleibende Stätte in der „Revue des deux Mondes" zu bereiten. Olivier besaß weder die Beweglichkeit, noch den Schliff, noch die feine Mache, die der Pariser von einem Artikel der berühmten Revue zu erwarten gewohnt ist. Und wie sollte ein Mann, der diese Eigenschaften nicht besaß, vor ihrem Redacteur Buloz bestehen können, dessen Auge nur für die Pariser Schablone eingerichtet war, Alles aber, was über diese hinausging, eigensinnig verkannte? In diesem Punkte sind die Autoren der französischen Schweiz weit ungünstiger gestellt, als diejenigen der deutschen. Glücklicherweise hat Deutschland nie wie Frankreich ein alles reforbirendes Centrum des literarischen Lebens und Geschmackes besessen; somit konnte sich hier auch jene Einseitigkeit nicht entwickeln, die schon mit Boileau in die französische Kritik einzog. Was nun die Schweiz betrifft, so hat Deutschland von jeher so rasch als freudig ihre wahrhaft gediegenen Leistungen entgegen genommen. Es genüge an Jeremias Gotthelf, an Gottfried Keller, an Heinrich Leuthold zu erinnern. Daher denn auch bei Schriftstellern der deutschen Schweiz das Gefühl einer literarischen Zusammengehörigkeit, die mit klarem Bewußtsein ihre Fühlung mit Deutschland sucht.

Juste Olivier gelang es, einen einzigen Artikel in die „Revue des deux Mondes" zu bringen; andere wurden zurückgewiesen, und der cynische Wahlspruch Buloz': „Ils reviendront, car il y a de l'argent dans la mangeoire", schreckte ihn auf immer zurück. Er erfuhr jetzt überhaupt, was Walter Scott mit seinem warnenden Worte gemeint, daß Schreiben eine gute Krücke, aber ein schlechtes Bein sei. Dennoch hielt die Liebe zur Kunst ihn fest auf seinem Dornenpfade. Er schrieb Romane, Novellen und Gedichte, gelangte aber nie über einen bescheidenen „succès d'estime" hinaus. Der Krieg von 1870 trieb Olivier in die Heimath, er starb, ein gebrochener Mann, 1876. Als gefühls-

inniger Sänger der heimathlichen Natur, der ab und zu mit Glück einen volksthümlichen Refrain im Dienste der Kunst zu verwerthen weiß, ist Olivier im guten Sinne des Wortes so recht ein Dichter der Provinz. Aber auch in seiner Heimath hat er nie die Massen erobert. Es fehlte ihm hierzu die gefällige, der Mittelmäßigkeit zugängliche Leichtigkeit des Tons. Sein Bruder Urbain Olivier wußte mit geringerer Kunst und weniger Beruf ganz anderen Beifall zu ernten. Urbain's Waatländische Dorfgeschichten sind heute in der französischen, zum Theil auch in der deutschen Schweiz, verbreitet und beliebt.

Im Hinblick auf jene geringe Theilnahme seiner Landsleute dichtete Juste Olivier nachstehende wehmüthigen Zeilen, die zugleich ein Muster seiner Weise bieten mögen.

„J'ai vu quelques rameaux de l'arbre de la gloire,
Poussant avec vigueur leurs jets aventureux,
Se pencher, il est vrai, sur l'onde sans mémoire,
De ce Léman vaudois que domine Montreux.
Mais un souffle inconnu rassemblait les tempêtes:
d'Arval et de Jaman l'éclair rasa les crêtes,
Les lauriers tristement inclinèrent leurs têtes,
Et le beau lac pleure sur eux."

II.

Als Literarhistoriker, als Naturmaler und als Dichter hat nun Eugen Rambert Olivier's Aufgabe wieder aufgenommen und mit höherer Begabung, größerer Klarheit, feinerem Geschmacke durchgeführt. Rambert ist heute der waatländische Schriftsteller par excellence. Einige orientirende Daten über seine Jugendzeit entnehme ich einem ungedruckten autobiographischen Fragmente.

„Ich wurde den sechsten April 1830 in Montreux geboren. Unsere Familie ist alt und figurirt in mittelalterlichen Urkunden als ein adeliges Geschlecht. Sie verarmte im Laufe der Jahrhunderte, so daß mein Großvater eine Barke, mein Vater eine Schule leitete. Im Jahre 1836 zogen wir nach Lausanne, woselbst der Vater die Direktion der Musterschule am Lehrerseminar übernommen hatte. Schon mit neun Jahren bezog ich das Gymnasium. Die Lust am Spekuliren und am Fabuliren lockte mich bereits, und der Dämon der Kritik begann mir hie und da das Ohr zu zupfen. Ich besuchte eine Sonntagsschule, deren Lehrer eine wunderliche Art zu befehlen hatte. Er sagte nie: „Meine Freunde, laßt uns beten! Meine Freunde, laßt uns im Worte Gottes lesen!" sondern er bediente sich jedesmal der Frageform: „Mes amis, voulez-vous que nous priions? Mes amis, voulez-vous que nous lisions la parole de Dieu?" Eines Tages nun stach mich der Hafer. Was würde wol eintreten, wenn der Sonntagsschüler einmal mit „Nein" antwortete? Gedacht, gethan. Die arglistige Frage wurde wie gewohnt vom Lehrer gestellt, und laut schallte mein sonores „non" über die Schaar der seligen Knaben hin. Himmel und Erde! Nie gab es solch ein Aergerniß in Israel! Zu meinem schweren Leide erfuhr ich jetzt, wie die honigsüße Insinuation des frommen Mannes eigentlich gemeint sei. Solche Erfahrungen weckten in mir das Mißtrauen, die Quelle der Kritik."

Mit dem elften Jahre stellten sich häufige Kopfschmerzen ein, drei Sommer hintereinander wurden die Studien ausgesetzt und diese Zeit verbrachte der Knabe bei Verwandten im waatländischen Bergdorfe Rossinières. Hier faßte er seine erste Liebe zu den Alpen; sein bester Freund war der Geißhirt der Gemeinde. Rambert hat dieser Jugendfreundschaft in seiner Novelle „Le chevrier du Praz-de-Fort“ ein poetisches Denkmal gestiftet. — „Zu diesen Unterbrechungen“, so fährt das Fragment fort, „gesellten sich später die allgemeinen Nachtheile der Revolution von 1845, welche nicht nur die Akademie, sondern auch das Gymnasium erreicht hatten. Man bestimmte mich zum Pfarrer, und ich bezog die neuerrichtete Facultät der freien Kirche, mit dem Gefühle freilich, daß die Theologie nicht mein Beruf sei“.

Im Sommer 1853 ward Rambert Licenciat der Theologie; nun aber warf er die Kutte in die Nesseln und eilte nach Paris, um hier durch angestrengte Studien für die seit Vinet nicht mehr besetzte Stelle der französischen Literatur an der Lausanner Akademie sich vorzubereiten. Mit einer Abhandlung über Frau von Staël lief er seinen Mitbewerbern den Rang ab und ward 1855 ordentlicher Professor. Seine Antrittsrede handelte vom Rechte des Zweifels und dessen Bedeutung für die Wissenschaft; eine Rede, welche in den frommen Kreisen der freien Kirche gegen Rambert eine Mißstimmung weckte, die bald unzweideutig sich kund geben sollte.

Wenden wir uns nun der rasch sich entwickelnden literarischen Thätigkeit Rambert's zu. Der junge Professor lieferte der „Revue suisse“ von 1857 drei längere Artikel über Calvin, deren Schluß über seinen Standpunkt keinen Zweifel läßt. „Der Name des großen Reformators“, heißt es da, „kann unsere Bewunderung, aber nimmermehr unsere Theilnahme wecken; denn ein so harter und herzloser Mann konnte unmöglich ein ganzer Mensch und ein echter Christ sein“.

Als im Jahre darauf die Genfer „Bibliothèque universelle“ eine neue Wandlung durchgemacht und diesmal in die Hände eines Waatländers gelangt war, trat Rambert in den Dienst dieses Freundes und hat seiner Revue (eine Unterbrechung von 1860—1866 abgerechnet) bis heute eine lange Reihe von Literatur- und Naturstudien geliefert, die zu ihren gediegensten und gelesensten Leistungen zählen.

Noch im Jahre 1858 begann hier Rambert mit drei Artikeln über Pascal, an welche sich eine ganze Geschichte knüpfte, und welche zuerst Sainte-Beuve's Aufmerksamkeit auf Rambert gelenkt haben. Diese Pascal-Affaire ist pikant genug, um hier eine Stelle zu finden.

Pascal's „Pensées“ sind bekanntlich, im Sinne ihres Verfassers, fragmentarisches Rohmaterial für den Aufbau einer Apologie des Christenthums. Schon Pascal's Freunde machten den Versuch, nach den von Pascal selbst hinterlassenen Andeutungen jenes Gebäude auszuführen, und der Reiz einer solchen Reconstruction führte auch den scharfsinnigen Theologen Astié in Lausanne zur Herausgabe der „Pensées“ nach einem neuen Plane (1857). Rambert's Kritik dieses Buches war zugleich eine Kritik Pascal's und lief auf das Wort Sainte-Beuve's hinaus: „L'Apologie de Pascal a fait son temps“. Groß war die

Entrüstung aller frommen Genfer und Lausanner Abonnenten der „Bibliothèque universelle". Man drohte mit einer Massenauswanderung aller Wohlgesinnten, sofern die schuldige Revue ihren Frevel durch Eröffnung einer Polemik nicht sofort sühnte. Als Kämpe der angegriffenen Sache trat der Genfer Religionsphilosophe Ernest Naville in die Schranken. Ihm antwortete von Paris aus Edmund Schérer. „Pascal's Apologie", so drückte dieser sich aus, „ist heute null und nichtig, sie ist veraltet nach Methode und Begründung. Wie Herr Rambert es bereits ausgesprochen, bleibt von ihr nur das, was ich mit Rambert als Pascal's Vorrede bezeichnen möchte, das heißt das Gemälde des Menschen. Dieses Gemälde aber ist weiter nichts als eine Moralstudie, Pascal selbst für uns nichts mehr als ein beredter Moralist".

Neue Aufregung im orthodoxen Lager. Nun rückt der Pariser Zionswächter, Herr Pressensé, in die Schußlinie. Sainte-Beuve (Port royal III. Anhang) nennt ihn bei diesem Anlaß etwas giftig „einen liebenswürdigen, schreibseligen, unerschöpflichen Mann, glaubenseifriger als genau, pathetischer als logisch, eine Art protestantischen Mr. de Ponmartin, der in jedem neuen Buche den Feingehalt an Christlichkeit zu bestimmen sucht und allmonatlich das Ergebniß seiner Messungen als den sittlichen Tarif des Jahrhunderts tief ergriffen der Oeffentlichkeit überliefert".

Schérer antwortete auch diesem Gegner und den Schlußact des Handels bildete ein Revueartikel des Lausanner Professors Chavannes, der beiden Parteien Recht und Unrecht zu geben wußte.

Wenn diese Pascal-Affaire Rambert neue und bedeutende Freunde gewann, so steigerte sie begreiflicherweise anderseits den Unwillen der freikirchlichen Lausanner Kreise. Bereits betrachteten dieselben Vinet's jungen Nachfolger als einen gefährlichen literarischen Wühler, der es auf den Umsturz aller bestehenden Autoritäten abgesehen habe. Man ersparte Rambert sogar förmliche Scenen nicht, wenn er einmal im Lande Kanaan sich blicken ließ. Da stellte sich im rechten Augenblicke ein ehrenvoller Ruf ans schweizerische Polytechnikum in Zürich ein, dessen frische und freie Luft Rambert nicht ungern mit der dumpfen Schwüle seiner peinlich frommen Heimath vertauschte. Er siedelte 1860 nach Zürich über.

Die neue Aufgabe forderte eine energische Rückkehr in die engeren Grenzen der schönen Literatur. Unter dem Titel: „Corneille, Racine et Molière", ließ Rambert 1862 eine Schrift erscheinen, welche einem oft behandelten Gegenstande neue Seiten abzugewinnen wußte. Rambert's Charakteristik der drei französischen Classiker sowol als ihrer Schöpfungen ist vorwiegend eine psychologische. Die philosophische Neigung des Verfassers blieb in Frankreich nicht unbemerkt. In der Einleitung zu Molière's „Misanthrope" gibt Moland einen längeren Auszug aus Rambert und fügt bezeichnend hinzu, man fühle es seinem ganzen Buche an, daß es an der Grenze jenes Landes entstanden sei, wo die Philosophie und die Aesthetik gedeihen. Mit rückhaltsloserer Anerkennung von Rambert's selbstständiger Leistung drückt sich Sainte-Beuve (Nouveaux lundis; Artikel Corneille, 1864) aus: „Diese Arbeit eines kenntnißreichen, klaren und geistvollen Kritikers verdiente bei uns größere Beachtung, als wir ausländischen Publicationen auf

diesem Gebiete zu gönnen pflegen. Leider ist es nun einmal so. Ueber uns und die Unsrigen wollen wir nur das vernehmen, was in Paris gesprochen wird und was uns schmeichelt".

Mit dieser ersten größeren Leistung trat Rambert in die Reihe der französischen Kritiker, und es drängt sich hier natürlich die Frage auf, welcher Form französischer Kritik die seine sich anschließt. Denn der Formen und Arten gibt es hier wahrlich genug. Voltaire's Schüler La Harpe, ein populärer Professor, wie ihn der gebildete Besucher des Lycée von 1787 nicht besser sich wünschen konnte, kennt noch keinen höheren Standpunkt als die Prüfung eines Werkes an Boileau's und Voltaire's Poetik, und die rednerische Form der Behandlung ist ihm „conditio sine qua non" des Erfolges. In dieser Bahn verharrten die Kritiker des ersten Kaiserreiches, die Geoffroy, de Feletz, Dussault und Hoffman. Erst Villemain, dessen Professur noch bezeichnend den Titel einer „chaire de l'Éloquence française" führte, suchte jene kulturhistorische Fühlung, welche Ballanche mit der Formel „La littérature est l'expression de la société" zu fordern gewagt. Während sodann Nisard mit ächt französischer Abstractionssucht die Literaturgeschichte seines Landes so zurecht schnitt, daß sie fast nur eine historische Illustration des alten classischen Programms zu sein schien, warf sich der von den Romantikern ausgegangene Sainte-Beuve auf die geschichtliche Seite, löste das Ganze in eine Unzahl von Individuen auf, erklärte mit feinstem Verständniß des menschlichen Treibens das Buch aus dem Wesen des Autors und dieses aus den Einflüssen seiner Gesellschaft, schuf mit einem Worte, was man in Frankreich die „critique intime et descriptive" zu nennen pflegt. Aus Sainte Beuve's Praxis wußte Taine ein paar abstracte Formeln zu ziehen, die er mit Hinzunahme sensualistischer Momente als seine kritischen Schablonen verwendet hat. Sie haben der Unbefangenheit seines Schaffens vielleicht mehr geschadet als genützt. Schérer endlich erscheint als der Dialektiker, der am liebsten die Logik des Ideenganges und die Solidität des Gedankenbaus untersucht.

Rambert nun ist zunächst von Vinet ausgegangen, welcher die Hervorbringungen der schönen Literatur vor Allem auf ihren ästhetischen und ethisch-christlichen Gehalt zu prüfen geneigt war. Als Lehrer hat er auf Rambert zwar nicht direct gewirkt; indessen schlich der fünfzehnjährige Gymnasiast oft genug in die Vorlesungen des berühmten Mannes, und Vinet's Schriften boten ihm später, was er als Hörer hatte versäumen müssen. Zugleich aber vertiefte sich Rambert in das Studium Sainte-Beuve's, und als Ideal erschien ihm nun eine Verbindung der historischen Methode mit der ethischen Synthese Vinet's. Von diesem scheidet ihn allerdings die religiöse Anschauung, von Sainte-Beuve das Ringen nach umfassenderen Gesichtspunkten. Man vergleiche, um dies zu prüfen, parallele Artikel bei Rambert und Sainte-Beuve, wie „Corneille" oder „Paul et Virginie", und der Gegensatz wird von selbst sich darstellen.

Eine Reihe essaiistischer Arbeiten übergehend, beschränke ich mich hier auf Rambert's Hauptleistungen: die Biographieen Vinet's, einiger Genfer, endlich Juste Olivier's.

Schon bald nach Vinet's Tode hatten die Verehrer dieses Mannes behufs

Herausgabe seines reichhaltigen Nachlasses ein Comité bestellt, dessen Thätigkeit nach zwanzig Jahren so weit gediehen war, daß Rambert in sechs Artikeln der „Bibliothèque universelle" von 1867 unter dem Titel „Les poésies de Vinet" eine Skizze entwerfen konnte, die er im folgenden Jahre zu einem Buche erweiterte. Die Einleitung dieser Schrift ist so zu sagen eine Abhandlung für sich über den Gegensatz von Glauben und Wissen: sie enthält ein unbefangenes Bekenntniß, das durch die elegante Klarheit der Diction und durch die Gedankenfülle seines Inhaltes in der Geschichte von Rambert's Talent eine wichtige Stelle einnimmt und somit eine Beachtung verdient, die ihm unseres Wissens bisher noch nicht geworden ist.

Sieben Jahre später kehrte Rambert zu seinem Thema zurück und unternahm nun eine ausführliche Biographie Vinet's, welche im Laufe zweier Jahre drei Auflagen erleben sollte. Mag auch der Name Vinet's und die Verehrung seiner Schüler ihren Antheil an diesem glänzenden Erfolge beanspruchen, so bleibt doch dem Biographen das Verdienst einer kritischen Durchdringung seines ausgedehnten Materiales und einer fesselnden, geschmackvollen Darstellung. Vinet's Bild ist ein vollkommen klares, wie dasjenige seiner Zeit und seiner Umgebung ein durchaus historisches. Vinet's theologisches Wirken, seine Rolle in der 1845 zum Abschlusse gelangten freikirchlichen Bewegung des Waatlandes, das Gemälde der damaligen waatländischen Zustände, nehmen in diesem Buche selbstverständlich die Hauptstelle ein; indessen gelangt auch der Literarhistoriker und der Kritiker Vinet zu seinem vollen Rechte. Als solcher ist Vinet in Frankreich nun allerdings nie in weitere Leserkreise durchgedrungen. Seine Sprache war zu originell, sein Denken zu tief, sein Christenthum zu aufrichtig, um dort verstanden zu werden. „Vinet parlait notre langue sans parler notre langage", sagt Paul Albert ganz treffend von ihm. Aber wenige Auserwählte und zwar von den Besten erkannten in den geistvollen Artikeln, welche Vinet von 1830—1845 dem „Semeur" (protestantische Pariser Zeitschrift) über zeitgenössische Literatur lieferte, den feinen Kenner und den überlegenen Denker. Sainte-Beuve und Schérer nennen ihn den scharfsinnigsten (ingénieux) französischen Kritiker; Béranger, Michelet, Hugo drückten ihm in Briefen ihre Bewunderung aus. Auch Paul Albert erklärt, er kenne keine packendere Lectüre als Vinet's Bücher über die französische Literatur (Les Moralistes français, Pascal, Les poètes de Louis XIV, Les écrivains du XVIIIe siècle, Études sur les écrivains du XIXe siècle). Und wie sollte dies anders sein, wenn Schérer's Urtheil berechtigt ist, das als Vinet's wesentliche Vorzüge „l'inépuisable abondance des idées, la finesse des aperçus, l'imprévu des expressions, le goût littéraire, l'élévation chrétienne, la sympathie universelle" nennt, und Saint-René Taillandier (Revue des deux Mondes, 15 janvier 1864) bekennnt, daß Vinet der Pariser Kritik oft zuvorgekommen sei, d. h. den Parisern das endgültige Urtheil oft vorweggenommen habe?

Ein drittes Mal kehrte Rambert zu Vinet's Arbeiten zurück, als er (1878 und 1879) Vinet's dreibändige Chrestomathie der französischen Literatur zu revidiren und zu erneuern übernahm. Auch diese Arbeit ist heute vollendet; sie hat Vinet's gutes, aber nachgerade alterndes Buch zu einem besseren und modernen umgeschaffen.

Wir kommen nun zu Rambert's Arbeit über die Genfer Literatur. In der „Bibliothèque universelle" hatte Rambert die zeitgenössische Bewegung der französischen Literatur zu verfolgen begonnen. Aber er überzeugte sich bald, daß um die Aufgabe durchführen zu können, ein häufiger Aufenthalt in Paris nothwendig wäre. Mit richtigem Gefühle warf er sich daher auf ein weit näher liegendes Gebiet, die Literatur der französischen Schweiz. Leider ist bis heute nur die erste Serie seines Werkes (Ecrivains nationaux, première série: Genève 1874) erschienen. Dieselbe behandelt sieben Genferische Schriftsteller: Rudolf Toepffer nach ungedruckten Briefen, Anton Cherbuliez, Ernst Naville, Heinrich Blanvalet, Marc Monnier, Rudolf Rey und Victor Cherbuliez.

Die ersten drei dieser Namen vertreten das alte, die letzten vier das neue Genf.

Rudolf Toepffer wurde den Franzosen durch Sainte-Beuve vorgestellt und diese zählen ihn heute zu den wenigen Humoristen ihrer Literatur. Rambert nun fand in Toepffer's Papieren einen Brief, der so recht bekundet, mit welchem Vorurtheile die Pariser jene Erzeugnisse betrachten, die von Nazareth kommen, wäre auch ein Sainte-Beuve ihr empfehlender Einführer. Im „Charivari" sei, so heißt es dort, muthmaßlich aus der Feder von Gustave Planche, eine Antwort auf Sainte-Beuve's Artikel erschienen, worin sich folgende Stelle finde: „Seit seinem Artikel über einen gewissen Tropfer, Tapfer oder Topfer hat Sainte-Beuve mein ganzes Zutrauen eingebüßt. Dieser Tropfer scheint mir ein rechter Pedant aus der Provinz (cuistre de province) zu sein, allerhöchstens im Stande, in der Zeitung seines Departements eine Lokalchronik zusammenzustoppeln. Die Poesie des Malers Topffer ist die Sepia des Lächerlichen, das Gouache des Abgeschmackten, der leibhaftige Gemeinplatz aufgelöst im Näpfchen der Impotenz". Heute lautet das Urtheil auch in Frankreich etwas anders. — Rambert entdeckt Toepffer's „maîtresse qualité", um mit Taine zu reden, in der Fähigkeit, auch das Abstracte plastisch darzustellen, auch das farblose malen zu können. Wenn z. B. Toepffer die unruhige Zerfahrenheit der dreißiger Jahre zeichnen will, so nennt er dieselbe „un calme agité où les idées se tiennent à peine assez tranquilles pour qu'on puisse les peindre". Neu und interessant ist, was uns Rambert von Toepffer's politischer Haltung mittheilt. Im Jahre 1841 nämlich schlug dem alten Genf die Sterbestunde und die Revolution von 1845 fand einen Leichnam vor, den sie in die Grube schaffte. Aber die große Vergangenheit der kleinen Republik lebte fort in den religiösen und wissenschaftlichen Ueberlieferungen ihrer Patricier, und nicht ohne tiefen Schmerz wichen diese der einbrechenden kosmopolitischen Demokratie. Toepffer's Freund, de la Rive, seit 1836 Director der „Bibliothèque universelle" sprach damals im Verfassungsrathe die bezeichnenden Worte: „Man will aus Genf die kleinste unter den großen Städten machen; ich wünschte, es bliebe die größte unter den kleinen". Von jetzt an blieb ein zäher, wenn auch nutzloser Widerstand die einzige noch mögliche Rolle des Altgenfers. Toepffer führte sie mit der ganzen Leidenschaft des gesinnungstreuen Mannes durch.

Denselben leidenschaftlichen Antheil an den Geschicken seiner Vaterstadt nahm Anton Cherbuliez, dem Rambert die zweite seiner Skizzen gewidmet.

Er ist der in Deutschland vielleicht noch mehr als in Frankreich bekannte Nationalökonom, welcher 1869 als Professor am schweizerischen Polytechnikum starb: Ein strammer Altgenfer von jener schroffen Logik, deren methodische Schärfe das beste Erbstück calvinistischer Disciplin ist, hat Cherbuliez die schweizerische Demokratie, wie einst Tocqueville die amerikanische, zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung gemacht, überdies bis zur Revolution von 1845 seine starren Grundsätze im Senate seiner Republik vertreten. „Sie wollen die Aristokratie!" riefen ihm die Gegner zu. — „Ja, und die wahre", antwortete Cherbuliez, „diejenige der Capacitäten". Letztere glaubte er freilich nur da finden zu können, wo Washington seine Officiere nahm: „among the gentlemen". Cherbuliez' Widersacher fürchteten die Ueberlegenheit seiner männlichen Beredsamkeit; aber sein unbeugsamer Stolz arbeitete ihnen dafür in die Hände. „Ich verachte die Popularität", rief er einst an die Tribüne des Rathsaales hinauf, „und brächte mir Einer die Kunde, ich sei ein populärer Mann geworden, so wäre meine erste Frage, welche Gemeinheit oder welche Dummheit ich denn begangen habe". Und in der Vorrede seines Buches über die schweizerische Demokratie stellt er den Satz auf, nur der allgemeine Tadel und die Entrüstung von Freund und Feind zeuge für die Güte eines politischen Werkes.

Ein drittes Bild führt uns die religiöse Seite des alten Genferthums in der ehrwürdigen Gestalt Ernst Naville's vor. Wenige kannten den einsamen Denker, bis er (1860—1868) durch öffentliche Vorträge in Genf und Lausanne imposante Massenerfolge davontrug. Diese erklärt uns Rambert aus der Persönlichkeit des Redners und des Menschen; aber die Logik des Philosophen scheint ihm zu schwach, um jene Erfolge verantworten zu können.

Die nun folgenden Artikel führen uns in das neue Genf hinüber. An der Schwelle treffen wir den Dichter Blanvalet, der die ersten Blumen seiner Poesie am Wege nach Berlin fand, den er 1833 als lebensfroher Studio zu Fuß zurücklegte. Sein Lied von des deutschen Müllers Töchterlein ist heute noch frisch wie damals:

„Je faisais, pensant à ma mère,
Route pour l'Université,
Quand la fille de la meunière,
Surprit mon regard arrêté.
Elle était si jeune et si frêle,
Du ciel me parlait si souvent,
Que j'oubliais souvent près d'elle,
Le tic-tac du moulin à vent."

Auf seiner Heimkehr findet der Student den Weg zur Mühle wieder. Ihr Tick-Tack klingt so munter wie immer, aber des Müllers Töchterlein liegt drüben im Kirchhofe. Des Dichters vielverheißende Muse hatte ein ähnliches Schicksal. Sie verschied in ihrer Jugend; denn Blanvalet's spätere Gedichte zeigen keinen Fortschritt und keine männliche Entwickelung. Marc Monnier hat Blanvalet's beste Lieder gesammelt und mit jener Feinheit beurtheilt, die seinem Talente eigen ist.

Marc Monnier selbst ist Gegenstand einer weiteren Studie unseres Buches. Genfer seiner Erziehung und seiner heutigen Stellung nach, vertritt

dieser hervorragende und vielseitige Mann recht eigentlich den internationalen Charakter des heutigen Genfs. Sein Vater war Franzose, seine Mutter Genferin, er selbst ist in Florenz geboren, dessen Improvisationstalent schon den Studenten zum Helden unter seinen Commilitonen machte. Den Lesern der „Revue des deux Mondes" ist Marc Monnier allzusehr bekannt, um seine literarische Individualität hier zeichnen zu müssen. Auch Rambert beschränkt sich darauf, nur einige seiner Dichtungen zu besprechen, nämlich die satirischen „Marionettes" und seine unter verschiedenen Himmeln entstandenen „Poésies." Ueberall bekannt und überall zu Hause, bleibt der Dichter in einem Punkte ein echtes Kind der Seinestadt, in jener anmuthigen Leichtigkeit, welche Rambert „la grâce de l'esprit" nennt.

In dem Artikel über Rudolph Rey, der sich 1866 mit einem Buche strengen Stiles über die politische Wiedergeburt Italiens einführte, bespricht Rambert eine Schrift, welche vier Jahre später den verdienten Beifall der französischen Schweiz erntete: „Genève et les rives du Léman." Dem anmuthigen Rahmen einer malerischen Rundreise hat der scharfsinnige Beobachter eine lebendige Schilderung von Land und Leuten jener lieblichen Seegestade, von Gegenwart und Vergangenheit ihrer Ortschaften eingefügt, besonders aber Genf und die Genfer in einer Reihe kecker Federzeichnungen charakterisirt. Mit Grund aber tadelt Rambert eine zweifache Schattenseite dieses Buches, seine demokratische Einseitigkeit und die stellenweise auftretende Manierirtheit des Ausdrucks, die an Hugo's und Gautier's Stilexperimente erinnert.

Rambert's letzte und bedeutendste Studie ist Victor Cherbuliez, Anton's Neffen, gewidmet. Cherbuliez ist ihm der Typus des neuen, anticalvinistischen, kosmopolitischen Genf's. Seit 1860 als Schriftsteller, seit 1862 durch seine Romane in der „Revue des deux Mondes" bekannt, ist Cherbuliez der erste Schweizer, dem es gelang, in jener Revue eine große Rolle zu spielen. „Er versteht zu schreiben, während rings um ihn nur gestammelt wird." Die genferische Eigenart Cherbuliez' findet Rambert in dessen Vorliebe für den Thesenroman, in jener „imagination raisonnable et raisonneuse", welche als das Erbe der calvinistischen Disciplin betrachtet werden müsse. Demnach wäre Victor Cherbuliez zugleich ein Feind und ein Sohn jenes Altgenferthums, dessen pedantisch-steife Nüchternheit sein Roman „Paule Méré" so geistreich und grausam verhöhnt hat.

Wenn Rambert schon in seinen Vinet-Studien die literarische Entwickelung seiner engeren Heimath berühren mußte, so bot ihm die Herausgabe der ausgewählten Werke Olivier's (zwei Bände, Lausanne 1879) eine willkommene Gelegenheit, dieselbe in ihrem Zusammenhange darzustellen. Die ausführliche, dem ersten Bande beigegebene Biographie Olivier's erzählt ein an äußeren Ereignissen armes Dichterleben, gestaltet es aber so dramatisch und so spannend, daß man einen Culturroman zu lesen glaubt, der uns von Lausanne nach Paris, von da zurück in die Alpenhütte führt, wo Juste Olivier seine letzten Jahre verbrachte. Fernerstehende wird namentlich der literarische Verkehr zwischen Olivier und Sainte-Beuve interessiren. Letzterer fühlte das Bedürfniß, in Olivier's „Revue Suisse" gewisse Wahrheiten, die man in Paris nicht sagen

konnte, niederzulegen, wohl wissend, daß sie dort früher oder später würden gesucht und geholt werden. Unter dem Titel: „Chroniques parisiennes" sind diese Beiträge auch bereits gedruckt worden (Paris 1876), aber es blieben noch ungedruckte Briefe an Olivier, aus welchem Rambert uns einige Stellen mittheilt, Stellen, deren Form an die „Cahiers de Sainte-Beuve" und an Heine's Nachlaß in Prosa erinnern. In einem Artikel über Schérer hat Sainte-Beuve diesen beneidet, weil er, in der Provinz lebend, über die Pariser Literatur sich rückhaltslos zu äußern die Freiheit habe, während er selbst niemals vergessen dürfe, daß ein von ihm am Montag hingerichteter Autor vielleicht schon Dienstag Abends in irgend einem Salon mit ihm zusammenstoße. Um so freier ließ er sich dafür in Privatbriefen aus. Von Leroux schreibt er z. B. an Olivier: „Ce Leroux écrit philosophie comme un buffle qui patauge dans un marais," und Hugo's Ruy-Blas gleicht einer „Omelette battue par Polyphème." Rambert gedenkt eine Ausgabe dieser interessanten Correspondenz, deren Erscheinen heute noch unmöglich ist, später zu veranstalten.

Wenn wir Rambert's Leistungen auf dem Gebiete der Literaturkritik[1]) und der literarischen Biographie überschauen, so können wir uns nicht des Bedauerns enthalten, daß er von jeher seine reiche Kraft zwischen mehrere Gebiete getheilt hat. Ohne diesen Umstand wäre sein Plan, eine Geschichte der französischen Literatur während der Revolutionszeit zu schreiben, nebst manchem Anderen wol schon ausgeführt. So aber müssen wir seinem Talente dahin folgen, wo er seine „seconde vocation" zu erblicken pflegte.

III.

„Ich habe einen vielleicht zu weitgehenden Entschluß gefaßt, den Entschluß, die Alpen meines Landes zu schildern," schrieb Rambert 1866 in der Vorrede seiner „Alpes suisses", ein Werk, das Rambert's Namen weit getragen hat.

Wie sich die Dinge geändert haben, seit Benvenuto Cellini die Schrecken und Gefahren der unwirthlichen Alpen beschrieb! Erst als dieser Mann der Ebene, von Wallenstadt und Weesen kommend, in die Niederungen gelangt und Zürich „wie einen Edelstein" über den blauen See hinleuchten sieht, wird ihm wieder leicht um's Herz und froh zu Muthe. Noch ein paar hundert Jahre mußten über die Gletscher ziehen, bis unser Auge die erhabene Schönheit der Alpen zu entdecken vermochte. Der erste Schweizer, der sie empfand, ist Johann Jacob Scheuchzer von Zürich (1672—1733), aus dessen Schriften, wie Peppmiller in Gosche's Archiv (1870) nachgewiesen, Schiller die landschaftlichen Momente seines Tell gezogen hat. Haller's Gedicht von den Alpen erschien im Jahre 1734. Dreißig Jahre später erschloß uns Rousseau den landschaftlichen Zauber von Vevey, von Clarens und Montreux, und die Genfer der siebziger Jahre, ein Bonnet, ein Saussure, die Gebrüder De Luc, besonders aber der unermüdliche Alpengänger Bourrit begannen ihre Wanderungen und deren Beschreibung. Bourrit ist der erste populäre Alpenmaler; dankt ihm doch Saussure 1773 aus-

[1]) Eine interessante Arbeit über den Stand der André Chénier-Frage veröffentlichte Rambert jüngst in der „Bibliothèque universelle".

drücklich dafür, das Publicum auf seine wissenschaftlichen Monographien vorbereitet zu haben. Nach dem Vorgange einiger Engländer wagte Bourrit es zuerst, in die Berge von Chamounix vorzudringen, welche damals noch — bezeichnend genug für die alte Zeit — „Les montagnes maudites" hießen.

Bald aber wurde die so gepflanzte Lust an den Alpen zur Modesache, zunächst unter den Schülern der französischen Aufklärung, seit Byron's Childe Harold unter den Gebildeten überhaupt. In der schweizerischen Alpenliteratur, welche immer stattlicher sich ausdehnte, trat mehr und mehr eine Theilung der Arbeit ein. Während beispielsweise Töpffer in den „Nouvelles genevoises" und in den „Voyages en Zig-Zag" Farbenskizzen von unvergänglicher Frische schuf, beschäftigte sich die Wissenschaft immer lebhafter mit den Geheimnissen der Gletscherwelt und ihrer Winde. Im Jahre 1862 trat der schweizerische Alpenclub ins Leben, der sich die Erforschung der höchsten Regionen zur ernsten Aufgabe machte. Seine zahlreichen Clubhütten stehen heute dem Touristen ebenso zur Verfügung, wie die zahlreichen Itinerarien seines Jahrbuches, das bald an die zwanzig Bände zählt. Wenn auch wissenschaftliche und praktische Zwecke in diesem Jahrbuche den Vordergrund behaupten und auf mehr als einen dieser Reiseberichte Byron's Hieb auf Wordsworth' ängstliche Naturschilderung passen dürfte: „Here we go up, up and up, and here we go down, down, and there we turn round about, round about," so schließt die schöne Sammlung das literarische Moment durchaus nicht aus. Ich erinnere nur an Prof. Karl Meyer's Aufsatz über Haller's Alpen und an die neulich erschienene, so dramatisch erzählte „Ueberwindung der Berninascharte" von Dr. Paul Güßfeldt.

Jene Theilung der Arbeit auf unserem Gebiete mußte früher oder später zu Vermittlungsversuchen führen, welche die Ergebnisse der Forschung in gefälliger Form zu populariſiren bemüht wären. In Rambert's Programm ist dies nun in der That ein Hauptgedanke. Er studirt den Berg wie ein Forscher, fühlt ihn wie ein Dichter und malt ihn wie ein Künstler. „Vor allem aber soll der Berg als *malerische Wirklichkeit* betrachtet werden. Hier nun stößt man freilich auf eine Schwierigkeit. Den topographischen Einzelheiten aus dem Wege zu gehen, ist eben so unmöglich, als dieselben jedem Leser klar zu machen. Ein bloß geschildertes Terrain sich richtig und lebhaft vorzustellen, ist eine besondere Gabe, die Vielen abgeht. Und dennoch müssen Leser und Autor den Uebelstand in den Kauf nehmen. Denn woher kommt es, daß die Schilderungen ganz verschiedener Berge sich oft auf so bedenkliche Weise gleichen? Weil der Beschreiber es versäumte, durch ein zähes Ringen mit jener Schwierigkeit die Individualität seines Berges darzustellen." Rambert hat den heiklen Punkt nicht nur klar erkannt, sondern auch energisch überwunden. Seine Besteigung der Klariden und der Dent du Midi sind auch in dieser Hinsicht wahre Kraft- und Kunststücke anschaulicher Schilderung, kecker und bestimmter Zeichnung. Es ist, als ob der kühne Steiger seine gefährliche Klettertour nach der famosen Ostspitze der Dent du midi zum zweiten Male als Naturmaler und als Stilist bestanden hätte.

Die plastische Wirkung dieser Gemälde war für Rambert's Buch natürlich eine Grundbedingung des Erfolgs. Ich schulde dem Leser hier einen Beleg, aber

wenn schon Plutarch's Themistokles die Uebersetzung mit der Kehrseite eines Teppichs vergleicht, so wird die Sache in unserem Falle, wo Bild und Stil noch mehr als Sinn und Gedanken in Betracht fallen, vollends mißlich. Indessen wage ich es, eine Stelle des ersten Bandes zu übersetzen. Wir befinden uns in Rambert's eigentlicher Alpenheimath, im abgeschiedenen Hochthale „Les Plans", an der Riesenwand des „Muveran" in den waatländischen Alpen.

„Der Muveran ist ein Stock von strengen Linien, dessen Gipfel die Höhe von dreitausend Meter überragt. Seine Nordseite weist einen ungeheuren Absturz, der in seiner ganzen Länge von Riesenschlünden durchfurcht und mit zahllosen Gräten und Kämmen gezeichnet ist. Ihre tausend, etagenartig übereinandergethürmten Zacken gleichen einem wunderlichen Durcheinander halbzerfressener Felsennadeln, den Resten eines himmelanstürmenden Titanenvolkes. Ein Block, der sich oben am Gipfel ablöst, ist schon in der Mitte seines Sturzes zu Staub zermalmt. Die Lauinen stürzen zweitausend Meter tief, reißen die losen Blöcke mit, höhlen die Furchen tiefer und arbeiten feindselig an des alten Bergstockes langsamer Zerstörung. Wer diese gequälten Bergflanken mustert, der allein kennt das mächtige Grausen (énergiques horreurs) unserer Hochalpen. Und doch, wie lieb man ihn gewinnt, diesen Muveran! Den kahlen Scheitel trägt er nicht wie gemeine Berge. Stolz, nicht prahlend, ragt er empor. Sein Profil ist so rein als wild, und um die nackte Riesenmasse hängt ein Adel und ein Zauber, dem Keiner widersteht. Seit zwanzig Jahren habe ich ihn von allen Seiten, zu jeder Jahreszeit, bei jedem Wetter, in jeder Beleuchtung betrachtet, ich zeichne ihn richtig mit geschlossenen Augen, und dennoch, bei jedem neuen Besuche bereichert sich mein Bild mit einer neuen Einzelnheit. Wenige Berge wechseln so überraschend schnell ihr Ansehn, an wenigen spielt das Licht so launenhaft. Der Morgenröthe kehrt der Muveran den derben Rücken zu, ihr Purpurschimmer säumt nur seine höchsten Kämme, bald aber schießen die schiefen Strahlen der höhersteigenden Sonne aus den Scharten jener Zinnen, breiten sich fächerförmig aus, gleiten über die Schatten weg, welche schleierartig auf der Bergwand ruhen, und strömen auf die thalwärts liegenden Matten nieder. Von Stunde zu Stunde streifen sie näher an jene Wand, da leuchtet ein Vorsprung und dort ein zweiter auf, bis alle Rinnenkämme auf dem Dunkel ihrer Schlottkehlen in plastischen Lichtern sich abheben; dann dringt die Sonne in die tieferen Höhlungen, schneidet breite Schatten in dünne Riemen, endlich wenn sie im Zenith steht, ist sie für den Muveran aufgegangen. Nachmittags kommt der Augenblick, wo die Wand das ganze Gewirre ihrer Schraffuren, Vertiefungen und Felsenerker der Sonne überläßt und die lothrecht fallenden Sonnenstrahlen diese zerrissene Welt von Abgründen förmlich heizen. Es ist die glühende Stunde, wo die Gemse in ihrer Grotte Siesta hält, während der Jäger mit triefender Stirne auf seine Beute lauert. Bald beginnen leise Schatten aus den Gründen emporzukriechen und die Silhouette gegenüberliegender Berge auf die weißschimmernde Wand zu werfen. Die höher gelegenen Felspartien färben sich mit tieferen Tönen und endlich flammt es wie Wiederschein von Lohen einer Riesenesse. Oft wenn die Sonne hinter dem fernen Jura bereits verschwunden ist, erglüht der Gipfel nochmals vom Reflexe einer Wolke. Nirgends ist dieses Alpenglühen (seconde coloration) häufiger und intensiver. Aber auch die Mondbeleuchtung wirkt hier um so magischer, als die Mondscheibe nur dem Berg aufgeht, das Thal noch lange im Dunkeln bleibt."

Die Gegenstände von Rambert's Schilderungen liegen großentheils außer dem Bereiche des gewöhnlichen Touristen; hinter und über den von diesem besuchten Scenen ragt jene große und wilde Gebirgswelt, die nicht ohne Gefahr erreicht, ohne poetischen Sinn nicht begriffen wird. Diese echte und eigentliche Alpenwelt, die Welt des Gemsjägers und des Bergführers, ist diejenige, in welcher Rambert sich bewegt.

Nach der malerischen Wirklichkeit beschäftigen ihn die Ergebnisse der Wissenschaft. Der Gletscherfrage hat Rambert in der „Revue des deux mondes" einen Artikel gewidmet, welcher seither in den vierten Band der „Alpes suisses" über-

gegangen ist. Die Controverse über den Föhn, die Alpenliteratur und die Alpenpflanzen liefern die Gegenstände anderer Studien. Nach Tschudi's „Thierleben in der Alpenwelt" konnte die Fauna bei Rambert nicht mehr in den Vordergrund treten, er hat sie aber gestreift und auf seine Weise behandelt. Das „Tagebuch eines Murmelthieres" ist eine humoristische Studie, die mehr an die Menschen der Ebene, als an die Thiere des Berges erinnert.

Ein dritter Theil des Werkes befaßt sich mit den Bewohnern des Berges, dem Jäger, dem Hirten, dem Flößer, mit jenen Menschen, welchen die Alpennatur den Stempel ihrer Einsamkeit und ihrer Kraft aufdrückt. Hier empfahl sich als Rahmen die Novelle. Mit richtigem Gefühle aber bemerkt Rambert selbst, daß er die Novelle nur als Vehikel benutzen wolle, da Erfahrung und Beobachtung, nicht Phantasie und Dichtung für den Inhalt sorgen müßten.

Eine vierte Stoffgruppe der „Alpes suisses" wird durch eine eingehende Studie über die Landsgemeinden eingeleitet. Damit sind wir bereits im Thale angelangt. „Interlaken" bietet ein Bild des Touristen- und Kurlebens; und ein weiterer Schritt führt zu den Dichtern, welche die Alpen besungen haben. Rambert beschränkt sich auf Schiller und Goethe, deren Verhältniß zu den Alpen er betrachtet. Von den Franzosen war hier in der That wenig zu berichten. Im ersten Bande (pag. 18) hatte Rambert beiläufig die Beziehungen Rousseau's und Chateaubriand's zu der Alpenwelt verglichen und den Gegensatz derselben auf seine Quelle zurückgeführt. „Will man beide nach ihren Fehlern vergleichen, so herrscht zwischen Rousseau und Chateaubriand etwa der Unterschied, der den Stolz von der Eitelkeit scheidet. Nun kann man wol seinen Stolz vergessen, aber von der Eitelkeit trennt man sich nie; Rousseau liebte die Natur von Herzen, fand wenigstens Stunden seligen Schlummers an ihrer Brust, Chateaubriand dagegen suchte überall nur sein eigenes Bild." Rambert's „Alpes suisses" bilden eine Leistung, welche in der französischen Literatur eine große Lücke ausfüllt. Wie wenige französische Schriftsteller haben sich in die Betrachtung der Alpen versenkt! Chauteaubriand waren sie zuwider, Frau von Staël war mit dem Menschen und der Gesellschaft allzusehr beschäftigt, um der Natur mehr als einen theilnahmslosen und zerstreuten Blick zu gönnen. Am Ufer des blauen Sees und Angesichts der Savoyer Alpen sehnt sie sich nach der Straßengosse der Rue du Bac zurück. Ducis in seinen Briefen und Sénancour in seinem „Obermann" haben die Alpenwelt lebhaft empfunden, aber beide sind so gut wie verloren für die heutigen Leser. George Sand hat jene Welt auf ihrem Wege getroffen, aber nur flüchtig gegrüßt; Lamartine hat sie im Schwalle seiner üppigen Phantasie begraben, und Musset's Genius war längst erloschen, als er die Jungfrau zu besingen versuchte. — Rambert ist in den Riß getreten, indem er diese große Welt mit ebenso gründlicher Kenntniß als dichterischem und künstlerischem Verständnisse malte. Eine dem Romanen nahe liegende Gefahr war, der Rhetorik in die Hände zu fallen. Die gesunde Frische der Empfindung und sein richtiger Tact lenkten Rambert von dieser Klippe ab. Seine Darstellung hält jene richtige Mitte zwischen Nüchternheit und Ueppigkeit, die Quintilian mit dem Ausdrucke der „lactea ubertas" bezeichnet. Eine Auswahl der „Alpes suisses" wurde 1874 von Professor Vorn in Basel in deutscher

Uebersetzung und in Form einer illustrirten Prachtausgabe besorgt. Sie erschien bei H. Georg unter dem Titel „Aus den Schweizerbergen, Land und Leute". Unter den Vorstudien einer sechsten Serie hat neuerdings „der blaue Strahl" verdiente Aufmerksamkeit gefunden. In einer Grotte des Bürgenstockes am Vierwaldstätter See beobachtete nämlich Rambert jenes blaue Licht, welches die berühmte blaue Grotte von Capri färbt, welches Robert Bunsen in den Geisiren von Island wiederfand und als einen Lichtreflex des chemisch reinen Wassers erklärt. Professor Victor Meyer äußert sich über Rambert's „blauen Strahl" wie folgt.

„Wem, der diese Darlegungen Bunsen's kennt, hätte sich beim Lesen der Rambert'schen Studie nicht der Gedanke aufgedrängt, daß der „blaue Strahl", den der Dichter als vom Himmel stammend auffaßt, das Nämliche sei wie das, für welches der Naturforscher Bunsen einen sehr irdischen Ursprung, die natürliche blaue Farbe des reinen Wassers nachgewiesen? In der That, die Schilderungen Rambert's in ihrer einfachen Klarheit, führen uns direct zu dieser Auffassung. Um sich ganz dem Genusse des blauen Strahles hingeben zu können, zwängt sich der Verfasser in eine Felsenhöhle ein und schafft sich so selbst unbewußt die physischen Bedingungen, welche das weltberühmte Blau von Capri erzeugen. Durch das Dach der Höhle der Einwirkung des directen Himmelslichtes entzogen, empfängt das Auge des Beobachters ein Licht, welches zunächst in die Tiefe des Sees gedrungen, dann vom Grunde desselben reflectirt und endlich in die Höhen des Bürgenstockes gelangt ist, welches also den Weg durch die ganze Tiefe des Sees zweimal zurückgelegt hat, — ganz der Fall der blauen Grotte bei Neapel, nur unter weniger günstigen Bedingungen."

Als Dichter im engeren Sinne des Wortes hat sich Rambert erst im reiferen Alter mitgetheilt. Die „Poésies par Eugène Rambert" erschienen 1874 in Paris. Sie zählen wenige aber ausgesuchte Gedichte, die alle aus persönlichen Erlebnissen, aus einem äußeren Anstoße des Gedankens, der Empfindung, der Stimmung herausgewachsen sind und weniger durch ein schimmerndes Colorit, als durch sinnige Einfachheit, weniger durch die concentrirte Kraft des Ausdrucks als durch diejenige des Gedankens sich auszeichnen. So dichtet der durchgebildete Geschmack, der über den Neuern die Alten nicht vergessen hat. Die Lyrik der Empfindung und diejenige der Reflexion kreuzen sich hier auf's Behaglichste. Erstere hat ihre schönsten Blüthen in den Trauerliedern über ein entrissenes Kind getrieben, während der Kern von Rambert's Gedankenlyrik in dem Proteste einer idealen Natur gegen die Roheit des Materialisten, gegen die Phrase des Demagogen, des Scheinpoeten und des Scheinchristen zu suchen ist. Die Gedichte „Einst und Jetzt" stellen die Vorzüge der alten Schule den Schwächen und Uebertreibungen der französischen Romantik, andere die Rechte des Gedankens dem pietistischen Pharisäerthume gegenüber. Als echtes Kind des Waatlandes erscheint Rambert in den krystallhellen, feingeschliffenen Couplets eines längeren Gedichtes „La Suisse romande". Die allgemeinste Theilnahme werden aber jene Lieder finden, in welchen Rambert, sei es die Natur, sei es die Kunst, zum Vorwurfe nimmt. Zu den zartesten dieser Reihe zähle ich „Mes anges". Die Engel,

die uns heute noch begegnen, sind die poetischen Gedanken. Sie klopfen ab und zu an unsere Thüre.

Doux messagers de poésie,
Chacun s'annonce en fredonnant,
Son gai refrain, sa fantaisie,
Au rhythme heureux et bien sonnant.

Mais trop souvent ma porte est close.
Il faut hélas! gagner son pain.
„Aujourd'hui je fais de la prose,
Ange du ciel, reviens demain."

Le lendemain j'attends, j'appelle.
Tous les appels sont superflus.
Adieu refrain, chanson nouvelle!
L'ange, piqué, ne revient plus.

Als Literarhistoriker, als Naturmaler und als Dichter nimmt Rambert in der Literatur seines Landes eine hervorragende Stelle ein. Die Vielseitigkeit, welche für so viele schon verhängnißvoll geworden ist, scheint seine Kraft zu stählen und seine Lust am Schaffen zu mehren. Seine Stärke dürfte besonders in zwei Dingen liegen, in der Gabe lebendigster Schilderung, verständnißvoller Naturmalerei, und in dem sicheren und feinen Geschmacke, dem Ergebnisse langer Literaturstudien. Erstere hat seine „Alpes suisses" zu einer Leistung von künstlerischem Gehalte, letztere seine literaturgeschichtlichen Arbeiten zu werthvollen Vorarbeiten einer noch zu schreibenden Literaturgeschichte der französischen Schweiz gemacht.

Aus der Zeit des Consulats.

In Briefen und Tagebuchblättern **Karl Benedict Hase's.**

Mitgetheilt von

O. Heine,

Director des Magdalenen-Gymnasiums in Breslau.

II. In Paris.

Paris, den 28. Nivose X. (18. Januar 1802).

Für Dein — ich will ihm keinen Namen geben — Stillschweigen, bist Du durch die harten Worte meines letzten Briefes hinlänglich gestraft. Damit hat sich auch mein ganzer Zorn abgekühlt; ich bin versöhnt, bin wieder der Alte. O wie segne ich meinen Entschluß nach Paris zu gehen. Wie öffnet sich dieser Busen unter diesen Menschen. Das ist der große Vorzug großer Städte, daß jeder unter den Tausenden, die ihn umgeben, die Seele findet, in der er sein Bild wieder sieht, und in deren Nähe sich alle seine Kräfte mit einer vorher ungeahnten Freiheit und Leichtigkeit entwickeln.

Ich habe Dir schon in einem meiner Briefe von Madame Condorcet gesagt[1]). Ich wurde durch Zufall mit ihr bekannt; sie wollte deutsch lernen und ein gewisser Fauriel, Sekretär des Ministers der Polizei, bei dem ich manchmal die Abende zubringe, schickte mich zu ihr. Es war der 28. Frimaire; suche den Tag auf und streiche ihn an; er ist einer der wichtigsten im Leben Deines Freundes. Denn ich will es gestehen, der reine Sinn dieses herrlichen Weibes, ihre Freude über das allgewaltige Fortschreiten des Genius der Menschheit zu einem schönen Ziele, ihre Kenntniß der großen Auftritte der Revolution, bei denen sie selbst keine unbedeutende Rolle gespielt hat (den Tag vor dem 10. August, wo Condorcet, ihr Mann, vierhundert Marseiller bei sich bewirthete, war sie Königin des Festes) vielleicht auch wohl ihre Freundlichkeit gegen mich — denn meine heftigen Progressen in der französischen Aussprache, worüber alle Welt außer sich geräth, verdanke ich den französischen Trauerspielen, die ich ihr Abends vorlese — haben ihre Wirkung auf mich nicht verfehlt. Ich bitte Dich nicht zu lächeln. sie ist zwar eine der schönsten Frauen, die ich je gesehen habe, und nur zweiunddreißig Jahre alt; ich weiß das und bemerke es; aber ich ehre — kurz sie soll mir nur das sein, was sie ist, eine Pallas und nie eine Venus. Ihr allein von allen Menschen in Paris habe ich von der Bildung meiner Kindheit erzählt, von meinen Hoffnungen und meiner Liebe in Helmstädt, von Dir, von meinem Gange nach Griechenland. Gegen das letzte exponirt sie heftig. Vous y serez déplacé, mon ami, sagte sie mir gestern, on vous coupera votre tête bouillonante. Es ist auch möglich, daß sie Recht hat; aber der Verlust beregten Kopfes soll mich nicht abhalten zu thuen, was ich für recht und ersprießlich halte. Den April will ich mit ihr auf ihrem Landgute zubringen;

[1]) S. Rundschau, Novemberheft 1880, S. 302.

guter Gott, ich begreife nicht recht, wie dieser stürmische Busen eine solche Wonne wird fassen können. Was Du mir die letzten Jahre in der ganzen männlichen Welt gewesen bist, das wird sie mir vielleicht — doch genug davon; nicht von meinen Hoffnungen sollst Du unterhalten werden, sondern von der Gegenwart.

Wir bitten Eure Hoheit inständigst, hinfüro die Briefe ganz klein zu schreiben und um Gotteswillen keine Bücher mehr zu senden. Johanna von Arc, die ich hier übrigens schon längst gelesen hatte, hat mich 83 Franks, schreibe 83 Franks, das sind fast 22 Thaler Porto gekostet, dafür kann ich im Palais Royal eine ganz andere Pucelle haben, die freilich nicht mit Schild und Helm bewaffnet einherschreitet. Um Dein Erstaunen über diese ungeheure Summe zu mildern, muß ich Dir sagen, daß alles gedruckte, nicht gestempelte Papier, das auf der Post in die Republik eingeführt wird, eine ungeheure Abgabe bezahlt, und daß wir mit unserem „pièces imprimées“ alles verdorben haben. Es ist verschmerzt, dieses gräßliche Prello; habe ich doch Deinen Brief.

Du würdest auch mein Aeußeres jetzt verändert finden, und ich beginne nicht ohne Furcht dessen Schilderung. Zuerst trage ich eine — was meinest Du? — eine Titusperücke von schwarzen Haaren; es trägt vielleicht etwas zur Verminderung Deines Grimmes bei, wenn ich sage, daß dies erst seit wenigen Tagen der Fall ist und daß Madame — aber ich will sie nicht mehr nennen. Zweitens habe ich eine Uhr, ein in Paris schlechterdings unentbehrliches Stück, da das Getöse der Straßen alle Glockenschläge übertäubt; drittens ein Paar entsetzlich hohe Hosen, die bis zu den Brustwarzen heraufgehen und durch allerlei künstliche Maschinerien in dieser unglaublichen Elevation erhalten werden müssen. Von meiner deutschen Garderobe ist blutwenig mehr übrig; vous me faites peur avec tout cela, sagten die hiesigen Mädchen.

Ich will Dir nicht verschweigen, daß ich Gelegenheit hatte, eine Art diplomatischer Carrière einzuschlagen. Ich war mit einer Menge Volks bei Chaptal, dem Minister des Innern bei einem Thee. Der Minister sprach über die Säcularisation in Deutschland, und ich weiß nicht, welcher plötzlich erwachende Patriotismus machte, daß ich mich über die jämmerliche Lage unseres Landes mit aller Wärme erklärte, der ich fähig bin. Fauriel sagte mir einige Tage darauf — doch die Sache ist zu langweilig und endigte damit, daß ich äußerte, ich würde mich auf diese Weise nie in Frankreich fixiren. Was soll ich auch in so einem Büreau? Eine Republik hat immer gute Staatsmänner und schon das Interesse treibt Hunderte hinein. Ich habe gelobt, nur das Schwerste zu übernehmen und das Undankbarste, und halte mein Wort.

Jetzt noch einige Worte über Dich und Deinen Plan. Ich werde Dich vielleicht in schönen Phantasien stören, aber ich muß. Zuerst: Was ist Dein Plan für Dein Leben? Ich glaube als Jurist zu arbeiten. Dafür ist nun jetzt nichts, gar nichts zu thuen. Es hat mir nicht an Gelegenheit gefehlt, Beobachtungen aller Art darüber anzustellen. Das Justizwesen der Republik ist ein fürchterliches Chaos, das erst durch Trouchet's code civil, woran gearbeitet wird, etwas in Ordnung gebracht werden kann. Eine zahllose Menge Gesetze, in und vor der Revolution gegeben, machen, wie mir Bernardi, Mitglied des Cassationstribunals, gesagt hat, dies Studium zu einem der mühsamsten, die es im Reiche der Wissenschaften gibt. Vorher wurde die Jurisprudenz verachtet, weil man

sie zu pedantisch betrieb, jetzt empört sich jedermann gegen die Justiz, weil die meisten Richter nicht alle Gesetze kennen. Zweitens: Du mußt Dich dann entscheiden; es gilt, wie ich vom Anfang, seit ich meinen Plan faßte, voraussah, hier nur die Alternative, entweder Deutschland oder Frankreich. Was Du in dem einen lernst und gewinnst, gerade das macht Dich unbrauchbar für das andere. Glaubst Du, daß ich nach meinem Aufenthalte in diesem Lande der Gleichheit oder davon abgesehen, nach meinem Aufenthalte in der Hauptstadt, wo der Zusammenfluß der Menge alle Stände durcheinander wirft und der Minister mit Dir spricht, wie der niedrigste Ferkelspecht, mich je würde als Subconrector in die Launen eines dicken Superintendents fügen können? Mache davon die Anwendung auf Dich. Hier bei der Freundlichkeit der Nation verlernst Du das Stehen in dem Vorzimmer eines adeligen Geheimenraths, bei den rhetorisch schönen Deklamationen der hiesigen Plaidoyers die „Als" und „Anerwogen" der deutschen Klagschriften. Drittens: Willst Du Dich von Deutschland lossagen, so bedenke, daß Dich ganz andere Bande zurückhalten als mich. Willst Du die Hoffnungen, die ein Kreis guter Menschen auf Dich gesetzt hat, ich will nicht sagen, täuschen, aber doch in der Erfüllung verschieben? Meine Geschwister haben mich nie recht verstanden; sie hielten mich bald für einen Pedanten, bald für einen Dämon. Wie ganz anders ist es mit Dir. Ich würde mich nie zufrieden geben, wenn Deine Liebe zu mir Dich einer Frau entzogen hätte, die ich über Alles ehre. Denn Deine Mutter ist die erste Frau, sowie der Onkel in Ringleben nach meinem Urtheil der erste Mann in Deutschland.

Du kennst mich zu gut, als daß Du mich nicht verstehen könntest. Dich leicht dem Glänzenderen hingebend, hast Du zuweilen über den Pflichten der Freundschaft die anderen weniger im Auge behalten. Darauf mußte ich Dich aufmerksam machen, mußte Dich erinnern, daß ich leichter trage, was Andere vielleicht zu Boden drückt.

Und nun habe ich das meinige gethan. Der Wille bleibt Dein. Bestehst Du auf dem Kommen, so melde mir das. Daß Du mit frischgebackenem, unglaublich weißem Brote, mit dunkelrothem, perlendem Weine, mit großen Näpfen französischer Suppe ꝛc. ernährt, mit großem Prunke (Titusperücke, hohe Hosen ꝛc.) gekleidet, von einem halben Dutzend Mädchen beliebäugelt und des Tags zwanzigmal von Rossen und Wagen mit Koth bespritzt werden wirst, alles das glaube ich schon bewerkstelligen zu können. Mein Herz steht Dir offen; ich bin unverändert; nur bitte ich keinen raschen Schritt zu thun, ohne mich vorher zu benachrichtigen. Ich treibe mich vielleicht mehrere Monate des Sommers in den Cypressenhainen gewisser Villen herum und es wäre ein schrecklicher Schlag, wenn Du nach Paris kämst und ich zu eben der Zeit auf einem Felsen an der Loire säß und Fische angelte.

Was soll ich Dir von meinem Leben sagen? Die Lectionen bei der Breteuil [1]) habe ich aufgegeben. Um 8 Uhr stehe ich auf und lese bei dem Feuer meines Kamins (NB. der Ofen ist abgeschafft). Von 10 bis 3 Uhr beschäftigen mich die Stunden; der Rest der Zeit ist mein, und ich habe diese nie glücklicher an-

[1]) S. Novemberheft 1880, S. 295.

gewandt. Wenn ich bei Mad. C. zu Mittag esse — mit Zittern gestehe ich, daß dies Abends 6 Uhr geschieht und daß ich meist nach Mitternacht in's Bette gehe — bin ich oft allein mit ihr und nur eine alte Kammerfrau sitzt der größeren Ehrbarkeit wegen zwischen uns. Dann denke ich ohne Unterlaß an den wunderlichen Wechsel des menschlichen Geschicks, und wie vor zwei Jahren an einem ebenso kleinen Tisch — freilich nicht von Mahagoniholz — und in ebenso vertrauten Klitterungen Du und ich und Drusus — Hier sehe ich Dich wüthend aufspringen und schweige. Ich habe mir den Zutritt in Millin's deutsche Bibliothek geöffnet und mir ganze Stöße in meine Stube geschleppt. Damit lese ich mich gewöhnlich in Schlaf.

Ich wollte gern jetzt 30 Thaler auf der Post nach Jena schicken, aber dann müßtest Du wahrscheinlich 50 Porto bezahlen. Und überdem ist es verboten, baares Geld aus dem Lande zu schicken. Wenn die Republik Louisdore in den Briefcouverten wittert, so macht sie es wie manche Schulmeister mit den Kirschen und Aepfeln ihrer Jungen, sie frißt sie selbst.

Ich schriebe gern an den Onkel nach Linde, aber ich habe eine schreckliche Furcht, daß er mir wieder ein paar Bogen mit langweiligem Gewäsche über Religiosität und den Buchhändler Rein und die Stelle Lucas 13, 24—30 und einen großen Aufruhr in Berlin, an dem kein Wort wahr ist, nach Paris schickt. Ich will Nachrichten von meiner Schwester haben und er liest mir ein exegetisches Collegium; ich frage nach Deinem Liebling Luise und er erzählt mir von dem Generalsuperintendent Damme oder Demme (Gott weiß, wie der Hundsfott heißt). Ich hätte die Pestilenz darob kriegen mögen.

Von Politicis kann ich jetzt unmöglich viel melden. Der Consul ist nach Lyon zur Consulta. Die Theuerung hat etwas nachgelassen, das Volk ist ruhiger. Die Verlegung der cisalpinischen Nationalversammlung nach Lyon war ein Meisterstreich. Der Handel hat dadurch neue Kraft und die Regierung die Herzen des Handelstandes gewonnen. Ueber den ersten Consul, so weit ich trotz seiner furchtbaren Verschlossenheit seinen Gang habe bemerken können, ein ander Mal meine Meinung in einer fremden Sprache.

Dein Schweigen sei Dir verziehen, versuche es aber ja nicht zum zweiten Male. Alle vier Wochen schickst Du eine Epistel, aber ohne Bücher, hörst Du? Ich umarme Dich und schließe mit der republikanischen Formel Gruß und Bruderliebe, salut et fraternité, auf ewig.

Paris, den 10. Germinal XI (31. März 1803).

Der Frühling naht sich uns jetzt mit allen seinen Reizen, er ist mir aber diesmal weniger willkommen, d. h. ich kann mich über seine Ankunft nicht mehr so freuen wie sonst. Wenn vor zwei, drei Jahren die erste laue Luft über die Erde wehte, so ergoß sich in mich ein Uebermaß von Lebenskraft, die sich in mancherlei schwer zu beschreibenden Gefühlen äußerte; es war mir, als ob ich gleichsam der gebährenden Natur bei ihren Wehen helfen müßte, und mit einer Art von freudiger Beklommenheit sah ich dem Sommer entgegen, der mich ruhiger machte. Jetzt bin ich ruhiger Zuschauer der neuen Schöpfung, aber eben darum gleiche ich einem Weimaraner, der sich im Hoftheater befindet, wenn man zum

dreiundzwanzigsten Male den Jurist und den Bauer und den Diener zweier Herren gibt. Zwei oder drei Jahr mehr, die mich um eine große Zahl von romantischen Ideen ärmer gemacht haben, vielleicht auch die Trennung von Dir und das Herausreißen aus dem schwärmerischen Einsiedlerleben, das wir in Jena führten, sind an einer Veränderung in meinem Innern schuld, die mich vielleicht zu einem besseren Beobachter, aber gewiß nicht zu einem glücklicheren Menschen gemacht hat.

Durch eine Landpartie, die ich gestern nach Versailles machte, werde ich auf einen Theil dieser Bemerkungen geführt. Ich bewahre noch wie ein schönes Kleinod die Erinnerung an unsere Fahrt nach Gera an der Saale, womit sich im Herbst 1801 unser Zusammensein in Jena schloß. Hätte eine Gesellschaft phantastischer zusammengesucht, hätten im kurzen Raume eines Tages Begebenheiten erdacht werden mögen, die bald durch ihre Lächerlichkeit, bald durch die plötzliche Ueberraschung, mit der sie vor uns traten, unsere Empfindsamkeit hätten angenehmer aufregen können als alle Ereignisse jenes frohen Tages von den wunderseltsamsten Spaziergängen in Köstritz an bis zu den Geldererpressungen von Kreuznachern und den Gewaltmärschen der folgenden Woche, wo die Viertelstündchen des Onkels in Linde sich zu unabsehbaren Entfernungen ausdehnten, und wir in Regen und Schneegestöber des Singerberges schier umgekommen wären, ehe wir den folgenden Morgen den Haupt- und Prachtesel an den Quellen der Wipfra mit so günstigem Erfolge bekämpfen konnten? Zu dieser Salzfahrt sollte — ich will es gestehen — meine gestrige nach Versailles ein Gegenstück werden. Ich nahm dazu vier Klienten, d. h. drei, mich selbst nicht mit gerechnet: Milonas, den Du kennst[1]) und der neuerdings gelinder Sous-Lieutenant i. e. Lieutenant für einen Sou, unter einem Dragonerregiment geworden ist; einen Secretär des türkischen Chargé d'Affaires, der sich — der Secretär — Grigoras nennt, aus Thessalonich gebürtig und ein enragirter Republikaner ist (hat übrigens erst einundzwanzig Jahr); der dritte war ein Boiarssohn aus der Moldau, dessen Vater durch den Vater des berüchtigten Prinzen Morusi enthauptet worden war, und der nun racheschnaubend seine enormen Reichthümer mit den Mädchen des Palais vergeudet, und der vierte ich. Wir fuhren früh aus, aber ungeachtet des herrlichen Morgens, der nützlichen Gesprächsklitterungen und der bei uns allen obwaltenden Opulenz, war es mir unmöglich, in eine so heitere Laune zu kommen, als ich wünschte. Die gepflasterte Straße, auf der wir pfeilgeschwind fuhren, die blendend weißen glänzenden Landhäuser, die eine ununterbrochene Straße bildeten, und das Gewühl der Menge um uns her gab dem Ganzen ein so ängstlich feierliches Ansehen, daß ich mich ohne Unterlaß zwischen die duftenden Fichten des Gangloffer und Eisenberger Waldes wünschte, und gern meine Begleiter aus dem Wagen geworfen hätte, wenn ich durch viertelstündiges Gespräch mit Dir oder Fries mir die alte Jenaische Welt hätte zurückzaubern können. In Versailles wurde das Ding noch ärger, als meine Gesellschaft mit großem Geschrei und der gehörigen neugriechischen Illiberalität, das Schloß, das Theater, Trianon, das Musée central des arts, endlich sogar die königlichen Ställe zu sehen begehrte. Ich ließ in einer schrecklichen Hitze überall

[1]) Erdmann hatte inzwischen Hase in Paris besucht.

hinfahren und nach vier sauern Stunden kamen wir hundemüde in unsere Auberge zurück, aber die officiöse Lustigkeit, in die wir während des Essens verfielen, entstand weit mehr, weil wir froh sein wollten, als weil wir es wirklich waren. Kurz, ich würde ziemlich mißvergnügt nach Paris zurückgekommen sein, wenn nicht ein episodisches Ereigniß mich gelehrt hätte, daß ich noch für Regungen empfänglich bin, auf die ich bei dem großen Zeitmangel in der Hauptstadt schier Verzicht gethan hätte.

Wir fuhren in einem Kabriolet zurück; ich und Grigoras saßen vorn und führten Gespräche über Thessalonich und den Geist der Zeit, ohne uns viel um die Objecte außerhalb des Wagens zu kümmern. In Sèvres hielt unser Fiaker an und kam bald darauf mit der Bitte an, es sei une demoiselle im Hofe, die nach Paris zurück zu fahren wünsche; ob wir ihm erlauben wollten, sie mit in den Wagen zu nehmen. Ein guter Geist waltete über mir, daß ich — ich nehme noch ein Quartblatt; das wird dir zwölf Groschen mehr kosten — meine Begleiter zur Einwilligung überredete, und nun stieg ein Mädchen von funfzehn Jahren zu uns herein, mit einem so kindlich schönen Gesicht und so schönen braunen Haaren, wovon ein Büschel unter ihrem Hut hervorquoll und auf die Stirn herabfiel, daß ich keine Sünde zu begehen glaube, wenn ich Dich bitte, sie Dir in Ermanglung eines andern Beispiels wie Luise von Gera zu denken und sogar nicht weiß, welche von beiden durch diese Vergleichung am meisten geehrt wird.

Der Boiar, der in allem was Wohlleben und Wollust betrifft, große praktische Kenntniß hat, war von der Güte des Versailler Weins zu einem kleinen Uebermaß verführt worden und noch gelinde betrunken; Grigoras kann, wenn es sein muß, mit Ministern und Consuln reden, aber Weibern gegenüber ist er einer Art von Kanonenfieber ausgesetzt; Milonas weiß nichts als den Kopf hängen und Robespierre's frühen Hintritt beklagen, folglich war ich der einzige, der, um eine erträgliche Unterhaltung zu bilden, übrig blieb. Der Boiar und die beiden Griechen wurden im Hintergrund der Kalesche auf eine horrible Art zusammengepfercht, ich und das Mädchen saßen vorn und wir fuhren weiter. Das erste Wort, womit Milonas das allgemeine Schweigen unterbrach, war die unglaublich dumme Frage: Mademoiselle, êtes-vous mariée? Es war wirklich trop peu de Menschenverstand in einem solchen Anfang der Unterhaltung, auch erhielt Milonas keine Antwort und von mir auf griechisch einen scharfen Verweis, doch gab es mir Gelegenheit, ein langes Gespräch mit meiner Nachbarin anzuknüpfen, worin sie mit liebenswürdiger Natürlichkeit von ihrem Stand und Herkommen und ihrer Familie erzählte. Ihre Mutter, aus dem Oesterreichischen gebürtig, war Chantante de la reine in Versailles gewesen und an den suites de la révolution — ich habe nicht fragen mögen, wie — gestorben, ihr Vater war négociant et juge de paix in der Rue de la loi und sie hatte jetzt eine Tante, die einen Maler in der Porzellanfabrik in Sèvres geheirathet hatte, besucht. Die Tante stand wirklich, als wir wegfuhren, in der Hofthür und sah ihrer Nièce, die ihr ein munteres Adieu zurief, besorgt nach. Wir waren auf der Ebene von Grenelle etwa noch eine halbe Stunde von den ersten Barrieren entfernt, als uns ein Wagen schnell entgegenkam, der Kutscher wollte ablenken, ein Rad gerieth in eine tief ausgefahrene Gleise, wir waren im Begriff umzu-

schlagen und dabei riß ein Strang. Wir mußten aussteigen, es fehlte ein Messer, um Gott weiß welche Verbesserungen an dem Geschirr hervorzubringen, und es wurde uns angekündigt, wir müßten bis zu den Barrieren zu Fuß gehen. Ich höchlich erfreut, nahm den Arm meiner Kleinen und führte sie nach Paris zu; die andern folgten uns in der Entfernung und ihre neugriechischen Diskussionen hallten weit durch das Feld.

Ich muß gestehen, daß ich lange nicht so heiter, froh und beredt gewesen bin als diesen Abend. Es überraschte mich selbst auf eine angenehme Weise, daß diese losen und zarten Verhältnisse zwischen mir und einem Mädchen mich noch in eben die idealische Welt emporheben konnten, wie in den Blüthenjahren meiner ersten Neigungen. Es war gegen Sonnenuntergang und im Glanze des Abends schienen alle die unzähligen Dörfer und Landsitze, welche die Hügel längs der Seine bis Marly hin krönen, und die große Stadt mit ihren Domen vor uns wie im Lichte einer Verklärung zu schwimmen. Meine Begleiterin, die wohl ziemlich selten aus den düstern Gassen von Paris heraus in's Freie kommen mochte, war unbeschreiblich lustig, erzählte mir, daß sie über Gräben springen könne — ich glaube, es hätte mir nur ein Wort gekostet, um sogleich davon Proben zu sehen —, daß sie übermorgen gewiß bei Franconi sein würde, um den Bürger Romain zu bewundern, den sie sehr liebe u. s. w. So kamen wir — denn ich muß noch gar interessante Dinge auslassen, weil das Papier zu mangeln beginnt — an die Barrieren und ich saß noch lange mit ihr unter den Bäumen einer Allee, um zuerst die Griechen und dann unsern Wagen zu erwarten. Wie diese Barbaren ankamen, verschwand alle Traulichkeit — sie erzählte mir eben, daß sie gar gern in diesen Alleen und in den Champs Élysées spazieren möge, mais, Monsieur, que voulez-vous, je n'ai personne pour m'y conduire. Ich war im Begriff, das Gesagte zu benutzen, siehe da schreit der besoffene Boiar mit einem Faunengelächter: Comment, Mademoiselle, vous aimez à vous promener le soir? à quelle heure, s'il vous plaît? Ich hätte verzweifeln mögen. Nur noch so viel, daß ich sie bis an die Tuilerien zurückführte und dann von ihr schied, daß ich ihren Namen nicht weiß, auch nicht wissen will und deshalb morgen Abend gewiß nicht zu Franconi gehen werde. Leb' wohl, mein Theurer; ich habe dies Alles seit heute Morgen sechs Uhr geschrieben, und will es nicht einmal wieder durchlesen. Halte mir meine Geschwätzigkeit zu Gute; Du bist doch eigentlich der einzige Mensch, dem man so etwas zu sagen im Stande ist, und leider müssen wir ein wenig in Ideen leben lernen und auf ihre Versinnlichung Verzicht thuen; zu glücklich, wenn man einige Augenblicke eines erträumten Genusses nicht mit langen Kämpfen und Verirrungen bezahlen muß, wie dies bei mir öfter, als ich es mir selbst gestehen darf, der Fall war und jeden Tag auf's Neue sein kann. Ein anderes Mal einen recht geordneten, ökonomischen Brief. Ich gehe nicht zu Franconi. Leb' wohl. Hase.

Wir schließen diese Correspondenz mit zwei Briefen Hase's an den Philosophen Fries, der unter den Jenenser Freunden des Ersteren der bedeutendste war.

J. Fr. Fries, 1773 geboren, hatte seine Jugenderziehung auf einer herrnhutischen Anstalt in Niesky erhalten; aber von dem Pietismus seiner Gemeinde,

der seiner klaren, verstandesmäßigen Natur widerstrebte, riß er sich schon als Schüler los und suchte durch eignes Denken eine Antwort auf die Fragen zu finden, welche ihm die Religionslehre nicht gelöst hatte. Trotzdem blieb er zu der Gemeinde immer in freundlichem, auf gegenseitiger Achtung beruhendem Verhältniß. Schon als er in Leipzig Jura studirte, trieb er vorzugsweise Philosophie und bezog, um sich diesem Studium ganz zu widmen, 1796 die Universität Jena, der damals neben anderen Persönlichkeiten ersten Ranges besonders Fichte's Wirksamkeit Glanz verlieh. Aber schon im folgenden Jahre sah Fries sich genöthigt, eine Hauslehrerstelle in der Schweiz anzunehmen und erst, nachdem er in der Einsamkeit eifrigst gearbeitet, kehrte er im Frühjahr 1800 nach Jena zurück und habilitirte sich daselbst. Zu Schelling, der damals die Jenenser Jugend beherrschte, denn Fichte hatte Jena vor einem Jahre verlassen müssen, und zu Hegel, der in demselben Jahre sich habilitirt hatte, trat er alsbald in entschiedenen Gegensatz, namentlich des Ersteren phantastische Construction der Welt war ihm völlig zuwider: nur in der Rückkehr zu der kritischen Methode Kant's sah er den richtigen Weg, den die Philosophie einzuschlagen habe, wobei er jedoch Kant's Lehre selbständig weiter bildete und ihr eine tiefere psychologische Grundlage gab.

In dieser Zeit lernte Hase durch seinen Freund Erdmann, dessen Schwester Fries später heirathete, diesen kennen, und es bildete sich bald zwischen ihnen ein intimes Verhältniß. Trotzdem waren beide ganz verschiedene Naturen, der eine philosophisch, der andere zum Philologen angelegt. Die sittlich reinere, tiefere Natur, der selbständigere Denker war Fries; Hase hatte den Vorzug eines mannigfaltigeren Wissens und der größeren Leichtigkeit, mit der er sich fremde Sprachen und Literaturen aneignete. Fries war trotz seiner Abneigung gegen den Mysticismus wahrhaft religiös, Hase ist über seinen Voltairianismus nicht hinaus gekommen. Beide waren mit den politischen Zuständen ihres Vaterlandes unzufrieden und hingen den Ideen der französischen Revolution an; aber in Fries stärkte nur das Unglück Deutschlands die Vaterlandsliebe, durch Rede und Schrift wußte er die Jugend zu patriotischem Sinn zu erwecken und für die Ideale einer Neugestaltung des politischen Lebens zu erwärmen: hat er doch selbst während der Demagogenverfolgung seine ideale Begeisterung durch zeitweilige Entsetzung von seiner Professur gebüßt. Hase assimilirte sich ganz dem französischen Wesen, ihn blendete der Glanz des Siegers von Austerlitz, die Niederlagen Oesterreichs und Preußens ließen ihn gleichgültig; daß die Schätze der Kunst und Wissenschaft in Paris wie in einem Mittelpunkte der Welt vereint wurden, erfüllte ihn mit Freude. Aber auch er hat die Anhänglichkeit an das Vaterland nicht verloren und durch die freudige Anerkennung, welche er dem Vorrang der Deutschen vor den Franzosen in der philologischen Wissenschaft gewährte, und durch die aufopfernde Förderung, welche er deutschen Gelehrten zu Theil werden ließ, mochten sie schriftlich ihn angehen oder nach Paris kommen, mochten sie bereits einen Namen oder noch keinen haben, bis an sein Lebensende bewiesen. Freilich der Briefwechsel zwischen beiden Männern mußte bei dieser Verschiedenheit der Entwickelung erkalten. Die Briefe, welche Hase an Fries nach Heidelberg schreibt, wo dieser von 1805 bis 1816 die philo-

sophische Professur bekleidete, athmen noch dieselbe Anhänglichkeit, sind aber inhaltsloser.

Von den mitgetheilten Briefen ist der erste lateinisch, wie er im Original steht, und der folgende, dieser aber sehr unvollständig, bereits in Henke's „Jac. Friedrich Fries" abgedruckt. Wir geben jenen Brief in Uebersetzung. Der erste Theil enthält interessante Mittheilungen über die ägyptische Expedition, welche auf Angaben des berühmten Naturforschers und Zoologen Geoffroy Saint-Hilaire zurückgehen. Dieser hatte nämlich als wissenschaftliches Mitglied die ägyptische Expedition begleitet und das Institut in Kairo gegründet. Als Napoleon im August 1799 plötzlich Aegypten verließ, bestimmte er zu seinem Nachfolger General Kleber, der sich nur widerwillig dieser Aufgabe unterzog. Unter den Officieren bildeten sich sofort zwei Parteien, eine parti coloniste und eine parti anticoloniste; die einen wollten die Colonie bis zum Aeußersten halten, die andern drängten zu schleuniger Rückkehr; an der Spitze der ersteren stand Menou, zu den andern gehörte Kleber selbst. Daß der Grund des Zwiespalts, wie Hase erzählt, der war, daß die einen ihre Beute in baarem Gelde mit sich führten, die andern sie in Landbesitz angelegt hatten, ist an sich wahrscheinlich, obwol Thiers in der „Geschichte des Consulats und Kaiserreichs" nichts davon sagt. Kleber war ein bedeutender Officier, hielt gute Mannszucht und schlug die mit den Türken gelandeten Engländer durch den glänzenden Sieg von Heliopolis zurück. Zum größten Schaden für die französische Expedition wurde er wenige Monate später von einem fanatischen Muselmann erdolcht. An seiner Stelle übernahm der älteste Officier, Menou, das Commando, auch er durchaus widerwillig. Menou war tüchtig als Organisator der Provinz, obwol er oft rücksichtslos vorging und auf französische Weise reglementiren wollte; als Officier war er seiner Aufgabe durchaus nicht gewachsen. Er besaß weder Scharfblick in der Beurtheilung der Verhältnisse, noch Raschheit des Entschlusses und wußte sich nicht in Respect zu setzen. Die Streitigkeiten unter den Generalen brachen sofort wieder aus, ja Reynier, der tüchtigste unter den Divisionsgeneralen, Damas und Belliard gingen damit um, Menou abzusetzen. Der offenbaren Auflehnung wurde dieser zwar Herr, aber er that nichts, die Colonie gegen einen Angriff von außen zu sichern. Als das Herannahen der englischen Flotte gemeldet wurde, blieb er rathlos in Kairo und verzettelte seine Kräfte so, daß der in Alexandria commandirende General Friant nicht im Stande war, die Landung der Engländer bei Abukir zu hindern. Endlich brach Menou mit dem Gros der Armee von Kairo auf und machte noch einen Versuch, die Engländer zurückzuwerfen; aber nach der unglücklichen Schlacht von Canopus blieb ihm nichts übrig, als sich nach Alexandria zurückzuziehen. Hier vertheidigte er sich allerdings sehr standhaft, und war dadurch nicht ohne Einfluß auf den Abschluß des Vertrags mit England, der endlich dem Reste der Armee die Rückkehr in das Vaterland gestattete. Belliard erhielt, als das Hauptquartier nach Alexandria verlegt wurde, den Auftrag, Kairo zu halten; aber nach einem vergeblichen Versuch, die Truppen des Großvezirs zurückzutreiben, ergab er sich, längst vor der Capitulation von Alexandria. Reynier setzte auch in Alexandria seine Intriguen fort, da ließ ihn Menou eines Nachts festnehmen und nach Frankreich transportiren. Die Angaben Hase's sind also in diesem Punkte ungenau. Es

ist begreiflich, daß sein Gewährsmann Geoffroy für Menou, der sich um die Verwaltung der ganzen Provinz so verdient gemacht hatte, eine gewisse Vorliebe besaß. Dagegen bezweifelt Hase mit Recht, daß die Verluste der Franzosen in Ägypten nur 5000 Mann betragen haben; sie betrugen wol das Doppelte.

Noch ehe die Armee aus Ägypten zurückkehrte, faßte Napoleon einen andern Plan, Colonialbesitz zu erwerben; er wollte Louisiana an der Mündung des Mississippi, das er sich von Spanien hatte abtreten lassen, und San Domingo erobern. Nach dem Blutbade, mit dem die Schwarzen von Domingo die Freiheit begrüßten, die ihnen von der constituirenden Versammlung in Paris so unbesonnen geschenkt war, hatte sich dort ein Neger, Toussaint-l'Ouverture, der Herrschaft bemächtigt und einigermaßen die Ordnung hergestellt. Er stand zu Frankreich in freundlichem, aber unabhängigem Verhältniß. Napoleon ließ 26 Linienschiffe und 20 Fregatten bauen, mit denen der General Leclerc, der Gemahl seiner Schwester Pauline, zwanzigtausend Mann überführte. Daß der Protest der Engländer zuerst das Auslaufen der Flotte hinderte, erzählt Thiers nicht, ist aber wahrscheinlich. Ende December 1801 segelte die Flotte wirklich ab, aber auch diese Expedition nahm ein klägliches Ende.

Die religiösen Zustände Frankreichs waren in einer heillosen Verwirrung. Die constituirende Versammlung hatte von den Priestern einen Eid auf die Verfassung gefordert, den die meisten verweigerten, indem sie lieber in die Verbannung gingen. Napoleon als erster Consul nahm von dem Eide Abstand und begnügte sich mit ihrem Versprechen, nichts gegen die Staatsgesetze thun zu wollen. Jetzt kehrten auch zahlreiche Priester aus dem Exil zurück und begannen ohne weiteres, zuerst geheim, dann öffentlich, Gottesdienst zu halten. Diese und ihr Anhang erkannten weder die Priester, welche den Eid geleistet, noch die, welche ein Versprechen gegeben hatten, als rechtmäßig an. So hielten oft in derselben Kirche nach einander vereidete und aus dem Exil zurückgekehrte Priester Gottesdienst und Theophilanthropisten, d. h. Anhänger der von Robespierre eingeführten Religion, legten Kränze zu Ehren irgend einer Tugend auf den Altar nieder. Der Convent hatte die Sonntage abgeschafft und die dreißigtägigen Monate in drei Decaden eingetheilt, so daß am Schluß jeder Decade ein Feiertag war. Nun feierten die einen den alten, die andern den neuen Sonntag, und oft waren in derselben Straße die einen Geschäfte an diesem, die andern an jenem Tage geschlossen. Hase erkennt trotz seiner Erbitterung gegen die katholische Kirche an, daß Napoleon durch die Stimme des Volks selbst gezwungen wurde, die katholische Religion wieder einzuführen.

Meinem Fries, dem ersten Philosophen Deutschlands.

Ich bin fortgegangen ohne feierlichen Abschied; aber Deine Thür wird es bezeugen, daß ich dort war. Mein Schweigen wirst Du nicht schelten, wenn Du hörst, daß ich durch die Mühen der Reise ganz kapot war. Daß aber ein Kapoter nicht einmal zu einem Gespräch — ich will kein Beispiel anführen — geschweige denn zum Schreiben geeignet sei, haben wir beide erprobt. Doch genug davon: hier lebe ich — möge es die Nemesis nicht hören — in vollem Glück, und fühle mich herkulisch wohl. Viel Bekanntschaft habe ich gemacht mit Leuten, welche durch ihre Bücher oder ihren Geist einen Namen haben;

Freunde und Freundinnen habe ich die Fülle, kurz Alles, woran ich, wie Du weißt, Gefallen finde. Und wie liebenswürdig ist dies Volk, wie groß seine Zuvorkommenheit gegen Fremde. Nichts soll mich aus dem neuen Vaterlande wegführen, wenn es nicht etwa bei einem Sturme selbst mich ausstößt, und das fürchte ich manchmal bei dieser Unbeständigkeit des Volks. Ihr glaubt die Wirren seien beigelegt. Ich glaube es nicht, mein Freund; aber das weiß ich, daß verborgener Haß in vielen Leuten aus dem Volke lebt aus Gründen, über die auch lateinisch zu schreiben nicht gefahrlos ist. Zwiespalt herrscht hier auch unter Brüdern, gegen die angesehensten Beamten hegen die Consuln tiefen Argwohn, Aemter und Ehren sind nicht immer nach Verdienst vertheilt. Das Volk empfindet es und murrt. Dazu kommt die Steigerung aller Preise seit dem Frieden; kosten doch vier Pfund Brot, die wir vor dreißig Tagen für zwölf Sous kauften, jetzt achtzehn. Das gibt Stoff genug zur Klage. Freilich, wenn man es ruhig überlegt, ist jetzt ein Aufstand oder auch nur der Schatten eines Aufstandes nicht zu fürchten. Denn das Brot ist zwar theuer, aber hinreichend vorhanden, und die Consuln haben eine mächtige Stütze am Heere. Der Handel freilich, der allein dem Volke seine Wunden heilen könnte, liegt noch ganz darnieder, theils weil die Großhändler die Gefahr scheuen, wohl wissend, daß ein Umschlag aller Preise eintreten wird, wenn demnächst die Waaren aus den Colonien ankommen, theils weil viele aus Furcht vor einer neuen Revolution ihr Geld noch nicht hervorholen. Auch die Industrie hat sich noch gar nicht von dem Schrecken erholt; sie arbeitet für sich wegen Mangel an Absatz.

Hat nicht auch Dich die traurige Nachricht erschreckt, daß Aegypten aufgegeben ist? Wehe, die Sache ist so sicher, daß sie selbst der Herausgeber der „Allgemeinen Zeitung“ glauben wird. Ich bin hier mit einem Senator Thurot bekannt geworden, einem der vertrautesten Freunde des Naturforschers Geoffroy, der wie Du wol erfahren hast, das Heer nach dem Orient begleitet hat. Jetzt zurückgekehrt, hat er von Marseille aus einen ziemlich langen Brief an Thurot geschrieben, worin er die Lage der Provinz und des Krieges schildert. Ungeheuerliches ist dort vorgekommen. Alle höheren Officiere hatten den Einwohnern große Geldsummen abgepreßt: aber die einen trugen das Geld in der Tasche bei sich, die andern kauften in Kairo, Damiette, Alexandria Paläste, Bäder, Gärten, Landgüter. Die letzteren nannte der Soldatenwitz généraux fondateurs, jene généraux mobiliaires. Als nun die Engländer kamen, erhub sich kläglicher Zwiespalt; die einen drängten zur Rückkehr, die andern wollten bleiben und Widerstand leisten. Menou wollte muthig gegen den Feind vorrücken, was das einzige Mittel war, den Krieg rasch zu beenden; aber Reynier und Belliard, von denen dieser einen Harem von mehr als dreißig Frauenzimmern mit sich führte, jener wie man sagt in achtzehn Monaten zweihunderttausend Franken zusammengebracht hatte, zögerten und weigerten den Gehorsam. So entstanden auch unter den Soldaten Parteiungen, die Zucht lockerte sich und man erlitt jenen ersten Schlag, nach welchem im Orient Alles zusammenbrach. Menou hat sich in Alexandria sehr tapfer bewiesen; wie man sagt, waren schon viele verhungert, ehe er die Stadt durch Vertrag übergab und mit Ehren und mit fliegenden Fahnen verließ, aber doch verließ. Ich selbst habe gehört, wie Thibeaudeau im Senat erklärte, es seien nicht mehr als 28,000 Franzosen nach

Aegypten übergesetzt, 23,000 kehrten jetzt zurück, ungerechnet der Bataillone der Aegypter. So habe der Krieg und die Pest in drei Jahren und darüber nicht mehr als 5000 Mann hingerafft. Glaub's der Jude Apella; ich nicht. Griechen und Kopten sind in große Trauer versetzt; gegen dreitausend von ihnen haben die Türken, als sie in Kairo einrückten, gegen den Vertrag sogleich niedergemetzelt, und noch vielen droht, wie man glaubt, das gleiche Schicksal. Aber das wird hier, wegen der Schande, ängstlich verheimlicht.

Wir hegen bestimmte, große Erwartungen bezüglich des Friedens. Doch sind Cobenzl, Lucchesini, Markof, Cornwallis noch immer in Paris. Sie treten sehr glänzend auf, mit großer Dienerschaft und geben viel Gesellschaften. Die übrigen zeigen sich bescheiden, wie es den Sclaven kleiner Könige in der Republik gebührt — lache nur nicht; das Prahlen macht mir Freude — nur Cornwallis benimmt sich ganz englisch, d. h. so anmaßend, daß es fast unerträglich ist. Vor kurzem soll er einen heftigen Streit mit dem Consul gehabt haben, als dieser vierzigtausend Mann nach Domingo übersetzen wollte, um Toussaint's Erhebung völlig zu unterdrücken. Cornwallis, der wohl einsah, daß ein solches französisches Heer genüge, ganz Amerika zu unterwerfen, widersetzte sich auf das entschiedenste; und als die Flotte schon nahe daran war abzusegeln, erklärte er dem Consul, die Engländer würden sie bis zum völligen Abschluß des Friedens auf dem Meere zurückhalten. Darauf ein langdauernder Streit, bei dem der Consul so hitzig geworden sein soll, daß er drohte wieder zu den Waffen zu greifen, wenn er seine Truppen nicht nach Belieben verwenden dürfe. Dennoch wurde die Abfahrt aufgeschoben. Unsicheres Gerede herrscht darüber in der Stadt, ebenso über die Feindschaft zwischen Lucian und dem Consul.

Was sagst Du zu der Wiederherstellung der päpstlichen Religion? Mein Gott, daß die unsäglichen Mühen so vieler Jahre einen solchen Ausgang genommen haben! Einst glaubte ich — ich bekenne es offen, es war nur ein Traum, aber ein schöner Traum — daß die Zeit kommen werde, ja, daß sie schon da sei, wo das herrschende Volk befreit von pfäffischem Wahn und Tyrannenunsinn dem lautern Glauben der Frömmigkeit ohne Narrenspossen sich hingeben werde. Denn dies, mein Theuerster, war längst meine Ueberzeugung und die Zustände Frankreichs haben mich nur darin bestärkt. Wenn wir wollen, daß sich einst alle Völker in Freundschaft, Liebe und Humanität vereinigen; daß sie auch dem Aermsten sein Recht unverkümmert lassen, auch denen, welche das Geschick zur niedrigsten Stufe hinabstieß, das Licht des Wissens bieten; daß sie wie Brüder zu einer großen Genossenschaft verschmelzen, so müssen wir das Ungethüm niederschmettern, das Rom erzeugte, Wien uns großzog, Europa ertrug, von dem auch der Glaube unserer Reformatoren nicht unbefleckt geblieben ist. Die letzten drei Jahrhunderte konnten es zu Boden werfen, nicht ersticken. O, über diese That unsres Consuls, die wahrhaft römisch, aber römisch-katholisch ist! Beruht sie auf Trug oder Irrthum? Ich glaube keines von beiden, sondern die blinde Wuth der Menge zwang ihn. Freilich möchte ich alles lieber, als daß sich der Geist des Volkes, der sich einst so herrlich bewährt hat, mit diesem neuen Makel geschändet hätte. Hier wird jetzt der Sonntag feierlichst begangen, die zehntägige Woche und die Aera der Freiheit verachtet. Der Adel und alle Anhänger des Bourbonischen Regime fahren in Kutschen zur Kirche, triumphiren,

flehen auf die Häupter der Ketzer Verderben herab — ich sage die volle Wahrheit und das, was ich selbst theilweis gesehen und gehört habe — und verfolgen die, welche sich Theophilanthropen nennen. Die aus der Verbannung zurückgekehrten Priester schmähen offen und geheim auf die Republik und ihre Anhänger, selbst auf die Consuln und auf Jeden, der über die Religion andere Ansichten hat, selbst auf die aus ihrer eigenen Zahl, welche den Eid geleistet haben, der Republik und ihren Gesetzen gehorchen zu wollen. Und das Alles thuen sie zur Ehre Gottes. Schon recht!

Doch genug von der Politik. Wie steht es mit Dir? Was macht Dein Naturrecht, Deine Zuhörer, die Gefährten und Tischgenossen? O, daß ich doch zu Dir fliegen und nur einmal den Morgenkaffee durch Dein Gespräch gewürzt genießen könnte, was immer meine größte Freude war. Leb' wohl, mein theuerster Freund. Schütz, der doch endlich Doctor geworden sein wird, grüße, wenn Du ihn triffst, ebenso Kohler und wer sonst von unserer Schaar noch bei Euch weilt. Wie geht es meinem Drosos? Schreib, schreib einen großen langen, ausführlichen, historisch-philosophischen Brief, wie es Deine Art ist. Du weißt, mein Trauter, ich verehre Dich; Liebe ist ein zu geringes Wort für den, welchen alle nicht wie einen Menschen, sondern wie ein höheres Wesen ansehen. Leb' wohl. Paris XX. Kal. mens. Nivos. an. reip. X. (den 8. December 1801).

Nimm Dich meines Drosos an. Er ist gleichsam von meiner Zucht und Schule; vollende Du, was ich begann.

Paris, den 7. Nivose XI.
(28. December 1802.)

Verbirg den Dolch, der dem Tyrannen drohet
In Myrthenzweige, wie Harmodius,
Als er mit seinem Freund Aristogiton
Durch eignen Tod das Vaterland befreite.

In diese Scolie eines Athenienſischen Jacobiners, Terroristen oder Anarchisten, möchte Mancher einstimmen, wenn er in einigen Monaten einen Empereur des Gaulois proclamiren hören wird und wenn er nicht, wie das gerade bei mir der Fall ist, durch die Liebe zu Deinem unbegreiflichen Dämonium, mit siebenfachen Banden an das Leben gefesselt wäre. Ich wage es, lieber Fries, noch einmal an Dich zu schreiben; auf Antwort habe ich Verzicht zu thun gelernt; jetzt verlange ich nichts weiter, als daß Du mich lieſest und auf ein Mittel sinnst, mir — da Du doch nun einmal keine Briefe mit Deutschen Cursivlettern abfassen kannst — durch Hieroglyphen, durch Persepolitanische Keilschrift oder wie Du sonst willst, einige Nachrichten über Jena zukommen zu lassen. Glaubst Du denn nicht, daß ich von Begierde geplagt bin, zu wissen, ob Du viele Küchlein unter Deine Flügel bekommen hast, ob Rehbein noch immer Zoten macht, ob das Kränzchen auf der Rose noch besteht, ob Reichel noch immer langweilige Geschichten von seinen Liebschaften mit Actuariustöchtern erzählt u. s. w.? ob es vorzüglich noch Leute gibt, die den Genuß, Kaffee bei Dir zu trinken, diese Wonne, die, wie die Griechen sagen,

— süßer als Gold und Aeltern ist
Und als der süße Schlaf,

gehörig zu würdigen wissen? Ich befinde mich wohl und wahrscheinlich hat Dir

Erdmann über meine Lebensweiſe, die ſich ſeit ſeiner Abreiſe wenig verändert hat, ſchon ſo viel erzählt, daß Alles, was ich darüber beifügen könnte, unnütz würde. Ich habe den unglücklichen Gedanken gehabt, mich mit der Herausgabe zweier Byzantiniſchen Autoren zu befaſſen, die ich im Manuſcript auf der Nationalbibliothek vorfand, und bei dieſer Gelegenheit habe ich mich in den Sündenabgrund der orientaliſchen Kaiſergeſchichte verlieren müſſen, ſo daß ich faſt von nichts mehr träume, als von abgeſchnittenen Naſen. Die Arbeit wird mir unglaublich läſtig und widerſteht mir faſt; ich bin indeſſen ſchon zu weit gegangen und werde wol nun endigen müſſen. Von dem einen der oben berührten Herren und dem ſeltſamen Copiren deſſelben in Millin's Bibliothek, wo alle Augenblicke ſchöne Weiber paſſirten und repaſſirten, weiß Erdmann ein Lied zu ſingen.

Schlegel iſt hier und lieſt in der Rue Traversière à coté de celle de la Loi Collegia über Aeſthetik und über den nächſten Zuſtand der Deutſchen Literatur; da gehe ich alle Sonntage hin, ſetze mich neben Schlegel's Frau an das lodernde Kaminfeuer und bilde mir ein, ich ſei noch Student, und die Rue Traverſière ſei die Saalgaſſe. Ferner iſt noch da eine von ihrem Mann geſchiedene Berlinerin, die ein dickes Heft nachſchreibt, ordentlich wie Reichel; ferner der junge Schweighäuſer, ein enragirter Republikaner, der aber durch ein fünfjähriges Umhertreiben in den feinſten Cirkeln von Paris ſo polirt und ſo beſchliffen worden iſt, daß auf ſeiner glatten Oberfläche ſchlechterdings kein häusliches Glück mehr haften will und er oft in Klagen gegen mich ausbricht, er ſei ſo verwöhnt und habe Alles, was das Leben Reizendes haben mag, ſchon (in den Armen von Madame Visconti ſetze ich hinzu) ſo durchgekoſtet, daß er garnicht einſehe, wie er irgend einmal ſo recht honett glücklich werden könne. Uebrigens ſcheint Schlegel in keinen ſonderlich opulenten Umſtänden, lernt perſiſch, irrt ohne Plan in der Stadt herum (dies wird Erdmann erklären) und hat einen durchlöcherten Hut, wie eine Vogelſcheuche.

Da ich nicht weiß, ob der abgemattete Abkömmling des Perikles und der Aſpaſia, unſer Kind Droſos Manſolas ὁ Ἀμπελακιώτης noch jetzt in Jena etwas von der Kunſt abzukriegen ſucht, durch welche er einſt die durch die Genüſſe des Harems in einen heftigen Marasmum senilem gebrachten Kräfte der Baſſa's, Beglerbeg's und Topidſchibey's vollends kapot machen wird und ob ihn nicht der Bankerot des Wiener Bruders genöthigt hat, ſein Studium in Jena vor der Hand einzuſtellen, ſo bitte ich Dich, inliegenden Brief ihm nachzuſenden, im Fall er nicht mehr unter Euch iſt. Ich hoffe, daß Du Dich Jena nicht entziehen wirſt; was ſollſt Du an dem caſpiſchen Meere? Wenn ich nach Deutſchland zurückkehre, hoffe ich Dich von Verehrern, von Zuhörern und vorzüglich von Kindern umringt zu finden; dann feiern wir das Andenken Erdmann's, der uns zuſammengeführt hat, und Du erzählſt mir von der Revolution in Bern.

Leb' wohl, lieber Fries, grüße alle, die mich gekannt haben, und vergiß wenigſtens nicht, Erdmann einen Gruß an mich aufzutragen. Ich bin auf ewig der Deine. Haſe.

Col du Lion.

Von

Dr. **Paul Güßfeldt.**

Das Aostathal trennt die graischen Alpen von der Montblanc-Kette und deren östlicher Fortsetzung zum Monte Rosa. Die Seitenthäler, die von ihm aus nach Süden, Westen und Norden aufsteigen, verlieren sich in den höchsten Höhen, welche Europa überhaupt kennt; denn in den Fluthen der Dora baltea, welche mit wachsender Fülle dieses italienische Thal durchbrausen, vereinigen sich die Schmelzwasser vom Grand Paradis, vom Montblanc, vom Grand Combin, vom Matterhorn und vom Monte Rosa. Eine blühende Landschaft im Grunde, zwar entstellt — wie so häufig — durch eine unebenbürtige Bevölkerung, zeigt all' die Reize, welche der üppigen Vegetation aus einer schroffen Felsumgebung erwachsen. Wenn wir die Rebengelände verlassen und durch Kastanien- und Nußbaumhaine aufsteigen, so trennen uns nur noch Alpenmatten mit zerstreuten Nadelholzbeständen von dem nackten Gestein und dem ewigen Schnee. Denn die große Alpenmauer richtet sich hier in ihrem centralen Theile vor uns auf, eine meist sehr zerrissene Kammlinie darbietend, von Gipfel zu Joch und von Joch zu Gipfel springend. Nur einige der Pässe, die zur Schweiz oder nach Frankreich hinüberführen, sind im Sommer schneefrei, so z. B. der Große St. Bernhard (2472 m) und der Kleine St. Bernhard (2200 m), die auf gebahnten Wegen überschritten werden können. Weitaus die meisten Uebergänge gehören der Region des ewigen Schnees an und sind von Gletschern umlagert. Von Pässen dieser Art ist wol der berühmteste der Col du Géant (3412 m), welcher von dem piemontesischen Courmayeur über die Kette des Montblanc nach Chamonix führt; der häufigst betretene, der Col St. Theodul (3322 m), östlich vom Matterhorn; der wenigst bekannte, der Col du Lion (3610 m), westlich davon. Die letztgenannten beiden Pässe verbinden das italienische Valtournanche mit dem Gebiet der Zermattergletscher, die dem Rhonethal tributär sind.

Das Valtournanche öffnet sich bei Châtillon gegen das Hauptthal von Aosta; seine Bergwasser bilden einen linken Zufluß der Dora baltea und vereinigen sich mit dieser, unmittelbar nach jähem Sturz über eine glatte Felsstufe. Das stille

Seitenthal führt in kurzem, nördlichen Laufe gerade hinein in das Herz des Hochgebirges. Schon nach zweistündigem Marsch erscheint plötzlich die steile Südwand des Matterhorn, verschwindet später und kommt dann wiederum zum Vorschein; es ist der erste und einzige Berg, den man für längere Zeit sieht. Beim weiteren Eindringen in das Thal tauchen dann noch andere Berge, darunter die Dent d'Hérens, auf, die durch ihre Großartigkeit imponiren. Man fühlt, daß man sich dem gewaltigsten Theile der Alpen nähert.

Wenn man sechs Stunden gewandert ist, so öffnet sich das Thal zu einem Kranze, in dessen Grunde die Alpenhütten von le Breuil liegen; man steigt noch eine halbe Stunde bergan, bis zu einem einsamen Wirthshaus, und glaubt dann im Mittelpunkte des Kranzes zu stehen. Groß und eigenartig erscheint von hier aus Thal und Gebirge. Aus einer Höhe von 4482 m fällt die südliche Matterhornwand in einer gletscherlosen Fläche in die Tiefe, bis sie die Trümmerfelder erreicht, welche sich gegen den Beschauer in grünen Matten fortsetzen. Sie hat die Form eines Dreiecks, dessen beide Seiten in scharfen Felsprofilen zu den nächstgelegenen Jochen im Osten und im Westen niedergehen. Das im Westen gelegene ist der Col du Lion, das Löwenjoch; von ihm aus zieht sich der schneebedeckte Kammgrat über secundäre Kuppen fort und steigt dann wiederum zur Höhe von 4180 m auf, dem Gipfel der schwer ersteigbaren Dent d'Hérens. Das Matterhorn beherrscht so sehr die Landschaft, daß alles Andere dagegen verschwindet; nur die grüne Vegetationsdecke, auf der man steht, wirkt durch den Contrast der Lieblichkeit, und gern läßt man den Blick nach längerem Verweilen thalabwärts schweifen, wo Lärchenwaldungen die sanfteren Hänge schmücken.

Als ich am 1. Juli (1881) hier verweilte, war die Luft klar und ruhig, ein blauer Himmel spannte sich gleichmäßig über die gigantischen Felsmassen, über die weißen Schneegefilde, die blumenreichen Matten und das dunklere Gehölz; es war ein glänzendes Bild.

Ein Gefährte begleitete mich, der Führer Alexander Burgener aus Stalden im Wallis. Mit diesem Mann befand ich mich bereits seit einem Monat auf Reisen. Wir hatten Theile des Hochgebirges aufgesucht, die keiner von uns bis dahin kannte: die im Dauphiné gelegene Pelvoux-Gruppe, welche an die cottischen Alpen anknüpft und die Departements der Hautes Alpes und der Isère zu einem öden, wilden Gebirgslande macht, dem wildesten vielleicht unseres Erdtheils. Aus den engen, felsigen Thalschluchten richten sich hier die Ketten zu abschüssigen Gehängen auf und werden von Gipfeln gekrönt, deren einer — die Pointe des Ecrins — sich zu 4103 m erhebt; andere Berge, wie der Grand Pic de la Meije und der Mont Pelvoux, erreichen nahezu das Niveau von 4000 m. Die Gebirgsfalten sind so hart gegen einander gedrängt, daß für die Entwickelung sehr großer Gletscher, wie die Schweiz sie besitzt, kein Raum bleibt, und kurz ausgedehnte, stark geneigte Eisfelder an die Stelle treten. Lawinenreste und Steintrümmer liegen in den Tiefen und vereinigen sich mit den zerstörenden Wirkungen der wilden Gewässer, um die Pflanzendecke zu begraben oder in Fetzen zu zerreißen. In diesem Gebirge wanderten wir und suchten uns allein den Weg zu den höchsten Gipfeln; denn die mißtrauische Bevölkerung zwang uns die Empfindung auf, als ob wir in Feindesland reisten, und stellte uns

dadurch selbst auf unsere eigenen Füße. Das bedingte freilich ein hartes Leben. Wir vermieden die bewohnten Stätten, so viel wir konnten, und zogen hochgelegene Felsenbivouaks oder verlassene Hütten dem gefängnißartigen Aufenthalt in den Dörfern vor. Ausschließlich auf einander angewiesen, Einer nichts ohne den Andern, in steter Anspannung unserer Kräfte, erklommen wir bald schwerbeladen die Felsen, um Decken und Provisionen in ein Bivouak zu tragen, bald untersuchten wir das Gebirge und discutirten die Möglichkeit eines Weges, bald schlugen wir die eigentliche Schlacht, den Berg zu bezwingen. Eine That, schwer erkauft, aber glänzend belohnt, erfüllte alle Hoffnungen, die wir bereits gegenseitig auf einander gesetzt hatten, und befestigte den Glauben an unser gemeinsames Glück. Nach dreitägigen Vorbereitungen gelang es uns nämlich am 18. Juni, die Pointe des Ecrins von dem südlich gelegenen Glacier noir aus zu ersteigen — eine Unternehmung, welche von berufener Seite versucht, aber nicht zu Ende geführt war. Beim Aufstieg gerieth ich, beim Abstieg Burgener in eine Nothlage, und am Abend des langen, mühseligen Tages durfte Einer dem Andern danken, daß er noch lebte.

Diese Expedition war eine der originellsten, die ich je gemacht, und Burgener hatte sich glänzend dabei bewährt. Von den großen Bergführern, welche jetzt in mittleren Jahren stehen, hat er die kühnsten Thaten aufzuweisen. Er gehört einer jüngeren Generation an, als die Fr. Devouassoux, Carrel, Melchior Anderegg, Christian Almer, Hans Graß, und seinem besten Coëtanen, Ferd. Imseng, hat eine Lawine des Mt. Rosa vor wenigen Monaten das Grab bereitet. Alle Eigenschaften eines großen Führers sind wunderbar in ihm entwickelt. Seine Verwegenheit und seine Geschicklichkeit werden allseitig anerkannt; trotzdem möchte ich sein topographisches Verständniß und seine tiefen Kenntnisse der Eisverhältnisse wie des Gesteins noch höher stellen, als seine Kletterkünste, seine gewaltige Kraft und seinen sicheren Tritt.

Wir hatten nach Ablauf der im Dauphiné verbrachten Zeit zunächst einen Ausflug in die cottischen Alpen unternommen, um von den Quellen des Po aus den hochaufragenden Monte Viso zu besteigen. Von dort fuhren wir direct über Turin und Ivrea nach Châtillon und begannen die neue Wanderung mit dem Marsche durch das Valtournanche. Unsere Absicht war, den Col du Lion zu überschreiten und auf diesem Wege Zermatt zu erreichen. Um die Mittagszeit des 1. Juli in le Breuil (2114 m) angekommen, verlebten wir hier den Tag in völliger Ungestörtheit. Vorbereitungen nahmen uns kaum in Anspruch. Das Einschlagen von kurzen Eisenspitzen in unsere Bergschuhe, das Ausmessen und Prüfen von Reserveseilen, die wir einem Bauern im Dorfe Valtournanche abgekauft hatten, und das Engagiren zweier Träger, welche unser Gepäck über den Theodulpaß nach Zermatt schaffen sollten — war Alles, was uns oblag. Wir selbst wollten nichts mit uns nehmen, als einen knappen Vorrath von Lebensmitteln, auf zwei Mahlzeiten berechnet, vier Seile, die unentbehrlichen Eisäxte und einen starken Stock, der auf der Höhe des Joches seinen Dienst verrichten sollte. Ich verbrachte eine unruhige Nacht und konnte der Phantasien nicht Herr werden, welche vor mir aufzogen. So etwas muß man mit in den Kauf nehmen, wenn man gewisse Dinge in den Alpen unternimmt. Es ist merk-

würdig, wie die Erfahrung mit der einen Hand nimmt, was sie mit der andern gegeben hat. Sie vermehrt unser Können, aber auch gleichzeitig die Einsicht in die Beschränktheit unserer Kräfte.

Um halb zwei Uhr Nachts (2. Juli) stand ich auf, um Alexander zu wecken. Nach Ablauf einer halben Stunde waren wir marschfertig. Die Träger hatten sich gleichzeitig gerüstet, um früh den Gletscher in den Rücken zu bekommen und Zermatt zu guter Stunde zu erreichen. Auch wir hofften in der nächsten Nacht den gastlichen Ort zu betreten. Burgener hatte den Trägern, ohne mein Wissen, unser Vorhaben mitgetheilt. Er sagte es mir unterwegs und meinte, falls uns etwas begegnen sollte, so würde man doch wissen, wo man uns zu suchen hätte.

Um halb drei Uhr früh zogen wir aus; Burgener trug die Seile und den Stock, ich den Sack mit den Lebensmitteln. Die Nacht war sternenklar und kalt, der Komet stand über dem Matterhorn, ein wenig links von der Spitze. Der Aufstieg zum Col du Lion weist kaum eine Stelle auf, die bei mittelmäßiger Gewandtheit Schwierigkeiten bereiten könnte. In der Höhe sind einige steile Schneefelder, wo die Besorgniß vor einer Lawine oder einem losgelösten Stein den Schritt beschleunigt. Der Weg fällt übrigens, fast bis zur Höhe, mit dem ersten Theil der Matterhornbesteigung zusammen, wenn diese von le Breuil aus unternommen wird; deshalb kennen ihn Viele, und ich selbst hatte ihn bereits im Jahre 1865 gemacht. Wir stiegen mit großer Gemächlichkeit, denn wir wollten nicht zu früh auf die Jochschneide gelangen und dem Schnee, den wir auf der anderen Seite anzutreffen hofften, Zeit lassen, sich ein wenig zu erweichen. Das mußte uns das Stufenschlagen, d. h. Mühe und Zeit sparen. Harter Schnee ist für sanfte Hänge stets willkommen, nicht so bei Steilabfällen, wo dann ohne künstliche Tritte nicht durchzukommen ist. Burgener kannte die andere Seite und war der einzige Führer, der sie kannte und je betreten hatte. Er war ein Jahr zuvor mit Herrn Mummery aus Dover an derselben aufgestiegen und hatte in dieser Weise den Weg von Zermatt nach le Breuil zurückgelegt. Das war die erste Ueberschreitung des Col du Lion; sie wurde von Nord nach Süd gemacht. Burgener hatte mir während der Reise öfters von dieser Tour erzählt und fügte dann gern hinzu „es ist ebenso steil wie der Sattel", womit er die Rosegfurcla bei Pontresina meinte, die er von Ansehen kannte. Nach seiner Beschreibung stellte eine abschüssige, mit Schnee erfüllte Schlucht, ein sogenanntes Couloir, die Verbindung zwischen dem Col und dem ebenen Gletscherboden her, welcher auf der Nordseite den Fuß der Kette umfaßt. Das höchst gelegene Stück, etwa die letzten 200 Fuß, sollten exorbitant steil und oben durch nackten oder eisverkleideten Fels und einen auffteigenden Sims von Schnee (sogenannte Corniche) abgeschlossen sein. Auf diesem letzten Stück wäre die Unternehmung des Herrn Mummery beinahe gescheitert, aber Burgener schlug die Corniche durch, und beide Männer erreichten die Jochschneide. Weil viele Führer von der Höhe in das Couloir hinuntergeschaut hatten, so befreundete man sich schwer mit dem Gedanken, daß Menschen da hinaufgeklettert wären, und dennoch war es so. Wie sollte sich das Hinuntergehen gestalten, wo die Schwierigkeiten andere werden und der einzelne Mann eine erhöhte Selbständigkeit an den Tag legen muß? Wir wußten es Beide nicht und hatten vorläufig

Folgendes verabredet: Ich sollte zuerst versuchen hinunterzuklettern, so weit die aneinandergeknüpften Seile reichten; dann sollte Burgener folgen, ebenfalls unterstützt durch die Seile. An der Stelle, wo wir wieder vereinigt sein würden, hofften wir das schlimmste Stück hinter uns zu haben und über den steilen Schnee ohne außergewöhnliche Schwierigkeiten den Gletscher erreichen zu können; wir rechneten etwa auf Eine böse Stunde.

Alles dies wurde während der Frühstücksrast noch einmal erwogen und besprochen, und zwar ohne Befangenheit. Wir fühlten uns Beide fröhlich und guter Dinge, auch körperlich entsprechend disponirt. Was wir in diesem Zustand, und trainirt wie wir waren, nicht leisten konnten, das mußten wir ein für alle Mal aufgeben. Doch solche Gedanken plagten uns nicht. Der Druck, welchen das Bewußtsein der menschlichen Gebrechlichkeit so gern auf uns ausübt, schien ganz gewichen, und die unternehmende Stimmung wurde wesentlich dadurch erhöht, daß die ganze Landschaft bis in die weiteste Ferne sichtbar dalag. Zu unseren Füßen breitete sich der grüne Thalkessel von le Breuil aus; und das Wirthshaus, welches wir bei Nacht verlassen hatten, beschien jetzt der helle Tag. Dahinter, in weiterer Ferne, erhoben sich in S.S.W.-Richtung Grivola und Gr. Paradis, gegen Osten das Zermatter Breithorn. Zwei schwarze bewegliche Punkte auf den Schneefeldern davor zeigten, daß die beiden Träger gut mit ihrer Last vorangekommen waren. Endlich erschien auch, noch ehe wir bei 3300 m den ersten Bergschrund passirt hatten, die schöne Kette des vielgipfeligen Monte Rosa. Es folgte die letzte Stunde Steigens, wo die Felsen schroffer, die Schneefelder steiler wurden. Gegen 9 Uhr Vormittags erreichten wir die Höhe des Col du Lion, und ich senkte den Blick zum ersten Mal in die Tiefe. Burgener, der mit mir an den Rand der Schneecorniche getreten war, rief aus: „Herr Gott, es ist ja Alles Eis — Unmöglich —" und setzte dann hinzu: „Aber probiren wollen wir."

Wir gönnten uns noch eine letzte kurze Rast, aßen und theilten den Wein mit einander. Es blieb nun von dem Mundvorrath nichts übrig, als ein Stück Brod, eine Büchse Sardinen und ein kleiner Rest von Fleisch und Käse; das Ganze ließ sich in der hohlen Hand forttragen. Auf die weitere Mitnahme von Wein verzichteten wir, weil das Gepäck so gering wie möglich gemacht werden mußte; wol aber nahmen wir etwas Cognac mit uns, denn dieser war nothwendig.

Ich examinirte das Couloir noch einmal genau, bevor ich mich hinunter wagte. Die Felsen, welche dasselbe einfassen, fallen nackt und steil gegen den abschüssigen Boden der Schlucht und können nirgendwo begangen werden. Die Wand zur Linken ist von keiner, durch einen bekannten Namen ausgezeichneten Spitze gekrönt, aber das Gestein zur Rechten gehört der Basis des Matterhorn an und bildet eine Riesenmauer, an welcher das aufschauende Auge sich verliert. Das Couloir senkt sich gegen Norden, mit einer kleinen Neigung nach West, und bietet von der Höhe des Joches einen Durchblick auf die Kette, welche jenseits des nördlich vorgelagerten Gletschers aufsteigt; nur ein einziger Berg derselben wird durch den Riß hindurch sichtbar, die 4364 m hohe Dent blanche; und keiner paßt besser in diesen Rahmen.

Da wo die Felswände von beiden Seiten her den Boden des Couloirs erreichen, sind sie 60—100 Schritt von einander entfernt; man sieht ungehindert bis in eine Tiefe von 350 m hinunter, dann wendet die Gasse nach rechts und schließt sich dadurch scheinbar, obwol die Mündung in den Gletscher — es ist der Tiefmatten-Gletscher — noch etwa 220 m tiefer liegt. Der glatte eisige Boden steigt also aus jenem Abgrund im ganzen 570 m hoch zur Jochschneide auf; es giebt daselbst keine Stelle, auf der man ohne eine künstlich geformte Stufe oder ohne Halt an einem Felsstück frei stehen kann. Der oberste Theil gar ist so steil, daß Schnee und Eis sich überhaupt nicht oder, was viel schlimmer ist, nur in dünner Auflagerung halten. In abschüssigen Schluchten dieser Art ist der zurückgehaltene Schnee häufig in einem Zustande, daß kleine Störungen ausreichen, um Lawinenfälle einzuleiten, welche das ganze Couloir ausfegen und nichts darinnen lassen, als sprödes, mit dem Fels verwachsenes Eis. Daher eben das Staunen Burgener's, der ein Jahr zuvor im Schnee aufgestiegen war und jetzt nur Eis fand. Als ich in die Schlucht hinab sah, war es still und ruhig drinnen; die Felswände und der Eisboden lagen im tiefen Schatten, man hörte kein Thauwasser rinnen, kein Stein schwirrte durch die Luft, der Schnee lag gebannt an seinem Orte.

Burgener und ich hatten nun nichts mehr zu erwägen noch zu besprechen, und es drängte uns zur Handlung. Die Seilknoten wurden noch einmal geprüft, ich nahm die Axt zur Hand, und unter dem Eindruck, daß noch kein lebendiges Wesen den Abstieg gemacht, begann ich um 9 Uhr 15 Minuten die Arbeit. Ich trat in die Lücke, welche Burgener mit seiner Axt in den Schneeüberhang geschlagen, machte Kehrt, ließ mich an den Händen nieder und suchte mit den Füßen den ersten Halt zu gewinnen. Dies gelang, und ich fuhr ohne Zaudern, wenn auch äußerst langsam fort. So überwand ich das Stück, welches der Führer besonders fürchtete, weil eben der höchste Theil des Couloirs eine Art von Mauerkranz bildet und wenig von der Senkrechten abweicht. Die Tritte und Griffe waren hier durch Felsvorsprünge gegeben, und erst tiefer mußten die ersten Stufen in das Eis geschlagen werden. Ich traversirte nach rechts hinüber, in halbschräger Richtung, weil ich dort eine Rippe von Schnee bemerkte, die dem Eise auflag. Sie lief nach unten gegen abgeschliffene Felsen aus, welche die Eisfläche inselartig durchbrechen. Ueber diese mußte der Weg genommen werden, so schwierig er auch schien. Ich fühlte mich hart bedrängt und war froh, durch den leisen Zug des Seils unterstützt zu sein. Dann setzte eine neue Schneeader auf, der ich mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit, trotz der Steilheit, folgte; denn es ließen sich mit den schwer genagelten Sohlenenden der Bergschuhe Löcher in den Schnee stoßen, die den Füßen und auch den flach aufgelegten Händen als Stufen dienten. So hatte ich vierzig Minuten mit Vorsicht geklettert und befand mich 200 Fuß unter der Jochschneide. Das Seil war zu Ende; ich löste es, und verfolgte, wie Burgener, der von der Corniche niederschaute, es zu sich aufzog; dann kletterte ich, losgebunden vom Seil, noch tiefer — bis an eine Stelle, wo der Schnee in dickerer Schicht auflag.

Nun stand ich allein in der wilden Schlucht, ganz auf mich, auf Ruhe

und Selbstbeherrschung angewiesen, und freute mich, daß die Dinge so gut verliefen, daß des Menschen langsam erworbene Kunst die Widerstände der Natur so glücklich überwunden hatte. Es schien auch alle Hoffnung vorhanden, daß der weitere Verlauf dem Anfang entsprechen würde; denn die Schneerippe setzte sich noch weiter fort und konnte möglicherweise von einem Schneefelde oder einem Schneeband in der Tiefe aufgenommen werden. Ich rief deshalb zu Burgener auf, daß Alles vortrefflich ginge, und daß wir sicherlich hinunterkommen würden; er möchte sich fertig machen und mir zu meinem Standort folgen. Hier mußte ich ihn erwarten und richtete mich daher den Umständen entsprechend ein; ich stieß das Gletscherbeil so tief in den Schnee, daß es mir einen zuverlässigen Halt gewährte, und erweiterte die Stufe, die nur einem Fuß Raum bot, so daß beide Füße darin Platz fanden; denn längere Zeit auf zwei in ungleicher Höhe befindlichen Stufen zu stehen, ist ermüdend und schmerzhaft. Auch für die Hände grub ich ein großes Loch, in welches ich die wollenen Fausthandschuh wie auf einen kleinen Tisch legte, und nahm dann das Notizbuch zur Hand, um niederzuschreiben, was sich in der letzten Stunde begeben hatte. Eine einzige Zeile, an Ort und Stelle geschrieben, ist mehr werth, als ganze Seiten, welche die Erinnerung später, unter veränderter Umgebung, diktirt. Ohne dieses Hülfsmittel fließen die empfangenen Eindrücke bald in einander, und lohnt sich der Versuch, sie darzustellen, kaum noch der Mühe.

Um 10 Uhr begann Burgener den Abstieg. Er mußte ihn unter etwas anderen Bedingungen ausführen als ich, dem der Gefährte das Seil gehalten hatte. Aber der Schnee auf der Jochschneide war gut und gestattete, den mitgenommenen, fünf Fuß langen Stock so tief einzustoßen, daß nur das obere Ende hervorragte, und daß an diesem das Seil befestigt werden konnte. Im ganzen hatten wir vier Seile, die zu Einem verknüpft waren und zusammen 200 Fuß maßen. Davon waren nur zwei so beschaffen, daß sie alpinen Zwecken zuverlässig dienen konnten, die anderen beiden ganz unzulänglich. Uns nützten sie dennoch, sobald wir es vermieden, auszurutschen und die Seile dem ungeschwächten Ruck des fallenden Körpers auszusetzen. Dieselben sollten nur da, wo Fuß und Hand gar zu geringen Halt fänden, durch sanfte Spannung das Gewicht des Kletterers so weit vermindern helfen, daß der Schritt sicher blieb. Es ist auch eine große Thorheit, die ganze Hoffnung in das Seil zu setzen; denn sobald sich der Ausgleitende nicht gerade unter dem Festhaltenden befindet, macht er beim Fallen eine Pendelbewegung und wird zu irgend einer Stelle von Eis oder Fels geführt, wo er in der Regel keinen Halt findet, noch auch von dem Gefährten aufgezogen werden kann.

Es war spannend, von dem tiefer gelegenen Standpunkte aus, zuzusehen, wie Burgener aus der Höhe allmählich niederstieg. Er nahm meinen Weg, und ich sah ihn bald über die Eisstufen traversiren, die 20—30 Fuß unterhalb der Schneide geschlagen waren; dann entschwand er meinem Blick, weil die Schneerippe, an die ich gelehnt stand, die Aussicht auf ihn verdeckte. Nur das wellenförmige Schwanken des Seiles, das von der scharf eingeschnittenen Lücke der Corniche herunterhing, deutete an, daß der Mann am unteren Ende sich tiefer und tiefer arbeitete.

Das Couloir hatte bis jetzt im Schatten des Matterhorn gelegen; nun schlug die Sonne an die Felsen der linken Wand, und bald ergoß sich ihr blendendes Licht ganz über diese; es drang bis zu mir vor, und um 10 Uhr 15 Minuten trafen mich die ersten Strahlen des Tagesgestirns mit voller Intensität. Ich fühlte mich angenehm erwärmt und begrüßte ahnungslos diese Lichtfülle, welche neues Leben in Farben und Formen brachte.

Burgener erschien wieder oberhalb der aus dem Boden aufspringenden Felsen, die ich oben als eine Stelle der schlimmsten Art bezeichnete. Noch hatte er über Seil zu verfügen, aber nur über das unterste Stück, welches ihm gar nichts mehr nützte. Er mußte nämlich den Knoten zwischen dem dritten und vierten Seil lösen und dann mit letzterem belastet bis zu meinem Standort hinabklettern. Denn das vierte und beste Seil sollte uns bei dem weiteren Abstieg miteinander verknüpfen. Die drei andern Seile ließen wir hängen. So war der Mann gezwungen, das nahezu schlimmste Stück der ganzen Passage ohne die Sicherung durch ein Seil zurückzulegen. Daß er konnte, was er mußte, erschien freilich wunderbar genug.

Auf der Schneerippe kamen wir wieder zusammen, eine Stunde und fünf Minuten, nachdem mein Abstieg begonnen hatte. Die nächste Stunde verfloß ähnlich wie die erste. Ich ging stets voran, machte die Stufen, Burgener folgte. Wir konnten die Fläche nach unten gut übersehen, aber ihr weißliches Aussehen verrieth nicht mit Bestimmtheit, ob sie aus Eis oder aus Schnee bestände. Unsere Hoffnungen waren bereits stark gesunken. Der Schnee hatte aufgehört, und Stufe für Stufe mußte in's Eis geschlagen werden. Dank der so glücklich benutzten Schneerippen waren wir in zwei und einer halben Stunde verhältnißmäßig tief hinabgestiegen und steckten gegen 12 Uhr mitten in der Schlucht, auf abschüssiger Eisfläche, gefangen zwischen unnahbaren Felswänden — da flog ein Stein durch die Luft und fuhr mit dumpfem Geräusch aus der Höhe des Couloirs hinunter in die Tiefe zum Gletscher. Wir durften nicht zweifeln, daß dieser eine Stein nur der Vorbote anderer war. Sie kamen auch bald in wachsender Zahl, kleine flache Scheiben, die in schnellster Rotation bald rechts, bald links an uns vorübersausten und ihr unheilvolles Surren an unser Ohr brachten.

Mit Recht werden fallende Steine gefürchtet; in den Nachmittagsstunden heißer Tage bedrohen sie uns am meisten. Wenn Schmelzwasser in die Haarspalten der Gesteinsoberfläche dringt und des Nachts gefriert, so kann es ein Stück vom Felsen losſprengen; das Stück fällt dann aber nicht, weil es von dem Eise wie von einem Kitt gehalten wird. Erst wenn die Sonne des folgenden Tages gewirkt hat, löst sich die Verbindung, und der Stein fällt. Dies ist eine Ursache von Steinfällen. Eine andere ist, daß strömendes Schmelzwasser auf kurze Stunden einen Bach oder einen Fall bildet und lose aufliegendes Geröll fortreißt. Wenn dann die Stücke, die oft schon in sich morsch sind, zum ersten Mal aufschlagen, so zerschellen sie wie eine Granate und fliegen als kleine Geschosse in die Tiefe. Natürlich hängt es von der Formation des Gebirges und von der Art des Gesteins ab, ob die beschriebene Gefahr eintreten kann oder nicht. Während große Gebietstheile ganz frei davon sind, werden gewisse andere

Stellen zu manchen Zeiten täglich von Steinschlägen heimgesucht, namentlich alle couloirartigen Bildungen, und gerade in einer solchen befanden wir uns ja.

Die Gefahr also, welche hinter uns aufzog, war groß und furchtbar, eine von jenen, die sich durch unser eigenes Zuthun nicht bannen lassen. Ich glaubte aber fest an unsern Stern und konnte mir, aller Vernunft zum Trotz, nicht vorstellen, daß ein Stein uns treffen würde. Wenn ein solcher Unfall in der Weise eintrat, daß auch nur Einer von uns schwer verwundet oder aus der Stufe geschlagen wurde, so mußten wir Beide den schnellen Weg der Steine nehmen und waren verloren.

Gegen 12 Uhr Mittags wechselten Burgener und ich die Rollen. Das Stufenschlagen ist jeder Zeit sehr anstrengend; beim Abwärtsklettern in erhöhtem Grade, weil man nach vorn übergebeugt arbeitet, und weil die Stufen eine ungewöhnliche Größe haben müssen. An steilen Hängen klettert man am sichersten, wenn man das Gesicht gegen sie wendet; aber wo Stufen nach unten geschlagen werden, muß man der Wand den Rücken drehen, und dann bedarf es für das sichere Aufsetzen des Fußes aus dieser Stellung einer größeren Stufe, als sonst. Ich war müde vom Schlagen und ließ Burgener gern vorangehn. Die Führer geben es sonst nie zu, daß der Fremde auf abschüssigen Eisfeldern den oberen Platz einnimmt; denn ihn hält kein Seil mehr, und tritt er fehl, so ist es um ihn und den Führer geschehen. Wenn vom Aufstieg her bereits Stufen vorhanden sind, so kann der Führer, falls wirklich nur ein einziger da ist, auch stets beim Abstieg oben bleiben und die Schritte seines Herrn überwachen; sonst müssen zwei Führer zur Disposition sein, von denen der untere die Stufen schlägt und der obere den in der Mitte befindlichen Reisenden hält. Nach diesen Regeln konnten wir nicht verfahren. Wir waren in einer Ausnahmslage, nicht länger Herr noch Führer; wir waren zwei gleichgefährdete Männer, gegen welche die Natur ihre Schrecken losließ, und die nun zusehen mochten, wie sie sich durchschlügen.

Burgener theilte den Glauben an unsere Erhaltung keineswegs, und deshalb war es gut, daß die schwere Arbeit seine Kräfte ganz in Anspruch nahm. Das Eis blieb immer von gleicher Härte, und Stein auf Stein sauste durch die enge Schlucht. Ich hatte geringe körperliche Anstrengung auszuhalten; denn der Fortgang war ein sehr langsamer, und ich bewegte mich nur von Zeit zu Zeit, wenn eine Anzahl von Stufen geschlagen war. Immerhin erfordert die Erhaltung des Gleichgewichts in einer so exponirten Lage, wie die unsere war, eine innere Arbeit des Gehirns, deren abspannende Wirkung nicht unterschätzt werden darf. Das hindert freilich nicht, daß Phantasien und Gedanken sich beliebig tummeln und mit den Eindrücken vermischen, welche von außen kommen. Anfänglich sprachen wir noch mit einander; dann wurden wir stiller und stiller, und man hörte nur noch den Schlag der Axt, das Schwirren der Steine und das Rauschen des auf der Eisfläche aufgesprungenen Gletscherstroms. Die Erinnerung an eine Schlacht drängte sich unwillkürlich auf, und damit auch der Trost, daß nicht alle Kugeln treffen. Aber da traf gerade eine. Ein verschwindend kleines Sprengstück schlug an den Ellenbogen; ich fühlte einen heftigen Schmerz und fürchtete eine Ohnmacht. Doch schwieg ich, um Alexanders

düsteren Gedanken nicht noch Nahrung zu geben. Erst später erfuhr ich, daß es dem Führer eine halbe Stunde zuvor so ergangen war wie mir; aber auch er hatte es vorgezogen, zu schweigen. Sonderbar genug, daß wir beide so leicht getroffen waren!

Die Sonne wirkte mit wachsender Gewalt; entsprechend wuchs die Gefahr, und der Tag war noch lang. Stufe auf Stufe wurde geschlagen, Stunde auf Stunde verrann. Es war wenigstens ein Glück, daß wir nicht zwischen zwei Entschlüssen zu wählen hatten. Denn an eine Rückkehr zur Jochschneide durfte nicht gedacht werden. Von dort kamen ja die Steine, auch mochten die alten Stufen verwischt, und der Schnee unpassirbar geworden sein. Wenn nur das Eis aufhörte, wenn bald der Schnee anfing, so konnten wir doch wieder, ohne Stufen zu schlagen, weiterkommen. Gegen zwei Uhr zogen wir uns von der Mitte des Feldes nach rechts an die Matterhornwand; hier schoß das Wasser sprudelnd über das mürbe gewordene Eis hin, und ließen sich die Stufen schneller herstellen. Dies half unserm Fortkommen ein wenig, und wir gelangten bis in die Nähe der Stelle, wo das Couloir nach rechts umbiegt. Da lag das letzte Stück vor uns, eine glatte Eisfläche, und wir sahen den ebenen Gletscherboden zu unseren Füßen, wo ein schneeloser Riß, der Bergschrund, sich der Mündung des Couloirs vorlagert. Die Stelle befand sich noch, wie die spätere Berechnung, der Aneroidablesungen bestätigte, 250 m unter uns; es hätte 6—8 Stunden ununterbrochener Arbeit bedurft, um sie zu erreichen. An ein Aufhören der Steinschläge war nicht zu denken; im Gegentheil, die Intensität des Phänomens mußte sich noch steigern. Es war schon Wunders genug, daß wir noch am Leben waren; aber die Fortsetzung, selbst wenn unsere Kräfte ausreichten, führte zu sicherem Untergang. Das mußte auch ich endlich einsehen, dessen Glaube schwankte und dessen Illusionen ernster Sorge gewichen waren.

In der höchsten Noth erbarmte sich unserer die feindselige Schlucht selbst. An der Stelle, wo das Couloir wendet, springt ein Felsstück gleich einem Säulenbündel aus der Matterhornwand vor und bildet eine Bastion, welche auf der Eisfläche aufsetzt, wie ein Schornstein auf einem steilen Dach. Es ist die einzige Bildung dieser Art, welche ich in dem Couloir bemerkt habe. Dorthin bahnten wir uns einen Weg mit der Axt und erkletterten vom Eise aus den Fels. Oben fanden wir eine Plattform mit Trümmerstücken bedeckt, die wir zu einer kleinen Randmauer anordneten. Vor Allem wurden die beiden Eisäxte in eine möglichst geschützte Lage gebracht. Die Fläche war kreisrund, von der Größe einer Tischplatte; legte man sich ausgestreckt darauf nieder, so ragten die Füße frei in die Luft hinein. Dieser plötzliche Uebergang von der abschüssigen glatten Eisfläche zu dem ebenen, rauhen Felsboden; das Bewußtsein statt der surrenden und pfeifenden Steine, die feste senkrechte Matterhornwand im Rücken zu haben; der weite Ausblick auf die bis dahin verdeckte Landschaft übten die merkwürdigste Contrastwirkung in uns aus. Wir standen auf dem Felsen, wie der Schiffbrüchige auf dem Riff, das hoch aus der Brandung aufragt. Was aus uns werden würde, das wußten wir freilich nicht; wir wußten nur, daß wir hier bleiben mußten, bis der Sturm ausgetobt, bis die Nacht sich eisig nieder-

senkte, um den Aufruhr zu bannen, bis der Morgen aufzog, um unserem Gange von neuem zu leuchten. Denn weil all' unser Leid von der Sonne und der Hitze kam, so konnten Nacht und Kälte allein uns helfen. Aber zunächst glaubten wir uns völlig sicher, denn wegen der Richtungsänderung des Couloirs konnte keiner der Steine treffen, die durch die Gasse fuhren; immerhin flogen einige so nahe an uns vorüber, daß wir sie mit der Hand hätten greifen können.

Es war drei Uhr Nachmittags, die heißeste Stunde des Tages, als wir den Platz betraten, auf welchem wir länger als zwölf Stunden angewiesen bleiben sollten. Fast sechs Stunden hatten wir gebraucht, um von der Höhe des Col du Lion 330 m hinabzusteigen, also mindestens das Zehnfache der Zeit, in der man sonst solche Niveaudifferenzen zurücklegen pflegt. Der Aufruhr wurde immer wilder, die Steine flogen in rascherer Folge, und etliche davon waren von beträchtlicher Größe. Die Eisfläche verlor ihr glattes Aussehn; sie wurde von Wasserrinnsalen durchfurcht, die unter unseren Augen anschwollen, Sturzbäche bildeten mit aufschießenden Strahlen, mit polternden Eis- und Gesteinsfragmenten. Es war ein großartiges Schauspiel, inmitten einer Landschaft so erhaben, so wild, so verlassen von allem Lebendigen, daß der Mensch hier in Verzweiflung oder in Bewunderung ausbrechen mußte. Mit der vollen Eindrucksfähigkeit, zu der wir gelangen, wenn stundenlanges Kämpfen die Nerven gespannt hielt, und nun plötzlich Ruhe eintritt, stand ich auf dem Altan, gelehnt an die Matterhornwand, durchglüht von innerer Hitze, von einer brennenden Sonne bestrahlt, und schaute hinunter, hinauf, um mich her. Dort unten breitete sich seeartig und weit das erglänzende Firnbecken des Tiefmattengletschers aus, eingefaßt von einem hohen Kranze schimmernden Schneegebirges, beherrscht von der stolzen Felspyramide der Dent blanche; gegen Westen, wo die Firnmulde sich zu ihrem Ursprung aufzieht, zeichnete sich der hohe Col d'Hérens als sanfte Einsattelung gegen den Horizont; und von dort wandte sich im rücklaufenden Bogen die Kammlinie über die Dent d'Hérens zu uns zu und verschwand hinter den Felsen, welche uns gegenüberlagen. Ich fühlte mich schwach von den Schmerzen am linken Arm, setzte mich nieder und schrieb. Auch nahm ich mit der Bousole die Azimute bekannter Punkte, um die Lage unseres Felsens später auf der Karte construiren zu können, und las wiederholt das Taschenaneroid ab; es blieb im Gegensatz zu dem gewöhnlichen Verhalten unverändert stehn; sonst steigt es nach vollendetem Abstieg noch um einige Millimeter. Wir waren eben so langsam vom Col hinuntergeklettert, daß das Instrument nicht mehr unter elastischen Nachwirkungen litt.

Mitten im Schreiben unterbrach mich ein donnerndes Geräusch, das von dem oberen Theil des Couloirs herniederkam. Eine Lawine aus Eis, Schnee, Wasser und Steinen stürzte über die ganze Breite des Eisfeldes und kam erst tief unten, jenseits des Bergschrundes, dumpf verhallend zur Ruhe. Dies war gegen vier Uhr. Wenn alle Steine uns bei der Fortsetzung des Weges verschont hätten, diese Lawine wäre unser sicherer Tod geworden. Statt dessen konnten wir sie in nächster Nähe, und doch ganz gesichert, betrachten. Sie verdankte ihre Entstehung offenbar den aderartigen Schneeauflagerungen, die wir während der ersten Stunden so glücklich benutzt hatten. Jetzt mußte auch oben der Boden

gekehrt sein und nichts wie blankes Eis zeigen; weshalb denn die Expedition, wenn sie vierundzwanzig Stunden später begonnen hätte, unausgeführt geblieben wäre.

Wir ahnten noch nicht, welch' neue Tortur unserer harrte. Die Nachmittagssonne warf ihr Licht auf die gegenüberliegenden Felsen des Couloirs; nicht auf die unteren Abstürze, die nach Osten und Nordosten gewandt sind, aber auf die zerklüfteten Riffe, die oben aufragen. Von dort her sahen wir nun, bald nachdem die Lawine gefallen war, Steine gegen unsere Wand und auf den Boden der Schlucht fliegen; wir waren ihnen direct ausgesetzt, und ein Entrinnen unmöglich. Dieser Umstand änderte unsere Lage vollständig, und der ersten Stunde der Ruhe folgte plötzliches Entsetzen. Auf unserer Felsplatte lag ein 3—4 Fuß hoher Stein hohl auf, mit der Oeffnung gegen den Tiefmattengletscher. Wenn wir uns eng aneinanderdrängten, so konnten wir mit den beiden Köpfen Schutz in dem Loch finden; der Körper und die Beine blieben unbeschirmt. Als wir die neue Gefahr erkannt hatten, die uns drohte, legten wir uns nieder, und wenn wir Steine kommen sahen, fuhren wir gleichzeitig unter den Block. Zuweilen schlugen Sprengstücke, wie wir deutlich hörten, ganz nahe bei uns ein; aber wir sahen sie nicht und blieben dann in der Furcht, daß ein Fuß oder ein Arm zerschmettert werden könnte.

So saßen wir da, an den Fels geschmiedet, ohne Gegenwehr, den waltenden Mächten willkürlich Preis gegeben. Die Situation war keine schnell vorübergehende, sie war eine langdauernde, und zunächst mußte sich die Gefahr in dem Maße steigern, wie die gegenüberliegenden Felsspitzen erwärmt wurden. Die Gluth der Sonne war an diesem Tage eine ganz exceptionelle, die Luft war absolut klar und so ruhig, daß nicht der leiseste Windhauch uns Kühlung gab; an der Riesenwand, aus welcher unser Altan herausgebaut ist, fing sich die Hitze, jeder Stein war erwärmt, und die Sonne sandte uns so intensive Strahlen zu, daß Gesicht und Hände — wie mir vorkam — zusehends dunkler wurden und der broncefarbene Teint, den wir aus dem Dauphiné zurückgebracht hatten, in einen schwarzbraunen überging. Die dunklen Felsen strahlten die Wärme zurück, die schimmernden Schneegefilde reflectirten das Licht, die blendende Sonne übergoß uns mit ihrer Gluth, wir schwebten in einem Meer von Wärme und Licht. Nicht tausend Schritt waren wir von der Stelle des Tiefmattengletschers entfernt, wo alle Gefahr aufhörte, und kamen uns doch nun so weit entfernt von jeglicher Hilfe vor. Noch beinahe vier Stunden mußten vergehen, ehe die Sonne hinter dem Col d'Hérens verschwand. So saß ich wehrlos da, abwechselnd in die blendende Sonnenscheibe und dann nach der Felswand schauend, die uns die Steine direct zusenden konnte; mit zusammengezogenen Beinen und dadurch bedingten Schmerzen in den stark angestrengten Kniegelenken; mit einem momentan unbrauchbaren Ellenbogen; in einem feinen Sprühregen, den das Aufschlagen niedertropfenden Schmelzwassers erzeugte.

Um 6 Uhr war das Maximum der Wärmewirkungen erreicht. Die Bäche, welche cascadenartig über das Eis stürzten, schrumpften allmählich zusammen, nicht jede Minute führte mehr Felstrümmer durch das Couloir, nur die gegenüberliegende Wand mahnte uns an den Fortbestand der Bedrohung.

Endlich sank die Sonne des zweiten Juli doch, und der Hitze folgte schnell die Kälte, da alle Wärme direct, nicht durch hohe Lufttemperatur vermittelt, zu uns gekommen war. Nun wagten wir wieder, uns zu erheben, um die ungelenken Glieder aus ihrer Erstarrung aufzurütteln. Dann theilten wir den knappen Vorrath unserer Provisionen in der Weise, daß für den folgenden Tag noch etwas blieb.

Ein Stern nach dem andern wurde sichtbar, in dem Maß wie das Himmelsblau erlosch. Die Nacht zog auf mit kaltem Glanze, und ein Gefühl der Verlassenheit ergriff uns. Man kann sich leicht vorstellen, was es mit einer Nacht auf sich hat, die in solcher Umgebung, in nahezu 3300 m Meereshöhe, oberhalb der Gletscher, ohne anderen Schutz als den des Wanderkleides, verbracht wird. Wir fürchteten die Kälte (obwol wir sie ja sehnsüchtig wünschen mußten), hauptsächlich deshalb, weil der enge Raum keine Bewegung gestattete, das einzig denkbare Mittel der Erwärmung also versagt blieb. Zwar sprangen wir auf und nieder, indem wir uns mit den Händen an dem schützenden, hohlen Steine festhielten; aber diese Bewegung war unbequem und ermüdend, und wir zogen es bald vor, stehn zu bleiben und dem Schüttelfrost und Zähneklappen freien Lauf zu lassen. Die Luft blieb ruhig wie am Tage, so ruhig, daß eine angezündete Kerze mit unbewegter Flamme brannte. Wir befestigten sie vier Fuß über dem Boden an der Matterhornwand in einer nischenartigen Höhlung und erfreuten uns, so weit wir für Freude noch zugänglich waren, an dem traulichen Licht. Höchst merkwürdig war es, daß während der ganzen Nacht ein ohrwurmartiges Insect in der Nische umherkroch. Ich blickte mit Neid auf seine Kletterkünste, aber Alexander sah den Wurm ungern und witterte in diesem Todtenkäfer den Vorboten unseres Endes. Es ist bemerkenswerth, wie hoch man Insecten antrifft; so z. B. fand ich auf der höchsten Spitze des Mt. Viso (3850 m) eine große, schwarze Spinne, die zwischen dem Geröll umherkroch, und 200 Fuß tiefer eine lebendige Raupe; auch an anderen hohen Punkten boten sich ähnliche Beobachtungen dar. Wir legten uns abwechselnd unter den Stein; der Einzelne konnte ziemlich weit hineinkriechen, aber die Füße suchten vergeblich Schutz gegen das tropfende Wasser. In der Mitternachtsstunde standen wir wieder aufrecht neben einander, sehr besorgt, ob wir die Kälte bis zum Morgen ertragen würden. Es war der Höhepunkt unseres körperlichen Leidens, und gerade ihm sollten wir unsere fernere Existenz verdanken. Denn nun machten wir einen letzten Versuch, uns zu erwärmen, und legten uns festverschlungen, hart eingepreßt in die Höhlung des Steines, der unser Schutzengel ward. Es klingt wie ein Märchen, daß das letzte Felsstück, welches überhaupt fiel, um Mitternacht von der andern Seite niedersauste und den Stein, der uns schirmte, mit voller Gewalt traf. Ja wenn wir gewußt hätten, daß dieses schaudervolle, die stille Nacht aufscheuchende Dröhnen das Friedenssignal war, so hätte Furcht der Dankbarkeit weichen müssen! So aber machte uns dieser Steinschlag ganz verstört; wenn das Phänomen, nachdem es seit Stunden zur Ruhe gekommen war, sich jetzt inmitten der kalten Nacht, gegen alle Voraussicht, von Neuem zeigte, was blieb da schließlich für Hoffnung? Wir rührten uns nicht und warteten mit schnell nachlassender Spannung auf den nächsten Schlag, der nicht kam. Die Er-

ſchöpfung machte ihre wohlthuenden Rechte geltend, und ein leichter, von Froſtſchauern unterbrochener Schlummer ſenkte ſich über uns.

Als wir uns am Morgen des 3. Juli um drei Uhr erhoben, beide aſchfarben im Geſicht, trotz unſerer eingebrannten Haut, herrſchte abſolute Ruhe; die Eisfläche lag grauſchimmernd da, die Rinnſale waren verſiegt, der Froſt hielt alle loſen Bruchſtücke an ihrer Stelle. Während wir uns durch heftige Bewegungen erwärmten, wurde der folgende einfache Plan entworfen. Von der Baſis des Felſens aus wollten wir horizontal die abſchüſſige Eisfläche überſchreiten, gerade auf eine Felsecke zu, unterhalb deren der Boden des Couloirs ſich nach rechts hin um eine Dreiecksfläche erweitert. Es ſchien uns, als ob wir dort Schnee antreffen würden; in dieſem Fall waren wir gerettet. Trafen wir Eis, ſo hätte das Spiel des geſtrigen Tages ſich wiederholt, und mitten im Stufenſchlagen hätten uns die Steine ereilt; dann erſt gaben wir uns verloren.

Burgener blieb zunächſt auf der Plattform zurück, während ich das Eisfeld durch Hinabklettern an den Felſen zu gewinnen ſuchte. Ich folgte der dreißig Fuß tiefen kaminartigen Schlucht, durch welche wir aufgeſtiegen waren, und hatte große Mühe, von dem Felſen aus die erſte Stufe in das Eis zu ſchlagen. Denn wegen mangelnder Vorſprünge mußte ich mich wie ein Kaminfeger einklemmen und konnte die Axt nur mit einer Hand gebrauchen. Einmal in der erſten Stufe, ging es beſſer. Das Eis war indeſſen ſo hart, daß fünfzig Schläge zu einem ſicheren Tritt noch nicht genügten. So ſchlug ich neun Stufen gegen die Mitte des Eisfeldes zu; dann mußte ich mich unterbrechen. Der Rücken ſchmerzte, und die Arme des von vierundzwanzigſtündiger Anſtrengung, Aufregung, unzureichender Nahrung und Kälte erſchöpften Körpers verſagten den Dienſt. Alexander löſte mich ab, nachdem ich auf den geſchlagenen Stufen zurückgekehrt war und den Felſen von Neuem erklettert hatte; dort gab er mir den letzten kleinen Reſt Cognac. Der ſtarke Mann packte die Sache mit neuer Kraft an, während ich auf meine eigene Fauſt folgte und den Felſen zum zweiten Mal hinabkletterte. Er vollbrachte eine Arbeit, die ich im Hinblick auf meine eigene Unzulänglichkeit, gar nicht genug bewundern konnte. Obwol auch hart mitgenommen von all' dem ausgeſtandenen Leid, ſchlug er zwei Stunden und vierzig Minuten lang, ohne Unterbrechung, Stufen; zwar nur ſechszig, aber eine jede mit ſechszig Schlägen; er ſchwang alſo die Axt ſo oft, wie der Secundenzeiger während einer Stunde ſpringt. Ich konnte nichts für ihn thun, als daß ich ihn nicht ſtörte und durch ruhiges Verhalten der Sorge überhob. Denn alle Führer haben eine wohlbegründete Scheu vor den horizontalen Traverſiren von Eiswänden, weil die gegenſeitige Hilfe nahezu illuſoriſch wird. Wenn hierbei die Sinne ſich verwirren, ſo geht das Gleichgewicht ſchnell verloren. Das Eigenthümliche iſt eben, daß man nicht über oder unter ſich Stufen hat, ſondern nur vor und hinter ſich. Im erſteren Fall iſt noch immer Hoffnung vorhanden, daß Hand oder Fuß im Moment des Ausgleitens Halt an einer Stufe finden; nicht ſo im letzteren, wo deshalb beſondere Ruhe geboten iſt, der Fuß nicht zittern, der Körper nicht ſchwanken darf. Die Länge der Zeit, in welcher ſolche Anforderungen erfüllt ſein müſſen, erhöht die Schwierigkeit eher, als daß ſie durch Gewöhnung Erleichterung ſchafft. Wir gingen parallel dem

Bergschrunde, der klaffend gerade unter uns lag. Je weiter wir gegen die Mitte der Eiswand vordrangen, desto luftiger erschien die Situation.

Was mich während dieser langen Stunden, wo so viel Zeit zum Umschauen blieb, besonders intriguirte, war der Umstand, daß mir das Eisfeld bald unüberwindlich steil, bald mäßig geneigt vorkam, und ich durchaus zu keiner befriedigenden Schätzung seiner Neigung gelangen konnte.

Um 6 Uhr 10 Minuten hatten wir die Felsecke erreicht und fanden nun den Lohn unserer Mühe, den Schnee, der unser Loos entschied. Die Lawinen und Wasserstürze, welche von den oberen Theilen des Couloirs kommen, lassen die seitliche Erweiterung intact; deshalb halten sich die Schneeauflagerungen daselbst. Unsere Lage änderte sich deshalb gänzlich. Das Eis hemmte unsern Fortgang nicht länger, und wir wurden freier in der Bewegung. Das gefährliche horizontale Traversiren hörte auf, es trat das um vieles leichtere Klettern in der Richtung des steilsten Falles an die Stelle. Wir stiegen ohne Zeitverlust gerade hinunter; ich nun wieder voran.

Der Schnee war freilich, der frühen Stunde wegen, sehr hart; aber selbst da, wo sich mit den Sohlenenden keine Tritte einstoßen ließen, genügten wenige leichte Schläge der Axt zur Herstellung einer Stufe. Stellenweise konnten wir auch über hervortretende Felsleisten klettern und wurden dadurch eher gefördert, als gehemmt. So legten wir in ein und einer viertel Stunde die Niveaudifferenz von 220 m zurück und standen um 7 Uhr 30 Minuten am oberen Rande des offenen Bergschrundes. Jenseits desselben erschien die Neigung des Feldes sehr viel geringer, und wir sahen daselbst Steine und Lawinenreste zu einem großen Felde ausgebreitet, nach unten zu ausgebauscht, wie das Ende eines erstarrten Lavastroms. Zehn Minuten vergingen, bis wir eine passende Uebergangsstelle gefunden hatten; dann trat ich an den obern Rand, übermaß Tiefe und Entfernung des unteren Randes und schleuderte mich mit gutem Sprunge durch die Luft. In dem Augenblick, wo ich den Boden wiederum berührte, zog Burgener das Seil an und hinderte das Gleiten nach abwärts; denn es fand sich kein Schnee hier, sondern glattes Eis. Nun that Alexander den Sprung zu mir hin, dann eilten wir weiter — wenige Minuten nur — bis an die Grenze des Lawinenrestes, wo wir sicher waren. Denn so sehr standen wir unter dem Eindruck des mitternächtlichen Steinschlages, daß uns selbst der kalte Morgen keine Garantie mehr gegen fallende Trümmer zu bieten schien. Ich blickte noch einmal auf zu dem Couloir und zu dem Felsen, der unsere Rettung geworden war. Unsere Stufen, die von dort aus horizontal über den Eishang liefen, waren so groß, daß sie von unserm Standpunkt wie ein natürlicher Schrund erschienen. Wir hielten eine viertel Stunde an, die ich zum Schreiben benutzte, und setzten um acht Uhr den Marsch fort, der nunmehr einem Spaziergang glich. Burgener nahm den Sack, den ich bis dahin getragen, und wir tauschten die Eisbeile wieder; denn er hatte an diesem Tage alle Stufen mit der Axt geschlagen, die mir seit dreizehn Jahren dient.

So schritt ich frei und leicht über das schöne, zusammenhängende Firnfeld hin, Friede und Dankbarkeit im Herzen, eingestimmt in die Ruhe, die der Sonntagsmorgen über Berg und Thal breitete. Wir stießen auf Wasser und gönnten

uns die erste Rast. Seit der knappen Mahlzeit des vorangehenden Tages waren wir ohne Nahrung und verzehrten nun hier das Restchen Brod und Käse, das noch zur Verfügung stand. Zum ersten Mal konnten wir unbefangen unsere Eindrücke nach der großen Gefahr austauschen, in der wir zweiundzwanzig und eine halbe Stunde gestanden hatten. „An meine kleinen Kinder hab' ich die ganze Nacht denken müssen," sagte Alexander mit rührender Einfachheit. Wir sprachen es Beide aus, daß wir die Expedition nie unternommen haben würden, wenn ihr Verlauf sich hätte ahnen lassen. Aber eben, weil von der Höhe des Col du Lion die Stein- und Lawinentrümmer in der Tiefe nicht sichtbar waren, ließen wir uns von den Schneerippen des oberen Theiles in die Falle locken. Einmal darinnen, blieb keine andere Wahl, als auszuharren und zu kämpfen. Das hatten wir gethan, und nun waren wir um ein Erlebniß reicher.

Unser Weg zog sich von der Mündung des Couloirs aus ganz scharf nach rechts; wir wanderten über den Zmutt-Gletscher unter der Nordwand des Matterhorn her, an abgestorbenen und grünenden Lärchenbäumen vorbei, über blumenerfüllte Wiesen, an Kornfeldern hin, nach Zermatt, das wir gegen Mittag erreichten. Die Expedition hatte im Ganzen dreiunddreißig Stunden gedauert.

Franz Burgener, der ältere Bruder Alexanders und dessen einstiger Lehrmeister auf den Gletschern, kam uns entgegen, sehr bewegt; denn er war eben damit beschäftigt, die Führer-Karawane zu organisiren, die sich unter seiner Leitung an den Fuß des Col du Lion begeben sollte. „Bis an den Schrund wäre ich freilich nicht gegangen," sagte er, „denn da wußte ich, müßten Sie liegen." Mein alter Freund, der brave Herr Seiler, Besitzer der großen Zermatter Hôtels, hatte schon am späten Abend zuvor, da wir noch immer nicht kommen wollten, eine Berathung veranlaßt, was zu thun wäre. Denn dieser Mann ist immer zur Hilfe bereit, wo er glaubt, daß sie noth thut. Franz Burgener stellte dabei das Prognostikon: „Wenn die Steine sie nicht erschlagen haben, so kommen sie durch." Man glaubte also bestimmt, daß wir das Couloir am Samstag Abend im Rücken hätten, todt oder lebendig. Im letzteren Falle mußten wir in der Frühe des Sonntags Zermatt erreichen. Als wir nun nicht kamen, hielt man uns für todt; daher die freudige Erregung, als wir erschienen. Daß ein Felsvorsprung der Matterhornwand unsere Rettung bewirkt hatte, konnte Niemand ahnen; erst unsere Erzählung löste das Räthsel.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Vor seiner Geburt.

Von

Salvatore Farina.[1])

Aus dem Italienischen von **Ernst Dohm.**

I.

Wir erwarteten ihn nicht mehr; wir hatten, ehrlich gesagt, ihn niemals erwartet. Wir hatten uns verheirathet ohne weiteren Zweck, als — uns zu verheirathen, und unser Hochzeitstag erschien mir als der schönste meines ganzen Lebens, weil mit ihm unser Leben eigentlich erst begann. Wir betrachteten Alles nur unter dem Gesichtswinkel einer großen Liebe und vermochten uns keine andere Wonne zu denken, als Arm in Arm miteinander die Welt zu durchwandern. Jeder Gedanke an eine andere Freude wäre uns, Evangelina und mir, wie eine kecke Herausforderung eines Zwerges an den Riesen erschienen, den wir in unseren Herzen nährten. Ich sage: „in unseren Herzen"; denn auch Evangelina liebte mich sehr, sonst hätte sie niemals eingewilligt, Signora Placidi zu werden.

Damals war das Standesamt noch nicht durchgedrungen, und die Praxis des Advocaten Placidi nur wenig mehr als ein frommer Wunsch. Dazu trug ich damals und trage ich noch heut einen Taufnamen, dessen Drolligkeit wol im Stande wäre, das heißeste Liebesfeuer zu löschen. Mein Weibchen nannte mich Onda. Das war schon eine gewaltsame Umtaufe; denn mein wirklicher Name — es wird's mir Niemand glauben — ist Epaminondas.

Ich sagte schon, daß wir ihn nicht mehr erwarteten, oder vielmehr, daß wir ihn niemals erwartet hätten, da wir uns ohne weiteren Zweck verheirathet hatten. Ja wol! Wenn nicht andere Dinge mitgespielt hätten!

Bei unserer Rückkehr von der Hochzeitsreise wurden wir von Verwandten, Freunden und Freundinnen auf dem Bahnhof erwartet. Sie empfingen uns mit einem gewissen spöttischen Lächeln, das mich hätte in Verlegenheit setzen können, wenn ich mir nicht schon vorgenommen hätte, zu lachen. Meine arme

[1]) Bereits in einem früheren Jahrgange der „Rundschau" (Juni 1877) haben wir eine Novelle („Scheidung") desselben Verfassers veröffentlicht, der mit seinen heitern und gemüthvollen Schöpfungen seitdem in immer weitere Kreise gedrungen ist. Salvatore Farina — geboren 10. Januar 1846 — zählt heute zu den beliebtesten der jüngeren italienischen Novellisten; „er ist entzückend in der Schilderung des Schalkhaften und Naiven", sagt von ihm Angelo de Gubernatis in einer Betrachtung „über den Roman der Gegenwart in Italien", welche gleichfalls in der „Rundschau" (September 1877) erschienen ist. Durch seinen Humor und seine liebevolle Darstellung des Familienlebens, des häuslichen Glücks und der häuslichen Tugenden steht Salvatore Farina der deutschen Auffassung ganz besonders nahe; und wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir der obigen Skizze, welcher weitere folgen werden, einen freundlichen Empfang bei unseren Lesern voraussagen. Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Evangelina aber stand wehrlos da, und je mehr ich lachte, desto mehr erröthete sie. Das eben wollten die Freunde und zärtlichen Verwandten, als hätte nur dies zu ihrer Glückseligkeit gefehlt!

„Wie geht's? Ist schon was los?"

Sie faßten mein Weibchen scharf in's Auge und unterwarfen sie einem Examen mit allerlei Anspielungen, von denen die Aermste nur wenig verstand. Dann betrachteten sie mich mit verständnißinnigem Blick, oder stießen mich mit den Ellenbogen in die Seiten, indem sie dabei ein Auge halb zukniffen. Mein Schwiegervater, ein kleiner Knirps, aber voll Humor und Ausgelassenheit, lief fortwährend um sein Töchterchen herum und fragte sie: „Bringst du mir was mit?" — als müßte sie's im Koffer liegen haben.

Zum Ueberfluß war noch ein Professor der Arithmetik zugegen, der seine Wissenschaft und Gelehrsamkeit zu nichts Besserem zu brauchen wußte, als meiner Evangelina in unverschämtester Weise vorzurechnen, daß, da wir im Juli geheirathet hätten, „er" im März mit den ersten Veilchen kommen müsse. Natürlich verrieth Niemand — und das war der ganze Witz bei diesem Scherz — von wem die Rede war; allein es war nicht schwer zu errathen, daß es sich um meinen Sohn handelte.

Nun kam die Frage nach dem Geschlecht auf's Tapet. Ueber dieses Thema gingen die Meinungen völlig auseinander: mein Schwiegervater war fest überzeugt, daß es ein Knabe (und zwar ein Ingenieur) werden würde, während die alte Base Simplicia, die sich erbot, das Kind über die Taufe zu halten, behauptete, es müsse ein Mädchen sein; zugleich gab sie, ohne es auszusprechen, auf jede Weise zu verstehen, daß die künftige kleine Simplicetta am besten thun würde, der Liebenswürdigkeit und Anmuth ihrer Pathin mit der Zeit nachzustreben. Um Keinem zu nahe zu treten, antwortete ich auf alle Fragen, mein Sohn sei ein Neutrum. Ich sagte dies lachend und ohne an die Qual aller Väter in spe zu denken, welche in der Lage sind, viele Monate lang sich auf eine geschlechtslose Nachkommenschaft freuen zu müssen. Allein während ich meinte, auf gute Art meiner armen Frau Ruhe vor Jenen verschafft zu haben, fand sich ein viel schlauerer Rathgeber, welcher als das beste Mittel, Beide, den Papa und die Base, zufrieden zu stellen, ihr sagte: „Laß es doch ein Pärchen sein, wenn dann Friede im Lande ist!"

Um Gottes willen nicht, bester Freund! Dann hätten wir erst recht den Spott jener guten Leute zu ertragen, daß wir uns kein Gewissen daraus gemacht hätten, sie zu täuschen; sie hätten sich für verpflichtet gehalten, das arme Geschöpf zu erwarten, welches um jeden Preis mit den Veilchen kommen sollte u. s. w.

Die Arithmetik des Professors begann auch uns nützlich zu werden, aber ohne Angst und Pein. Wir sagten uns: „Die Veilchen werden eher kommen, als er" — und hatten uns schon darein ergeben, ihn mit den Maiblümchen oder der Lindenblüthe ankommen zu sehen.

Und mit jedem weiteren Monat, in dessen Verlauf wir die wachsende Besorgniß meinem Schwiegervater, der Base Simplicia, den Verwandten, Freunden und Freundinnen mit aller Steigerung der Liebe und des Mitleids von der

Stirn lesen konnten, ward es uns immer deutlicher, daß es nichts sei mit dem Pärchen.

Wir harrten und harrten — Alles umsonst. Die Veilchen kamen, es kamen die Maiblümchen; sie brachten nichts, als ihren Duft. Es kam die Lindenblüthe; wehe! auch sie brachte nichts mit.

Dieses Kind, das sich nicht entschließen konnte, zur Welt zu kommen, begann schon unsern Frieden zu stören. Ich merkte wohl, daß unter dem heitern Lächeln meiner Frau eine geheime Angst sich barg, und nur selten gelang es mir, die trüben Wolken von ihrer Stirn zu küssen.

Oft überraschte ich sie, in einer Ecke sitzend, auf eine Näharbeit gebückt, aber ohne einen Stich zu thun, das Auge an den Boden heftend. Dann nahte ich ihr leise und küßte ihren Nacken; sie aber fuhr zitternd zusammen und sagte zu mir: „Du Schelm! Warum hast du mich so erschreckt?" — und dann zeigte sie mir ihr lächelndes Antlitz. Allein sie mochte thun und sagen, was sie wollte, immer ahnte ich eine Thräne in ihren guten Augen, und durch ihr süßes Lächeln sah ich einen trüben Gedanken fliehen.

Welchen?

Eines Tages sprach sie mit mir: die Aermste fürchtete, sie sei nicht im Stande, mich so recht glücklich zu machen; sie schämte und grämte sich, weil sie mir noch kein rosiges Bürschchen geschenkt. Und wie ich ihr auch versicherte, daß mir das gar nichts ausmache, und daß ich durchaus nicht ungeduldig sei, fuhr sie dennoch, mit einem Seufzer mir tief in's Auge blickend, fort:

„Ich sehe es wohl, die Ehe ist nicht das, was wir uns von ihr versprechen; und wenn du meinst, die unsere könnte besser sein — — —"

Ich ließ sie den Satz nicht zu Ende sprechen. Ich schloß ihr den Mund durch einen Kuß, zwang sie, mit mir durch das Zimmer zu walzen, und damit noch nicht zufrieden, nahm ich sie wie ein kleines Mädchen auf den Arm und trug sie durch sämmtliche Zimmer unserer Wohnung — wir hatten deren vier, ungerechnet die Kammer für das Dienstmädchen. Die Scene endete mit einem heitern Lachen.

Meine Frau war nicht leicht, und als ich sie niedersetzte, betheuerte ich ihr, daß für einen Mann, wie ich bin, ein Gewicht wie das ihre gerade genügte, und daß es wahrhaftig für mich nichts sei, ein, obendrein mir noch unbekanntes Bübchen auf die Schultern zu nehmen.

In heiterer Weise scherzte ich über meine künftige Nachkommenschaft: ich würde sie schlecht behandeln; es würde mir gar nicht darauf ankommen, mich als einen entmenschten Vater zu zeigen, um zu beweisen, was für ein musterhafter Gatte ich bin.

Mit solchen Scherzen gelang es mir, ihr klar zu machen, das Beste, was sie thun könne, sei, mir ein freundliches Gesicht zu zeigen und mein Leben durch das Licht ihrer heiteren Augen zu erhellen.

Einmal sagte sie zu mir: „Ist es wirklich wahr, daß du ihn dir nicht gewünscht hast?"

„Wen?"

„Deinen Sohn."

„Ja!“ antwortete ich feierlich.

Sie that, als ob sie erschrecke; dann fuhr sie fort: „Ich hatte mir durchaus in den Kopf gesetzt, daß du ihn erwartetest, daß du ohne ihn nicht gut leben könntest, daß du ihn mehr liebtest als mich, und — ich war eifersüchtig auf ihn.“

„Oho!“ rief ich aus; „wie könnte ich Einen lieben, der noch gar nicht existirt?“

„Das habe ich auch gedacht: wie sollte er dazu kommen, einen noch Ungeborenen, der gar nicht geboren werden will, zu lieben, bloß weil derselbe, wenn er geboren würde, sein Sohn wäre? Die Sache war mir unbegreiflich. Dennoch beobachtete ich dich im Stillen; ich sah dich traurig und sagte mir: Er ist nachdenklich, er kann sich nicht zufrieden geben, er liebt ihn!“

Arme Evangelina! Mich selbst hab' ich geliebt.

Ich liebte auch die Ordnung und, um mich genauer auszudrücken, noch mehr die Symmetrie. Man muß zwischen diesen beiden häuslichen Tugenden wohl unterscheiden: die Ordnungsliebe kann eine Gewohnheit sein; der Sinn für Symmetrie ist eine Empfindung, und zwar eine scharf und klar ausgesprochene.

Um zu begreifen, wie viel kleine Opfer die Tyrannei dieser Symmetrie mir kostete, muß man sich in die Lage eines Menschen versetzen, der mit magerem Geldbeutel sein Haus einrichten soll und vier Wände vor Augen hat, an denen, genau gerechnet, vier oder acht Bilder angebracht werden müssen, während er gerade ein halbes Dutzend besitzt.

Meine Frau liebte zunächst mich, erst nach mir die Symmetrie, und ich bewunderte in Allem, was sie anordnete, ihre Neigung, wenigstens eine gewisse Achtung für die Symmetrie. Sie nahm mich bei der Hand und führte mich geheimnißvoll in ein Zimmer; darauf überließ sie mich meinem Erstaunen, indem sie sprach: „Schau' dorthin!“ — Ich aber schaute hin und sah — nichts; endlich jedoch bemerkte und staunte ich, wie sie ein Mittel gefunden hatte, eine ganz vollkommen erscheinende Symmetrie noch zu verbessern. Da konnte ich nicht unterlassen, ihr ein „Bravo!“ zuzurufen.

Das wiederholte sich öfter. Bisweilen fügte ich hinzu: „Ich finde diese sechs Sessel sehr gut aufgestellt, zwei zu Häupten des Tisches, vier einander gegenüber an den Wänden; scheint es dir nicht so auszusehen, als läge eine Absicht zu Grunde und als gehorchten sie irgend einem stummen Befehl? Stelle einen von ihnen um, und der Geist, der sie zu beleben scheint, verschwindet, die Sessel werden wieder einfache Sessel, und während sie jetzt aus kostbarem Holz gefertigt und mit Damast überzogen scheinen, zeigen sie bald wieder ihr Nußbaumholz und ihren strohernen Sitz.“

Evangelina lächelte befriedigt, und ich fuhr fort: „Wenn der Schelm, der jetzt schon in der Welt sein müßte, sich noch ernstlich entschließen sollte zu kommen, weißt du, was er mit der Zeit Schönes lernen würde? Deine ganze Symmetrie zu zerstören und zum Hause hinaus zu jagen, wie gewisse, mir bekannte Künstler thun, die, anstatt schöne Bilder zu malen oder gute Bücher zu schreiben, es bequemer finden, für Genies zu gelten, indem sie den Empfindungen und Anschauungen der bürgerlichen Gesellschaft, dem „Conventionalismus“ und dem gesunden Menschenverstand den Krieg erklären.“

„Du denkst noch daran?“ fragte mich Evangelina mit liebenswürdiger Angst. Sie meinte: „an jenen Schelm“.

Sie veranlaßte mich, ihr zum hundertsten Mal zu wiederholen, daß ich ganz glücklich wäre, daß ich nichts begehrte, und daß vielmehr“ — — —

„Sprich es aus! Sprich es aus, daß vielmehr“ — —

Soll ich's gerade heraus sagen? Ich war nicht nur glücklich und begehrte nichts; es schien mir vielmehr, als würde ein Sohn mir mehr Verdruß als Freude bereitet haben. Was sollte mir ein Erbe, bevor ich meine Advocaten-Praxis einigermaßen in Gang gebracht, um sie ihm in meinem höheren Alter zu übergeben? Mit einer gewissen Ungeduld wartete ich auf Kundschaft, gewiß; aber an meine Nachkommenschaft habe ich nie ohne eine gelinde Furcht denken können.

Oft schwatzten wir von unseren Ersparnissen, indem wir siebenmal täglich gegen unsere besten Absichten sündigten, und bauten uns gewisse Schlösser, welche in der keckſten Weise gegen alle Gesetze des Gleichgewichts verstießen. Wir beide arme Teufel, Evangelina mit ihrer spärlichen Mitgift und ich mit meinen Büchern und meinem Doctordiplom, waren seelenvergnügt und malten uns eine herrliche Zukunft aus.

Recht überlegt, mußte es wol Jedermann einleuchten, daß ein Sohn für uns ein verderblicher Luxus gewesen wäre, und ich begreife nicht, wie mein Schwiegervater, der gute Kerl, der im Schweiße seines Angesichts die Mitgift meiner Frau zusammengeknausert und über mein Vermögen sich nie der geringsten Täuschung hingegeben hatte, sich so hartnäckig darauf steifen konnte, daß die Ankunft eines Sohnes zu unserem Glück unentbehrlich sei.

„Die Kinder,“ sagte ich in meiner Weisheit, „kommen nackt und hungrig zur Welt.“

Und dieser einfache und tiefe Grundsatz führte meine Frau zu anderen, weniger einfachen, aber nicht minder tiefen Betrachtungen, und in allen Dingen war sie meiner Meinung.

„Ein Kind,“ sagte sie, „wäre vielleicht ein schönes Ding; aber ich dürfte dann des Abends nicht mehr in's Café noch in's Theater gehen.“

„Was das betrifft,“ antwortete ich, „so müßte ich wol das Rauchen lassen. Es ist ein Opfer, aber für meinen Sohn würde ich es bringen.“

Und ich kam mir wie ein Held vor, so oft ich mir eine Cigarre anzündete.

II.

Wir nahmen unsere Mahlzeiten im Speisehaus, und zwar jeden Tag in einem anderen.

„Wie angenehm ist das!“ sagte meine Frau ganz offenherzig. „Ich brauche mich nicht um den Einkauf zu kümmern, mich nicht zu ärgern, wenn die Magd die jungen Gemüse zu theuer bezahlt hat; ich quäle mich nicht mit dem Feuer, das nicht brennen will, wann mich hungert, und habe nicht zu befürchten, daß mir das Fleisch anbrennt, oder die Suppe nach Rauch schmeckt. Unser Tisch ist immer gedeckt: im Winter in einem schönen Saal, der größer ist als unsere vier Wohnzimmer zusammen, an einem Plätzchen am Fenster, durch welches man die Vorübergehenden sieht; im Sommer im Garten draußen, in frischer

Luft, und man braucht nur mit der Gabel an das Glas zu klopfen, um Alles, was man wünscht, zu bekommen — ganz wie in einem Zauberpalast."

„Nur daß man zuletzt bezahlen muß," bemerkte ich lachend.

Aber da wollte Evangelina, auf ihre Erfahrung als gute Wirthin sich stützend, mir beweisen, daß zweimal Zwei Vier ist, daß eine Mahlzeit, wie die im Speisehaus, uns daheim viel theurer zu stehen käme; und es blieb mir nichts übrig, als mich vor ihrer Weisheit zu verneigen und lächelnd zu bitten, meiner groben Unwissenheit mein unverdientes Glück zu verzeihen.

Als Musterbild für unsere spätere Zukunft hatten wir uns ein altes verrunzeltes aber fröhliches Ehepärchen erwählt. Diese Leutchen kamen täglich in das Speisehaus. Sie nahm ihr trichterförmiges Hütchen ab, er beeilte sich dasselbe mittels der Bänder an den Nagel zu hängen; darauf setzten sie sich nieder, während wir die Fülle ihres grauen Haares bewunderten. Leise und bedächtig überlegten sie, bevor sie sich entschlossen, dasselbe Gericht für Beide zu bestellen. Leichten Herzens bestellten sie dann; lächelnd sahen sie es kommen, und mit Andacht verzehrten sie es, zufriedenen Blicks der geschiedten Wahl sich freuend, die sie getroffen. Wenn sie dann Arm in Arm gingen, waren sie so recht ein Bild getheilter Freude. Schweigend schauten wir, Evangelina und ich, den Beiden nach; darauf sagte Einer von uns: „Wir wollen es einst ebenso machen; da weder Kinder noch andere Hindernisse es uns verbieten, werden wir immer zusammen in's Speisehaus essen gehen."

In Summa: wir fühlten uns sehr wohl und hatten die Empfindung, als müsse die Welt bei uns anfangen und enden.

Man brauchte uns nur zu sehen, wenn wir, Arm in Arm, das Speisehaus verließen: ich, den Zahnstocher im Munde, hochaufgerichtet und stolz; meine Evangelina, heiter und lächelnd, Beide uns erfreuend an der schönen Abendsonne oder der schwülen Gewitterluft, die uns eilends nach Hause trieb, oder den prächtigen Schneeflocken; man brauchte uns nur zu sehen, um das wohlige Gefühl einer gemeinsamen Verdauung zu begreifen.

Wir hatten nicht zu fürchten, daß während unserer Abwesenheit unsere Kinder im Saal das Unterste zu oberst kehren, sich wie gute Brüder prügeln oder das Betttuch mit einem Streichholz in Brand stecken würden.

Was ist das? Ein Junge, der wie eine Primadonna schreit — oder am Ende gar eine Primadonna? Nein, unzweifelhaft ist es ein Junge! Und dort, etwas weiter, ein anderer Bube, der die ersten Gehversuche macht — ein lieber Schatz! Wie er watschelt! Und immer muß man hinter ihm her sein, ein Kissen in der Hand, um es ihm vor die Füße zu werfen, damit er sich beim Fallen nicht weh thue. Sieh da, nun bleibt er stehen, und will nicht von der Stelle! Mutter, Vater, Kindermädchen reden ihm gut zu. Umsonst! Man versucht, ihn an der Hand fortzuziehen. Der kleine Kerl erhebt ein Geschrei, daß man es bis in den dritten Stock hört. Die Nachbarn kommen herbei: „Was ist denn los?" — Nichts Besonderes, nur ein kleines Familienereigniß. — Aber die arme Mutter erröthet, der Vater läuft wie ein Rasender auf und ab, das Kindermädchen rafft Alles zusammen und steht sprachlos da, die Dienstmagd eilt nach Hause, Alles lacht, endlich verläuft sich der Haufe.

Stumm ſahen wir einander an; darauf ſagte ich ſcherzend: „Das ſind ſo die erſten Tröſtungen, zu denen ein wohlerzogener Junge ſich dem Papa und der Mama gegenüber verpflichtet glaubt.“

„Und vielleicht ſind ſie noch nichts,“ erwiderte Evangelina, „gegen diejenigen, die er ihnen für ihr Alter aufbewahrt.“

„Wenn er erſt in Pavia ſtudirt,“ fuhr ich fort, „und die Bekanntſchaft einer gewiſſen Signora Roſa macht, welche die Studenten gern hat und zwanzig Procent per Monat.“

„Und wenn er um einiger im Café zu laut geſprochener Worte willen mit einem Collegen, wie ſie's nennen, auf die Menſur und am Ende in's Gras beißen muß!“

„Oder wenn — — nein!“ — von einem trübſeligen Gedanken erfaßt, konnte ich kaum weiter reden — „wenn der arme Vater für allen Kummer, den der Schlingel ihm bereitet, ſich ſchließlich genöthigt ſieht, ihm das Leder voll zu hauen — — — doch nein, nicht jetzt,“ fügte ich hinzu, „jetzt nichts davon! Denken wir an Beſſeres!“

„Warum jetzt nicht?“ fragte Evangelina.

Ich lachte. Sie verſtand mich und begann ebenfalls zu lachen, und zwar ſo laut, daß die Vorübergehenden nicht nur uns anſahen, ſondern ſtehen blieben und ſich umwendeten, um uns nochmals anzuſehen. Wir merkten, wie Einige von ihnen zu einander ſagten: „Das ſind Neuvermählte, Die ſind glücklich!“ Auch ich wandte mich um, ſchaute ſie freundlich an und hatte große Luſt, ihnen zuzurufen: „Ja, meine Herrſchaften! Das iſt meine Evangelina; wir ſind erſt ſeit Kurzem vermählt, es geht uns gut, und wir ſind glücklich!“

III.

In unſerem Egoismus hatten wir uns in ſehr verſtändiger Weiſe einen Gefährten erwählt. Es war ein zuverläſſiger und beſcheidener Freund, der den ganzen Tag unſer Hochzeitslied ſang und an allen unſeren Freuden theilnahm, ohne für ſich mehr zu beanſpruchen, als wir ihm gewähren konnten. Er war nicht etwa, wie man vielleicht glauben könnte, ein Phönix; dennoch gehörte er zu der Familie. Und wie er hieß? Er hieß Amſel, ohne jedoch eine wirkliche Amſel zu ſein. Er war kein Staar, noch weniger ein einſamer Spatz. Er ſang wie ein Tenor von Beruf und pfiff wie ein Virtuos. Nach der Höhe unſerer ornithologiſchen Wiſſenſchaft erklärten wir, mein Weibchen und ich, ihn für eine Wachtel, und er mußte ſich, wohl oder übel, dieſen Namen gefallen laſſen und demſelben Ehre zu machen ſuchen.

Noch denke ich an jenen Schreckenstag. Schon am Morgen ſtand unſer Gefährte — man könnte ſagen: unſer Kind — unbeweglich, mit halb geſchloſſenen Augen in einer Ecke ſeines Bauers; trotz aller Verſuchung blieb er luſt- und regungslos den verlockendſten Regenwürmern gegenüber, welche ſonſt eine Amſel glücklich gemacht hätten. Meine Frau wußte nicht, was ſie davon denken ſollte; nah und fern fragte ſie, was ihrer Amſel wol fehlen, und was man für ihre Geneſung thun könne. Bei dieſer ſo ſchmerzlichen Gelegenheit zeigte ſich ſo recht ihr wahrhaft mütterliches Herz; tauſend Zärtlichkeiten verſchwendete ſie an das arme Thierchen, mit hundert Schmeichelnamen verſuchte ſie es zu lieb-

kosen. Alles umsonst! Nachdem das gefiederte Geschöpfchen im Leben mit Unrecht den Namen einer Wachtel getragen, mußte es in der Blüthe seiner Jahre sterben, ohne einmal seinen wahren Namen erfahren zu haben. Niemand wird meinen Verdacht widerlegen können, daß das arme Thierchen sich freiwillig den Tod gab, um sich einer Welt voll Ungerechtigkeit und Unwissenheit zu entziehen; wenigstens hat der Hausmeister, welcher ihn in den letzten Tagen in Pflege, und versprochen hatte, ihn wiederherzustellen, bei der Leichenschau entdeckt, der Verstorbene habe eine Nähnadel verschluckt; das mörderische Eisen hatte den Magen quer durchbohrt. Der Hausmeister schauderte, auch ich schauderte, und wir kamen Beide überein, dem Todten ein anständiges Begräbniß zu bereiten, ohne meiner Frau das dunkle Trauerspiel zu enthüllen, dessen grausame Katastrophe wir heimlich erlebt hatten.

Ich möchte keinen meiner Nebenmenschen durch einen falschen Verdacht kränken; allein, wie ich schon damals gethan, so möchte ich es heut noch wiederholen: durch ein gewisses verlegenes Benehmen des Hausmeisters, durch eine verrätherische Feder, welche wie eine Anklage an einem Saume seiner Jacke klebte, und mehr noch durch die auffallende Beflissenheit, mit welcher er mich wissen ließ, daß unsere Amsel im Garten begraben sei, kam ich unwillkürlich auf den Gedanken, daß er selber das lebendige Grab sei, und es war mir, als ob ich die Grabschrift auf seinem Magen läse. War der Todte nicht feist? Und hatte er nicht bis zu dem Tage, an welchem er den schwarzen Entschluß faßte, sich mittels einer meiner Frau entwendeten Nähnadel zu tödten, die Insekten und Fleischstückchen mit jener der Amsel von Natur angeborenen Freßgier aufgepickt? Wol wünschte ich, daß ich irrte, und ich würde eine Art Trost darin finden; allein ich fürchte, gerade weil sie keine Amsel war, dürfte sie die schmackhafteste aller Amseln gewesen sein.

Später, als der erste Eindruck der Katastrophe überwunden war, fühlte ich mich stark genug, darüber zu lachen und eine Grabschrift zu verfassen, und es war mein einziger Verdruß, dieselbe nicht auf dem wirklichen Grabe anbringen zu können.

Der Verlust dieses unbekannten Geschöpfchens, das uns jeden Morgen aus voller Kehle grüßte, so niedlich sein Futter aufpickte und uns nie die kleinste Unannehmlichkeit bereitete, hatte auch mich tief ergriffen. So oft ich in jener Zeit ein leeres Bauer sah, dachte ich an den Gefährten unseres einsamen aber glücklichen Schlafgemachs. Und sah ich einmal meine Evangelina in weicher und gerührter Stimmung, gleich suchte ich sie mit dem Gedanken zu trösten, daß mittels der Seelenwanderung unsere Amsel jetzt schon mindestens ein Schoßhündchen sein müsse und vielleicht mit der Zeit der Ehre würdig befunden werden dürfe, als Mensch zur Welt zu kommen, und zwar — — als Sohn der Signora Evangelina, Gattin des Advocaten Placidi.

Der Einfall war ja närrisch; allein er erfüllte seinen Zweck, sie in heitere Stimmung zu versetzen.

„Denk' einmal," sagte meine Frau mir öfter, „wenn wir nun statt einer Amsel, ein Kind verloren hätten!"

Ich folgte ihr und dachte daran. Da sah ich im Geiste zehn über den

Tod ihrer Kleinen verzweifelnde Mütter, einen in Wahnsinn verfallenen, einen andern, aus demselben Grunde zum Selbstmörder gewordenen Vater. Und ich schloß daraus: das einzige, durch die Erfahrung bewährte Mittel, niemals ein Kind zu verlieren, ist, daß Einem nie eins geboren werde.

Und lachend rieb ich mir die Hände und war zufrieden, und ich fühlte, daß auch die Gefährtin meines Lebens zufrieden war, da wir geschieden genug waren, zwischen uns und unserem Glücke nichts aufkommen zu lassen als ein ebenso lebhaftes als bescheidenes Verlangen: das Verlangen nach — dem ersten Clienten.

Ach! der erste Client!

Vom Morgen bis zum Abend harrte ich sein. Ich stöberte in meinen Handschriften, um bereit zu sein, ihn würdig zu empfangen; ich brachte meine Bücher und Papiere in Ordnung, damit sie, so wohl geordnet, einem geübteren Auge zeigten, daß ich kein Mensch sei, der sich mit alten abgedroschenen Kunststückchen abgibt. Mitunter kam mein erster Client. Er hatte einen verwickelten Fall. Ich empfing ihn in einer sehr ernsten Audienz, redete ihm zu, den Proceß zu beginnen, und schlug ihm vor, die Sache ohne große Eile durch alle competenten Instanzen zu schleppen. Bei dieser Gelegenheit suchte ich ihn in alle Geheimnisse des Civilrechts einzuweihen.

Aufmerksam hörte er mir zu. Bei jedem schwierigen Fremdwort, das meinen Lippen entströmte, riß er die Augen sperrangelweit auf, und als er fortging, war er niedergeschmettert von meiner Gelehrsamkeit und geneigt, mir die Vollmacht zur Führung seines Processes auszustellen. Schöne Träume, aus denen ich bald genug erwachen sollte!

Meine Evangelina war leidend. Seit einer Woche hatte sie fast nichts mehr gegessen; sie klagte über Schmerzen, Uebelbefinden und eine gewisse Mattigkeit. „Es wird nichts sein," sagte sie; und um sie zu beruhigen, wiederholte auch ich: „Es wird nichts sein."

Eines Morgens aber erwachte sie kränker als bisher.

„Mein Gott! wenn sie mir stürbe!" sagte ich zu mir, und eilte die Treppe hinab, einen berühmten Arzt zu holen, der im ersten Stock wohnte, seine Patienten zu Wagen besuchte und an einem Tage mehr als ich in einem ganzen Monat verdiente.

Unterwegs dachte ich bei mir: es wird schwer halten, ihn zu bezahlen; allein damit hat's ja keine Eile, und zunächst kommt es darauf an, meine Evangelina zu retten. Ehe ich sein Haus betrat, fiel es mir ein, den berühmten Mann mit den Worten anzureden: „Um Gottes willen, retten Sie mir meine Evangelina!" Allein ein gewisses Gefühl meiner Manneswürde, die ich auch in diesem Unglück wahren wollte, hielt mich zurück.

Der Arzt besuchte meine Frau, ließ sich ihre Zunge zeigen, fühlte ihr den Puls und richtete einige Fragen an sie, welche sie ihm schüchtern beantwortete. Schließlich lächelte er und meinte, es habe nichts zu sagen.

„Also gar keine Gefahr?" fragte ich mit zitternder Stimme.

„Nein, mein Herr, wenigstens augenblicklich nicht." Dabei zog er mich in's Nebenzimmer; dort flüsterte er mir mit pfiffiger Miene zu: „Sie können Ihrer Frau Gemahlin nur immer mittheilen, daß sie" — — —

„Also wirklich?"

„Ganz sicher."

Anstatt den Arzt, wie ich beabsichtigte, bis zur Treppe zu geleiten, brachte ich ihn, wie ich glaube, sehr höflich bis zur Straße hinaus, worauf ich, ohne einmal die Thür zu schließen, an das Lager meiner Kranken eilte.

„Weißt du, wie deine Krankheit heißt? Wirklich nicht? Willst du's wissen?"

„Nun, wie heißt sie?"

„August heißt sie" — — —

Evangelina schlang ihren Arm um meinen Hals, bedeckte mich mit Küssen und flüsterte unter Thränen: „Das also war es, weshalb ich fühlte, daß ich dich noch mehr liebe! Und doch waren wir zu Zweien so glücklich!"

IV.

„Ich bin wieder gesund," sagte Evangelina zu mir.

„Das sehe ich. Aber was nun?"

„Jetzt stehe ich auf; ich kann es nicht mehr im Bett aushalten" — — —

Ich hob sie sanft empor, legte ihr die Kissen unter dem Kopf zurecht, zog ihr die Decke bis an's Kinn, streichelte ihr die Falten aus der Stirn und stand einen Augenblick still, um mein Werk zu betrachten.

Evangelina ließ mich ohne Widerstand gewähren, weil es ihr Vergnügen machte, meine zärtliche Geschäftigkeit zu betrachten; als sie mich aber gerade und unbeweglich vor ihr stehen sah, ersuchte sie mich zunächst, sie nicht so anzusehen, dann wiederholte sie ganz entschieden, daß sie nicht im Bett bleiben wollte, und da ich unerbittlich blieb, kehrte sie mir mit der ungezogenen Miene eines eigensinnigen Kindes den Rücken, wandte sich aber sofort wieder um und lächelte.

Ich sagte ihr ganz ernsthaft, sie solle keine schlechten Scherze machen. Die Zeit der Thorheiten sei für uns vorbei und komme nicht wieder; wir müssen vernünftig sein und an die Familie denken.

„Meinst du?" rief Evangelina aus. „Die Zeit der Thorheiten wäre auf ewig vorbei? Jene schöne Zeit des leichten Sinns, da wir so glücklich waren und der Herr keine anderen Gedanken hatte, als mich zufrieden zu sehen!"

Mit einem Kuß wollte ich ihr den Mund schließen. Es gelang mir nur zur Hälfte; mit der andern Hälfte des Mundes sprach sie: „So? Also der Herr sagt es mir ganz offen: wenn er erst seinen Sohn hat, wird er mich nicht mehr ansehen! Aber noch hat er ihn nicht, und ich bin im Stande" — — — —

Du lieber Gott! was wäre meine blasse kleine Hexe nicht im Stande gewesen zu thun!

„Schweig!" — rief ich ihr leise zu — „schweig! Man muß nicht mit solchen Scherzen das Schicksal herausfordern. Du weißt wol, wie ich dich liebe; und hast du nicht dennoch gesagt, es käme dir vor, als liebtest du mich jetzt noch mehr, seit" — — —

Evangelina schwieg und lächelte über ihre ersten Mutterempfindungen; dann sagte sie, halb gedankenlos: „Ja, liebe ihn nur, liebe ihn nur; ich bin nicht eifersüchtig auf ihn."

Ihre Gedanken weilten anderswo, die meinen schweiften über Feld und Wald.

In diesem Augenblick brachte die Magd uns den Kaffee. Wir blickten uns flüchtig an, schlürften gleichgiltig den braunen Trank und sprachen kein Wort, bis unsre Hauselfter sich anschickte, in die Küche zurückzukehren.

„Sei so gut und bleibe noch ein wenig hier," sagte meine Frau zu dem Mädchen, „der Herr muß fortgehen, ich bin nicht ganz wohl und möchte nicht gern allein bleiben."

„Was fehlt Ihnen?" fragte das Mädchen.

„Ich habe etwas Magenschmerzen; es hat aber nichts zu sagen."

„Wie, mein Schatz? Du hast Magenschmerzen?" fragte ich ängstlich, als wir wieder allein waren. „Sag' doch die Wahrheit!"

„Hab' ich's vielleicht nicht recht gemacht? Sollte ich's etwa in Gegenwart dieser Schwätzerin sagen, damit in einer Viertelstunde das ganze Haus, von unten bis oben, und Alle, die darin wohnen, von den Doctorpferden im Stall bis zu den Spatzen auf dem Dache, wissen, daß ich" — — —

„Nein, du hast ganz Recht. Je weniger Mitwisser unseres Glückes, desto größer ist es für uns, so denke ich, und keine Menschenseele soll es wissen, nicht einmal dein Vater" — — —

„Und warum nicht mein Vater?"

„Gut; wenn du willst, mag dein Vater es erfahren; aber er ganz allein, Niemand außer ihm, weil es sonst bald unmöglich wäre, es geheim zu halten."

Dabei nahm ich eine so grimmige Miene an, daß meine Evangelina einen drolligen Schreck bekam.

„Ich will es ja gar nicht," sagte sie, und lachend that ich so, als ob ich mich allmälig wieder beruhigte, bis ich sah, daß sie sich völlig in meinen Willen ergeben.

„Weshalb", fragte ich sie, „hast du vorhin gesagt, daß der Herr fortgehen müsse?"

„Das sagte ich — — ach, ich sagte es, ohne mir Etwas dabei zu denken. Ich glaubte" — — —

„Du wolltest mich fortschicken", sagte ich. „Gesteh' es nur, du wolltest allein sein. Ich gehe" — — —

Ich benutzte diese Gelegenheit, um auch meinerseits das Geständniß für mich zu behalten, daß ich gleichfalls ein lebhaftes Bedürfniß fühlte, ein wenig mit meinen Gedanken allein zu sein; indessen konnte ich mich schwer entschließen, meine theure Kranke allein zu lassen.

„Ich gehe," sagte ich.

„Warte nur — — nein, geh' nur jetzt, und denk' hübsch an mich!"

Nachdem ich so lange mit dem Abschied gezögert, mußte ich, wie sich von selbst versteht, ihr noch einen Kuß geben.

„Stets denk' ich dein", erwiderte ich, und damit eilte ich von dannen, so traurig heiter, wie ein leichtsinniger Gatte, der zu einem Fest eilt und sein liebes Weibchen zu Hause lassen muß.

V.

In Sprüngen eilte ich die Treppe hinab wie ein Dieb, und ohne mich umzusehen, floh ich vor den erstaunten Blicken eines Nachbars aus dem zweiten Stock, der, ebenfalls im Begriff auszugehen, sich am Treppengeländer festhalten mußte, um mich vorbeizulassen. Unter der Hausthür blieb ich wie gedankenlos stehen. Nach rechts und links sah ich mich um, als wollte ich mich entscheiden, nach welcher Seite ich mich wenden sollte. Ich war unschlüssig; doch als mein Nachbar, der mich inzwischen eingeholt und mit einem forschenden Blick betrachtet hatte, seinen Weg nach dem Bollwerk zu nahm, schlug ich eilenden Schritts die entgegengesetzte Richtung ein.

Was mir Alles den Kopf brummen machte, wußte ich nicht, aber es war Vieles durch einander. Vor Allem war es das unbestimmte Bewußtsein: ich war von Hause fortgegangen und die Treppe hinabgestürmt, um unterwegs irgend Jemanden zu treffen, der nicht da war. Wer konnte das sein? Ich wußte es nicht; aber zweifellos schien es mir, daß Jemand kommen müsse, und an der nächsten Ecke blieb ich wieder stehen und sah mich nach allen Seiten um.

In meiner Zerstreutheit erblickte ich den Nachbar aus dem zweiten Stock, der mir nochmals begegnete und sich nun berechtigt glaubte, mir einen vorwurfsvollen Blick zuzuschleudern, worauf er sich schleunigst entfernte, um mir zu zeigen, daß nicht *seine* Unaufmerksamkeit daran schuld sei, daß wir uns in drei Minuten dreimal angetroffen hatten.

„Armer Teufel!“ dachte ich, weiter nichts. Beinahe wäre ich ihm nachgelaufen, hätte seinen Arm erfaßt und ihn zum Mitwisser meines Glückes gemacht; allein ich rührte mich nicht von der Stelle und ließ ihn laufen.

Auf einmal fühlte ich Etwas an meinen Beinen zerren. Aus den Wolken, in denen meine Gedanken schwebten, senkte ich den Blick zu den Füßen herab und — erblickte den, welchen ich suchte: einen barfüßigen Jungen, einen kleinen Bengel mit nackten Schultern und lächelndem Angesicht.

Nun wurde mir Alles klar! Daß ich die Treppen hinabstürmte, geschah, weil ich den geheimen Drang fühlte, einem kleinen Knaben eine Liebe zu erweisen; und daß ich dem Nachbar aus dem zweiten Stock zweimal hinter einander begegnete, das hatte ich sicher deshalb gethan, weil ich, wenn auch absichtslos, dachte, daß Niemand in einer andern Absicht aus dem Hause gehen könne, und weil ich der Erste sein wollte, den kleinen Kerl, den ich an der Ecke erwartete, auf den Arm zu nehmen. Ich hob ihn hoch und wollte wissen, ob er mich gern hätte, und er antwortete mir, nachbetend, wie es ihm vorgeplappert war, er habe mich „*so sehr*“ lieb. Dabei breitete er die kleinen Arme so weit aus, als wollte er die Grenzen zweier Horizonte umfassen.

Mögen die Philosophen immerhin versichern, daß sie der Wahrheit nachjagen: ich sage, daß diese kleine Lüge von diesen kleinen Lippen mich glücklicher machte als alle ihre viel wahrscheinlichere Wahrheit.

Ich beobachtete, was in mir vorging. Ich war lebhaft ergriffen, wie der Knabe mich anlächelte; einen Augenblick fühlte ich die Versuchung, ihn unter meinem Rock zu verstecken und mitzunehmen. Aber, wie um das Verbrechen zu

verhindern, zeigte sich aus einem Kramladen in der Nähe der hübsche Kopf einer jungen Frau, welche Alles mit angesehen hatte. Mit einer Stimme, in welcher keine Spur von Rauheit oder Strenge lag, rief sie mehrmals: „Emilio! Emilio!"

Allein Emilchen rührte sich nicht; unverwandt heftete er seine Aeuglein auf einen meiner kleinen Hemdknöpfchen, der von geschliffenem Glas, in seinen Augen aber mindestens ein Brillant von reinstem Wasser war. Endlich kam die jugendliche Mutter aus dem Hause über die Straße und nahm mir den Knaben vom Arm, indem sie sagte: „'s ist meiner!" Nach einigen Worten der Entschuldigung, die ich nicht verstand, ging sie mit ihrem Schatz nach Hause.

Nun stand ich da mit leeren Händen, aber mit einem Herzen voll ungeahnter Wonnen und einem Geist, den ein Wirbel von neuen Gedanken auf's Höchste erregte. Und aus all' dieser Fülle noch unklarer Gedanken und Bilder trat die Gestalt eines lächelnden Weibes, jener noch jugendlichen Mutter, hervor, und immer wieder vernahm ich die dreiste Anmuth, mit der sie sagte: „'s ist meiner!"

Zum blauen Himmel hinauf richtete ich den Blick, und aus einigen schwebenden Wölkchen gestaltete sich mir das Bild eines paradiesischen Geschöpfes, das ungeduldig war, zur Welt zu kommen; und mit Stolz sagte ich: „'s ist das meine!"

So gab ich mich allerlei Schwärmereien hin, bis ich auf einmal mich auf mich selbst besann und mir sagte: „es ist Zeit nach Hause zu gehen, sonst wird die Mutter eifersüchtig. In Kurzem werde ich" — — —

Und als sähe ich sie wirklich vor mir, blieb ich mitten auf dem Wege stehen und bot mein Angesicht ihren Liebkosungen dar.

Den Dichtern mögen solche Zustände und Empfindungen wol geläufig sein; allein, wie man sieht, kommen sie auch bei unbeschäftigten und Kunden suchenden Advocaten vor. Es mag unwahrscheinlich klingen, und doch ist es wahr, daß später ein reiferes Alter und alle Erfahrungen der Jahre uns kein besseres Geschenk machen können, als uns noch einmal in die holden Ueberschwänglichkeiten einer früheren Zeit zu versetzen. Heut zähle ich siebzig Jahre; es ist am Ende nicht allzu viel, und ich fange wieder an zu träumen wie damals, allerdings ohne Hoffnung auf Erfüllung, und ich versichere, daß in einer einzigen Viertelstunde die wahrsten Empfindungen unseres Lebens an uns vorübergehen, und daß wir, nachdem wir sie alle vergessen, nur eine einzige wiederzufinden brauchen, um zu erkennen, daß das, was wir überschwänglich nannten, in den meisten Fällen das Natürlichste und Einfachste war.

Heut zähle ich, wie gesagt, siebzig Jahre, und es scheint mir nicht viel; an jenem Tage, von dem ich spreche, war ich kaum fünfundzwanzig, und ich schien mir damals schon recht alt. Ich überschaute mein ganzes vergangenes Leben mit einem Blick des Mitleids und machte mir den Vorwurf einer verlorenen Jugend, weil ich in derselben keinen Gedanken, kein Gefühl entdeckte, das meinen damaligen Anschauungen entsprechend gewesen wäre. „Ich bin," sagte ich mir, „bis dahin blind gewesen, ich habe meine Jugend mit Schattenbildern verbracht." Mein Sohn erbarmte sich mein und löste mir die Binde von den Augen; ich aber

rührte keinen Finger, um sie abzunehmen. Ich hatte den Cyniker gespielt aus Uebermuth, den Tagedieb aus Gewohnheit, den Baccalaureus aus Zwang, den Ehemann aus Nachahmungstrieb; von den Gedanken, die mich heute erfüllen, wußte ich damals nichts, und ich hatte nichts gethan, mich meiner neuen Lebensaufgabe würdig zu machen. Wenn es wahr ist, daß man von Allem, was man als Junggesell gethan, ein Spiegelbild in seinen Söhnen sieht, was mußte ich in meinem Sprößling zu sehen befürchten! Armer Knabe, du hättest einen bessern Vater verdient!

Während ich mir solche Vorwürfe machte und heftige Klagen aushauchte, wunderte ich mich, keine Spur von Gewissensbissen oder verzweifelnder Reue zu fühlen; ich war, im Gegentheil, zufrieden mit mir, und, ein edler und beglückter Vater, gab ich mir selbst Ablaß für alle meine Jugendsünden. Weder der gefürchtete Tag, an welchem ich an der Universität Pavia mein Examen im Kirchenrecht abgelegt, noch der andre, ebenso denkwürdige, an welchem ich mit dem Doctorhut geschmückt, noch jener, an dem ich auf dem Standesamt mit meiner Evangelina für das Leben vereinigt wurde, keiner von allen diesen Tagen gab mir so das Gefühl meiner Würde wie derjenige, an welchem ich zum ersten Mal mich „Vater fühlte". Mir war, als müßte Jeder, auch bei flüchtigem Anblick, meine Würde bemerken. Traf ich irgendwo in einsamen Straßen ein Paar Liebende oder Müßiggänger, die nicht anders als langsamen Schrittes gehen konnten, so schien es mir, als wendeten sie sich um, jenem stolzen Erzeuger nachzuschauen, der hoch erhobenen Hauptes einherging, und ich fühlte mich geschmeichelt, wie von einer öffentlichen Anerkennung eines geheimen Triumphs.

Auf einer steinernen Bank im Schatten der Akazien sah ich einen grauen Alten, der mit halb erloschenen Augen auf den hellen Sand der Straße hinstarrte, und den ich, wie ich mich erinnerte, schon hundertmal auf derselben Bank, in derselben Stellung und derselben Beschäftigung beobachtet hatte. Da dachte ich: „Wenn Dieser hier, als er noch leichten Fußes durch's Leben tanzte, einen Augenblick auf seinem Wege Halt gemacht, um die blitzenden Körnchen, die er für kostbare Edelsteine hielt, während sie nur Sand waren, näher zu betrachten, sicher hätte er dann, rechts und links sich bückend, jenen stillen Wiesenpfad gefunden, der zur Ehe und zur Familie führt. Und dann hätte er jetzt ein Heim und in demselben einen Sohn, eine edle und starke junge Eiche, welche ihm, dem schwankenden und gebrechlichen Rohr, in den Tagen des Sturmes kräftigen Schutz gewähren könnte."

Der Alte richtete den Kopf empor, als er mich vorübergehen sah; gewiß dachte er, seine Söhne müßten jetzt gerade in meinem Alter sein, so daß er von ihnen Großvaterfreuden zu erwarten hätte. Der Arme! Sagt es ihm nicht, daß für ihn die Welt ein großes Schachbrett gewesen; daß er die Aufregungen des Spielers gesucht, daß er um sein Leben gespielt und die Partie verloren hat, sagt's ihm nicht! Ich war, grausam in meinem Glück, drauf und dran, umzukehren und es ihm zu sagen. Allein ich widerstand der Versuchung; nicht, weil ich dachte, am Ende könnte der Alte mir in's Gesicht lachen und sagen: „Ich habe Weib und Kind; ich komme eben vom Tisch und halte gern hier an diesem hübschen Plätzchen meine Mittagsruhe", sondern weil ich fürchtete, er könnte mir

meine ganze Freude verbittern, indem er mir schluchzend antwortete: „Meine Kinder sind todt· ihr armer alter Vater blieb allein zurück, um sie zu beweinen, und wenn ich auf den Sand starre, so denke ich an sie, die darunter schlafen“ — — —

Bei diesen Gedanken zog ich es vor, nur den Stimmen meines glücklichen Herzens zu lauschen. Hier steht eine melancholische braune Tanne. Seit vielen Jahren sehe ich sie; ihr trübes Antlitz ist immer dasselbe, zu jeder Jahres- und Tageszeit. Heut aber schaut sie mich fröhlich an und streckt mir ihre hundert schwarzen Arme entgegen, um mir das blasse Grün ihrer letzten Nadeln, die kleinen Keime ihrer Früchte, ihrer Kinder zu zeigen; da eine gewaltige Kastanie, welche bei jedem linden Wehen der Luft ihre stachlichten Sprößlinge mit ihren breiten Blättern streichelt; und dort eine Ulme, deren Blättchen fortwährend zittern und beben, wie zwischen Erwartung und Angst. An ihrem Fuße sproßt ihr ein kleines Reislein; bald kommt — sie weiß es — der Gärtner mit der Sichel, und nun zittert sie für ihr Neugeborenes.

Mit solchen Bildern und Gedanken beschäftigt und vom schönsten Blau des Himmels angelächelt, ging ich beschleunigten Schrittes weiter. Plötzlich fühlte ich mich am Saume meines Rockes erfaßt und festgehalten. Es ist die dornige Akazie am Zaun; und während ich stehen bleibe, um mich loszumachen, und über diesen harmlosen Scherz einer hübschen Neckerin lächle, spricht sie im Rauschen der Blätter zu mir; aber was sie sagt, kann ich nicht verstehen. Ich wende meinen Blick aufwärts nach den Zweigen und erschaue dort ein noch unfertiges Finkennest. Und siehe da! der künftige Vater der geflügelten Nachkommenschaft, er hat sich auf den Straßensand gesetzt, einen Strohhalm im Schnabel, als warte er, daß ich mich entferne. Ich mache mich von der Akazie los, empfehle ihr, ihren Schatz vor den Augen der Käuzchen und der Spitzbuben zu verbergen, und gehe fürbaß.

Etwas weiter kam ich an einen kleinen See mit jungen Enten und Goldfischchen, die mit einander spielten, und setzte mich endlich auf eine steinerne Bank, um einen Zug von Ameisen zu beobachten, welche mit großen Päckchen beladen nach einem entfernten Ameisenhaufen übersiedelten. Aus diesem volkbelebten Sande, aus dem Laube der Akazie, der Ulme, der Kastanie, aus dem ruhigen Wasser des kleinen Sees, allüberall, von Himmel und Erde, klang eine leise Stimme mir entgegen, welche schüchtern mir zurief: „Mein Sohn!“

Ich blicke in das tiefe Blau, aus welchem das Auge der Sonne mir entgegenstrahlt, auf das stille Grün der Wiesen, die sanft sich kräuselnden Wellen, ich athme die balsamische Luft, von Flügelschlag und Sang kaum bewegt, und ich ahne den geheimen Urgrund, den ureinzigen und großen, aller erschaffenen Dinge, und mir ist, als dränge ich ein in die verborgensten Geheimnisse der Schönheit, der unergründlichen und unwiderstehlichen Macht der Liebe, und überwältigt rufe ich aus: „O, ihr süßen Täuschungen der Natur!“ Was von der Sonne angelächelt wird, was in schweigendem Dunkel schafft, Alles was schön ist und verschönt, strebt nach einem und demselben Ziel.

Und welches ist dieses Ziel? Durch das Auge, welches unbewußt bewundert, durch den Sinn, der sich ergetzt, durch das leicht befriedigte Herz, durch die

schmiegsame Seele, welche das Weltall ihrem Willen unterthan zu machen glaubt, ist es die Liebe. Durch den forschenden Geist, das scharfsichtige Auge und das stets unbefriedigte Herz ist es die Fortpflanzung des Geschlechts.

Reizende Blumen des Gartens und der Au, es gibt nur ein Geheimniß eurer Schönheit, und ich habe es in meinem Herzen: morgen seid ihr welk und durch andere verdrängt, nicht durch mich, der ich meinen Blick durch den geschlossenen Vorhang eures Brautbettes dringen ließ.

Ich blicke in mein Inneres mit voller Seele, und ich sage mir: „Der Baum liebt, das Vöglein liebt, die Blume liebt und der Käfer und die Wolke, deren Schooß so heilsamen und milden Thau birgt, es liebt die Sonne, die uns leuchtet, und die Sterne, die in heiteren Nächten den Liebenden funkelnd zuwinken; und doch ist alles dies, was liebt, das Opfer einer holden Sinnestäuschung."

Auf jener an der Wendung des Weges verborgenen Bank von Stein, siehe da, zwei Opfer zugleich! Sie ist nicht schön, aber sie hat ein eigenthümliches Gesicht, eine Adlernase, tief blaue Augen und trägt mit Anmuth einen Berg von blondem Haar; ihn sehe ich gar nicht weiter an, er muß hübsch sein, denn das Weibchen hat einen guten Geschmack. Ihre Augen sind so beschäftigt, einander fragend anzublicken, daß sie mich gar nicht sehen, und ich Zeit habe, mich nach links zu verbergen. Aber ich entferne mich, um diese einfachen Menschen nicht zu stören, die mit einander ein ungekanntes Glück suchen. Ich kenne alle diese Lügen, die das Herz ihnen sagen würde.

Warum steckt dies blonde Weibchen eine Wiesenblume in die Fülle des Haares, das nicht das ihre ist? Warum trägt die Kastanie den Schmuck der Blätter, warum die häßliche Raupe die bunten Flügel des Schmetterlings?

Das Wort, das auf den Lippen jeder Jungfrau schwebt, ist „die Liebe;" aber die tausend Stimmen der Natur rufen uns, kosend und klagend zugleich, tiefen und ernsten Klanges das Echo zurück: „Mein Sohn! Mein Sohn!"

„Mein Sohn!" In diesen zwei Worten liegt das ganze Leben. Enthüllet der Familie die heilige Täuschung der Liebe, welcher sie ihr Dasein verdankt, entschleiert der Gesellschaft die hundert edlen oder thörichten Täuschungen der Leidenschaft und der Noth, durch welche sie zusammengehalten wird; was bleibt? — „Mein Sohn!"

VI.

Ich hatte genug geschwärmt. Meine Gedanken kehrten zu dem bescheidenen Hause zurück, wo ein Frauenherz, voll des süßen Wahnes, der meinem Herzen so theuer, mich erwartete; und eiligen Schrittes folgten meine Füße dem Gange meiner Gedanken.

Im Vorwärtsschreiten sah ich nochmals den Zug der Ameisen, der sich wie ein schwarzer Faden von dem hellen Sande abhob; nochmals sah ich die bescheidene Akazie, die zitternde Pappel, die riesige Kastanie, und da es einmal Bestimmung schien, daß ich, selber so glücklich, heut einem meiner Nächsten einen Schabernack anthun sollte, traf ich auch wieder meinen Nachbar aus dem zweiten Stock, der in seinem gewohnten Schritt nach Hause zurückkehrte. Was war daran gelegen? Er wünschte mich wahrscheinlich zum Teufel, ich aber ging nicht dahin, sondern kam ihm zuvor; früher als er erreichte ich die Hausthür,

und sprang dann, jedesmal vier Stufen nehmend, ohne Aufenthalt die Treppe hinauf bis zum letzten Absatz, wo ich buchstäblich athemlos ankam.

Während ich die Hand nach dem Klingelgriff ausstreckte, überfiel mich ein schrecklicher Gedanke, schrecklich genug, um mir die goldenen Flügelchen, die ich schon an meinen Schultern fühlte, herunterzureißen: wenn nun das Alles nicht wahr, sondern nichts als ein stolzer Traum gewesen wäre! — — —

Plötzlich ging die Thür auf. Evangelina selbst öffnete sie — Evangelina, die vom Bett aufgestanden war und durch das Fenster mich hatte kommen sehen — Evangelina, auf welche ich jetzt mißtrauische und besorgte Blicke heftete.

„Weißt du?" sagte sie, mit einer gewissen Verlegenheit, meinen Blicken ausweichend — „weißt du? Es ist wirklich nichts gewesen."

Allein das Lächeln, welches um ihre Lippen schwebte, flehte um Mitleid, und die Aermste legte leidenschaftlich ihren Arm um meinen Hals. Sie sagte mir, sie habe mich für mein langes Ausbleiben strafen wollen; sie verzeihe mir aber, und Alles ginge ganz vortrefflich.

„Was hast du in dieser Stunde gethan?" fragte ich sie.

„Ich habe allerlei gethan in diesen fünf Viertelstunden" -- es waren nämlich fünf Viertelstunden vergangen, eigentlich sogar eine Stunde und zwanzig Minuten, und ich mußte es zugeben, um unsere einzige Pendeluhr nicht Lügen zu strafen. Und wirklich hatte sie allerlei gethan. Zunächst war sie aus dem Bett aufgestanden, dann hatte sie sich angekleidet, das Zimmer aufgeräumt und Durst nach Limonade gehabt.

„Und hast du sie getrunken?"

Sie hatte es nicht gethan, da sie weder Zucker noch Citrone hatte.

„Das brauchtest du dir doch nur holen zu lassen", rief ich aus. „Du brauchtest doch nur" — — —

Aber Evangelina unterbrach mich: „Ich brauchte nur vernünftig zu sein und einen andern Wunsch zu haben."

„Und welchen hattest du?"

„Dir einen Kuß zu geben," antwortete sie. „Und jetzt nehme ich ihn mir. Der Wunsch ist gewiß erlaubt, weil er nichts kostet. Wir sind nicht reich!"

„Ich weiß!" rief ich aus. „Es ist meine Schuld."

„Wohl unser aller Beider," sagte lachend Evangelina.

„Oder vielmehr Keines von uns Beiden," fügte ich lachend hinzu. „Es ist die Schuld meines ersten Clienten, der sich nicht entschließen kann zu processiren. Ist der Erste da, dann, du wirst es sehen, kommen die Anderen schon nach."

„Wir wollen sehen," sagte Evangelina, an sich und den Erwarteten denkend.

„Uebrigens," versetzte ich, „kann eine Limonade ein Haus wie dieses doch nicht zu Grunde richten! Und denke nur, wenn unser kleines Geschöpfchen mit einem citronenfarbigen Gesicht zur Welt käme!"

„Ach, Narrheit!" erwiderte Evangelina in vollem Ernst. „Die Aerzte versichern, daß die sogenannten „Wünsche" nicht sowol von wirklichen Wünschen abhängen als von der Angst alberner Mütter, die sich solchen Unsinn in den Kopf setzen."

„Welche Aerzte?“ unterbrach ich sie, indem ich sie mit offenem Munde anstarrte.

Sie wollte mich belügen, allein vergebens; und nun gestand sie mir Alles. Unter den mancherlei Dingen, die sie während der fünf Viertelstunden meiner Abwesenheit gethan, war auch Folgendes: mit dem Muth einer Matrone war sie auf eine Leiter geklettert und hatte aus dem letzten Fach meiner Bibliothek einen dicken Folio-Band entnommen, welcher von gewissen Dingen handelte, und indem sie große und bedenkliche Sprünge machte, konnte sie behaupten, sie habe ihn ganz gelesen.

Nachdem Evangelina ihre Sünde gebeichtet, theilte sie mir auch ihre Absicht mit, das Buch nun nochmals in aller Bequemlichkeit und ganz vollständig zu lesen; allein ich bat sie so inständig, auf diesen Einfall zu verzichten, daß sie mir nachgab und den dicken Folianten meinen Armen auslieferte. Später schloß ich das Buch, wie einen gefährlichen Gegenstand, in meinen Schreibtisch ein.

Ganz kurz nach diesem denkwürdigen Maimorgen kam mein Schwiegervater vom Lande zu uns. Wir hatten ihm die haarsträubende Geschichte mitgetheilt, und nun eilte er, Alles im Stiche lassend, herbei, uns die Rathschläge seiner Erfahrung zu bringen.

Nach seiner Meinung „mußte“ der Erwartete ein Knabe sein, ein hochgewachsener und kräftiger Ingenieur, braun, mit schwarzem Bart und voll Genie. Daß Nase und Augen den seinigen gleichen würden, wollte er gerade nicht behaupten, weil er in seiner Bescheidenheit anerkannte, daß Beides schöner sein könnte; wenn er am Ende in allem Andern ihm gliche, wollte er nicht unzufrieden sein.

Als meine Evangelina von dem schwarzen Bart ihres künftigen Sprossen reden hörte, fing sie an zu lachen. Gegen Abend aber fragte sie mich ganz ernsthaft: „Muß es denn nothwendig ein Knabe sein?“

„Nothwendig gerade nicht“ — —

Mehr sagte ich nicht, aus Furcht, meine Tochter, wenn es eine solche werden sollte, zu beleidigen.

Was die Aehnlichkeiten betrifft, war ich nicht einverstanden mit meinem Schwiegervater. Ich wünschte meinen Kleinen blond, krausköpfig und weiß, wenigstens bis zu dem Alter, wo er Hut und Knebelbart trüge; meine Frau war meiner Ansicht.

Hinsichtlich des Genie's konnte ich, auf Grund der Statistik und meines Vertrauens zu ihr, zufrieden sein; denn nach unserer Berechnung mußte mein Sohn im Januar geboren werden, und in diesem Monat, so scheint es, pflegen die größten Geister zur Welt zu kommen. In Wahrheit lag mir, als ich das erste Mal davon hörte, die Sache noch ziemlich fern; allein damals war an meinen Sohn noch gar nicht zu denken, und deshalb konnte ich der Statistik spotten. Jetzt werde ich, wie man wol glauben wird, mich hüten, es zu thun! Vieles Andre, was mir den Kopf verdrehte, hatte ich gelesen und Anderes las ich noch täglich über unmittelbare oder mittelbare Einwirkungen von Menschen und Dingen auf Ungeborene. Die Untersuchung über die unmittelbaren Einwirkungen befriedigten mich; weder ich noch mein Vater und Großvater, keiner

von uns hatte jemals an einer der sogenannten erblichen Krankheiten gelitten; andrerseits konnte Evangelina sagen, daß unser Sohn sich freuen dürfe, daß keine unglückliche Erbschaft ihm drohe, abgesehen von den Moneten, die wir nicht besaßen. Was die mittelbaren Einwirkungen betrifft, so konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mir eine günstige in's Haus zu schaffen. Ich las in einem ernsten Buche, daß die heutigen Griechinnen ihre großen Augen und ihre schönen Formen dem Phidias und Praxiteles verdankten und daß der griechische Typus sich kraft der hellenischen Kunst erhalten habe. Wie ich dies und Aehnliches gelesen hatte, konnte ich armer Vater in spe gar nichts Anderes thun, als mich mit den schönen Künsten zu befreunden. Ich that es auf möglichst günstige Weise. Ich kaufte zwei Nachbildungen von Meisterwerken, zwei Knaben von Gips, nackt, feist, rund, wie Liebesgötter; es war in der That ein und dasselbe Persönchen in zwei verschiedenen Momenten: in dem einen lächelnd, weil er ein Vöglein gefangen, in dem andern klagend, weil es ihm davongeflogen war. Ich ließ meinen Gipszungen im Schlafzimmer lachen, klagen ließ ich ihn im Salon. Zu jeder Stunde des Tages, mochte sie von ihrem Mittagsschläfchen erwachen, oder am Nähtisch Windeln säumen, oder ihre Freundinnen empfangen, oder am Fenster lesen: immer mußte meine Evangelina ihr classisches Modell vor Augen haben.

So vergingen Tage, Wochen und Monate. Die Drohung, mit welcher ich meine Evangelina im Scherz zu erschrecken glaubte, schien sich thatsächlich, und zwar in noch höherem Maße, erfüllen zu wollen. Mein Weib trug Alles gefaßt und ergeben. Auch ich begann zu hoffen, daß das Kind ein Knabe, und es schien mir, als ob er ein Coloß werden sollte. Natürlich sagte ich meiner Evangelina kein Wort davon, nur betrachtete ich mit bedenklichem Blick die Hemdchen, an denen sie mit besonderer Freude arbeitete. Sie schienen mir viel zu klein; doch behielt ich das für mich. Tag für Tag nahm ich heimlich eins von diesen Miniaturkleidchen, um sie lachend dem kleinen Gipskerlchen anzuprobiren. Die Sache war nicht leicht, aber es ging. Meine Statuette bot einen komischen Anblick, und ich wollte mein Weibchen dieses drolligen Schauspiels nicht berauben. Sie kam und lachte, und ich sagte ihr, ohne es gerade bestimmt behaupten zu wollen, daß mir das Hemdchen ein wenig zu eng vorkäme.

„Ja, für die Figur," sagte Evangelina, „aber für *ihn* wird es eher zu weit sein; ich habe es größer als das Maß gehalten."

„Er wird dick sein," bemerkte ich scherzend.

„Er wird sein, wie er sein muß," antwortete sie gelassen.

VII.

Unser Sohn lebte schon, ehe er geboren ward; er tröstete, besserte und erzog uns an Geist und Herz. Seinetwegen lernte meine Frau begreifen, wie kalt und unausstehlich es im Hause ist, wo die Oefen nicht brennen und Morgens, Mittags und Abends das Mahl nicht bereit ist; seinetwegen sorgte ich für stete Vervollständigung meines wissenschaftlichen Handwerkszeugs, ohne an der Kundschaft, die nicht kam, zu verzweifeln.

Er war weise, gelehrt, scharfsinnig, nachsichtig und streng. Er fand alle Wege zu unserem Herzen. Allem lieh er einen verborgenen Gedanken und schärfte unseren Verstand so, daß wir jenen lesen und ergründen konnten. Er hieß uns auf unser inneres Leben bedacht sein, verlieh uns liebreichen Sinn, Geduld und Ergebung, und flößte zu rechter Zeit uns Stärke, Muth und Kühnheit ein. Mich machte er demüthig und stolz, wie der denkende und empfindende Mensch sein muß, der an sich selbst, seine Gegenwart und Zukunft denkt, und den verborgenen Räthseln des menschlichen Lebens gewissenhaft nachforscht. Ja, es ist wahr: unser Sohn lebte schon, ehe er geboren ward; kein Freund oder Verwandter stand unserer Seele je so nahe, wie dieser noch ungeborene Weltbürger.

Geduldig sahen wir seiner Ankunft entgegen, mit jenem Zittern, mit welchem man einen verstorbenen alten Freund erwarten würde, dem es gestattet wäre, nochmals zur Welt zurückzukehren. Der Einzige, der es nicht über sich gewinnen konnte, ihn in Ruhe zu erwarten, war mein Schwiegervater.

In den ersten Tagen des Januar fiel er uns unvermuthet in's Haus — d. h. heut oder morgen mußte er kommen, denn es war keine Zeit mehr zu verlieren. Der Alte sprach von dem Enkelchen, welches aus Gehorsam am nächsten Morgen meiner armen Evangelina sein Kommen ankündigte.

Im Hause herrschte ein unruhiges Schweigen. Anfangs weinte Evangelina vor Angst; dann that sie sich Gewalt an, und mit Bestürzung sah ich sie im Hause hin und her gehen wie eine Heldin. Ich hatte den Kopf mehr als zur Hälfte, mein Schwiegervater hatte ihn ganz verloren; auf und ab lief er im Zimmer, nahm das Kinderzeug, die Hemdchen, die Windeln, that nichts und glaubte sicher, uns eine wichtige Hilfe zu leisten. Die Hebamme kam, es kam eine hilfseifrige Freundin; dann kam der Arzt, welcher bei uns im Salon bleiben mußte.

Jetzt schien es mir, als ob ein tiefes Schweigen in unserer ärmlichen Wohnung herrsche. Ich war fast besinnungslos. Mein Schwiegervater stellte sich alle Augenblicke dicht vor mich und betrachtete mich, ohne ein Wort zu sprechen. Ich heftete den Blick unverwandt auf den Rücken des Doctors, welcher gleichgiltig und ruhig in einem Buche las, das er auf dem Schreibtisch gefunden. Allein so oft durch die geschlossene Thür ein leises Seufzen zu uns drang, ward ich blaß und mein Schwiegervater roth, so daß der Arzt lächelnd uns Beiden den Puls fühlte und uns bat, ein Viertelstündchen spazieren zu gehen.

„Was thun Sie denn hier?"

Wir meinten viel zu thun; in Wahrheit thaten wir nichts, und der Arzt suchte noch deutlicher zu werden, indem er sagte: „Sollte Ihre Hilfe nöthig sein, so werden wir Sie holen."

„Aber sie wird nicht nöthig sein?" fragte ich.

„Ganz gewiß nicht, glauben Sie mir, und gehen Sie!"

Wir gingen wie zwei Schulbuben, welche vom Lehrer weggejagt sind. Unterwegs blieben wir Beide, mein Schwiegervater und ich, unbewußt stehen, um zu horchen, ob wir vielleicht einen jener Seufzer vernähmen, die uns vorher in's Herz gedrungen waren. Hätten wir Etwas gehört, wir wären

sicher sogleich umgekehrt; es ließ sich aber nichts vernehmen, und so gingen wir weiter.

Mein Schwiegervater legte seinen Arm in den meinen, und da er fühlte, daß mein Herz stark klopfte, versuchte er mich in seiner Weise zu beruhigen.

„Es wird ein Junge!" sagte er. Ich antwortete nichts, aber ich beschleunigte meinen Schritt nach dem Bollwerk zu.

Die Landschaft war öde, die Kastanien entlaubt und schneebedeckt, der Sand am Wege hart gefroren. Weder von den schönen Früchten, noch von den fleißigen Ameisen war etwas zu sehen. Ein strenger Frost hielt alles Lebendige gefangen, nur hier und da hüpften einige halbverhungerte Spatzen.

An der bekannten Ecke sah ich die Akazie wieder, welche mich damals so angenehm unterhalten hatte. In ihren nackten Zweigen suchte ich das Nest — es war verschwunden; sicherlich hatte es der Liebe einer geflügelten kleinen Familie ein warmes Heim gewährt und dann einen diebischen Schelm angelockt.

Wie ganz anders erschien heut Alles meinem Blick! Meine Evangelina hatte furchtbar zu leiden, und fast hätte ich mit Freuden einem Glück entsagt, das sie mit solchen Schmerzen erkaufen sollte. Mein Schwiegervater hatte mir zehnmal Muth einzuflößen versucht, indem er mir versicherte: „Es wird ein Junge!" Jetzt kam ein Augenblick der Verzagtheit über ihn, und er sagte, wie zu sich selbst: „Wenn es nun kein Junge würde?"

Ich aber lächelte und dachte in meinem Glück, daß es, wenn kein Knabe, doch gewiß ein Mädchen sein müsse.

Auf einmal wandte der ungeduldige Großvater sich zur Rückkehr und sprach mit großer Bestimmtheit: „Gehen wir nach Hause! Jetzt ist er da."

Ich fühlte einen süßen Schauer meinen ganzen Körper durchdringen. Wir liefen so schnell, als würden wir in der That erwartet. Wir traten in die Hausthür und sahen uns gegenseitig an. Kein Mensch war da, auch nur mit einem Blick uns unser Schicksal zu verkünden; die Hausmeisterin besorgte ihre Geschäfte in einem andern Zimmer und würdigte uns kaum eines Blickes. Ich meinte, sie müsse von Allem unterrichtet sein. Ja wol! Das Scheusal wußte von nichts.

Aus dem tiefen Dunkel, das sie birgt, stiegen vor meinen Augen all' die grausamen und tückischen Feinde alles menschlichen Glückes empor: Schrecken, Verdacht, Drohungen furchtbaren Mißgeschicks — — —

Ich lief — nein, ich stürzte die Treppen hinauf. Plötzlich blieb ich athemlos stehen, wandte mich um und warf mich meinem Schwiegervater an die Brust.

Ich hatte den Schrei vernommen, jene Paradieses-Offenbarung, jenen mißklingenden Wohllaut, jenen wonnigen Klageton: ich — hatte ihn schreien hören!

Literarische Rundschau.

Neue Romane.

1. Angela. Roman von Friedrich Spielhagen. 2 Bände. Leipzig, L. Staackmann. 1881.

Das deutsche Publicum hat Gelegenheit und Veranlassung gehabt, sich mit Spielhagen's neuem Roman, schon ehe er in Buchform erschienen war, lebhaft zu beschäftigen. Er war in dem Feuilleton des „Berliner Tageblatts" zuerst bekannt gemacht worden; an einer gewissen Stelle (die wir absichtlich nicht näher bezeichnen, weil sie nicht außerhalb des Zusammenhangs gelesen werden darf) hatte der Staatsanwalt, auf eine Denunciation des „Reichsboten" hin, Anstoß genommen, die Klage blieb bis diesen Augenblick in der Schwebe und das Publicum ist jetzt in der Lage, sich selbständig ein Urtheil zu bilden. Es handelt sich um einen kühnen, scharfen und äußerst charakteristischen Zug in dem Bilde einer verbrecherischen Creatur, welcher zugleich für die weitere Entwickelung in der Seele der Heldin ein wesentliches Moment ausmacht. Und diese Schilderung soll Anstoß erregen nach irgend einer Seite hin? Auf die Frage, in wieweit der Staatsanwalt ein Recht hätte, einzuschreiten, treten wir gar nicht ein, wir verneinen sie auf das Allerbestimmteste und sehen bei jedem ernsthaften Schriftsteller eine polizeiliche Einmischung als einen durch nichts zu rechtfertigenden Uebergriff an. Aber auch innerhalb der Grenzen eines rein literarischen Urtheils muß man fragen, wo denn eigentlich der Schatten eines Tadelnswerthen liegen könnte. Soll Poesie nur die Tugend darstellen? Darf sie das Laster nicht abschreckend malen? Gewiß gibt es eine Grenze — nicht eine sittliche, aber eine ästhetische — wo sie unbedingt innehalten muß. Aber ist diese Grenze hier überschritten? Niemand der den Zusammenhang des Romans prüfen mag, kann behaupten, daß der dichterische Tact den Verfasser irgend verlassen hätte, und die schnöden Angriffe, die er erdulden mußte, können darum nicht bestimmt genug zurückgewiesen werden.

Spielhagen's neuer Roman ist ein Seitenstück zu der unmittelbar vorhergehenden Dichtung des Erzählers „Quisisana": im Inhalt, denn er verherrlicht, wie diese, einen Entsagenden; in der Form, denn er gibt nur einen geringen Ausschnitt aus dem Leben seiner Helden, er führt im Wesentlichen nur die Katastrophe vor, die gewaltsame Lösung des Knotens, nicht seine Schürzung. Es scheint, als ob zumeist die größere und sagen wir es gleich, die übergroße Ausdehnung des Stoffes den Dichter veranlaßt hat, sein neues Werk einen „Roman" zu taufen; und wenn wir auch nicht entfernt gemeint sind, mit der Engherzigkeit des Theoretikers daraus einen schweren Vorwurf für den Autor zu schmieden, und wenn auch gerade Spielhagen seinen Titel gewiß geistreich vertheidigen könnte, so möchte doch nach der allgemeingültigen Auffassung eine Dichtung, die kein Zeitbild entrollt und kein ethisches oder soziales Thema anschlägt, die eine einfache Liebesgeschichte vorführt und die Zerreißung ge-

spannter Verhältnisse innerhalb weniger Tage, — besser eine „Novelle“ heißen und als solche beurtheilt werden.

Mit großer Kunst hat Spielhagen diese ganze große Novelle von 720 Seiten gegliedert und eingetheilt; er hat alles hinter der geschilderten Zeit Liegende nicht durch selbständige Rückgriffe des Erzählenden, sondern durch viele geschickte Kunstmittel, durch Monologe, welche nach allen Seiten hin Licht verbreiten, durch wohlmotivirte Erzählungen seiner Figuren, und Aehnliches zu unserer Kenntniß gebracht und dadurch eine äußerste Concentration seiner Fabel erzielt, welche ihre Eindringlichkeit wesentlich erhöht. Sieht man genauer zu, so sind es nur drei Tage aus dem Leben seiner Personen, welche er vorführt. Erster Tag: Angela und Arnold, die sich getrennt haben, weil der reizbare, nervöse, zerfahrene Maler die stille Sicherheit und die ruhige Größe seiner Braut nicht ertragen konnte, treffen sich in der Nähe von Vevey wieder; beide haben nicht vergessen, was hinter ihnen liegt, Arnold nicht in seiner unglücklichen Ehe mit der schönen seelenlosen Kokette Nanni, Angela nicht während ihrer Wanderjahre in England und Italien; aber das gelockerte Band seiner Ehe, das Arnold völlig lösen will, um zur alten Geliebten zurückzukehren, — jene will es, selbstlos entsagend, von Neuem und unzerreißlich verknüpfen und verlobt sich darum dem ungeliebten Manne, Edward Ballycastle (S. 1—430). Eine Woche später führt uns der Dichter seine Helden wieder vor: während einer Gebirgspartie geht Nanni mit ihrem Liebhaber, dem Maler Vogel, auf und davon, versucht Arnold abermals sich Angela zu nähern — aber nur, um nach einem kurzen Augenblicke, in welchem es ihm gelungen war, das geliebte Mädchen in die Raserei seiner Leidenschaft hineinzuziehen, desto heftiger und hoffnungsloser zurückgestoßen zu werden (S. 431—665). Wieder drei Tage später spielt die dritte Situation — bald hätte ich gesagt, der dritte Act des Dramas: Angela fühlt sich gebrochen, entehrt, herabgezogen von ihrer Höhe durch die ehebrecherisch-unkeuschen Empfindungen Arnold's, die ihr die Seele verfälschen, die reinen Gedanken vergiften; sie vermag es nicht das Leben, das sie leer und werthlos dünkt, weiter zu ertragen und findet den ersehnten Tod, indem sie bei einem elementaren Naturereignisse Arnold's Kind vom Tode errettet und so selbst untergeht. Arnold stirbt im Wahnsinn (S. 666—720).

Um diese beiden Helden gruppirt der Dichter mit sicherer Hand eine große Anzahl Personen, von welcher unsere knappe Analyse keine Vorstellung zu geben vermag, lustige und ernste, originelle und schablonenartige, liebenswürdige und unausstehliche, lebenswahre und romanhafte, Freie und Philister. Und wovon die Inhaltsangabe gleichfalls keine Vorstellung zu geben vermag, sondern nur die Lectüre des Buches selbst — das ist die leidenschaftliche, bis zum Siedepunkt emporgetriebene Temperatur, die aufgeregte, fliegende Hitze der Darstellung, welche in diesem merkwürdigen Buche herrscht und den Leser wider Willen mit sich zieht, ihn peinigt und aufstachelt und nervös macht, wie sie selbst es ist. Ein Zuviel von Pathos und Leidenschaft macht sich geltend, das zwar einer wirklich bedeutenden und noch immer aus dem Vollen schöpfenden Kraft entspringt, aber doch etwas Ungesundes, und Ueberreiztes hat, und hoffentlich nur aus vorübergehenden Stimmungen des Dichters herzuleiten ist. Zum Glück geben einige gelungene Nebenpersonen, wie der Engländer Bob, und besonders die alte Baronin Granske von Rügen, eine jener derben pommerschen Figuren, welche Spielhagen so ergötzlich und lebendig zu schildern weiß, ein wohlthuendes Gegengewicht her, und der Leser empfindet, wenn sie erscheinen, ähnlich wie die Heldin selbst: es ist, wie wenn in dumpfer Krankenstube ein Fensterflügel aufgestoßen wird und die blaue Frühlingsluft hereinweht.

Unbedingte Anerkennung verdient die entschlossene Tragik, welche Spielhagen in dem Buche walten läßt. Die Theorie der tragischen Verschuldung (über deren Berechtigung wir uns hier nicht weiter auslassen wollen) findet ihre volle Bethätigung: der leiseste Schatten von Schuld wird mit dem moralischen oder physischen Tode gebüßt. Der Untergang Angela's in den Wellen des Genfer See's, die Verklärung,

welche durch ihre opferfreudige, heroische That auf die Heldin fällt, gehört, wie die verwandten Scenen am Schluß der „Sturmfluth", zu dem Schönsten, Reinsten und Ergreifendsten, was Spielhagen geschrieben hat. Das Buch ist in seinen Intentionen so vollkommen moralisch, in seiner Gesinnung so streng und unerbittlich, wie man es nur irgend wünschen kann: um so sonderbarer mußte es berühren, grade diese Dichtung als „unmoralisch" verschrien zu sehen. Otto Brahm.

2. Die Geschwister. Roman in vier Büchern von Karl Frenzel. 4 Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1881.

Der neueste Roman Frenzel's spielt in der jüngstvergangenen Zeit, von welcher der Autor selber sagt: „In der Welt, wie sie ist, gab es Nichts, kein Glück und keine Tugend, die für die Gewalt des Geldes unantastbar wären. Alle zwang der Herrscher Gold unter sein Joch; in dem Leben Aller spielte die Frage nach dem Gelde die Hauptrolle. Der Zahltag ist für die modernen Menschen der Tag des Schicksals. Verächtlich, aber unabweislich, der Bankerott ist das einzig wahre moderne Trauerspiel." Wir stehen also in den Gründerjahren, und das eine Hauptmotiv ist der Tanz um das goldene Kalb. Nach ihrem Verhalten zu diesem charakteristischen Thun der Zeit lassen sich die vom Verfasser vorgeführten Personen in drei Kategorien theilen. Der Fürst Rybnik, als Vertreter der ersten, bethätigt sich bei einem Eisenbahnunternehmen, um seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen wieder aufzuhelfen; er sieht, obwol er ihre Hilfe nicht entbehren kann, mit einer gewissen Geringschätzung auf den Kaufmann und den jüdischen Bankier herab, die als Speculanten von Haus aus ihren Besitz um seiner selbst willen vermehren wollen. Als Gegensatz zu diesen Menschen, die in das Glücksspiel einen gehörigen Einsatz mitbringen, erscheint der altadelige, mittellose Hauslehrer Edmund von Rodenschild. Seine selbst vor einem Verbrechen nicht zurückschreckende Goldgier, seine waghalsigen Börsenspeculationen stempeln ihn zum Typus einer Classe von Leuten, wie sie zu allen Gründerzeiten an der Tagesordnung sind. Den nothwendigen Contrast zu diesen Elementen bilden die Personen, die bewußt oder unbewußt der Jagd nach dem Mammon fern bleiben. Sie stehen freilich, wie z. B. der Maler Kraus, etwas außerhalb des Gefüges der Handlung.

Dieses Motiv greift nun, treibend oder retardirend, in die Herzensbeziehungen ein, welche — das ewige Grundthema jedes Romans — auch hier das Hauptinteresse in Anspruch nehmen. Zunächst läßt der Verfasser in fein ausgeführter Weise den guten oder bösen Dämon des Goldes das Geschick der beiden Heldinnen beeinflussen; Standesunterschiede trennen den bürgerlichen Fabritherrn und die Fürstin; das Geld überbrückt die Kluft: „eine Fürstin und ein Kaufmann — das ist weit auseinander, mais l'argent peut tout." Umgekehrt hat die reiche Kaufmannstochter Magda Tornow den Jugendgeliebten verloren, weil er, um ihre Hand zu erlangen, durch gewagtes Börsenspiel schließlich zur Veruntreuung geführt und seine Heimath zu verlassen genöthigt wurde. Auf diesen divergirenden Wechselwirkungen beruhen zwei der spannendsten Motive des Romans. Dieses vor dem Beginn der Erzählung liegende Verhältniß wiederholt sich mit gewisser Nuancirung noch einmal zwischen Magda und Edmund, da auch er im Bestreben, dem reichen Mädchen nicht mittellos gegenüber zu stehen, sich in gewagte Unternehmungen, ja in's Verderben stürzt. Diese Abstufungen und Parallelen der Doppelmotive verwebt der Verfasser mit einer Fülle spannender Beziehungen und Situationen. Sind auch die Fäden etwas zaudernd angeknüpft und mag auch die Exposition etwas breit gerathen sein, Frenzel weiß doch den Leser energisch festzuhalten, namentlich dadurch, daß er ein getreues, leicht verklärtes und durch keine Tendenz entstelltes Bild heutiger gesellschaftlicher Verhältnisse aufrollt. Sociale, politische, religiöse Bestrebungen und Strömungen finden ihr Recht, in die höchsten und niedrigsten Stände ist uns ein Blick vergönnt, das Leben der Kleinstadt und der Weltstadt thut sich vor uns auf. Gerade der Mangel einer

imponirenden Hauptfigur — auch die Geschwister treten nicht so entschieden hervor, um den Titel ganz zu rechtfertigen — ermöglicht es dem Verfasser eine Reihe interessanter Verwickelungen anzulegen und so in der Breite zu bieten, was man vielleicht an Vertiefung vermißt. Die Gegensätze der einzelnen Figuren sind gut abgemessen; die Zeichnung ist im Ganzen von der Art feiner Silberstiftarbeit. Merkwürdig erscheint es dabei, daß Frenzel's Talent, das doch offenbar zur Glätte und zur Schilderung der Menschen besserer Stände neigt, die Charakterisirung des Thierbändigers Villon und des Bummlers Schling am besten gerieth. Gegenüber der letzterwähnten meisterhaften Figur nimmt sich die Kunstreiterin Ada etwas verschwommen und der Bahnhofsinspector von Barnim ein wenig steif aus. Die reiche und geschickte Verwickelung, das warme, oft fein gedämpfte Colorit mancher Situationen, namentlich erotischer, die gewandte, schmiegsame Sprache, die maßvoll verwandte Localfarbe und eine tüchtige, doch nirgends aufdringlich hervortretende Gesinnung lassen diese Unzulänglichkeiten kaum empfinden und sichern dem Verfasser einen entschiedenen Erfolg. Nicht nur angenehm unterhalten, sondern auch lebhaft anregen wird sein Roman den Leser; Saiten in ihm anschlagen, welche getragen, nicht stürmisch nachklingen. Ueberall bei Frenzel empfängt man den Eindruck des sichren Tactes und der feinen Bildung. Seine Fehler sind nicht Fehler der Uebertreibung; eher könnte man ihm eine gewisse Lässigkeit vorwerfen.

Was wir z. B. Seite 41 des ersten Bandes von Edmund aus dem Munde des Autors erfahren, hätten uns ebenso leicht die Reden und Thaten des Mannes zu merken geben können. Bei seinem ersten Zusammentreffen mit der Fürstin glaubt Edmund „in ihrem Benehmen einen schauspielerischen Zug, mehr angelernte als angeborne Vornehmheit zu entdecken." Diese feine Nase hat er nur darum, weil der Verfasser auf Späteres vorbereiten will, was hier deswegen nicht am Platze ist, weil diese Beobachtung für Edmund und andere ohne Bedeutung bleibt und an und für sich der einmal angenommenen und festgehaltenen Schilderung der Fürstin widerspricht.

Wir legen kein allzu großes Gewicht auf diese Dinge, die nur sporadisch vorkommen; aber Frenzel hätte sie vermeiden können, denn nicht die Grenze seines Talents bedingt sie. Die leichte und geübte Hand eilt über manche kleine Unebenheit weg, weil sie sicher ist, jeden Stoff zu schmeidigen. Denn landschaftliche Stimmungsbilder und psychologische Schilderungen, social-politische Erörterungen und Geldfragen, alles ist mit derselben Gewandtheit und Zierlichkeit angefaßt. Und wenn der Dichter in die Tiefe des Seelenlebens greift, vergißt der Leser Alles, woran er sich gestoßen. Wie schön ist der kleine Monolog Ada's, da sie ihrer Liebe zu Egon klar geworden: „Eine Weile bekämpfte sich die Sehnsucht nach ihm und die Angst vor ihm. Unselige, Leichtsinnige, Du hast Dich verrathen! seufzte die innere Stimme mit bitterer Anklage. Dann aber warf sie die langen röthlichen Haare trotzig in den Nacken zurück: mag er es doch wissen, daß ich ihn liebe! ich verlange ja nichts von ihm, und wenn er mich auch von sich stößt, was liegt daran? Meine Seele ist voll von ihm wie die Welt von der Sonne." Adolf Frey.

Freifrau von Bunsen.

Freifrau von Bunsen. Ein Lebensbild, aus ihren Briefen zusammengestellt von Augustus J. C. Hare. Deutsche Ausgabe von Hans Tharau. 2 Bände. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1881.

Der wahrhaft typische Lebenslauf einer hochbegabten, nach allen Richtungen normal entwickelten Frau entrollt sich in dem vorliegenden Werk, das nicht nur als Uebersetzung eines englischen Originals einen Platz in der deutschen Literatur be-

anspruchte. Dreiunddreißig Jahre lang die Lebensgefährtin eines deutschen Mannes, der unter seinen Zeitgenossen bedeutsam hervorragt, die Mutter deutsch gearteter und deutsch erzogener Kinder, mit vielen deutschen Männern und Frauen innig befreundet, während des letzten Viertels eines ungewöhnlich langen Lebens auch in Deutschland ansässig, verdient die Freifrau von Bunsen, obgleich von Geburt und Erziehung eine Engländerin, daß auch in Deutschland ihr Leben allgemein bekannt, ihr Charakter gewürdigt und als Vorbild angesehen werde. Es war ein glücklicher Gedanke, sie soviel wie möglich selbst reden zu lassen, da die Möglichkeit dazu durch einen überreichen Nachlaß von Briefen und Tagebuchblättern gegeben war. Der Verfasser des Lebensbildes, ein langjähriger Freund der Familie Bunsen, scheint die Auswahl mit Tact und Geschick getroffen zu haben und hat den verbindenden Text nicht weiter ausgedehnt, als das Verständniß erforderte. Es mag gleich hinzugesetzt werden, daß im Allgemeinen auch die Uebersetzerin sich ihrer Aufgabe wol gewachsen gezeigt hat, gelegentliche kleine Unebenheiten im Ausdruck abgerechnet, welche bei gründlicher Durchsicht leicht auszumerzen gewesen wären.

Die merkwürdige Frau, in deren innerstes Leben die vorliegenden Aufzeichnungen hineinschauen lassen, stammte mütterlicherseits aus dem englischen Rittergeschlecht der Granvilles und war die Urgroßnichte einer am englischen Hofe und in der ersten Gesellschaft besonders ausgezeichneten Mrs. Delany, deren u. A. Macaulay in einem seiner kritischen Essay's ehrenvoll gedenkt. Väterlicherseits war sie mit dem früheren französischen Minister William Waddington nahe verwandt. Ihre Erziehung hatte fast gänzlich in den Händen ihrer begabten und pflichttreuen Mutter gelegen und ohne äußeren Zwang Raum nicht nur für sehr ernsthafte Studien, sondern auch für richtige Gewöhnung des Willens und freie Selbstbestimmung gehabt. Im Jahre 1816 ließen sich ihre Eltern, Mr. und Mrs. Waddington, für einen längeren Aufenthalt mit ihren drei Töchtern in Rom nieder, und hier machten sie die Bekanntschaft des in denselben Jahre dahin gerathenen jungen Waldecker Gelehrten, Carl Bunsen, der sich behufs seiner Sanscriftstudien mit Plänen für eine Reise nach Ostindien trug, durch Niebuhr's mächtige Persönlichkeit aber und bald wol auch durch sein Interesse für Frances Waddington in der ewigen Stadt festgehalten wurde. Obgleich Bunsen ohne Vermögen und noch ohne feste Lebensstellung war, fand er doch auf Niebuhr's Empfehlung mit seiner Bewerbung Gehör und führte am 1. Juli 1817 die ihm gleichaltrige Braut heim, zuerst in eine Villa im Albaner Gebirge, aus welcher das junge Paar im Herbste desselben Jahres, als Bunsen Legationssecretär geworden war, nach Rom übersiedelte. Wir können den Lebensschicksalen des für eine ungewöhnlich lange und glückliche Ehe verbundenen Paares hier im Einzelnen nicht folgen, dürfen ja auch die Kenntniß von dem öffentlichen Leben Bunsen's, der bis 1838 bei der römischen Legation blieb, nach vorübergehendem Aufenthalt in England und der Schweiz von 1841 bis 1854 preußischer Gesandter am Hofe von St. James war und den Rest seiner Tage in Heidelberg und Bonn zubrachte, bei deutschen Lesern wol voraussetzen. Wie reich gesegnet aber sein häusliches Leben war, das leuchtet aus jedem Blatte des vorliegenden Werkes heraus. Von Frau von Bunsen kann man mit besonderem Recht sagen: Sie hat des Weibes Loos getragen. Sie erscheint als die treue und verständnißvolle Gefährtin des Mannes, den sie, die wenig zur Schwärmerei geneigte, einmal „ihren Abgott" nennt, als der belebende Mittelpunkt eines geistig hochbedeutenden Kreises, wie er sich im Palazzo Caffarelli und in Carlton Terrace um den Herd des deutschen Botschafters sammelte; sie theilt die verschiedenartigsten Interessen, wird von Gelehrten, Künstlern und Schriftstellern, von Edelleuten und Fürsten hochgeehrt und versucht doch nie über die eigentliche Sphäre des Weibes hinauszugreifen, empfindet im Getreibe der großen Welt nur immer lebhafter die Sehnsucht nach stillem, häuslichen Leben. Mutter von zwölf Kindern, von denen sie zwei ganz klein am Fuß der Pyramide des Cestius begraben, zwei andere in der Blüthe des Lebens sich voraus gehen sehen mußte, hat sie die höchsten Entzückungen, wie die tiefsten Schmerzen eines Frauenherzens vollauf gekannt. Enkel

und Urenkel wuchsen um sie auf, die meisten räumlich fern, aber ihrem Herzen und Gebet stets nahe. Mit fast siebzig Jahren wurde sie Wittwe, fast sechzehn Jahre überlebte sie den Mann, mit dem sie so lange Freude und Leid getheilt, und fand in so hohem Alter noch den Muth und die Kraft, unterstützt von zwei unvermählt gebliebenen Töchtern, die Erziehung fünf verwaister Enkelkinder zu leiten. Klarheit des Geistes, festes bewußtes Wollen, Selbstlosigkeit, Vielseitigkeit der Interessen, getragen durch eine einheitliche Lebensrichtung auf das Gute, Wahre und Schöne, unabläßiges Streben nach sittlicher Vervollkommnung, nicht nur für sich selbst, sondern auch für alle, die ihrem Herzen theuer waren, gefaßter Muth bei leichten und schweren Schicksalen und eine ungefärbte, ihr ganzes inneres und äußeres Leben durchdringende Frömmigkeit: das sind die Züge, welche in ihrem Charakterbilde am leuchtendsten hervortreten und in ihren, große wie kleine Lebensbeziehungen umfassenden Briefen zum ungesuchten Ausdruck kommen. Ihr Lebensbild ist ein Buch für das deutsche Haus und sollte namentlich der jüngeren Generation von Frauen und Mädchen zu ernstlicher Betrachtung in die Hand gegeben werden.

An die Stelle der reichausgestatteten Ausgaben von Dichterwerken treten immer häufiger die kunstvoll illustrirten Schilderungen der verschiedenen Länder; die Stuttgarter Firmen Engelhorn und Hallberger haben in großem Stil den Anfang gemacht, und bald wird es kaum mehr ein wichtiges Culturland geben, welches nicht in einem Prachtwerke behandelt ist. Diesmal ist der Weihnachtsmarkt damit fast zu viel gesegnet.

Von den schon im vorigen Jahre angezeigten Werken ist

„Ein Spaziergang um die Welt“, von Alexander Freih. von Hübner, Leipzig, H. Schmidt und Carl Günther,

bis zur 32. Lieferung vorgerückt. Die meisten Werke dieser Art sind von Gelehrten geschrieben und zum Theil auch für solche bestimmt; wenn sie dadurch auch das wissenschaftliche Material bereichern, so besitzen sie doch selten den Vorzug, die lebendige Anschauung von Land und Leuten im Leser zu erzeugen. Das ist der Fall bei diesem Werke. Es ist überall das Leben und Treiben der Menschen, durch welches v. Hübner sich am meisten angezogen fühlt und welches er auch am anziehendsten zu schildern weiß. Sein reiches Wissen, besonders auf dem Gebiete der politischen und internationalen Beziehungen, verführt ihn nie zum Dociren — er behält stets den Ton des Weltmannes. Vorzüglich sind die Charakteristiken verschiedener Gesellschaftskreise (Rowdies; Chinesen in San Francisco; Mormonen); den Glanzpunkt bildet der Theil über Japan, wenn auch einzelne Beobachtungen durch neueste Forschungen überholt sind. Wie in den guten Arbeiten des Fürsten Pückler-Muskau liegt auch hier im Stil ein gewisser Reiz, aber bei Hübner ist die leise Ironie feiner und er wird niemals geziert. Die Illustrationen, mit wenigen Ausnahmen von französischen Künstlern stammend, manche nach Skizzen des Verfassers, sind vorzüglich und sehr gut geschnitten.

Vollendet ist die Sammlung:

„Strand- und Landbilder von der Ostsee“, Orig.-Radirungen von G. Eilers, Berlin, Paul Sonntag,

welche wir ebenfalls voriges Jahr angezeigt haben. Von den drei letzten Blättern ist besonders das „Motiv vom Haff“ durch seine Behandlung ausgezeichnet. Das Werk kann in einer Mappe bezogen werden, aber auch einzeln sind die Blätter zu haben. Man darf das Unternehmen um so mehr empfehlen, als dieser Zweig der Technik noch immer nicht jene Würdigung bei uns findet, die er verdient und anderwo auch in vollem Maße errungen hat.

Nach dem Osten, in das Land, welches eine so wichtige Rolle in der Geschichte der Menschheit gespielt hat, führt uns:

„Palästina in Wort und Bild“, nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen. Herausgegeben von Georg Ebers und H. Guthe. Stuttgart, Eduard Hallberger.

Die Verlagsbuchhandlung beabsichtigte nach Vollendung des Prachtwerks „Aegypten“ das „heilige Land“ in gleicher Art zum Stoffe eines neuen Werkes zu wählen. Aber schon waren die Vorbereitungen zu einem solchen Unternehmen in England getroffen und zwar in so umfassender Weise, daß es nicht möglich gewesen wäre, Besseres und Vollständigeres zu leisten. Deshalb entschloß sich der deutsche Verlag, das englische Werk, so weit es die Illustrationen betrifft, einfach auf deutschen Boden zu verpflanzen, den Text dagegen von den oben genannten Herausgebern bearbeiten und bereichern zu lassen. Das Ganze soll in etwa 50 Lieferungen ausgegeben werden.

Die uns vorliegenden Hefte 1—6 sind geeignet, strenge Anforderungen zu befriedigen, selbst wenn man die Theilnahme nicht mitsprechen läßt, welche der Stoff an sich einflößt. Die Bibel gehört zu den Büchern, von denen kaum ein Bildungsgang ganz unberührt bleibt; für die meisten Angehörigen der westlichen Culturvölker, mögen sie nun Katholiken, Protestanten oder Juden sein, liegt noch von Jugendtagen her auf dem „heiligen Lande“ ein Zauber, welchen religiöse Zweifel und selbst der Indifferentismus nicht vertilgen können. Die Herren Herausgeber haben in der Schilderung von Jerusalem, welche das Werk einleitet, es verstanden, das ungeheure Material von Geschichte, Sage und Legende mit der Schilderung der Stadt und der Natur, mit dem Leben der bunt zusammengewürfelten Bevölkerung zu einem Bilde zu verbinden; niemals drängt sich das Wissen auf und dennoch fühlt man, wie es den ganzen Bau gliedert. Wie weit sich Ebers und Guthe an das Original schließen, können wir natürlich nicht entscheiden. — Die Stahlstiche — vierzig soll das vollendete Werk enthalten — gehören zu den besten, die wir kennen; mehr läßt sich mit dieser Art der Vervielfältigung kaum leisten. Unter den andern Illustrationen ragen die Landschafts- und Straßenbilder hervor, die zum größten Theile musterhaft gezeichnet und geschnitten sind; selten nur wird der Eindruck durch zu große Peinlichkeit unruhig, oder die Ausführung durch zu starke Umrisse manierirt. Zu bedauern ist, daß man außer bei den Stahlstichen nirgendwo die Künstlernamen erfährt. Wir empfehlen das Werk — es verdient als Hausbuch im besten Sinne von den deutschen Familien aufgenommen zu werden.

Wie dieses Werk uns in ein „heiliges Land“ führt, so auch ein zweites:

„Rom in Wort und Bild“. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. Rud. Kleinpaul. Leipzig, Heinr. Schmidt und C. Günther.

Das Werk soll in 36 Lieferungen vollständig werden, und von der Gegenwart ausgehend, das ganze Rom und seine Vergangenheit umfassen. Die Aufgabe ist nicht gering dort, wo jeder Stein Geschichte spricht, aber nach den ersten Lieferungen zu schließen, ist ihr der Verfasser gewachsen. Sein Wissen hat er schon vielfach bethätigt, hier zeigt er auch, daß in ihm ein Stück Poet und Künstler steckt. Mit großem Geschick versteht er es, aus den Trümmern die Vergangenheit aufsteigen zu lassen, die Geschichte des antiken und christlichen Roms in die Darstellung des Archäologischen und Kunstgeschichtlichen zu verflechten. Die ungewöhnliche Anschaulichkeit des Vortrags macht das Werk zu einem Bil-

dungsmittel, welches besonders für die reife Jugend angelegentlich empfohlen werden muß. Der Reichthum an Illustrationen ist ein bedeutender; sie stammen von französischen und italienischen Künstlern her und sind fast alle vortrefflich geschnitten — besonders wohlthuend wirkt die einheitliche Manier der Zeichnung und des Schnittes, was zu beachten nicht selten von den Verlegern vernachlässigt wird.

Weniger einheitlich im Texte sind:

„Nordlandfahrten". Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn. Lief. 1—10.

Die Ursache liegt zum Theile an der großen Zahl der Mitarbeiter, deren es acht sind, und dann an den etwas zu weit gezogenen Grenzen des Stoffs, denn nicht nur Land und Leute werden geschildert, sondern auch Betrachtungen über Literatur und Kunst, Sage und Geschichte damit verbunden. Diese Vielseitigkeit zwang die Verfasser, den Stoff allzusehr zusammenzupressen, oder auf Dinge Nachdruck zu legen, welche eigentlich nicht ganz in den Rahmen passen. Uebrigens sind fast alle Beiträge in schöner und sorgfältig gefeilter Sprache geschrieben. Die Illustrationen sind im Werthe verschieden; am höchsten stehen die Landschaftsbilder aus Großbritannien; man begegnet hier denselben Künstlerzeichen, wie auf den Textbildern von „Palästina" und auch denselben Namen der Holzschneider. Wo sich die englischen Zeichner von der Düftelei frei halten, dort wirken sie sehr günstig; besonders die Darstellungen von der Westküste Irlands sind in ihrer düstern Großartigkeit ergreifend aufgefaßt. Druck und Papier sind vorzüglich.

Nicht in solchem Grade wie die meisten der genannten Werke trägt den Stempel des Künstlerischen:

„Bäder und Sommerfrischen. Lebens- und Landschaftsbilder von den beliebtesten Curorten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz". Leipzig, Edwin Schloemp.

Auch hier ist die Reihe der Mitarbeiter sehr groß — und es sind wie in den „Nordlandsfahrten" Namen von bestem Klang darunter. Jedenfalls war der Gedanke ein guter, ein derartiges Werk herauszugeben, welches fast Jedem Gelegenheit bietet, persönliche Erinnerungen aufzufrischen, Leid und Freud des Badelebens noch einmal durchzuleben. Die landschaftlichen Illustrationen sind zweckentsprechend, ohne gerade künstlerisch tadellos zu sein; einiges, wie König's veraltete „Karlsbader Curgäste" (S. 11), hätte ohne Schädigung des Ganzen ausgelassen werden können. Unter den Vollbildern finden sich manche werthvolle Studienköpfe von Kurzbauer, Defregger u. A. Das Ganze ist auf 20 Hefte berechnet.

Eine zweite Schilderung des Kunstlandes ist, besonders für die reifere Jugend bestimmt:

„Italien". Eine Sommerfahrt nach dem Süden. Von Woldemar Kaden. Mit 88 Bildern unserer ersten Künstler und einer Karte. Glogau, Carl Flemming.

Das Buch ist sehr frisch und lebendig geschrieben, so daß es für jüngere Leser durch die Behandlung des Stoffes doppelte Anziehungskraft haben dürfte. Natur, Geschichte, Poesie und Kunst werden berücksichtigt, das Volksleben ist in oft sehr hübschen Genrebildern vorgeführt. Die Wahl der Illustrationen gereicht dem Geschmack des Verlegers zur Ehre — es sind nicht nur gute Namen, wie Berninger, von dem die Originale zu den vier trefflichen Farbendrucken herrühren, A. v. Werner, Bauernfeind, Lindemann-Frommel, Th. Weber, Osw. Achenbach, Hertel u. s. w., sondern auch gute Arbeiten der Künstler. Die Schnitte sind durchaus anständig, zum größeren Theile sogar vorzüglich. Druck und Papier entsprechen dem Uebrigen. Wir sind überzeugt, daß dieses Buch nach Verdienst weite Verbreitung finden werde.

Zuletzt sei noch das **„Donau-Album"** (Hartleben, Wien) genannt, ein Buch, welches keine Ansprüche erhebt, als Prachtwerk zu gelten.

Die schon angezeigten Costümwerke sind im Laufe des Jahres fast vollständig geworden. Die

„Costümgeschichte der Culturvölker" von Jacob von Falke. Lief. 5—14. Stuttgart, W. Spemann.

ist dem Plane gemäß weiter ausgeführt worden. Der Verfasser behandelt vom Schlusse der 4. Lieferung an das Mittelalter. Sehr fein dargestellt ist der allmälige Uebergang der antiken Trachten oder doch der Hauptformen derselben in die Kleidung der Gallier und Germanen, die Vermischung der einheimischen und fremden Formen. Gerade in dieser klaren Entwickelung des Werdegangs der Trachten ruht der Hauptwerth des Buches; v. Falke behält immer die Wandlungen der Zeitstimmung im Auge und bemüht sich, deren Einflüsse in der Tracht aufzuzeigen. Das ist ihm besonders im 2. Capitel des II. Buchs („Costüm der Blüthezeit des Ritterthums") gelungen — in kurzen, aber inhaltreichen Sätzen sind hier die Hauptströmungen der Zeit und deren Bedeutung für das Costüm zusammengefaßt. Der Grundsatz, welcher die Wahl der Illustrationen geleitet hat, ist durch das ganze Werk beobachtet: es sind immer gleichzeitige Darstellungen benützt worden, so daß die Bilder auch kunstgeschichtlich von Werth sind.

Einen andern Zweck verfolgt das zweite Werk:

„Trachten der Völker" von Albert Kretschmer, Maler und Costümzeichner an den königl. Hoftheatern in Berlin, und Dr. Carl Rohrbach. Lief. 2—21. Leipzig, J. G. Bach.

Je weiter dieses Werk fortgeschritten ist, desto mehr zeigte sich, wie tiefeinschneidend die Umarbeitung der ersten Auflage gewesen ist. Der Berichterstatter hat die das Mittelalter behandelnden Theile in Wort und Bild verglichen und kann bestätigen, daß kaum ein Abschnitt vollständig gleich geblieben ist. Daß der Text sich von jenem des Falke'schen Buches ganz unterscheidet, ergibt sich aus dem Zwecke des Werkes. Die culturgeschichtliche Betrachtung tritt hier naturgemäß hinter die genaue Beschreibung der Einzelheiten zurück; diese aber läßt nichts unberücksichtigt, was irgendwie zu wissen nöthig sein

könnte. Die Hefte von Lief. 5—18 umfassen Griechen, Kleinasiaten, Römer, Etrusken, Briten, Gallier, Germanen, dann die römisch-christlichen und byzantinischen wie fränkischen Trachten. Daran schließt sich besonders reich das Mittelalter und der Beginn der neueren Zeit an. Kein einziger Stand ist unberücksichtigt, vom Bauer bis zum Kaiser, vom Mönche bis zum Papst; jeder in charakteristischer Form auf den Tafeln wiedergegeben. An Reichthum der Figuren übertrifft das Werk alle ähnlichen Werke des Auslandes; es ist in seiner neuen Form, ohne Uebertreibung darf man es sagen, für Theaterleitungen und Akademien unentbehrlich, für den Künstler in hohem Grade werthvoll und für den gebildeten Laien unterhaltend und belehrend zugleich.

A. Racinet, „Geschichte des Costüms" in 500 Tafeln in Gold-, Silber- und Farbendruck mit erläuterndem Text. Deutsche Ausgabe bearbeitet von Adolf Rosenberg. Berlin, Ernst Wasmuth.

Das berühmte französische Werk wird in 50 Lief. zu 4 Mk. vollständig sein. Leider müssen wir zugestehen, daß keines der deutschen Werke dieser Art sich in Bezug auf die Reproduction mit diesem messen kann. Die Farbendrucke stammen aus der Anstalt von Firmin Didot u. Co. in Paris und sind mit außerordentlicher Sorgfalt ausgeführt. Wenn aber auch darin ein Vergleich mit dem vorher besprochenen Werke nicht möglich ist, so bleibt dasselbe dennoch von größerer Bedeutung für den praktischen Zweck, weil der Text in jeder Beziehung weitere Ziele verfolgt. Als Prachtwerk wird das vollendete Buch jedoch wenige seines Gleichen haben. Daß wir aber im Stande sind, auf diesen Gebieten den höchsten Anforderungen gerecht zu werden, beweisen:

v. Hefner Alteneck's, Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des 18. Jahrhds. Frankf. a. M. Heinrich Keller.

Diese Publication, von welcher jetzt 24 Lieferungen vorliegen, verdient die Förderung von Seiten aller reichen Kunstfreunde — sie ist einzig in ihrer Art. Wir hoffen auf dieses Werk noch näher eingehen zu können.

Schildern diese Werke meist die Moden der Tracht, so gibt die Entwickelung der Dekoration und Ausstattung des Hauses

„Die Kunst im Hause" von Jacob von Falke. 4. vermehrte Aufl. Wien, Carl Gerold's Sohn.

Das ursprüngliche Buch ist volksthümlich geworden und hat sich für die Hebung des Geschmacks in Bezug auf den Schmuck der Wohnräume unbestreitbar Verdienste erworben. Aber gerade dieser Stoff ließ den Mangel an bildlichen Beilagen sehr vermissen. Das hat die Verlagshandlung bewogen, die neue Ausgabe illustriren zu lassen und sie hat es in einer Weise gethan, welche das Unternehmen in die erste Reihe der vornehmsten deutschen Prachtwerke stellt; es ist bis jetzt in seiner Art das einzige, das sich mit den Pariser Luxusdrucken des Bibliophilen Jacob vergleichen läßt — leider mußte der deutsche Verleger für die Farbendrucke auch die Anstalt von Didot & Co. heranziehen; hoffentlich werden wir auch auf diesem Gebiete fremde Beihilfe bald nicht mehr nöthig haben. Die Chromolithographien von Hartinger in Wien (Tafel XXVI. und XXVI. a) so wie Hefner's erwähntes Werk liefern den Beweis, daß die deutsche Kunstdrucktechnik in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht hat. Das Werk (10 Lieferungen) enthält 6 derartige Tafeln, 50 Lichtdruckbilder und Tondrucke und über 220 vorzügliche Holzschnitte, außerdem Kopfleisten und sehr schöne Initialen; Papier und Druck entsprechen dem Uebrigen. Jetzt erst kann das Buch doppelt auf den Geschmack Einfluß gewinnen, weil es dem Wort die Anschauung zugesellt. Der Text hat eine dankenswerthe Bereicherung durch den Abschnitt erfahren, welcher sich mit dem Schmuck der Fenster (Glasmalereien, Vorhänge u. s. w.) beschäftigt. Das Werk sei den Lesern der „Rundschau" warm empfohlen, es wird nicht nur den Salontisch oder den Bücherschrank schmücken, sondern auch — wo die Mittel vorhanden sind — dazu reizen, die Wohnung zum Kunstwerk zu machen.

Für ähnliche Zwecke kann dem weitesten Kreise empfohlen werden:

„Muster-Ornamente aus allen Stilen in historischer Anordnung." Nach Originalaufnahmen von Durm, Fischbach, Gnauth u. s. w. 25 Lief. Stuttgart, J. Engelhorn.

Das Werk ist zwar hauptsächlich für Architekten, Kunsthandwerker und Kunsthistoriker bestimmt, aber dennoch auch für alle Gebildeten, die sich um Kunst bekümmern, passend. Die 300 Tafeln der Sammlung enthalten nicht nur architektonische Einzelnheiten aus verschiedenen Zeiten, sondern Proben von allem, was irgendwie das Ornament verwendet: Stoffmuster, Kleiderbordüren, Holzintarsien, Mosaiken, Gefäße und Schüsseln, Bucheinbände und Buchbeschläge; Möbeln aller Art u. s. w. Jeder Dilettant, welcher sich in einer Art mit einem Zweige der Kunst oder Kunstindustrie beschäftigt, wird hier eine reiche Fundgrube finden. Daß die Auswahl eine vorzügliche ist, das verbürgen die Namen der Mitarbeiter, daß die Ausführung der Blätter von musterhafter Klarheit ist, dafür bürgt der Verleger, dessen Veröffentlichungen — ich erinnere an „Italien", „Schweiz" — sich alle durch Gediegenheit auszeichnen. Im Anschluß sei hier die auch bei Engelhorn erscheinende

„Gewerbehalle"

erwähnt, welche seit 19 Jahren, längere Zeit schon in vier Ausgaben (französisch, englisch, italienisch und deutsch) erscheint und Weltruf genießt.

Eine hervorragende Stelle unter den Erzeugnissen dieses Jahres nimmt ein Verlagswerk aus München ein:

„Die Hohenzollern und das Deutsche Vaterland" von Dr. R. Grafen Stillfried-Alcantara und Prof. Dr. Leonhard Kugler. 25 Lieferungen. Friedr. Bruckmann.

Das Wort „nationales Prachtwerk" ist schon so oft mißbraucht worden daß man Bedenken

tragen könnte, es hier anzuwenden, aber doch ist's dieser Arbeit gegenüber im vollem Sinne am rechten Platz, denn es ist national im Inhalt und in seinem künstlerischen Schmuck. — Daß die Schicksale unseres Kaiserhauses den Hauptinhalt bilden, ist natürlich, aber die beiden Verfasser sind zu feinsinnig und unabhängig, um jemals Byzantinismus treiben zu können. Trotz aller Liebe und Bewunderung für alles, was sich an den Namen der Hohenzollern knüpft, trotz allem Patriotismus stehen sie über ihrem Stoff und ihr Urtheil ist gerecht, ihr Blick behält das Ganze im Auge. Die Darstellung bis zum großen Kurfürsten ist knapp gedrängt; je bedeutsamer die Macht der Zollern für die europäischen Verhältnisse wird, desto mehr breitet sich die Schilderung aus und nimmt auch auf die Entwickelung der Cultur Rücksicht. — Die Sprache ist überall schlicht und volksthümlich, entbehrt aber nirgendwo der Vornehmheit. Besonders lebensvoll sind die Charakteristiken des großen Kurfürsten, des ersten Königs, und des „Soldatenkönigs" — überall treten klar die leitenden Gedanken und Bestrebungen der einzelnen Regierungen hervor. Die Anekdote wird nicht verschmäht, mancher kleine Zug mit den großen Bewegungen verknüpft, um individuelle Haltung zu gewinnen, aber es geschieht mit feiner Auswahl und mit Zurückhaltung. Außerordentlich reich ist der illustrative Schmuck. Die Zeiten selbst lieferten Originale, deren Auswahl wol Graf Stillfried getroffen hat: Münzen, Siegel, Briefe, Porträts, seltene Medaillen. Vieles davon ist bis jetzt kaum bekannt gewesen. Dann die Fülle von Compositionen! Auch hier offenbart sich die Sorgfamkeit der Herausgeber; fast alle Bilder scheinen auf ihre Treue hin geprüft zu sein; nirgendwo finden sich die vagen Illustrationen, welche an die „Compositionsclassen" junger Akademiker erinnern, die sich im „historischen Stil" üben. Die mitarbeitenden Künstler — Namen vom besten und guten Klang — waren sichtlich bestrebt, den Charakter der Zeiten zu treffen, und es ist ihnen fast immer gelungen. Einzelnes anzuführen ist nicht möglich, denn des Vortrefflichen gibt es zu viel; dagegen sei der Holzschneider besonders gedacht — die besten Ateliers Deutschlands haben ihr Bestes gethan; manches („Konrad v. Burgsdorf" S. 69, „Kurfürst und Eisenhammer" S. 75 u. f. w.) ist von vollendeter Feinheit und Schärfe. „Die Hohenzollern" werden, davon sind wir überzeugt, ein Hausbuch im besten Sinne werden und sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben.

Unter den illustrirten Dichterwerken sei zuerst erwähnt:

„Faust", mit 50 Compositionen von Alex. Liezen-Mayer und mit Ornamenten von R. Seitz. München, Th. Stroefer.

Es ist bekannt, welchen Erfolg vor nun etwa fünf Jahren die große Ausgabe dieses Werkes gehabt hat. Die Absicht, die geistreichen künstlerischen Schöpfungen der beiden Münchener Maler auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, hat Anlaß zur Veröffentlichung dieser kleineren Ausgabe gegeben, welche hoffentlich eben solchen Erfolg haben wird.

Vollendet ist die illustrirte Ausgabe der **„Träumereien an französischen Kaminen"**. Märchen von Rich. Leander. Mit Bildern von Olga von Fialka. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Was wir nach der Ausgabe der ersten Lieferung gesagt haben, dürften wir einfach abschreiben — das Ganze entspricht dem Beginn. Die Dame gehört zu den größten weiblichen Talenten, welche die deutsche Kunst jemals besessen hat. Sie besitzt Geist, Empfindung und Phantasie; fast mehr noch ist die Eigenartigkeit ihrer Auffassung und die Kraft ihrer Zeichnung zu bewundern. Nicht geringes Lob gebührt der Holzschnittanstalt von Brend'amour; man freut sich, Blätter zu sehen, welche nicht mit dem Linienstich coquettiren. Die Ausstaffirung ist sehr schön, der Preis (20 Mk.) mäßig.

Der Verlag von Ad. Titze (Leipzig), in welchem vor zwei Jahren Chamisso's „Frauenliebe und -Leben" mit den Bildern von Thumann erschienen ist, brachte dieses Jahr

„Die Abendmahlskinder" von Esaias Tegner. Aus dem Schwedischen von Ed. Zoller, illustrirt von Erwin Oehme.

Das Gedicht des Verfassers der „Frithjofssage" ist nicht nach Verdienst gekannt, obwol es schon mehrmals übertragen worden ist. Zoller's Uebersetzung kann sich mit den ältern wol messen; jene von Berg übertrifft sie bei weitem, vermeidet aber auch die sprachlichen Härten, welche bei Mohnicke den Hexameter oft entstellen. Warum Zoller jedoch die schöne Widmung an Norberg ausgelassen hat, verstehen wir nicht. Die vier in Lichtdruck vervielfältigten Blätter Oehme's schließen sich der reinen tiefreligiösen Stimmung des Gedichtes treu an; besonders fein ist das letzte: die Kinder reichen dem greisen Priester zum Gelöbnis die Hand. Der Ausdruck auf ihren Gesichtern ist von entzückender Unschuld, der seinige voll väterlicher Liebe und echter Priesterwürde. Die Ausstattung ist sehr gediegen.

Nach England führt uns das

„Bircket Foster Album". Eine Auswahl der schönsten Holzschnitte nach Zeichnungen von Birket Foster. Mit deutschem Text von Georg Scherer. München, Th. Stroefer.

Foster, einer der volksthümlichsten Illustratoren Englands, seit Ende der Fünfzigerjahre hauptsächlich als Aquarellmaler thätig, ist bei uns nur in engen Kreisen bekannt. Er hat einen Zug der Innigkeit, der an unsern Ludwig Richter erinnert, am meisten verwandt ist er jedoch in den Stimmungen seiner Landschaftsbilder mit den Dichtern der „Seeschule," besonders mit Wordsworth in dessen bester Zeit. Großartige Züge liebt er nicht, seine Eigenart neigt mehr dem Empfindsamen zu, „Romantik" bestimmt die Wahl seiner Stoffe, zu welchen er sich gern durch die englischen Lyriker, vornehmlich durch den Genannten, anregen läßt. Den Zauber der „Waldeinsamkeit" gibt er entzückend wieder (S. 37, 85, 93, 107), ebenso idyllische Stimmungen. Dabei verwebt er mit seltener Feinheit die Staffage in die ganze Stimmung. Der Berichterstatter verdankt dem Buche genußreiche Stunden

und wünscht herzlich, daß es auch in Deutschland eine freundliche Aufnahme fände. Die Umdichtungen der englischen Lieder sind recht hübsch, nur manchmal etwas allzu willkürlich.

Bei S. Schottländer (Breslau und Leipzig) ist erschienen:

„Ariost's Rasender Roland". Illustrirt von Gustav Doré, metrisch übersetzt von Hermann Kurz, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Paul Heyse. (Vollständig in 59 Lieferungen mit 81 großen Bildern und 525 Textillustrationen.

Es ist zuerst der Text, dem wir einige Worte widmen müssen. Nicht als ob es der erste Versuch einer Uebertragung wäre, denn seit Heinse haben Lütkemüller, Gries und Streckfuß das ganze Epos übersetzt. Aber so bedeutend auch die Verdienste derselben sein mögen, kein einziger besaß jenen Sinn für die phantastische Ironie des Italieners in so hohem Grade, als der frühverblichene Dichter, einer derjenigen, denen der Lorbeer zu spät gereift ist. Bietet Ariost durch die Sprache an sich fast unüberwindliche Schwierigkeit, so noch mehr durch jenen leisen Spott, welcher selbst hinter den vollendeten, oft scheinbar ernsten Oktaven lichert. Das nicht ganz zu verwischen, ja oft selbst zu erreichen, gibt Beweis für seltene Begabung. Alle jene Theile der Dichtung, in welchen Ariost mit dem Stoffe spielt — und sie bilden den größten Theil — sind von keinem Vorgänger so fein nachgebildet worden; Heinse wird oft schwabhaft, Streckfuß und Gries sind nicht selten geziert, wenn sie scherzen, Kurz bleibt natürlich. Da die Ausgabe bestimmt ist, in Familien Eingang zu finden, so läßt sich die Auslassung gewisser erotischer Scenen und obscöner Abschweifungen rechtfertigen; jedenfalls war aber Heyse's Künstlerhand nöthig, um die Uebergänge so unmerklich zu machen, wie sie es thatsächlich sind. Von ihm stammt die vortrefflich geschriebene Einleitung, die in kurzen Zügen ein fesselndes Bild des Dichters und eine geistvolle Charakteristik des Werkes bietet. Sehr dankenswerth sind die Anmerkungen.

Ueber die Illustrationen von Doré ein allgemeines Urtheil zu fällen, bietet große Schwierigkeiten. Daß er hier, wo sich der Dichter selbst über die Wirklichkeit hinausgesetzt hat, und einem phantastischen Zuge gefolgt ist, das gleiche Recht besaß, kann nicht bestritten werden. Die abstracte Art Doré's, den Menschen aufzufassen, wie die oft wesenlosen Stimmungen der Landschaftsbilder passen vortrefflich zu dem Texte, und auch in dem Spiel grotesken Humors hat er dem Dichter verwandte Züge. Aber die unendliche Menge dessen, was der geistreiche Franzose geschaffen hat, vermochte nicht ohne Einfluß auf die Hand zu bleiben; zur Leichtigkeit des Schaffens gesellt sich oft Flachheit und Manier; die gleichen Stimmungen kehren zu häufig wieder, und verlieren dadurch die Wirkung; wo er aber zum Grotesktomischen greift, übertreibt er, wie in seinen Oelbildern; doch muß man hier andrerseits oft den Reichthum seiner Phantasie aufrichtig bewundern, welche ihn befähigte, aus den oft nur flüchtigen Andeutungen Ariost's die Fülle häßlich-humoristischer Spukgestalten zu entwickeln. Uebrigens wird auch derjenige, welcher nicht zu den unbedingten Verehrern des Künstlers zählt, sich an vielen der Bilder freuen können. — Eine besondere Empfehlung bedarf das Werk nicht, denn es hat schon jetzt große Verbreitung gefunden. Die typographische Ausstattung ist vortrefflich.

Reichen Stoff für den Anschauungsunterricht der Jugend, aber auch Anregung für den Erwachsenen bieten die

„Bilder für Schule und Haus". Erster Band. (Leipzig, J. J. Weber.)

Wir haben der ersten Hefte schon lobend gedacht und dürfen den ersten fertigen Jahrgang als ein gediegenes Familienbuch sehr empfehlen. Heimath und Fremde, Geschichte und Natur sind berücksichtigt und der klar geschriebene Text durch schöne Holzschnitte erläutert. Besonders sei auf die Abtheilungen hingewiesen, welche die deutschen Befreiungskriege, den Krieg von 1870 bis 1871, den Bau des St. Gotthardtunnels und die deutsche Reichshauptstadt behandeln. Als Weihnachtsbuch für die reifere Jugend können diese „Bilder" der besten Aufnahme sicher sein. Auch von dem zweiten Band sind schon 9 Lieferungen (zu 0,50 Mk.) erschienen. Besonders zu erwähnen sind die Hefte, welche den „Kölner Dom", „Deutsche Sagen und Märchen" und „Goethe und Schiller" behandeln.

Für die Kleinen hat dieses Jahr besonders die Firma Theod. Stroefer (München) mit drei Publicationen von Kate Greenaway gesorgt:

„Malbuch für das kleine Volk". Mit 112 Holzschnittillustrationen zum Coloriren und Reimen von G. Weatherly, übersetzt von Fanny Rockhausen.

„Geburtstagsbuch für Kinder". Mit 382 Illustrationen. Verse von Mrs. Sale Barker, übersetzt von Helene Binder.

„Am Fenster". In Bildern und Versen von Kate Greenaway. Der deutsche Text von Käthe Freiligrath-Kroeker.

Der Erfolg, welchen die englische Dame mit ihren Zeichnungen errungen hat, war ein wirklich großartiger. Das erstgenannte Büchlein ist in der Heimath der Künstlerin in nicht weniger als 83000 Exemplaren abgesetzt worden. Es liegt sehr viel Liebenswürdigkeit in den Werken; oft wird man aber auch frappirt durch die ungewöhnlich feine Beobachtungsgabe, welche blitzschnell vorübergehende Bewegungen festzuhalten vermag, durch die Sicherheit, und den Realismus, mit welchem dieselben wiedergegeben sind. Man fühlt, mit welcher Liebe die Künstlerin das Treiben der Kleinen verfolgt, vom Baby an bis zu dem Backfischchen, welchem die ersten Ahnungen der gesellschaftlichen Sitte aufdämmern. Daß nur Erwachsene den Zauber dieser naiven Bewegungen, dieser anmuthigen Plumpheit und Täppischkeit, ganz begreifen werden, das gilt für alle derartigen Schöpfungen; diesen Humor vermag ja ein Kind nicht zu fassen. Aber glücklich ist ein Geschlecht von Kindern, welchem solche kleine Kunstwerke geboten werden und

dessen Phantasie nicht zur Freude an Verzerrung erzogen wird. Ganz vermeidet Kate Greenaway die Karrikatur auch nicht („Am Fenster" S. 30, 59, 60) und dann kommen Züge zum Vorschein, welche merkwürdig an die Zerrbildzeichner Gillray, Cruikshank, besonders aber an Yedis erinnern. — Wie sehr wir aber den Erfolg dieser Schöpfungen einer liebenswerthen Natur begreifen und den Werken auch bei uns freundliche Aufnahme wünschen, so möchten wir doch nicht, daß über dem neuen Fremden das Heimische vergessen werde. Die Ausführung der farbigen Holzschnitte hat viel Bestechendes, das aber darf unser Urtheil nicht beeinflussen — Richter und Pletsch sollen deshalb, den erworbenen Ehrenplatz nicht verlieren; sie sind ursprünglicher — und das ist ein Vorzug, welcher in der Kunst sehr schwer wiegt.

Daß die Arbeiten unserer Künstler in keiner Art hinter diesen Schöpfungen der Engländerin zurücksteben, beweisen folgende Werke:

„Marie von Olfers, Vielliebchen und

„V. P. Mohn, Kinder-Lieder und Reime", beide im Verlag von M. Lubarsch u. Co. Berlin.

Der Verlag hat sich mit diesen beiden Werken glänzend eingeführt. Den Lesern der „Deutsch. Rundsch." ist Mar. v. Olfers längst auf das Beste bekannt: der sinnige Ernst ihrer Novellen hat ihr viele Herzen gewonnen — man fühlt immer, daß ihre Arbeiten aus einer tiefen Natur entstammen. Das ist auch bei dem vorliegenden Werk der Fall, wo Dichterin und Künstlerin gemeinsam den Stoff behandelt haben. So herzig die Verse, so kindlich anmutig die Zeichnungen sind, der rechte Gedanke erschließt sich nur dem tieferen Blick und man entdeckt auch hier hinter dem bunten Schein, der Kinder entzücken kann, eine symbolische, ernste Idee und jenen Zug leiser Schwermuth, der so oft in den Erzählungen der Dame hervortritt. Die Ausstattung ist sehr originell.

In ebenso vollendetem Gewande stellt sich das zweite Werk vor. Es war ein sehr glücklicher Gedanke von Prf. Mohn, die meist verbreiteten Kinderliedchen und Scherzreime — vielfach ist auch die Melodie beigefügt — als Anregung für seine Compositionen zu benutzen. Und wie in jenen eine unendliche Fülle von Poesie liegt, welche uns „Großen" liebe süße Erinnerungen wachruft, so auch in den farbig ausgeführten Bildern des Künstlers. Ich kann's nicht leugnen, daß mich bei K. Greenaway stets etwas stört, sie ist naiv mit Reflexion, bei Mohn aber entzückt, wie bei Richter und Pletsch die Verbindung von Phantasie und unbedingt schlichter Empfindung. Er gibt dem Kinderleben die traute Poesie des Hauses, der Familie und der Natur zum Hintergrunde, er verlörpert zugleich die Liebe zur Thierwelt damit und wird trotz allem Humor niemals verzerrt. Abgesehen davon ist er ein durchgebildeter Künstler; das beweisen besonders Blatt 3, 11, 14. 17. — Wir wünschen den beiden Werken, daß sie überall offene Thüren finden mögen — die Herzen werden sie sich selber öffnen.

Auch von Fr. Marie von Olfers stammt eine

„Zeichen- und Mal-Fibel". (Central-Verlag v. Unterrichts- und Beschäftigungsmaterial Leipzig u. Berlin.)

Sie ist bestimmt die Anschauung des Kindes durch Nachzeichnung einfachster Formen und durch Colorirung von Vorlagen zu beleben. In den sehr starken vorderen Umschlagsdeckel ist eine kleine Palette mit den sechs wichtigsten Farben, einem Pinsel und einem Schälchen zum Mischen eingelassen. Bei richtiger Anleitung mag diese Manier, den Formen- und Farbensinn zu wecken, von großem Nutzen sein.

Aus dem Verlage von Carl Flemming in Glogau liegen uns folgende Jugendschriften vor:

„Töchter-Album". Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und des Gemüthes der heranwachsenden weiblichen Jugend. Herausg. v. Thekla v. Gumpert. 27. Band.

„Der Wachtelkorb". Erzählung von Otto Glaubrecht (Rud. Oeser) 2. Aufl.

„Barbarossa". Erzählung von Franz Kühn. 2. Aufl.

„Deutsche Treue". Erzählung von Franz Kühn. 3. Aufl.

„Herzblättchens Zeitvertreib". Unterhaltungen für kleine Knaben und Mädchen. Im Verein mit andern Kinderfreunden herausg. von Thekla von Gumpert.

Sämmtliche Werke, die mit Chromolithographien oder Holzschnitten geschmückt sind, können wir nach gewissenhafter Prüfung angelegentlich empfehlen. Das erste Werk bedarf keines Lobes; es hat sich schon längst im Norden und Süden eingebürgert. Der Jahrgang ist sehr reich an unterhaltenden und belehrenden Beiträgen. Zwei Novellen, „Arbeiter" von der Herausgeberin und „Das sparsame Käthchen" von Gräfin Thekla Bandissin verdienen besondere Erwähnung. — Die drei folgenden Werke passen vornehmlich für Kinder von 10—15 Jahren; reizend sind die Illustrationen, welche H. Kaufmann, der Münchener Maler, zum „Wachtelkorb" gezeichnet hat — manche ist in Charakteristik und in Behandlung von Licht und Schatten meisterhaft. Das letzte Buch paßt vortrefflich für unsere „Kleinsten". Neben niedlichen Erzählungen bietet es Anleitung zu hübschen Beschäftigungsspielen und ist so ein Rathgeber für Mütter, die selbst ihre Kinder erziehen.

Nachträglich sind noch zwei Werke aus demselben Verlag zu nennen,

„A. Godin". Märchenbuch mit 140 Holzschnitten u. 4 Bildern in Farbendruck — und

„Reinecke Fuchs". Ein heiteres Kinderbuch von Jul. Lohmeier und Edw. Bormann. Mit 12 Bildern von Ferd. Flinzer.

Das günstige Urtheil über die andern darf auch auf sie ausgedehnt werden.

Unserer Ansicht nach nicht für die Kinderwelt passend sind die neuesten Schöpfungen von Wilhelm Busch:

„Stippstörchen für Aeuglein und Ohrchen" und **„Bilderpossen".** (Eisepeter; „Katze und Maus", „Krieschan mit der Pieye", „Hänsel und Gretel".) Beide bei Fr. Bassermann, München.

Wie schon angemerkt worden ist, gehört das Zerrbild nicht in die Kinderstube und es ist ein pädagogisch durchaus verfehlter Grundsatz, mit ihm auf das Gemüth der Jugend einwirken zu wollen. Die Arbeiten von Busch waren von Anfang an in Wort und Bild nur für die Erwachsenen bestimmt, und nur diese sind im Stande, den Bummelwitz der Texte, die komischen Inversionen des Stils, die beabsichtigte Unlogik der Satzverbindung als belachenswerth aufzufassen. Das gilt auch von „Max und Moritz". In Busch zeigte sich immer der bewußte Gegensatz zwischen souveräner Laune und Wirklichkeit, die bewußte Verzerrung der Linie, was nur dort komisch wirken kann, wo der Leser und Beschauer dieser Absicht selbst bewußt wird. Die ersten Schöpfungen, vor allem „Hans Huckebein", waren in ihrer Art meisterhaft, aber immer mehr ist Busch die Copie seiner selbst geworden. Erst im „Stippstörchen" zeigt sich wieder ein neuer Zug, und besonders „Hänschen Däumling" ist so gedacht, daß es Kindern in die Hand gegeben werden kann.

O. v. L.

Mit der soeben erschienenen Schlußlieferung (Neue Folge. II. Serie) ist die Sammlung von **Eduard Hildebrandt's Aquarellen,** nunmehr vollständig geworden (Berlin, Verlag von M. Lubarsch & Co.). Wir sind von Jahr zu Jahr den Fortschritten dieses kostbaren Werkes mit Bewunderung gefolgt, und constatiren gern, daß die fünf Blätter der letzten Lieferung sich dem Schönsten anreihen, was wir in den früheren empfangen haben. Der Farbenzauber von Hildebrandt's Originalen ruht auf diesen Reproductionen, welche jede Nuance von Licht und Schatten, die charakteristischen Züge der Landschaft, den Ton der Luft und die Spiegelung im Wasser wunderbar getreu wiedergeben. Voll ernster Erhabenheit ist das Blatt, welches ein Stück des Lnzerner See's unter der schwermüthigen Beleuchtung eines zerrissenen Wolkenhimmels darstellt; während aller Glanz und alle Phantastik, deren der Pinsel Hildebrandt's fähig war, sich in dem von Sonne durchglühten Nilbilde vereinigt findet. Ansichten von Rom, Neapel und Jerusalem vollenden diesen Cyclus, welcher eine der werthvollsten Collectionen bildet und in seiner Gesammtheit von den Palmen Indiens bis zu den Haiden Schottlands und vom Nordcap bis zu den Tropen reicht. Was die Seele des unvergeßlichen Meisters erfüllte, während er einsam die Welt durchpilgerte, was sein Blick erspähte und seine Hand gleichsam in den eigenen Farben der Gegenstände festhielt, das haben wir hier in einer vortrefflichen Auswahl beisammen. Sie wird das Andenken des zu früh Geschiedenen unter uns lebendig erhalten, indem sie gerade diejenigen seiner Schöpfungen, in denen er am Eigenthümlichsten erscheint, den weitesten Kreisen zugänglich macht.

„Unser Jahrhundert". Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Verlag von J. Engelhorn. Stuttgart. 1882.

Von diesem Werke, dessen erste Lieferung wir vor Jahresfrist erwähnten, ist jetzt der erste Band abgeschlossen und ermöglicht uns mit der besseren Einsicht in den Plan auch ein genaueres Urtheil über das bisher Geleistete. Wenn wir diesen starken, vortrefflich ausgestatteten und reich illustrirten Band durchblättern, welcher die Zeit vom Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg bis zur Julirevolution umfaßt, so frappirt uns zunächst eine gewisse Kühnheit des Unternehmens, welches alle Strömungen und Erscheinungen einer so gewaltig bewegten Zeit in ein überschtliches Ganzes zu ordnen, ihren Zusammenhang nachzuweisen, Völkergeschichte, Culturgeschichte, Kunst- und Literaturgeschichte. Geschichte der Erfindungen und des materiellen Fortschritts einheitlich zu begreifen und darzustellen versucht. Die Aufgabe ist groß, fast zu groß für die Kraft eines Mannes; in wissenschaftlichem Sinne vielleicht nur auf encyklopädischem Wege, durch die Zusammenarbeit von Specialisten zu bewältigen. Aber „Unser Jahrhundert" verzichtet keinen solchen Zweck: es ist eine populäre Darstellung für jene weiten Kreise von Gebildeten, welchen es nicht um die Forschung selbst, sondern nur um die Resultate derselben zu thun ist; und diese gibt Leixner in bewundrungswürdiger Weise. Sein Werk beruht auf ausgedehnten Vorstudien und zeugt auf jeder Seite von dem Ernst, dem Fleiß und dem Streben des Verfassers, den Dingen auf den Grund zu gehen. Es ist vortrefflich geschrieben, so daß jeder Leser mit Leichtigkeit folgen kann; und selbst die Art und Beschaffenheit seiner Illustrationen zeigt auf den ersten Blick, daß es sich hier nicht um die herkömmliche Dutzenwaare handelt, nicht um ein Bilderbuch, sondern um ein in allen seinen Einzelheiten wohl überlegtes und zusammenstimmendes Werk. Wo Bilder gegeben sind, welche historische Scenen illustriren, da sind es nicht Phantasiestücke von zweifelhaftem Werth, sondern Reproductionen von Gemälden berühmter Meister; im Uebrigen erhalten wir authentische Portraits und zahlreiche Facsimiles. Immer aber bleibt der Text die Hauptsache; das ungeheure Material wird anschaulich vor uns ausgebreitet, mit Bestimmtheit treten die bedeutenden Persönlichkeiten und Momente heraus, und nicht enger Parteigeist sitzt über ihnen zu Gerichte, billigt oder verwirft, je nach der politischen oder religiösen Farbe, sondern die Gesichtspunkte sind höher und weiter, und das große Vermächtniß des achtzehnten Jahrhunderts, die Grundsätze der humanen Bildung, der individuellen Freiheit und der Toleranz werden in Ehren gehalten. Dieses sind die Vorzüge des Leixner'schen Werkes, dessen drittes Buch den Zeitraum von 1830 bis 1848, dessen viertes den von 1848 bis auf die Gegenwart behandeln wird. Von dem dritten Buche sind bereits einige Lieferungen erschienen, so daß die Vollendung des Ganzen nach abermals einem

Jahre wahrscheinlich ist. Wir wünschen aufrichtig, daß der Verfasser in der Gunst des Publicums den Lohn für seine redliche Arbeit finde.

βρ. **Ueber den Ursprung der Sprache** von C. Abel. Zweite Ausgabe. Berlin, Leo Liepmannssohn. 1881.

Der gelehrte und geistvolle Verfasser der „Koptischen Untersuchungen" (Berlin 1876) tritt an das allgemeine Problem von der ersten Entwicklung der Sprache hier auf dem Wege des Aegyptisch-Koptischen heran. Der durch Thatsachen trefflich gestützte Grundgedanke ist der, daß die Sprache anfänglich ein nur unvollkommenes, der unterstützenden Geberde sehr bedürftiges Mittel des Ausdrucks gewesen ist. Ihre einzelnen Wörter waren unsäglich vieldeutig, es gab also sehr viel Homonyma; andererseits aber auch viele Synonyma: eine Vorstellung wurde durch eine Menge von Synonyma bezeichnet. Je vollkommener nun die Sprache wird, desto mehr verschwinden die Gleichlauter, desto mehr werden auch die Synonyma beseitigt. Diesen Verlust ersetzte die Sprache durch Differenzirung der Laute. Die Thatsache der Homonymie aber legt wieder die wichtige Frage nahe nach dem Verhältniß von Laut und Bedeutung und nach der Berechtigung des etymologischen Grundsatzes, höchst verschiedene Bedeutungen aus einer einzigen, ursprünglichen, abzuleiten. Uebergehen wir die lautlichen Eigenheiten, welche Dr. Abel anführt, so müssen wir noch die merkwürdige Thatsache des Gegensinns hervorheben, wonach z. B. ein Wort stark und schwach bedeutet. Diese Untersuchungen reihen sich dem an, was Prof. Fick im 4. Bande seines vgl. Wörterbuchs 3. Aufl. behandelt und werden somit für den Aegyptologen und jeden Sprachforscher überhaupt von größtem Interesse sein.

οβ. **Berliner Märchen** von Walter Gottheil. Mit achtzehn farbigen Illustrationen nach Federzeichnungen von Henry Albrecht. Berlin, Walter & Apolant. 1882.

Ein noch jugendlicher Autor hat sich mit diesen „Märchen" glücklich in die Literatur eingeführt. Er offenbart sich in jeder Zeile als ein Schüler Andersen's, und zwar als ein talentbegabter Schüler, der sauber und anmuthig seine kleinen Dichtungen gestaltet, wenn er auch einer eigenartigen Physiognomie, einer ausgeprägten, sei es rein poetischen oder satirischen, Individualität zur Zeit noch entbehrt. Es sind wirkliche Märchen, Kindermärchen, die er bietet; nur in dem Titel und in einigen Aeußerlichkeiten macht das specifisch Berlinische sich geltend, in allem Wesentlichen aber spielen diese Erzählungen in dem poetischen Nirgendheim und Nebeldorf, welches nur in der Vorstellung, nicht in dem Bereich der Wirklichkeit existirt. Ort: der poetische, könnte man frei nach Hebbel sagen. Sollen wir Einzelheiten unterscheiden, so würden als die gelungensten Dichtungen „Lachkäbchen", „Der falsche Kanarienvogel" und „Die Chinesen in Berlin" zu bezeichnen sein; als die wenigst gelungenen die unklare „Nixe der Spree" und das völlig aus den Rahmen tretende Zigeunermärchen von dem „Prinzeßchen Annina". Ein besonderes Lob verdienen die mit leichter Hand und meist geschickt und stimmungsvoll eingestreuten Verse.

ιρ. **Klassische Dichterwerke aus allen Literaturen** auf Grund der vorzüglichsten Commentare erläutert von H. Normann. Stuttgart, Levy & Müller. 1880.

Es ist das ein verdienstvolles Unternehmen, dem wir regste Beachtung wünschen. Gar viel bleibt unverstanden von den literarischen Meisterwerken, weil der rasch dahingleitende Blick nur immer erkennen will und sich nicht Muße gönnt, den Weg durch das Denken zu finden — der hastende Charakter unserer Tage macht auch in dem Bildungsbedürfen sich geltend. Da sind H. Normann's kundige Erläuterungen, denen wir besonders Gewissenhaftigkeit nachrühmen können, ein dankenswerthes Beginnen.

ιρ. **Spledder un Spöhn.** Snaksche Vertellung von C. B. Derboek. Band. I. „Ut de Hausbunkentid." Band II. „Ut de Bläuthentid." Berlin, Otto Drewitz.

Freunden des plattdeutschen Dialekts werden diese Bücher eine willkommene Gabe sein. C. B. Derboek ist als ein tüchtiger Epigone Fritz Reuter's zu bezeichnen; kerniger Humor und treffende Charakteristik sind ihm eigen. Wir meinen nur, daß Anmerkungen über gar zu eigenartige Worte und Redensarten des mecklenburgischen Idioms zu besserem Verständnisse der Bücher nothwendig gewesen wären und bemerken beiläufig, daß „Hausbunkentid" wol die Zeit der Jugendstreiche bezeichnen soll.

ιρ. **Gedichte** von Louise Steman, Wien, Faesy & Frick. K. K. Hofbuchhandlung. 1880.

Von warmem Empfinden dictirt, und nicht ohne gestaltendes Talent. Die Dichterin weiß fließend zu reimen, zwanglos fügen sich die Verse zu Strophen; was Menschenbrust durchbebt, was Menschenherz erhebt, hat sie mit weiblicher Feinfühligkeit erlauscht. Das rein lyrische Gepräge dieser Gedichte weist sie besonders der Frauenwelt zu — ob Ghaselen, Oden oder Sonette, ihr Wesen bleibt immer das Lied.

ιρ. **Zur Dämmerzeit.** Gedichte von Max Kalbeck. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1881.

Immer von Neuem bedauern wir einzelnen Gedichtsammlungen gegenüber die Abneigung des gebildeten Publikums gegen lyrische Dichtungen. Es ist nicht wahr, daß der Quell ewig schöner Lieder versiegt sei, und diese Gedichte von Max. Kalbeck sind dafür ein neues Zeugniß. Hier ist Phantasie und Formengewandtheit; vollströmender Pulsschlag bewegten Empfindens gelangt, angeregt durch echten lyrischen Nerv, zu schönem, ergreifenden Ausdruck; der elegische Zug, der selten nur in dieser Dämmerzeit des Dichters von hoffnungsvollem Ausblick verdrängt wird, hat viel von der Gluth Byron'scher Trauer. Uns will es vorkommen, als wären die meisten dieser Gedichte an eine bestimmte Adresse gerichtet, als läge hinter ihnen ein verlorenes Eden, und kein Hoffnungsstern leuchte mehr „zur Dämmerzeit!" Gleichviel! — Wir bezeichnen diese Kalbeck'schen Gedichte, mit aller Hochachtung für unsere alten Meister, als eine Bereicherung unserer lyrischen Literatur.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. November zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

ABC, Berliner. Alphabetisches Eisenbahn-Kursbuch nach amtlichen Quellen bearbeitet im Kursbureau von Brasch & Rothenstein, Berlin W., Friedrich-Strasse 78, mit einer neuen Karte des Eisenbahnnetzes von Mittel-Europa. Winter 1881/82. Berlin, Verlag der Central-Buchhandlung.

Alethes. — Quid est veritas? Eine religiöse Entwickelung in Gedichten von Alethes. Dresden, R. v. Grumbkow, Hof-Verlagsbuchhdlg. 1881.

Allerlee aus der Alterlaustitz. Hetterei und Ernstes in Oberlausitzer Mundart. 1. Bierte revidirte Aufl. Mit 19 Bildern in Holz geschnitten von Prof. Bürkner. Bautzen, Ed. Rühl. 1882.

Arioft's Rasender Roland. Illustrirt von Gustav Doré. Mit 81 großen Bildern und 525 in den Text gedruckten Holzschnitten. Metrisch übersetzt von Hermann Kurz. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Paul Heyse. Lfg. 21—30. Breslau, S. Schottlaender.

Auegg. — Ueber den Wert der Allgemeinbildung für die Frauen. Vortrag von Henriette Auegg. Graz, C. Huber. 1882.

Baumbach. — Spielmannslieder von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1882.

Beiske. — Dr. Heinrich Beiske's Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814. Vierte, vollständig neu bearbeitete Auflage von Dr. Paul Goldschmidt. Lfg. 1. Bremen, M. Heinfius. 1881.

Bergedorf. — Faust und das christliche Volksbewußtsein. Von Max Bergedorf. Dresden, R. v. Grumbkow, Hof-Verlagsbuchhdlg. 1881.

Berger. — Lehrbuch der englischen Sprache für den Handels- und Gewerbestand. Anleitung zur gründlichen Erlernung der englischen Umgangs- und Geschäftssprache und der Handels-Correspondenz mit durchgängiger Bezeichnung der Aussprache. Zum Gebrauche in Handels- und Gewerbeschulen, sowie für den Privat- und Selbstunterricht von Hermann Berger, Professor an der Wiener Handels-Akademie. 4. verm. und wesentlich verbesserte Aufl. Wien, A. Hölder, K. K. Hof- und Universitätsbuchhdlg. 1881.

Besser. — Zur Hamletfrage. Versuch einer Erklärung des Stücks von Hermann Besser. Dresden, E. Pierson's Buchhdlg. 1881.

Bilder für Schule und Haus, herausgegeben von Adrel Richter, Director der ersten Bürgerschule und Ernst Lange, Lehrer an der ersten Bürgerschule in Leipzig. Lfg. 13—22. Leipzig, Expedition der Illustrirten Welt. J. J. Weber.

Bird. — Leben einer Dame in den Felsengebirgen. Von Isabella L. Bird. Aus dem Englischen. Berlin, O. Janke. 1882.

Bismarck-Kalender für das Jahr 1882. XV. Jahrg. Minden, W. Köhler.

Böhlau. — Novellen von Helene Böhlau. Inhalt: Im Banne des Todes. — Salin Kalisse. — Maleen. Berlin, W. Herz (Besser'sche Buchhdlg.) 1882.

Bois-Reymond. — Ueber die Grenzen des Naturerkennens. — Die sieben Welträthsel. Zwei Vorträge von Emil du Bois-Reymond. Leipzig, Veit & Comp. 1882.

Brandes. — Moderne Geister. Literarische Bildnisse aus dem neunzehnten Jahrhundert von Georg Brandes. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Rütten & Loening. 1882.

Braun-Wiesbaden. — Der Diamanten-Herzog. Ein Deutscher Prinzenspiegel. Von Karl Braun-Wiesbaden. Berlin, A. Hofmann & Co. 1881.

Brehm's Thierleben. Chromo-Ausgabe. Mit 170 Tafeln in Farbendruck, unter Leitung der Zoologen Dr. Eintanner, Prof. Dr. Klunzinger, Prof. Dr. O. Schmidt und Prof. Dr. Taschenberg nach dem Leben ausgeführt von Maler Olof Winkler. Heft 2—4. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 4. Aufl. Bd. 1. 2. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. 1881.

Brockhaus. — Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln u. im Texte. Zweites bis viertes Heft. Abraham a Santa-Clara — Afrika. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Buchner. — Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Von Wilhelm Buchner. Lfg. 5—7. Lahr, M. Schauenburg. 1881.

Bunge. — Schauspiele von Rudolf Bunge. Band I—III. Cöthen, P. Schettler's Verlag.

Busch. — Eine Wallfahrt nach Jerusalem. Bilder ohne Heiligenscheine von Moritz Busch. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1881.

Carus. — Metaphysik in Wissenschaft, Ethik und Religion. Eine philosophische Untersuchung von Dr. Paul Carus. Dresden, R. v. Grumbkow, Hof-Verlagsbuchhdlg. 1881.

Catalogue des livres composant la bibliothèque de feu M. Leger Boivin. Bordeaux, Feret et fils. 1881.

Caus. Salomon de Caus. Ein Drama in fünf Acten. Stettin, Herrcke & Lebeling. 1881.

Cesari. — La Responsabilita dei Padroni. Nel Danni Prodotti dal Lavoro. Studio del Dott. Cesare Cesari. Ascoli-Piceno. 1881.

Chaillu. — Im Lande der Mitternachts-Sonne. Sommer- und Winterreisen durch Norwegen u. Schweden, Lappland und Nord-Finnland. Nach Paul B. Du Chaillu frei übersetzt von A. Helms. Mit 48 Tonbildern und 200 Holzschnitten im Text. Mit einer großen Ansicht von Stockholm und Karte. Lfg. 1. Breslau, Ferd. Hirt & Sohn.

Consentius. — Dichtungen von Rudolf Otto Consentius. 4 Bde. Karlsruhe, H. Reuther. 1881.

Cron. — Maria Wernau. Erzählung für die Frauenwelt von Clara Cron. Magdeburg, C. Baensch, Kgl. Hof- und Verlagsbuchhdlg.

Cron. — Eva oder ein seltsames Vermächtniß. Erzählung für die reifere weibliche Jugend. Von Clara Cron. 2. verb. Aufl. Mit 40 Text-Illustrationen und einem Titelbilde. Leipzig, C. Spamer. 1882.

Darstellung, beschreibende, der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen. Herausgegeben von der Historischen Commission der Provinz Sachsen. Heft 4. Der Kreis Mühlhausen. Halle a. S., O. Hendel. 1881.

Desiderius. — Pro Sanitate bon Dr. Desiderius. Berlin, J. Bohne. 1881.

Dumas. — 1881. **Catalogue illustré du Salon.** Contenant environ 500 reproductions d'après les dessins originaux des artistes. Publié sous la direction de **F. G. Dumas.** Deuxième édition, comprenant un supplément. Autorisé par le Ministère de l'Instruction publique et des Beaux-Arts et par la Société des Artistes français. Paris, Librairie d'art, L. Baschet.

Duncker. — Geschichte der Alterthums. Bd. V. Dritte, vierte und fünfte Auflage. Leipzig, Duncker & Humblot. 1881.

Dünzer. — Lessings Leben von Heinrich Düntzer. Mit authentischen Illustrationen: 46 Holzschnitte und 8 Facsimiles. Leipzig, G. Wartig's Verlag. 1882.

Eck. — Gedichte von Friedrich Eck. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. 1881.

Ehlert. — Dramatische Dichtungen von August Ehlert. Osterburg, Selbstverlag des Verfassers. 1881.

Ehrmann. — Die Tante. Ein Sittenbild aus dem jüdischen Familienleben. Von Daniel Ehrmann. Wien, A. Hölder, k. k. Hof- und Univbchdlg. 1881.

Engelhardt. — Mein Album. Gedichte von Helene v. Engelhardt. 2. Aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1881.

Engelmann. — Volksmärchen und Götter sagen aus germanischer Vorzeit. Epische Dichtungen von Emil Engelmann. Mit einem Titelbild von E. Weißner. 2. Aufl. Stuttgart, J. Benz & Comp. 1882.

Engelmann. — Volksmärchen und Götter sagen aus germanischer Vorzeit von Emil Engelmann. Neue Folge. Mit einem Titelbild zu „Waldelfe" von E. Weißer. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlg. 1882.

Erfindungen, die, der neuesten Zeit. Zwanzig Jahre industrieller Fortschritte im Zeitalter der Weltausstellungen. Mit besonderer Rücksicht auf Patentbesten und die Ziele der Kunstindustrie. Unter Mitwirkung von Ingenieuren des L. Patentamtes und anderen Fachmännern. Herausgegeben von Dr. G. van Muyden und Heinr. Franberger. Mit zahlreichen Text-Abbildungen und Kunstbeigaben. Ergänzungsband zur Prachtausgabe vom Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrie. Heft 1. Leipzig, C. Spamer.

Falke. — Die Kunst im Hause. Geschichtliche und Kritisch-ästhetische Studien über die Decoration und Ausstattung der Wohnung von Jacob von Falke. 4. verm. Aufl. Mit circa 6 Farbendruckbildern, 50 Lichtbildern und Tondruckplatten und mehr als 220 Holzschnitt-Illustrationen im Texte. Heft 9. 10. Wien, C. Gerold's Sohn. 1881.

Faulmann. Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst, ihrer Erfindung durch Johann Gutenberg und ihrer technischen Entwicklung bis zur Gegenwart. Von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farben- und Ton-

druck, 12 Beilagen und 300 in den Text gedruckten Illustrationen, Schriftzeichen und Schriftproben. Lfg. 1. Wien. A. Hartleben's Verlag.

Firnhaber. — Die Nassauische Simultanvolksschule. Ihre Entstehung, gesetzliche Grundlage und Bewährung nebst einer Geschichte der alten Nassauischen Volksschule dargestellt von Dr. C. G. Firnhaber, Geheimer Regierungs-Rat a. D. Band I. Wiesbaden, C. G. Kunze's Nachf. (Dr. Jacobi). 1881.

Flamm. — Hyla. Dramatisches Gedicht in fünf Acten von Wilhelmine Flamm, geb. Link. Neutlingen, C. Rupp. 1881.

Fontane. — Ellernklipp. Nach einem Harzer Kirchenbuch von Theodor Fontane. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1881.

Freisinn. — Renata. Von B. Freisinn. Dresden, E. Pierson's Buchhdlg. 1881.

Fröbel. — Die realistische Weltanschauung und die utilitarische Civilisation. Von Julius Fröbel. Leipzig, Otto Wigand. 1881.

Gaedertz. — Gabriel Kollenhagen. Sein Leben und seine Werke. Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur, des deutschen Dramas und der niederdeutschen Dialektdichtung. Nebst bibliographischem Anhang von Karl Theodor Gaedertz. Leipzig, S. Hirzel. 1881.

Gätschenberger. — Geschichte der aufgeklärten Selbstherrschaft und der Wiedergeburt der Sitten. Von Stephan Gätschenberger. Leipzig, Otto Wigand. 1881.

Geibel. — Echtes Gold wird klar im Feuer. Ein Sprichwort von Emanuel Geibel. Schwerin i. M., A. Hildebrand's Verlag. 1882.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie, unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Ludwig Eisenlohr und Carl Weigle, Architekten in Stuttgart. 19. Jahrg. Heft 11. Stuttgart, J. Engelhorn. 1881.

Glaubrecht. — Der Wachtelkorb. Erzählung von O. Glaubrecht (Rudolf Oeser). 2. Aufl. Illustrirt von Hugo Kauffmann. Initialen von Franz Wibmann. Glogau, C. Flemming.

Godin. — Neue Märchen von einer Mutter erdacht. Von Amelie Godin. Mit 8 Bildern von Leopold Benus. 3. Aufl. Glogau, C. Flemming.

Goltzsch. — Der Zeuge. Ein Märchen aus der Jetztzeit. Dramatisches Gedicht in zwei Theilen von Rudolf Goltzsch. Berlin, Freund & Jeckel. 1881.

Goethe. — **Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.** Seinem Denkmal. Dritte Aufl. Herausgegeben von Herman Grimm. Berlin, 1881, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhdlg.).

Goethe's Dichtung und Wahrheit. Erläutert von Heinrich Düntzer. Leipzig, E. Wartig's Verlag. 1881.

Goethe. — Faust. Mit Anmerkungen und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. 2. Theil. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1881.

Grabow. — Hat die Schreibung — ieren in Fremdwörtern etymologischen Werth? Beitrag zur orthographischen Frage von Dr. Grabow. Oppeln, 1881.

Große-Otto. — Vaterländisches Ehrenbuch. Große Tage aus der Zeit der Befreiungskriege. Gedenkbuch an die glorreiche Zeit von 1813 bis 1815. Herausgegeben von Ed. Große und Franz Otto. 4. gänzlich umgeard. Aufl. Mit 200 Text-Illustrationen, 4 Tonbildern, sowie einem bunten Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1882.

H. — Jugend-Tage. Gedichte von R. G. H. Berlin, Plahn'sche Buchhdlg. 1882.

Harting. — Letivo a un ancien membre du Transvaal-Independence-Committee à Londres par le professeur P. Harting. Utrecht, L. E. Bosch & Fils. 1881.

Heimgarten. Eine Monatsschrift gegründet und geleitet von P. K. Rosegger. VI. Jahrg. Heft 1. October, Heft 2. November 1881. Graz, Leykam-Josefsthal.

Henk. — Die Kriegführung zur See in ihren wichtigsten Epochen von L. von Henk, Vice-Admiral z. D. Berlin, O. Janke. 1881.

Herzblättchens Zeitvertreib. Unterhaltungen für kleine Knaben und Mädchen zur Herzensbildung und Entwickelung der Begriffe. Im Verein mit mehreren Kinderfreunden herausgegeben von Thekla v. Gumpert. 26. Band. Mit 24 Lithographien und 13 Holzschnitten von H. und F. Bürkner, W. Claudius, A. Diethe, K. Fröhlich, B. Mühling u. A. Glogau, C. Flemming.

Heltner. — Geschichte der englischen Literatur von der Wiederherstellung des Königthums bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. 1660—1770. Von Hermann Heltner. 4. verb. Aufl. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 1881.

Homers Ilias. Uebersetzt und erklärt von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverl. 1881.

Hülsen. — Bilder aus der modernen Welt von Helene von Hülsen. Berlin, Plahn'sche Buchhandlung (Henri Sauvage). 1882.

Humoristen, deutsche, aus alter und neuer Zeit. In einer Auswahl und mit litterarischen Einleitungen herausgegeben von Dr. Julius Rodert. 1. Band. Franz von Gaudy. Altenburg, O. Bonde.

Jordan. — W. Jordan's Nibelunge. Zweites Lied: Hildebrandt's Heimkehr. 1. Theil. 5. Aufl. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1881.

Kaden. — Italien. Eine Sommerfahrt nach dem Süden. Von Woldemar Kaden. Mit 88 Bildern unserer ersten deutschen Künstler und einer Karte. Glogau, C. Flemming.

Kalchberg. — Mein politisches Glaubensbekenntniß in Gedenkblättern aus einer achtzigjährigen Pilgerfahrt. Von Dr. Josef Freiherrn von Kalchberg. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1881.

Kaferstein. — Pädagogische Studien. Von M. Kaferstein. (Achte Sammlung). Cöthen, P. Schettler's Verlag. 1881.

Kreiten. — Lichtstrahlen aus den Werken der Gräfin Ida Hahn-Hahn ausgewählt von Heinrich Keiter. Mainz, Frz. Kirchheim. 1881.

Kleinpaul. — Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. phil. Rud. Kleinpaul. Mit 368 Illustrationen. Lfg. 5. 6. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1881.

Knauth. — Die Faustsage in ihrer Entstehung, Verwickelung und Entwickelung. Rede von Paul Knauth. Freiberg, J. G. Engelhardt'sche Buchhdlg. (M. Ifenlee). 1881.

Koechly. — Cäsar und die Gallier. Vortrag von Hermann Koechly. Zweite Ausgabe. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhdlg. 1882.

Konversations-Lexikon, Illustrirtes, der Gegenwart. Nachschlagebuch für Haus und Familie zum täglichen Gebrauch. Mit etwa 1500 Textabbildungen, 20—25 Extrabeigaben, Karten, Plänen ꝛc. Lfg. 11. Leipzig, O. Spamer. 1880.

Körner. — Christian Gottfried Körner's gesammelte Schriften. Herausgegeben von Adolf Stern. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1881.

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohe. Lfg. 1 in Gotha. 2. Aufl. Lfg. 20. 21. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Kühn. — Barbarossa. Eine Erzählung aus der Geschichte des deutschen Volkes von Franz Kühn. 2. Aufl. Mit vier Bildern von L. Benus. Glogau, C. Flemming.

Kühn. — Deutsche Treue. Eine Erzählung aus der Geschichte des deutschen Volkes von Franz Kühn. Glogau, C. Flemming.

Kuntze. — Um die Erde. Reiseberichte eines Naturforschers. Von Dr. Otto Kuntze. Leipzig, P. Frohberg. 1881.

Kunz. — Aus dunklen Tiefen zum Sonnenlicht. Berichte über die Ausgrabungen der Neuzeit für Freunde des Alterthums, insbesondere für die deutsche Jugend. Herausgegeben von Hermann Kunz. Mit 62 Text-Illustrationen und einem Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Kurnik. — Ein Menschenalter. Theater-Erinnerungen (1845—1880) von Max Kurnick. Berlin, O. Janke. 1882.

Laicus. — Das Haus Prozius. Ein Charakterbild aus der modernen Gesellschaft von Philipp Laicus. Mainz, Frz. Kirchheim. 1881.

Laistner. — Novellen aus alter Zeit von Ludwig Laistner. Inhalt: Schneekind. — Der geraubte Spielmann. — Heinrike. — Unehrliche Leute. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhdlg.) 1882.

Lange. — Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart von Friedrich Albert Lange. Wohlfeile Ausgabe. In der Reihe der Auflagen die vierte. Besorgt und mit biographischem Vorwort versehen von Prof. Hermann Cohen. Iserlohn, J. Baedeker. 1882.

Leander. — Träumereien an französischen Kaminen. Märchen von Richard Leander. Neue Prachtausgabe. Mit Bildern von Olga von Fialka. In Holzschnitten von Brend'amour. Leipzig, Brettkopf & Härtel. 1881.

Lehmann. — Dornröschen. Ein Blumenstrauß in Liedern von Karl Lehmann. Naumburg a. S., A. Schirmer.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Ge-

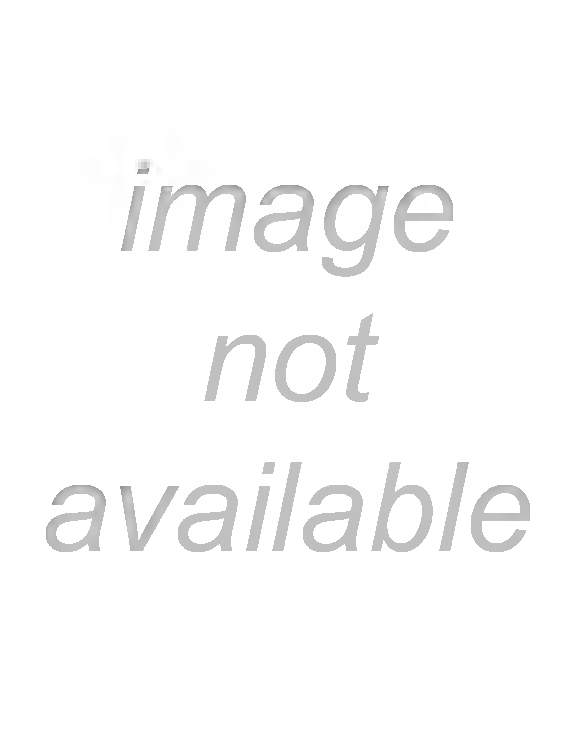
image
not
available

Ratzinger. — Die Volkswirthschaft in ihren sittlichen Grundlagen. Ethisch-sociale Studien über Cultur und Civilisation. Von Dr. Georg Ratzinger. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshdlg. 1881.

Reime eines Unbekannten. Köln, M. Du Mont-Schauberg. 1881.

Reinecke Fuchs. Ein heiteres Kinderbuch von Julius Lohmeyer und Edwin Sormann. (Freie Nachdichtung des niederdeutschen Reinke de Vos.) Mit 12 Bildern von Fedor Flinzer. Glogau, C. Flemming.

Reissmann. — Handlexikon der Tonkunst. Herausgegeben von Dr. August Reissmann. Berlin, K. Oppenheim. 1882.

Rosen. Leitfaden für Krankenpflegerinnen, enthaltend die Privatpflege, den Spitaldienst, die Krankenpflege im Kriege und die Pflege des kranken Kindes. Von Kathinka Freifrau von Rosen, geb. von Fabricius. Wien, C. B. Faesy. 1882.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts in München. IV. Jahrg. Heft 2. Wien, A. Hartleben. 1881.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 69. Ueber den Einfluß der Leibesübungen auf den menschlichen Körper. Von Dr. Felix Betz. Prag. 1881.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XVI. Serie. Heft 378. Gasligen und Feuerbach. Die Koryphäen der deutschen Rechtswissenschaft. Von C. Hölder. Heft 379. Die Gewinnung von Gold und Silber. Von Dr. G. Rammelsburg. Berlin, C. Habel. 1881.

Schack. — Die Pisaner. Ein Gedicht in zehn Gesängen von Adolf Friedrich Grafen von Schack. Mit einem Titelbilde von Julius Naue, darstellend die Rückkehr von Kallias und Arete aus der Schlacht von Salamis. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. 1881.

Schack. — Meine Gemäldesammlung. Von Adolf Friedrich Grafen von Schack. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. 1881.

Schemionek. — Musbrücke und Redensarten der Elbinglichen Mundart mit einem Anhange von Anekdoten dem Volke nacherzählt. Gesammelt und erklärt von August Schemionek. Danzig, Th. Bertling. 1881.

Scherzer. — Wirthschaftliche Thatsachen zum Nachdenken. Zusammengestellt von Dr. Karl von Scherzer. Leipzig, Otto Wigand. 1881.

Schlegel. — Dorothea v. Schlegel, geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel im Auftrage der Familie Veit herausgegeben von Dr. J. M. Raich. 2 Bde. Mit den Bildnissen von Dorothea und Friedrich v. Schlegel und Johannes und Philipp Veit. Mainz, Frz. Kirchheim. 1881.

Schneider. — Fest-Gabe zur Eröffnung des Paulus-Museums zu Worms 9. October 1881. Die St. Paulus-Kirche zu Worms in ihrer Geschichte von Friedrich Schneider. Mainz, J. Diemer.

Schüler. — Deutscher Volkspiegel. Gedichte aus deutscher Sage und Geschichte von August Schüler. Bremen, C. Ed. Müller. 1882.

Schulze. — Die physikalischen Kräfte im Dienste der Gewerbe, der Kunst und der Wissenschaft. Frei nach Guillemin von Prof. Dr. Rudolf Schulze, Oberlehrer an der Königl. Realschule zu Döbeln. Mit 410 Holzschnitten, 15 großen Abbildungen außerhalb des Textes und 3 Buntdruckkarten. Leipzig, B. Frohberg.

Schwarz. — Algerien (Küste, Atlas und Wüste). Nach 50 Jahren französischer Herrschaft. Reiseschilderung nebst einer systematischen Geographie des Landes von Pfarrer Dr. Bernhard Schwarz. Mit Illustrationen und einer Karte. Leipzig, P. Frohberg. 1881.

Segesser. — Ludwig Pfyffer und seine Zeit. Ein Stück französischer und schweizerischer Geschichte im sechszehnten Jahrhundert. Von Dr. A. Ph. v. Segesser. II. Band. Vierzehn Jahre schweizerischer und französischer Geschichte 1571—1584. Bern, K. J. Wyss. 1881.

Situation, La. Du Pape et le dernier mot sur la question romaine. Paris. 1881.

Sophokles. — Antigone. Drama von Sophokles. Aus dem Griechischen in antikem Versmaß übertragen von H. A. Feldmann Dr. Hamburg, H. Grüning. 1882.

Stieglitz. — Grundsätze der historischen Entwicklung aus den übereinstimmenden Principien der Philosophie A. Schopenhauer's und der naturwissenschaftlichen Empirie abgeleitet von Theodor Stieglitz. Wien, Friedrich Beck. 1881.

Sturm. — Märchen von Julius Sturm. Illustrirte Ausgabe. Bilder von Olga von Flatka. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Tandem. — Prometheus und Epimetheus. Ein Gleichniss von Carl Felix Tandem. II. Theil. Aarau, H. R. Sauerländer. 1881.

Taubert. — Der Antiquar. Von Emil Taubert. Berlin, Walther & Apolant. 1882.

Taylor. — Die Dichtung in Bildern. Literarische Studien von Bayard Taylor (Ausgewählte Werke. 1. Band.) Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1881.

Teutsch. Schwarzburg. Historische Erzählung aus dem Siebenbürger Sachsenlande. Von Friedrich Teutsch. Lfg. 1. 2. Kronstadt, H. Trepkandt. 1882.

Theater-Repertoir, Wiener. 361. Lfg. Die Prinzessin von Bagdad. Komödie in drei Acten von Alexander Dumas. Deutsch von Emerich Bukovics. Wien, Wallishausser'sche Buchhandlg. (Jos. Klemm). 1881.

Töchter-Album. Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und Gemüthes der heranwachsenden weiblichen Jugend. Unter Mitwirkung von Dr. W. Buchner, Oberlehrer R. Hummel, Marie Hutberg 2c. 2c. herausgegeben von Thekla von Gumpert. Mit 24 Bildern von Prof. H. Bürkner, F. Bürkner, W. Claudius, A. Diethe, F. Flinzer und W. Mühlig. 27. Band. Glogau, C. Flemming.

Tolstoy. — Fürst Serebrény. Roman in zwei Bänden von Graf Alexis Tolstoy. Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Lange. Mit einer Einleitung von Julius Hart. Berlin, A. L. Auerbach. 1882.

Universal-Bibliothek. Nr. 1514. Der Bund der Jugend. Schauspiel in fünf Aufzügen von Henrik Ibsen. Deutsch von Wilhelm Lange. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Voß. — Bergahl. Eine Bescheergadener-Erzählung von Richard Voß. Frankfurt a. M., L. Koeniger. 1882.

Waldberg. — Studien zu Lessings Stil in der Hamburgischen Dramaturgie von Dr. Max R. von Waldberg. Berlin, W. H. Kühl. 1882.

Walter. — Die Socialisten. Drama in fünf Acten von Hans Walter. Wien, L. Rosner. 1881.

Wazenaar. — Een Vlaamsche Jongen. Door Wazenaar (Dr. Amand de Vos). Tweede, omgewerkte, zeer merkelijk vermeerderde uitgaaf. Gent, J. Vuylsteke (Boekhandel W. Rogghe). 1881.

Weber. — C. J. Weber's Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Auswahl. 3. Ausgabe mit neu durchgesehenen und überarbeiteten Anmerkungen und einer Biographie des Verfassers. Berlin, J. Klönne & G. Müller. 1882.

Wenker. — Sprach-Atlas von Nord- und Mitteldeutschland. Auf Grund von systematisch, mit Hülfe der Volksschullehrer gesammoltem Material aus circa 30,000 Orten bearbeitet, entworfen und gezeichnet von Dr. G. Wenker. Abth. I. Lfg. 1, Blatt I, 2, 18, 19, 27, 28, Orts-Verzeichniss. Strassburg, Karl J. Trübner. 1881.

Wershoven. — Technical vocabulary english-french for scientific, technical and industrial students by Dr. F. J. Wershoven. London, Hachette & Cie.

Zeit- und Streitfragen. Deutsche Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers 2c. herausgegeben von Franz von Holtendorff. Jahrg. X. Heft 157. Hand-Bildung und Hausfleiß. Von A. Lammers. Berlin, C. Habel. 1881.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XVI. Band. Heft 4. 5. Mit Gratisbeilage. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. Band VIII. Nr. 6, 7. Berlin, Dietrich Reimer. 1881.

Zeitschrift, Historische. Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Neue Folge zehnter Band. Drittes Heft (Zahrgang 1881 sechstes Heft). München, R. Oldenbourg. 1881.

Zolling. — Reise um die Pariser Welt von Theophil Zolling. 2 Bde. Stuttgart, W. Spemann. 1881.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

Fresno State Feb 20 '50 P
MAR 1950 RE'D
INTER-LIBRARY LOAN

JUN 5 - 1976

REC. CIR. JUN 10 '86

REC. CIR. JUN 1 0 1986

LD 21-100m-9,'48(B399s16)476

YD 11000

GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY

B000539371

32169

AP
30
D45
v. 29

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY